



R

erlit

24

138

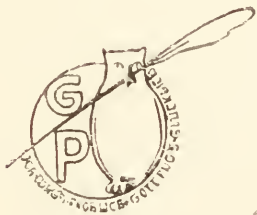
096

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hafe †

Band CLXXIV

(Januar — Februar — März 1918)



164410
29/8/20

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meutenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Casfor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuch. Friedr. Klisans Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Sococ & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaëlis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoelt & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reibel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Morgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, S. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, A. Hoepli. — Moskau, J. Neubner. Gesellschaft M. D. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchh. — Neapel, Deiken & Notholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Verndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. S. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. D. Wolff. A. Isler. K. L. Alder. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krabe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Neubner. Jond & Pollewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Meilin & Co. — Rom, Vescher & Co., Hofbuch. — Rotterdam, W. J. van Nengel. S. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nöbber & Co. — Stockholm, C. E. Friske'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Bed'sche Hofbuchh. (A. Bölder). Wlth. Braumüller & Sohn. Wlth. Frid. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moriz Perles. Zeitungsbureau S. Goldschmiedt. — Yokohama, Gelfer & Gilbert. Windler & Co. — Zürich, Adolf Würdele. C. M. Ebel. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schulthess & Co. E. Svedel & Wurzel.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP

30

D4

Bd. 174

Inhaltsverzeichnis

3000

Hundertvierundsiebzigsten Bande (Januar — März 1918).

	Seite
Rudolf Pechel. Bruno Hake. Ein Gedenkblatt aus dem Felde . . .	1
V. L. Freiherr von Mackay. Der Staat, National- und Weltwirtschaft	6
Philipp Hildebrandt. Der italienische Imperialismus und sein Ende	31
Ewald Banse. Ins Innere von Tripolis	43
Karl Toth. „Jean-Christophe“ und die deutsche Kultur . .	57
Wilhelm Schäfer. Lebensabriß	79
Major Conrad von Holleuffer. Kreuz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) XVI	98
Ferdinand Tönnies. Adolph Wagner	107
Eugen Fischer. Das Leben Martin Luthers. (Fortsetzung) IX .	117
Weihnachtliche Rundschau. (Schluß).	129
Literarische Notizen.	136
Literarische Neuigkeiten	140
o o o Zur Entwicklung der furländischen Verfassung . . .	141
Ernst Müsebeck. Die märkische Ritterschaft und die preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820. I	158
J. von Uexküll. Biologie und Wahlrecht	183
Herbert Martens. An Deutschlands Esse. Sonette	204
Conrad Wandrey. Theodor Fontanes „Effi Briest“	209
Major Conrad von Holleuffer. Kreuz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) XVII	228
Eugen Fischer. Das Leben Martin Luthers. (Fortsetzung) X .	240
Franz Zweybrück. Romantik am Wiener Burgtheater . . .	254

(Fortsetzung umfliegend.)

Inhaltsverzeichnis

	Seite
B. L. Freiherr von Mackay. Johnston gegen Johnston . . .	256
Franz Fromme. Neuere Schriften über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände Belgiens. I	262
Helene Raff. Vom alten Gymnasium	266
Literarische Notizen	269
Literarische Neuigkeiten	272
* * * Elsassische Gesichte	273
o o o Die Wurzeln der russischen Anarchie	302
B. L. Freiherr von Mackay. Rußlands Zusammenbruch und die Erweckung seiner asiatischen Völkerschaften . . .	318
Ewald Banse. Vom Oliven- zum Dattellande	343
Ernst Müsebeck. Die märkische Ritterschaft und die preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820. II (Schluß) . . .	354
Josef Körner. Aus Friedrich Schlegels Brieftasche. Ungedruckte Briefe. Mitgeteilt. I	377
Major Conrad von Holleuffer. Kreuz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) XVIII	389
Gottfried Fittbogen. Von den deutschen Balten und Bauern Rußlands	400
Franz Fromme. Neuere Schriften über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände Belgiens. II (Schluß)	406
Literarische Notizen	411
Literarische Neuigkeiten	415

Bruno Hafe.

Ein Gedenkblatt aus dem Felde.

Von

Rudolf Vechel.

Nicht nur der „Deutschen Rundschau“, nicht nur seinen Freunden, der Gesamtheit ist Bruno Hafe durch seinen Tod in der Flandernschlacht genommen worden. Als letzten Gruß an ihn gilt es, Zeugnis für ihn abzulegen vor der Öffentlichkeit, die nicht einmal ahnen kann, was sie verlor, denn in der Vollkraft seiner Jahre, doch ohne daß es gelungen wäre, die reisende Saat in die Scheuern zu bergen, hat ihn die blinde Kugel ereilt.

Geboren am 18. März 1883, einem Tage, der ihn nicht durch bloßen Zufall mit Hebbel verband, in Leer in Ostfriesland, trug er schon in seiner äußeren Erscheinung die auszeichnenden Merkmale des bevorzugten Friesenstammes. Groß und schlank, von norddeutscher Vornehmheit der Erscheinung, mit einem starken, blonden Kopf, „wie mit dem Beil gehauen“, dessen Energie viele Jahre durch eine verträumte Weichheit des Gesichtsausdrucks gemildert wurde, bis die harte Schule des Krieges ihn in seiner Idee rein zum Vorschein brachte, mit tiefblauen, strahlenden Augen wies auch sein Wesen die hervorstechenden Friesenzüge: einen einheitlichen, geschlossenen Charakter, einen besonderen, systematischen Verstand, den eine tiefe Neigung zur Mystik und einer feinen Schwärmerei glücklich ergänzte, stolze Zurückhaltung gepaart mit herber Innerlichkeit, die Fähigkeit, Treue zu halten, und ein Herz, dessen Schätze an Liebe und Güte nicht auszuschöpfen waren. Tiefe Religiosität ohne dogmatische Schranken, die seinem Wesen die bestimmende sittliche Note gab, der Blick in die Weite, ein grüblerischer Ernst und ein Drang zu lyrischem Schaffen waren das Erbteil von Vorfahren, die im freien Dienste eines tätigen, eifrigen Luthertums gestanden und Seefahrerblut in ihren Adern hatten.

Der Theologie bestimmt, bezog er die Universität Tübingen, wandte sich aber bald nach inneren Kämpfen den beiden großen Lieben seines Lebens zu, der deutschen Literatur und der Musik, nicht ohne von der Mutter aller Wissenschaften eine starke Vertiefung seines inneren Lebens mitzunehmen. Von Tübingen ging er nach Berlin, um bei Erich Schmidt sein Studium zu

vollenden. Hier empfing er die entscheidenden Anregungen seines Lebens, und geschult an des „Meisters“ strengem Stil trat er mit bedeutsamem Anfang, einer Arbeit über Wilhelm Müller, in den Kreis der jungen Germanisten. Schon sein Erstling zeigt seine glänzenden Vorzüge: weitgespannte, tiefschürfende Forschung und einen klaren, flüssigen, persönlichen Stil. Es war die Zeit, da in der Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur eine gewisse Stagnation zu herrschen schien, als das Ringen um die neue Wirklichkeitskunst, das die Generation vor uns belebt und früh zu tätiger Mitarbeit in der Öffentlichkeit gerufen hatte, längst mit dem großen Sieg beendet war und uns Jüngeren oft der Unmut unsere Wissenschaft verleiden wollte, da mit dem Kampf unserm Streben das Recht zu fehlen schien, und nur die Persönlichkeit unserer akademischen Lehrer uns bei der Stange hielt. Wir erhielten uns im Streit um neue Wege und Ziele der literarischen Forschung, um doch immer wieder im Tempel vor der strengen Göttin Chron zu knien und uns auf unserer Lehrer Worte: „Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen“ und unseres Volkes Tugenden auch in seinen Fehlern zu erkennen und zu lieben, mit dem fröhlichen „dennoch“ einzuschwören. Was die Zeit uns versagte, gab uns die Wissenschaft tausendfältig wieder. Und wenn die Liebe zum deutschen Wesen, das nirgends reiner zutage tritt als in der deutschen Literatur, die aber der kleinen und kleinsten Feinarbeit nicht entraten darf, um durch kritisches Zergliedern und dann erst Aufbauen im großen mit voller Brust sich hinzugeben, den Germanisten ausmacht, so war Hake ein rechter Germanist. Was er Erich Schmidt verdankt, hat er in dem großen, warmherzigen Nachruf in diesen Blättern niedergelegt. Sein Herz trieb ihn zur Wissenschaft — da gab das Schicksal seinem Leben eine andere Richtung. Er wurde Redakteur der „Deutschen Rundschau“, und Julius Rodenbergs feine und behutsame Hand führte ihn in die Geheimnisse des deutschen Schriftstellerberufes ein.

Etwas Halbes kannte Hake nicht, so gab er sich mit seiner Ehrlichkeit ganz dem neuen Beruf hin. Er lernte viel von Rodenberg. Einen berufeneren Führer als den Altmeister konnte er nicht finden, doch wahrte er seine Eigenart. In dieser Zeit ging Hakes innere Entwicklung mit Riesenschritten. In reinsten Freude und mit Stolz durften wir es miterleben. In der stählenden Arbeit des Tages wuchs ihm die Erkenntnis seiner eigenen Kraft, und das Handwerksmäßige des Berufs wurde ihm lediglich zum Rüstzeug, an die großen Aufgaben nur um so besser vorbereitet heranzugehen. Als Rodenberg kurz vor seinem Tode die Leitung der „Deutschen Rundschau“ jüngeren Händen überlassen wollte, konnte er keinen geeigneteren Nachfolger finden als Bruno Hake, denn Hake besaß alle Eigenschaften, die ihn zum Leiter — im weitesten Sinne — einer großen Zeitschrift befähigten.

Klar und fest waren seine Pläne, und Größe war in jedem. Sollte sich doch auch seine Dissertation über Wilhelm Müller zu einer Geschichte

des gesamten geistigen Berlins jener Tage auswachsen. Vielleicht gelingt es noch einer Freundeshand, die weit gediehenen Vorarbeiten als ein Ganzes herauszubringen. Hafe war in unermüdlicher Selbstzucht eine in sich geschlossene Persönlichkeit geworden, von ungetrübtem, unbestechlichem Urtheil, mit unbeirrbarem Instinkt für das Echte, Wahre, Große, den kein Blitzen und Blinkern zu täuschen vermochte. Er konnte schroff bis zum Zornausbruch werden gegenüber der Annatur und Verstößen gegen feinsten Herzenstakt. Mit innerer Devotion für echte Größe verband er ein Spürtalent für Kommendes, das der Förderung wert erschien. Er verstand das geistige Leben unseres Volkes und hatte ein feines Ohr für wertvolle Anregungen aus dem Ausland. Seine Pläne waren weitschauend und durchaus geeignet, neuen guten Wein in die alten Schläuche der „Rundschau“ zu gießen. Seine lautere Gesinnung und die Sauberkeit seines Empfindens hielten mit ruhiger Festigkeit alles Unehchte fern. Daneben besaß er die Herausgebertugend, die Erich Schmidt einmal an Rodenberg rühmte: „Leget Unmut ins Versagen.“ Er verstand zu lernen und zu hören. Wie oft saß er lange stumm in einem belebten Schweigen bei stürmischen Debatten, um dann durch ein feines und kluges Wort seinen Standpunkt fest zu umreißen. Sein geschulter historischer Sinn, seine reiche literarische Bildung — in Goethe, in der Mystik, in der er Deutschestes fühlte, in dem Hell-Dunkel der Romantik war er verwurzelt — und ein erdhafter Humor machten seinen Umgang anziehend, wie fein unbefleglicher Idealismus oft Verzweifelnde aufrichtete.

Seine andere Liebe, die Musik, war ihm treu geblieben, und es war ein Genuß, ihn hier zum Führer zu haben. Es waren Weihestunden, wenn er sich an das Klavier setzte und im feinsinnigen Eingehen auf anderer Eigenart begleitete oder, weit über Dilettantenmaß hinausgehend, mit seinen starken Händen, in denen man solche Zartheit nicht vermutete, so weich, so vornehm, so kraftvoll Beethoven spielte.

In ihm war neben dem sittlichen Ernst, der ihn durchleuchtete, eine diesseitige Fröhlichkeit des Herzens, die ihn auch bei bacchantischer Ausgelassenheit die feinen und die kräftigen Freuden der Geselligkeit voll und mit Inbrunst genießen ließ. Seine ersten Schritte in der großen Berliner Geselligkeit waren schüchtern und zag, da seine Bescheidenheit und die ihm wesensneue Art ihn im Bann hielten. Ehrlich wie in allem, setzte er sich mit ihr auseinander und überwand sie, indem er sich und der anderen Wesen erkannte.

Er arbeitete mit einer erstaunlichen Kraft; es floß ihm nicht zu, aber er zwang es. Seine Arbeiten, ja manche Briefe waren das Resultat vielfacher, immer wieder verworfener und neu gefeilter Entwürfe, aber das Werk belohnte die aufgewandte Mühe. Zu den Beratungen unserer Pläne brachte er, von uns gemeinsam fröhlich belacht, große, subtil ausgesponnene Schemata mit, in denen keine Einzelheit übersehen war, ohne doch je die Größe des Entwurfs aus dem Auge zu verlieren.

Er gab sich nicht leicht, stand er doch so schwer im Leben; aber wem er sich einmal gab mit der beglückenden Wärme seines Wesens, der hatte ihn für Zeit und Ewigkeit. Mit eifriger Liebe, die zuweilen zornig werden konnte, wenn seine Freunde hinter ihrem Idealbilde zurückblieben, hielt er zu ihnen. Hilfsbereit bis zur Aufopferung, litt er unter der Not anderer. Trost war oft ein Druck seiner festen Hand und ein Blick in sein ernstes, gutes Auge.

Seine Art war ritterlich, und seine in die Formen, wie wir sie bei unseren Voreltern liebten, gekleidete, etwas umständliche Ritterlichkeit mußte ihm die Herzen gewinnen. Er hatte ein feines Gefühl für Würde und wahre Feierlichkeit, die sich bei seltenen Gelegenheiten wie ein gutsitzendes Kleid über ihn legte. Gewiß hatte er seine Grenzen, aber Grenzen, die weitgestreckt waren, und die man nicht missen mochte, weil sie in den Vorzügen seines Wesens begründet waren. Sein ausgesprochenes Rechtsgefühl konnte ihn zu schroffer Abwehr treiben, doch die behutsame Zartheit seines Empfindens und sein gütiges Herz führten ihn zum Ziel, „so ganz nur Mensch zu sein“, und bewahrten ihn vor ungerechtem Aburteilen fremder Art. Seine differenzierten Nerven und eine gewisse verträumte Dumpfheit, die zuweilen lähmend über ihm lag, gestattete anderen einen vorübergehenden Einfluß auf ihn, besonders wenn diese anderen von minderere innerer Zurückhaltung waren als er selber; aber untreu gegen sich konnten sie ihn nicht machen, denn er trug sein Gesetz in sich selbst.

Ihm brauchte nichts versagt zu bleiben, denn alle Voraussetzungen für ein kraftvolles, reiches Mannestum waren gegeben, und es war so viel der besten Saat ausgestreut, daß man der Ernte voll Hoffnung auf Segen harnte. Proben davon geben überzeugend alle Aufsätze, die in den roten Hefen und anderswo erschienen sind. Was von seinem dichterischen Schaffen, das er mimosenhaft hütete, der Öffentlichkeit zugänglich werden darf, kann erst die Sichtung seines Nachlasses ergeben.

Als er das von ihm so heiß ersehnte Ziel, die Leitung der „Deutschen Rundschau“, erreicht hatte und sich anschickte, nun an seine Lebensarbeit mit Hufeisener Tapferkeit und Gründlichkeit zu gehen — kam der Krieg. Sein wie unser aller Einzelschicksal ging unter in dem Brausen der Weltgeschichte. Die Tage voll der unerhörten Spannung, die dem Kriege vorausgingen und alles in uns aufwühlten, habe ich mit ihm in Berlin verlebt. Wir zogen mit vor die österreichische Botschaft an jenem denkwürdigen Juliabend und erbebt in unserem Innersten in den Tagen vor der Entscheidung. Und als die Würfel gefallen waren, saßen wir selbdrift, die alle der nächste Morgen zu den Fahnen rief, mit einem in der Stagerrak-Schlacht gebliebenen Freund zusammen und tranken Abschied, und er spielte unvergeßlich uns unsere nun heiligen Soldatenlieder. Aus uns „guten Europäern“ waren ach, so schnell bessere Deutsche geworden.

Ich sah ihn in Flandern wieder in der kleidsamen Uniform unserer Marine-Infanterie nach den ersten Ypern-Schlachten. Wie eine Verkörperung alles dessen, was am Deutschen uns groß, stark und liebenswert deucht, war er, ein Soldat mit ganzem Herzen und ganzer Seele. Und als das Morden kein Ende nahm, und er das Grausen der Somme- und der Flandern-Schlachten kennen gelernt hatte als ein untadeliger Offizier, geschmückt mit dem schönsten Ehrenzeichen, da war wohl in ihm die brennende Sehnsucht mächtig nach selbstgewählter Arbeit, nach Sichbesinnen und nach Schönheit des Lebens. Aber in der harten Resignation, die wir draußen alle üben, blieb er kräftig für den Dienst an unserer Sache vor dem Feind. Das Opfer des Lebens, das draußen die große Selbstverständlichkeit ist, zu bringen, war er ruhig bereit, aber auch das viel härtere und größere Opfer, das Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, rang er sich mit Würde ab.

Manneswerk dürfen wir vor allem im Kriege nicht messen an dem, was vollbracht wird. Zu schnell trifft die schönste Saat der Frost, und der Schnitter Tod ist allgewärtig. Neben dem, was er erreichte, steht vollgültig, was er erstrebte. Und beides war groß, stark und wahr. Dem Mann muß in dieser Zeit ein Ziel genügen: ein Kämpfendürfen in einem guten Verband und ein ehrlicher Soldatentod. Ihm ist beides vergönnt worden: er stand in einer Truppe, die mit Stolz genannt wird, und er fand sein Ende auf einem tapferen Patrouillengang, bewährt im Leben wie im Tode.

Aber zuviel ist mit ihm gegangen. Ihn hatte der Krieg im Innersten gepackt. Inbrünstig liebte er unsere Sache, aber war sich auch bewußt, dem neuen Deutschland Wege weisen zu können. Die Nebel im Innern wollten ihm wie uns die Hoffnung mit Ekel ersticken, konnten aber den Glauben an das, was kommen muß, nicht rauben. In ihm ist uns ein berufener, geistiger Führer genommen, wie er so bitter selten ist. Und es ist den Zurückbleibenden ein karger Trost, daß unsere Sache gerade das Opfer der Besten von uns fordert, das Opfer, das allein ihren Sieg verbürgt.

So legen wir denn Bruno Hafe, dem Freund seiner Freunde, dem deutschen Schriftsteller von Rang und adeliger Gesinnung, dem Offizier ohne Furcht und Tadel einen vollen Eichenkranz auf sein Soldatengrab auf dem West-Friedhof in Gent mit dem unverbrüchlichen Gelübde, dem Treuen über den Tod hinaus die Treue zu halten, solange das Geschick es will, draußen in dem Ringen am Feind, und wem Heimkehr nach dem Frieden vergönnt ist, durch Wirken in seinem Sinne ohne Ermatten, damit die Sache, für die er geblutet, draußen und drinnen gekrönt werde mit dem Siege.

Der Staat, National- und Weltwirtschaft¹⁾.

Von

B. L. Freiherrn von Mackay.

Rosen mußte unser Herr Got wol sechsmal schir dazu bitten. Und zwar hat er mich auch so hineingefurt. Selt ichs zuvor gemußt, esbett mube bedorfft, das er mich dazu bracht hette. Wofan, hab ichs denn an- gefangen, so will ichs auch mit vbm hinausfuren.

Lutber.

1. Adam Smith und Friedrich List.

Der mächtigste Monarch Europas neben Napoleon, wie H. v. d. Mar- witz Adam Smith genannt hat, gab 1776 seine berühmt gewordene Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations heraus. Die Haupt- ergebnisse seiner Untersuchung waren folgende. Erstens: Jede Volkswirtschaft ist und muß von Natur bestrebt sein, alle Tauschwerte zu möglichst niedrigen Preisen und mit einem Mindestmaß des Aufwands nationalwirtschaftlicher Mittel zu beziehen. Zweitens: Der Nationalreichtum eines Landes beruht ebensowenig ausschließlich auf landwirtschaftlicher Erzeugung, wie auf einer günstigen Handelsbilanz, sondern auf der Förderung von nützlicher Arbeit jeder Art; Arbeit ist daher die Quelle alles Volksvermögens und der Maß- stab für den Wert der wirtschaftlichen Güter. Drittens: Die Hauptaufgabe aller Staatskunst ist, die Nation zu einem Höchstmaß von Wohlstand und Macht emporzuheben. Dementsprechend kann nicht die Steigerung des all- gemeinen Reichtums als alleiniger und nicht einmal als ausschlaggebender Zweck der Wirtschaftspolitik gelten; vielmehr ist „Verteidigung weit wichtiger als der Reichtum der Nation“; alle wirtschaftlichen Leistungen haben nur insoweit einen vernünftigen Sinn und höhere Bedeutung, als sie diesem Gesetz sich unterordnen.

¹⁾ Am Schlusse der Studie „Parlamentsregierung“ im Oktober- und November- heft 1917 wurde darauf hingewiesen, daß der eigentliche Grund der inneren Krise in Deutschland, der weitverbreiteten Verärgerung über die Regierung und die angeblich unfähige „Bureaukratie“ in der modernen Verwirtschaftlichung des Staates liegt, die an dessen führende Männer eine Unlast von neuen und schwer zu bewältigenden Auf- gaben stellt: eine Bürde, welche die gegenwärtige Kriegswirtschaft mit ihren ungewöhn- lichen Problemen abermals verdoppelt hat. Die daraus sich ergebenden allgemeinen theoretischen Fragen und ihre Anwendungen auf das Gebiet der politischen Praxis konnten in jenem Zusammenhang nur gestreift werden; es soll versucht werden, sie hier im Rahmen eines geschlossenen Bildes vom modernen Staatskörper in seinen Bindungen mit dem Organismus der National- und der Weltwirtschaft genauer klarzustellen.

Fünzig Jahre später stand ein großer deutscher Volkswirtschaftler, Friedrich List, auf; just vor hundert Jahren, 1817, trat er sein Lehramt als Professor der Staatswirtschaft und Staatspraxis in Tübingen an, und Deutschland hat gewiß alle Ursache, gerade heute seiner Wegweisungen sich zu erinnern. 1827 gab er in Philadelphia seine *Outlines of a new system of political economy* heraus. Er tritt darin gegen die herrschenden Theorien von Smith; den drei Leitmotiven von dessen Wirtschaftssystem kann man ebensoviele Hauptlehren dieser Kampfschrift entgegensetzen. Erstens: Smiths Begriffsbestimmungen des Kapitals und dessen Auflösung der Warenpreise in drei Einkommenkategorien, Grundrente, Kapitalzins und Arbeitslohn, fußen auf einer Verwechslung von Tauschwerten und Zeugungskräften. Zweitens: Die Hebung dieser Kräfte, nicht die Steigerung des Reichtums des Einzelnen ist es, worauf es ankommt. Drittens: Diese Kraftentwicklung aber kann nicht nach freihändlerischen Anweisungen, welche die Tätigkeit des Staats in wirtschaftlichen Angelegenheiten auf die Beseitigung der dem freien Wettbewerb entgegenstehenden Hemmnisse und den „Schutz der Gesellschaft vor Dieben und Mördern“ beschränken wollen, der Willkür überlassen werden; sie muß vielmehr behördlich geregelt und planmäßig in geordnete, für die Allgemeinheit wohlthätige Bahnen gelenkt werden. Die Volkswirtschaften sollen sich dementsprechend nicht im Brei der Weltwirtschaft auflösen; ihre Bestimmung ist es vielmehr, auf eigenen Füßen stehend, ihre Eigenart während und ihr Selbstbehauptungsvermögen steigend, als starke und freie Glieder des Weltwirtschaftskörpers sich zu entwickeln.

List ist allgemeinem Ruf nach der Pfadfinder einer neuen Auffassung der wirtschaftlichen Entwicklung als eines geschichtlichen Prozesses. Aber es war mehr als das. Vom geschichtlichen Standgrund aus ging er zugleich zielbewußt und festen Schrittes auf die psychologischen Ursachen und Hintergründe des Gesellschaftslebens und der Sozialwirtschaft zu. Er machte, wie Gustav Schmoller es zutreffend gedeutet hat, mit dem durchdringenden Seherblick des Genius die Wahrheit leuchtend, daß nicht die Individuen, sondern die sozialen Gemeinschaften es sind, welche in der Geschichte der Volkswirtschaft handelnd auftreten, daß die seelischen Massenerscheinungen und die aus ihnen heraus sich bildenden Einrichtungen den Kern aller wirtschaftlichen Politik ausmachen. Zugleich jedoch ging von ihm ein neuer Begriff des Staats in seinen Zusammenhängen mit dem wirtschaftlichen Leben aus. Bruno Hildebrand hat in seiner „Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft“ hervorgehoben, wie Rousseau und Kant die Begründer einer Staatsrechtslehre seien, deren Mittelpunkt ein absoluter, von den natürlich gegebenen Unterschieden, Entwicklungsstufen, Veranlagungen der Menschheit gelöster Staat sei. Smith stimmte hiermit insofern überein, als er, am Auslauf der physiokratischen Schule stehend und den Spuren Quesnays, Turgots und De Quinceys folgend, die einzelnen Tatsachen und Besonderheiten der völkischen Entwicklungsstufen im Siegel einer rein ver-

nunftmäßig gedachten und aufgebauten Weltwirtschaft aufzulösen suchte. List dagegen ist der Pfadfinder einer ausgesprochenen und in sich abgeschlossenen, eigenständigen nationalwirtschaftlichen Weltbetrachtung, und man erkennt ohne weiteres, wie ihm die Schwingen zu solchem Gedankenflug wuchsen durch die von der deutschen Philosophie entwickelten und zur Herrschaft gebrachten, vornehmen, veredelten Begriffe vom Wesen und der sittlichen Bedeutung des Staats wie der gesellschaftlichen Ordnung, die er zu schützen hat. Auf diese Bindungen ist schon, in anderen Zusammenhängen und in zerstreuten Anmerkungen, bei den Versuchen einer Klärung des „astatischen Weltbildes der Gegenwart und Zukunft“ hingewiesen worden; das Wesentliche sei hier nochmals zusammenfassend hervorgehoben. Leibniz, dessen Philosophie auf Plato und Aristoteles sich aufbaute, hatte in seiner Monadenlehre den Entwicklungsgedanken vorgestaltet, wonach jedes vernunftbegabte Wesen Mittelpunkt und Glutkern einer geschlossenen kleinen Eigenwelt ist, deren Vielheit eine höhere Vernunft und göttliche Vorsehung zum harmonischen Kosmos ordnet. Indem der Leipziger Gelehrte an Stelle der toten, nur das Objekt der Bewegung bildenden Atome seine lebendigen Monaden als „vorstellende Kräfte“ setzte, war er es zugleich, der in der deutschen Gedankenwelt das französische Substanzdogma, den britischen Materialismus und beider staatliche Mechanik durch die dynamistische Kraft- und idealistische Tatidee umstürzte. Kant aber verankerte, die kosmische Entwicklung in die geistige überführend, das Prinzip der Ordnung auf dem Boden der menschlichen Vernunft selbst, deren Autonomie, das heißt Fähigkeit sich selbst Gesetze zu geben, er als Fruchtboden des sittlichen Pflichtbewußtseins erkannte, in dem etwas über alle Erfahrung hinaus Vorgegebenes gefunden sei und das den vernünftigen Glauben der „Dinge an sich“, der moralischen Wesen beschleße. Auf der anderen Seite war er es, der, ausgehend von dem Axiom, daß diejenigen Naturanlagen des Menschen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abzielen, sich nur in der Gattung, nicht aber im Individuum entwickeln lassen, zuerst den Staat als Individuum, mit anderen Worten als einen aus seiner Natur eines Lebewesens entstandenen Organismus begriff, welcher, insofern er Ruhe und Frieden im Innern, die Voraussetzung seiner vernunftmäßigen Entwicklung, verbürgt, unmöglich der Abschluß des menschlichen Zusammenlebens sein kann; dementsprechend forderte er als Gegenstück zu seinem kategorischen Imperativ für das Gemeinschaftsleben der Völker in seiner Metaphysik der Sitten: „Es ist die Pflicht sowohl gegen sich selbst als auch gegen andere, mit seinen sittlichen Vollkommenheiten untereinander Verkehr zu treiben, sich nicht zu isolieren, zwar sich einen unbeweglichen Mittelpunkt seiner Grundsätze zu machen, aber diesen um sich gezogenen Kreis doch auch als einen, der den Teil von einem Allbefassenden der weltbürgerlichen Gesinnung ausmacht, anzusehen“. Und in seiner kleinen, aber goldhaltigen Untersuchung „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ führt er weiter aus: „Dank sei der Natur für die Unvertragsamkeit,

Der Staat, National- und Weltwirtschaft

für die mißgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben oder auch zum Herrschen! Ohne sie würden alle vortrefflichen Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern. Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht. Er will gemütlich und vergnügt leben; die Natur will aber, er soll aus der Lässigkeit und untätigen Genügsamkeit hinaus sich in Arbeit und Mühseligkeit stürzen, um dagegen auch Mittel auszufinden, sich klüglich wiederum aus den letzteren herauszuziehen" . . . „Die Natur hat die Unvertragsamkeit des Menschen, selbst der großen Gesellschaften und Staatskörper dieser Art Geschöpfe zu einem Mittel gebraucht, um in den unvermeidlichen Antagonismen derselben einen Zustand der Ruhe und der Sicherheit auszufinden.“ Man erkennt hiernach ohne weiteres, daß es nichts ist als ein Musterbeispiel des vielen Unfugs, den die modernen Friedensschwarmeister anstiften, wenn sie den Begründer der modernen kritischen Philosophie als Propheten ihrer Sache in Anspruch nehmen. Auch Kant erkannte die Gültigkeit des ewig wahren Heraklitischen Weisheitswortes vom Krieg, welcher der Vater aller Dinge sei, durchaus an. Auch er über sah nicht die unverbrüchlichen Zusammenhänge allen Kulturfortschritts von dem Machtprinzip; auch er wußte, daß das Recht von der Macht, nicht etwa die Macht vom Unrecht geschaffen werde, und daß es ein Recht gibt, unendlich erhaben über dem, das die Menschen in die Stanzas ihrer Paragraphen oder zeitlichen Ideologien zu pressen suchen; ein Recht der geschichtlichen Vergangenheit, ein Recht der natürlichen Entwicklung, ein Recht des göttlichen, unbegreiflichen, nur zu erahnenden Weltplans, ein Recht, das mit der Macht zusammenläuft und -wirkt wie das Schwungrad mit der Welle im Triebwerk. Man versteht und würdigt hiernach aber auch, warum List, gleich Helmholtz und anderen Naturforschern, die zu den grundlegenden Elementen der Kantschen Philosophie sich bekannt haben, diese mit der methodischen Arbeit auf seinem Gebiet in innigen Einklang zu bringen suchte und auf diese Weise in seiner wirtschaftlichen Weltbetrachtung um immer weitere Höhenlinien vorrückte. Durch Aufnahme jenes Leibnizschen Kraftprinzips führte er in die Wirtschaftsphilosophie den Begriff der Werttätigkeit ein, gleichsam als eine Wunschelrute, welche die verdeckten Lebensquellen des Rechts und der Geseze vernünftigen, harmonisch abgestuften und ausgewogenen Zusammenlebens der Nationen findet, deren subjektive Eigenkräfte ans Licht führt und so selbstgewissem Geistesleben, aufrechter Menschlichkeit und echtem Menschenglück eine Gasse bricht. Und er gelangte so, in folgerichtiger Entwicklung der Ideen des ausgedehnten Blickfeldes, zu dem weiteren Grundgesetz, daß es Aufgabe und Zweck der gereiften Volkswirtschaften nicht sei, sich in den Kokon selbstgenügsamer Einheiten einzuspinnen, daß ihre Bestimmung vielmehr sei, mit zunehmender Blüte und Fruchtentfaltung auf der Grundlage der Gleichberechtigung und der Norm der zwischenvolkswirtschaftlichen Arbeitsteilung in immer engere und vielfältigere Fühlung zur

Gesamtheit der wirtschaftlichen Organisationen der Erde zu treten. So war er es, der in fast wörtlicher Übereinstimmung und in völlig gleichlaufender Gedankenrichtung die Geltung jenes sozialen Teils des kategorischen Imperativs Kants auf wirtschaftlichem Gebiet begründete und ins Licht hob.

Die Erinnerung an solche geschichtliche Parallelen ergibt nunmehr unmittelbar eine Klarstellung des Vermächtnisses List's an die deutsche Nation in seiner besonderen Bedeutung für die gegenwärtigen Schicksalsfragen der Kriegswirtschaft. Heinrich Diezel hat in einer Betrachtung über das nationale System des Tübinger Gelehrten gemeint, der Verfasser habe lediglich „ad majorem gloriam suam“ eine tiefe Kluft zwischen der überkommenen Theorie der Tauschwerte und der Theorie der erzeugenden Kräfte, welche er ihr entgegensetzte, zu graben gestrebt; es sei an der Zeit, zu begreifen, daß damit nur ein Spiel mit irreführenden Schlagwörtern getrieben worden sei. Ob der Bonner Professor das vernichtende Urteil heute noch abgeben würde? Möglich; denn nur zu viele seiner freihändlerischen Glaubensgenossen haben sich durch keine noch so eindringlichen Lehren des Kriegs, der mit ehernem Schritt über ihre Theorien hinwegtrat, von ihren Anschauungen abdrängen lassen, unbekümmert darum, daß sie dadurch zu Folgerungen gezwungen werden, die lediglich Wasser auf die Mühle der Feinde Deutschlands treiben. Die Tatsache, daß zum Heil der Menschheit, trotz aller Macht des Großkapitals, letzten Endes nicht das Geld die Welt regiert, sondern daß von der Arbeit das Dasein und die Zukunft des Einzelnen wie der nationalen Gesamtheit abhängig ist, wurde dem Deutschen niemals so deutlich zu Gemüte geführt wie heute. Das Geld ist entwertet, und sein Besitz vermag viele früher als unentbehrlich angesehene Nähr- und Genußmittel nicht zu verschaffen; was den Bürger, was Volk und Staat in aller wirtschaftlichen Not erhält, ist allein die unverwüßliche Schaffenszähigkeit. Genau daselbe gilt aber auch von den Tauschwerten. Die Mittelmächte sind luftdicht von fast allem überseeischen und dem wichtigsten festländischen Handelsverkehr abgeschlossen. Die internationalen Tauschwerte spielen in ihrer Volkswirtschaft nur noch eine sehr untergeordnete Rolle. Trotzdem aber und ungeachtet vieler schwächenden Begleiterscheinungen ist das Gewerbe, ist die Erzeugung und Industrie Deutschlands im ganzen genommen und der selbständigen Leistungsfähigkeit nach beurteilt nicht schwächer und ärmer, sondern eher stärker, innerlich gefester und selbständiger geworden; sie haben ihre Technik, dank der Absperrung vom Ausland, verfeinert, vertieft, vereinfacht, haben früher unbeachtete und ungeahnte Nutzungsmöglichkeiten von Erzasstoffen entdeckt, damit ihre Gewinne gesteigert, sich organisatorisch ganz auf eigene Füße gestellt und privat- wie staatswirtschaftlich an Leistungsvermögen gewonnen. Vor allem aber! Unter den vielen Lehren und Wahrheiten, die uns die Erfahrungen des Einkreisungskampfes klarer denn je gemacht haben, steht mit an erster Stelle die Erkenntnis von der Irrtümlichkeit und Verderblichkeit einer handelspolitischen Weltanschauung, die Brot gleich Geld setzte und Tauschwerte jeder Art mit den

Der Staat, National- und Weltwirtschaft

für die Volksernährung und die Blutbildung im nationalen Wirtschaftskörper ausschlaggebenden Nähr- und Gebrauchswerten auf eine Stufe stellte. Nun ist es allerdings richtig, daß List den Industrieausfuhrstaat als das große Ziel jeder reifenden Nationalwirtschaft hinstellte, die desto reicher und mächtiger werde, je mehr Manufakte sie ausführe. Indessen — das Ziel ist nichts, die Bewegung daraufhin alles. Es kommt darauf an, unter welchen Bedingungen und auf welchem Stufengang der Gipfel erreicht werden soll; in solchem Blick zum Wegende ist und bleibt der erste und letzte Gedanke Lists die Sorge um die Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands.

Des Menschen Liebstes ist ja wohl sein Vaterland,
Und keine Zunge spricht es aus, wie lieb es ist.

Mit der Glut dieser heißempfundenen Dichterworte wie durch ein stilles Graffeuer sein „Nationales System der politischen Ökonomie“ durchleuchtet zu haben, das ist es, was diesem Werk Lists, abgesehen von seiner wissenschaftlichen Tiefe und Klarheit, zündende Werbekraft nicht nur in gelehrten Kreisen gegeben, was es zu einem wahren Volksbuch gemacht hat. Die Nation als soziales und politisches Gebilde zwischen dem Individuum und der Weltverkehrs-Gemeinschaft stehend, muß alle ihre Kräfte, auch auf die Gefahr der Einbuße an Tauschwerten, voll entwickeln, um sich erhalten und zu ausgereifter Mannbarkeit aufsteigen zu können. Sowohl durch Ein- wie Ausfuhr kann eine Nation der anderen hörig werden. Zur Friedenszeit mag der pennsylvanische Bauer Gewehr und Schießpulver von England kaufen, um sich Wild zur Nahrung zu schießen; in Kriegszeit werden die Briten ihn nicht mit dem versehen, womit sie selbst totgeschossen werden. Derlei Gedanken und Warnungen, die klingen, als ob sie für den heutigen Tag geschrieben wären, kehren immer wieder als Abwandlungen des Leitmotivs Lists in allen seinen Betrachtungen: Deutschland, steh fest auf eigenen Füßen!

Merkwürdig genug, daß in der Wertung dieses Grundgesetzes jeder wurzel- und kernfesten Nationalwirtschaft Smith und List sehr viel mehr übereinstimmen, als es dieser von jenem glauben wollte. Obwohl die Manchester-männer den Begründer der neueren Volkswirtschaft zu ihren Propheten rechneten, trat er für die Schiffahrts-Schutzgesetze und für die handelswirtschaftliche Union, die ursprüngliche Form des Föderalismus, ein und wollte Freihandel nur soweit gelten lassen, als es Englands Zwecken nützlich sei. Kurz, er war durchaus Staatsmann und Machtpolitiker, der die nationale Stärke, die staatliche Krafterhaltung und -steigerung überall als Richtmaß und Grundlage des wirtschaftlichen Weltbildes setzte, das er entwickelte; seine weltbürgerlichen Ideen sind nichts als der Ausfluß echt britischen Denkens, nach dem alle Völker der Erde gemäß höherer Bestimmung früher oder später als Hefe im Sauerteig britischer Weltherrschaft aufgehen werden. Smith und List stimmen so im Wesen der Dinge durchaus überein; sie unterstreichen, abseits der flachen freihändlerischen Ideen vom Volksreichtum und

dem „größtmöglichen Glück möglichst großer Massen“, das Gewicht des Nationalen, die Abhängigkeit aller wirtschaftlichen Kraftgewinnung von staatlicher Machtschöpfung und die wechselseitige Bedingtheit der die Erzeugung wie den Umlauf der Güter bestimmenden und der bei den politischen Entscheidungen wirksamen Kräfte. Was freilich die tieferen kulturmoralischen Zusammenhänge des Problems anlangt, hat der deutsche Volkswirtschaftler, entsprechend der allgemeinen Rückständigkeit der Entwicklung des Staatsbegriffs in England, seinen englischen Vorläufer weit überflügelt; trotzdem hat Deutschland die Lehren und Warnungen seines vornehmen Führers, des Märtyrers einer großen Sache, obwohl es ihm nach seinem tragischen Tode genug Kränze geflochten hat, nur halb und im entscheidenden Punkt gar nicht zu Herzen genommen. Es hat nach wie vor Politik und Volkswirtschaft wie zwei unabhängig für sich laufende Gestirne seines nationalen Daseins anstatt als organisch gebundene Glieder eines Körpers behandelt. Erst der Krieg mußte ihm mit härtesten Lehren die Widersinnigkeit dieses Verfahrens vor Augen führen. Der Regierung allein die Schuld an der ungenügenden wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft zuzuwälzen, geht gewiß nicht an. Gerade die Aufgabe unserer Volkswirtschaftler wäre es gewesen, auf diesen Mangel eindringlich hinzuweisen, was aber nur ganz selten und unzulänglich gescheher ist; für die Tatsache, welche Reizmittel in der Möglichkeit der handelswirtschaftlichen Absperrung Deutschlands zu einem Erdrosselungskrieg lagen, war wenig, fast gar kein Verständnis vorhanden. Männer wie Lujo Brentano betrachteten die Abhängigkeit Deutschlands vom Ausland als eines der schwächsten Beweismittel für die Getreidezölle, schicksalsergeben darein sich fügend, daß im Krieg nur „Schwächlinge, Frauen und Greise“ für die Ackerbestellung zur Verfügung stehen würden, statt daraus in ernster vaterländischer Sorge Folgerungen über notwendige Abwehrmaßnahmen zu ziehen.

Das junge Geschlecht, dessen Weltanschauungs-Grundfesten Größe und Not der Kriegszeit geschmiedet hat, wird, von den Schützengräben heimkehrend, einen neuen Geist auch auf den Lehrstühlen vertreten. Vorab die Überzeugung, die vom Bauer und Fabrikarbeiter bis hinauf zum Großgrundbesitzer und Unternehmer alle schaffenden Stände gleichmäßig durchdrang, daß von der körperlichen und wissenschaftlichen Arbeitskraft des Volksganzen, von der Einordnung der einzelnen Teile in dessen gemeinsame Daseinsgesetze und von der wechselseitigen Anpassung der Einrichtungen jedes Gliedes die Lebensmöglichkeit und die Gewinnsgrenze, der Wohlstand und das fortschrittliche Gedeihen des einzelnen Menschen wie der wirtschaftlichen Zweckverbände und aller gesellschaftlichen Einrichtungen abhängig ist. Und dieses Gemeinbürgerschaftsgefühl wird — das ist zuversichtlich zu erhoffen — so übermächtig werden, daß fortan Streitsachen von der Art des Rathederkampfes um Schutz Zoll oder Freihandel nichtig oder doch veraltet und nur noch von geschichtlicher Bedeutung erscheinen werden. Freihändler haben die durch den Krieg vollständig zerfetzte Fabrik Manchester's mit stark advokatisch gefärbten Be-

weismitteln folgender Art zu retten gesucht: Die Unterbrechung des Überseehandels habe den Schutzöllnern Gelegenheit gegeben, die Gegner ihrer Wirtschaftslehre zu verhöhnen: „Wohin wäre Deutschland gekommen, wenn es auf euere Ratschläge gehört hätte! Willenlos wäre es der Diktatur rücksichtsloser Feinde preisgegeben gewesen, hätte es unsere Zollpolitik nicht zu der wirtschaftlichen Selbständigkeit erzogen, ohne die es trotz allen Siegen zur schmähslichen Kapitulation gezwungen gewesen wäre.“ Bestechend genug seien gewiß solche Anklagen, die nur den Fehler hätten, die Grundfrage unerörtert zu lassen, inwieweit der Angriffsggeist der Wirtschaftspolitik, welche Deutschland seit Jahrzehnten das Gepräge gegeben habe, ein wesentlicher Faktor in der Hervorrufung der Einkreisungspolitik gewesen sei. Jeder Unbefangene erkennt in solchen Urteilen den Pferdefuß der Friedensschwärmern und vielen Freihändlern in seltsamer Seelenverwandtschaft gemeinsamen Liebedienerei vor dem Ausland und die Neigung, dessen auf die demagogische Wirkung berechnete Presseverleumdungen gegen Deutschland unbesehen als volle Gewichte auf der Wagschale der Kriegursachen zu werten. Mit demselben Recht könnte natürlich behauptet werden, und ist behauptet worden, unsere militärischen Rüstungen oder die alldeutsche Partei seien der alleinige Glutherd des Kriegsbrandes: das eine Axiom ist so unbeweisbar wie das andere. Immer handelt es sich um dieselbe nationale Farbenblindheit und voreingenommene Denkeinsseitigkeit: um absichtliches oder unabsichtliches Verkennen der Tatsache, daß der britische Anspruch auf Alleinherrschaft über Woge und schwimmende Ware, daß der Freihandel mit seiner aufreizenden Machtbegehrlichkeit und Anduldsamkeit gegen das natürliche Schutzbedürfnis wirtschaftlich schwacher Völker, daß die Jingoës, die gewiß nicht nur ein britisches Gewächs, sondern überall zu finden sind, mit demselben Recht oder Unrecht als Weltkriegsbrandstifter hingestellt werden können. Sehr viel weitblickender und tiefdringender hat vor rund fünfzig Jahren Treitschke den Grund des Deutschenhasses aufgedeckt: „Kein Staat der Welt faßt den Staatsgedanken so groß, so menschlich wie der deutsche Staat. Keiner strebt so ernst wie er, die uralten Gegensätze des Völkerlebens, Staatsmacht und Volksfreiheit, Wohlstand und Wehrkraft, Bildung und Glauben, zu versöhnen. Und weil die Fremden dies im stillen fühlen, darum hassen sie uns.“ Unter den Männern aber, die an dieser harmonischen Durchbildung des deutschen Staats auf unzerstörbarem nationalem Granit schöpferischer gearbeitet haben, ragt List als einer der vornehmsten und, was die wirtschaftliche Untermauerung anbelangt, als erster führender Werkmeister empor: dieses Licht seines Genius soll am wenigsten heute, da es Deutschland ein unentbehrlicher Wegweiser auf dem Marsch zukünftiger Machtentwicklung ist, verdunkelt werden.

2. Ein- und Austreibung.

Weltwirtschaft ist im Grunde nichts anderes als ein Sammelname für die Funktionen, die Verflechtungen und Abhängigkeiten des Weltverkehrs und Welthandels. Dem Begriff fehlt jede sozial-biologische oder völkisch-entwicklungsgeschichtliche Wurzelung und Wesenhaftigkeit. Er vermag daher ebensowenig als Krönung oder Vollendung eines gesellschaftlichen Systems zu gelten, in dessen Dienst alle wirtschaftlichen Organe der Menschheit ihr Genüge finden und ihre Bestimmung erfüllen, wie ein einzelner vernünftiger und selbstbewußter Mensch seine Lebensaufgabe darin beschlossen sehen könnte, das Ich in den Wechselbeziehungen einer Gruppe von Menschen auflösen und zerfließen zu lassen, statt sie zu beherrschen. Nicht Welt-, sondern Volks- und Nationalwirtschaft, organisiert und gebunden im Staat, ist und bleibt der feste Pol und Kristallisationskern aller Kultur, die aus dem Schoß der arbeitsam vorwärtstrebenden Menschheit hervorgeht. Diese Wahrheit und Erkenntnis war das eigentliche Ergebnis der Rückblicke zu einigen in der heutigen Krisenzeit besonders bedeutsam erscheinenden geschichtlichen Hintergründen deutscher Wirtschaftslehre; aus ihren theoretischen Weisungen die für die Gegenwart wichtigsten praktischen Folgerungen abzuleiten, soll nunmehr versucht werden.

Kein wirtschaftliches Problem hat in der heutigen Zeit einer Kriegsführung, deren Umdrehungsachse gleichsam das Nahrungsprinzip ist, eine so große Rolle gespielt wie die Nahrungsmittel- und Rohstoffversorgung. Landwirtschaft und Industrie, so meinte eine Gruppe deutscher Politiker, seien heute nicht mehr zu trennen; in der Praxis des Bedarfs, des Verbrauchs, der Erzeugungsbedingungen wüchsen beider Organe immer mehr zusammen. Die landläufige Anschauung vom Fabrikanten- und Rentnerstaat England im Gegensatz zu den Mittelmächten, wo bäuerliche und industrielle Wirtschaft sich glücklich die Wage gehalten haben, sei schief und irreführend. Wohl habe Großbritannien seine eigene Ackerbestellung verkümmern lassen, dafür aber jenseits der Meere auf immer mehr der wichtigsten Rohstoffgebiete Beschlag gelegt, so daß es tatsächlich in der Versorgung mit dem Brot für sein Volk wie seine Industrie vom Ausland sich ständig unabhängiger gemacht habe. Die Mittelmächte seien den entgegengesetzten Weg gegangen. Die Kopftrate ihrer Rohstoffeinfuhr sei unaufhörlich gestiegen. Die Landwirtschaft habe viele Millionen Düngemittel vom Ausland bezogen, so daß, paradox ausgedrückt, die Erzeugnisse ihres Ackers auf fremdem, namentlich englischem Boden gewachsen seien. Die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts ihrer Zahlungsbilanz habe es für sie weiterhin nötig gemacht, die Ankosten des Rohstoffbezugs durch ständig verstärkte Ausfuhr von Fertigfabrikaten hereinzubringen. So sei es gekommen, daß Deutschlands Kolonialreich „unter fremder Flagge“ gelegen habe, daß es im Auge des Auslands wie ein Schmarotzer betrachtet worden sei, der sich von fremdem

Blut nährte und das Ausland aussaugte, daß es in Wahrheit ebenso sehr dem Charakter des Welthändlerstaats sich genähert habe, wie England auf das Ideal des Selbstversorgungsstaats zugesteuert sei. Auf einem großzügig entwickelten und organisierten afrikanischen Kolonialreich beruhe daher Deutschlands Zukunft. Es werde uns vom Ausland im Rohstoffbezug unabhängig machen und dem Auslandsdeutschtum, das jetzt nur Kulturdünger auf fremdem Boden sei, ein Sammellager für fruchtbare nationale Arbeit werden.

Mittelafrika deutsch! ist mit gutem Grund ein Schlagwort geworden, das der Schrittmacher unserer überseeischen Machtbefestigung sein soll. Aber eine gewisse Einseitigkeit der Anschauungen solcher Programme ist nicht zu verkennen. Rein noch so großes und noch so leistungsfähiges Kolonialreich kann uns vor der Gefahr eines neuen Eintreisungskrieges mit der Aus-hungerungsdrohung schützen. Immer bliebe die Frage der Verbindung mit den überseeischen Versorgungsgebieten auf die Spitze der Entscheidung einer Seeschlacht gestellt, deren Würfelwurf nicht vorausgesagt werden kann. Die erste und vornehmste Lehre des Weltkrieges ist und bleibt das Gesetz des Selbstversorgungsstaats: die Erkenntnis, daß kein Staatswesen auf wirtschaftlich fester und durchaus zuverlässiger Grundlage ruht, das nicht aus eigenen Kräften allen seinen Volksschichten die Notdurft an Nahrungsmitteln und jeglichen Bedürfnissen des täglichen Lebens sicherstellen kann. Und wir sehen darin letzten Endes nicht ein Übel, sondern vielmehr ein zwar hartes, aber wohlütiges nationales Lebensprinzip. Aller Handel, auch der koloniale, wird stets mehr oder weniger vom kapitalistischen Geist und dessen Überschätzung der Tauschwerte beherrscht, vor der List mit ernster Stimme gewarnt hat. Die Forderung der Anspannung aller Energien, aus dem heimatlichen Boden ein möglichst großes Maß von Nahrungsmitteln und Rohstoffen hervorzuholen, betont umgekehrt gleichsam als *articulus stantis aut cadentis imperii* den Vorrang der Arbeitswerte und die Erhöhung der Arbeitskräfte; sie wird unser Volk zu spartanisch-drakonischer, damit aber zu wirklich gesunder, innerlich kernfester Lebenshaltung anhalten und dauernd erziehen.

Demnach hat der Landwirt das erste Wort. Seine Losung heißt: Rückkehr zur Natur! Los nach Möglichkeit von den ausländischen Kraftfuttermitteln und von den stallfütternden Abmelkwirtschaften durch Freiweide, Fütterung selbst der Schweine auf Gras- und Topinamburkoppeln, Jungviehaufzucht unter freiem Himmel, Ausnutzung der elektrischen Kraft zur Erzeugungsteigerung, Salpetergewinnung aus der Luft! Unübersehbare Möglichkeiten der Erzeugungsteigerung bieten sich noch, ganz abgesehen von dem Landgewinn, der, wie zuversichtlich zu erhoffen ist, der Siegerpreis unserer Kämpfe im Osten sein wird, auf altererbtem Boden. Die weder land- noch forstwirtschaftlich ausgenutzte Fläche, die aus Gewässern, Öd- und Unland besteht, aber zum großen Teil sehr wohl der Kultur zu gewinnen wäre, beläuft sich heute noch auf zehn v. H. des ganzen Reichsbodens. Die Moore

allein, auf denen, wenn sie systematisch entwässert, durchgearbeitet, gelüftet, gefalßt, gedüngt würden, ungezählte blühende Bauernstellen geschaffen werden könnten, umfassen zwei Millionen Hektar! Professor J. Bloch (Bonn) hat nachgewiesen, daß die Verunkrautung der Felder, Wiesen und Weiden in vielen Gegenden Deutschlands dreißig v. H. beträgt, und daß der daraus entstehende Verlust an landwirtschaftlicher Erzeugung einer Summe von vielen Milliarden Mark gleichkommt. In den bayrischen und österreichischen Alpen sind seit geraumer Zeit die Weiden, Hutten, Almwirtschaften, statt vorwärts-, immer mehr zurückgegangen, teils verwahrlost, teils von Jagdherrn in Wald verwandelt worden: was unsere Vorfahren in hartem Ringen mit der Natur der Wildnis abgerungen, das wurde preisgegeben um des Geldsacks und des Sports oft sehr wenig waidgerechter Herren willen. In einzelnen Fällen mag es sich nur um geringe wirtschaftliche Verluste handeln. Aber der springende Punkt ist, daß solche Vorgänge den undeutschen, in Luxus- und Rentnerbehaglichkeit sich entnervenden Geist vergangener Zeit widerspiegeln, der nach dem Krieg nicht mehr geduldet werden kann. Bis auf die Anlage übergroßer Parks, die nicht gemeinnützigen Zwecken dienen, müßte gesetzlich alles unterbunden werden, was die Hervorbringung von nützlichen Wirtschaftswerten einschränkt, sollte vielmehr nach weitblickend angelegtem Plan ebensowohl aus politischen wie aus sozialgesundheitlichen Rücksichten wie um des moralischen Gebots willen, im Volk den Sinn für die Heiligkeit der heimatischen Scholle und den Segen jeglicher sie pflegenden Arbeit wach zu halten, als erster und kategorischer Grundsatz aller Regierungsweisheit die Sicherung eines Mindestmaßes von notwendigsten Lebens- und Wirtschaftsmitteln durch ein Höchstmaß vernünftiger Ausnutzung des heimatischen Bodens gelten. Unendlich viel ist über Kriegsziele geredet worden; aber was allein eine zuverlässige Granitgrundlage für den deutschen Weltmachtbau der Zukunft sein kann, die innere Kolonisation, wird nur nebensächlich behandelt. Statt dessen empfiehlt man zur Bekämpfung der Gefahr eines nochmaligen Belagerungskriegs von der Art des heutigen die Aufstapelung riesenhafter Vorräte von Lebensmitteln und Rohstoffen. Aber solche Vorratssammlung hat auf die Dauer noch keine Festung gerettet; jedem Nachdentlichen leuchtet ohne weiteres ein, daß es sich hier nicht nur um ein wenig wirtschaftliches, sondern auch in den Wirkungen fragwürdiges Aushilfsmittel handelt. Ein Aufwand von Milliarden würde unproduktiv brach gelegt werden, und die staatlichen Hamsterfilos würden vielleicht lediglich den Feind zur Vorbereitung eines systematischen Vernichtungsfeldzuges durch den modernen Brandbomben-Fliegerkrieg anreizen.

Die Führer des Ritts ins Rohstoffland, scheinbar parteifarbloser Volkswirtschaftler, lüfteten sehr bald ihr politisches Visier und richteten die Spitze ihrer Angriffe mehr und mehr gegen die Schildhalter Flanderns, Mitteleuropas, des Vierbunds als Staatskünstlern, deren Weisheit ziemlich schülerhaft anmutet. Flandern allein bedeutet gewiß nicht Seeherrschaft. Es soll tatsächlich nichts anderes als eine „Pistole“ gegen Englands Brust sein; eine

sehr notwendige, verstärkte Stütze des Risikoprinzips, das der deutschen Flottenmacht zugrunde liegt, und somit eine scharfe Waffe gegen nochmaliges Erwachen britischer Gelüste zum Aushungerungskrieg. Unsere Kolonien könnten noch so gut mit Kriegshäfen und Arsenalen ausgerüstet sein: wer darauf alle Trümpe setzt, handelt wie ein Feldherr, der seine Truppen auf Nebenschauplätzen des Kriegs verzettelt, statt mit gesammelter Macht an der entscheidenden Stelle dem Hauptgegner die Spitze zu bieten. Daß die mitteleuropäische Frage durch die russische Umwälzung umgestülpt worden ist und in der alten Form an Gewicht verloren habe, kann ebensowohl zugegeben werden wie die Wahrheit, daß nicht alles Gold ist, was auf der gefeierten Bagdadstraße zu finden gehofft wurde. Aber darum über einen neuen „Ghibellinismus“ zu spotten, ist leicht; was die größten Herrscher des mittelalterlichen Deutschlands, ein Karl der Große, Otto der Erste und Friedrich der Zweite, in idealistischen Träumen ersehnten, die Sicherung mitteleuropäischer Machtlosigkeit im Orient, das zu verwirklichen fordern gebieterisch unbeugsame, reale, weltpolitische und weltwirtschaftliche Gesetze einer neuen Zeit. Die Gegenwart mit ihren gärenden nationalistischen und sozialistischen Massenmachtleidenschaften, mit ihrem halb atavistischen Drang, den Krieg politisch wie wirtschaftlich wieder auf die Stufe des Kriegs aller gegen alle hinabzudrücken und mit dem Massenaufgebot von Männern und Frauen und in der Doppelgliederung von Front- und Heimatskämpfern die Entscheidung herbeizuführen, duldet keine Lockerheit des Weltreichsgefüges von der Art der britischen mehr; sie fordert streng geschlossene dichte Bauform, stetige Greifbarkeit aller menschlichen wie natürlichen Hilfskräfte. Die Betrachtung der Frage von dieser Seite aber stellt wiederum zunächst nicht die koloniale Machterschöpfung in den Vordergrund, sondern die Forderung der Bildung geschlossener, körperschaftlich gebundener Volkswirtschaften oder, wie man sagen könnte, Teil-Weltwirtschaften, die einerseits wechselseitig in der Erzeugung und Lieferung der wichtigsten Nahrungs- und Industriebedürfnisse sich glücklich ergänzen, andererseits kräftig und groß genug sind, um einem noch so starken Gegner die Erschöpfung unmöglich oder mindestens unwahrscheinlich erscheinen zu lassen. Welch eigentümliche und unglückselige Rolle die Neutralen mit ihrer Schifffahrt und ihren Machtmitteln überhaupt als unfreiwillige Handlanger Englands im gegenwärtigen Krieg gespielt haben, ist fassend und ebenso bekannt wie die Tatsache, daß sie zum Teil unter der umgekehrten Festlandssperre nicht weniger gelitten haben als die belagerten Mittelmächte selbst. Alle diese Lehren sind unvergeßlich und zwingen unweigerlich zu ganz neuen gemeinbürgerschaftlichen Schutzmaßnahmen. Mit dem Friedensschluß werden neue Rechtsätze des Völkerverkehrs aufgestellt werden, die das Ideal des freien Meeres verwirklichen sollen. Aber gerade nach den heutigen Erfahrungen wird man mehr denn je sich damit zu bescheiden haben, daß Gesetze, hinter denen keine vollstreckende Macht einer zwingenden Gewalt steht, brüchige Stützen jeder noch so friedlich gestimmten Politik sind; ver-

nünftigerweise kann man nichts anderes erwarten, als daß allmählich, durch die erzieherischen und geistigen Kräfte, die von jeder fortschrittlichen Gesetzgebung ausströmen, eine neue allgemeine Kulturgrundlage geschaffen wird, deren unlöslicher Bestandteil das von Grotius philosophisch und juristisch begründete „Naturrecht“ friedlichen Handelsverkehrs innerhalb der großen Räume ist, „welche die Menschen von vielen zum Leben notwendigen Dingen trennen“. Die einstweilen maßgeblichen praktischen Voraussetzungen und Entwicklungstrebigkeiten zu glücklicher Annäherung an das Kriegsziel, für das Deutschland in erster Linie zu kämpfen sich erklärt hat, liegen in der Schaffung eines Gleichgewichtsverhältnisses zwischen den Schifffahrtsmächten. Offensichtlich bietet sich nun den Mittelmächten nirgendwo ein näher liegendes und gleich dankbares und verheißungsvolles Feld des Kampfes für eine solche Verwirklichung des Ideals der Meeresfreiheit als im Bereich des Mittelmeeres und der Ostsee; denn nirgendwo offenbart sich so deutlich und eigenartig das Wesen der britischen Politik, teils durch Gewalt, mehr aber noch durch geschicktes Ausspielen der Gegensätze einer Vielheit von Völkern in gebundenem Machtkreis sich zum Herren aufzuwerfen und die hadernden Nationen sich dienstbar zu machen, als hier. Teils zähneknirschend, teils in mattem Ohnmachtsgefühl, schließlich in der Gewöhnung an altes Unrecht haben sich die Mittelmeerstaaten in ihr Schicksal gefügt; aber wer auf ihre nicht unter offiziöser Bevormundung stehenden Stimmen horcht, der weiß, daß allenthalben der Drang, dieses Druckes ledig zu werden, lebendig und desto stärker wird, je unhaltbarer ihre Lage unter dem Joch der mit dem inneren Zusammenbruch äußerlich immer anmaßlicher werdenden Gewalt Herrschaft Albions wird. Dasselbe Los aber, das den Mittelmeervölkern beschieden war, würde zweifellos allen Uferstaaten der Ostsee blühen, wenn auch diese zu einem Tummelfeld des Streits zwischen England und Rußland und beider Herrenmacht gemacht würde. Die Streitsache „Mitteleuropa“ entwickelt sich so zum Problem der Organisation einer Weltwirtschaftsgruppe, welche die beiden großen Staubecken des Atlantischen Ozeans, Mittelmeer und Ostsee, deren Uferländer und das ganze europäische Gebiet zwischen ihnen umfaßt. San Giuliano hat einmal in der Zeit, da er noch scheinbar treuer Anhänger des Dreibunds war, vom Mittelmeer gemeint: „Es ist der Schnittpunkt zwischen Europa, allen Ozeanen und Erdteilen geworden. Sein Gewicht ist unter diesem Gesichtspunkt gegen das Altertum, wo es der einzige Mittelpunkt der Besitzung war, noch gewachsen. Niemand hat heute noch jemals das Recht, das Mittelmeer ein mare nostrum zu nennen. Es ist und muß die freie Bahn aller Nationen bleiben.“ Die Worte werden immer wahr bleiben, und gerade, wenn Deutschland als seine Weltmichtaufgabe und -sendung die Erstreitung einer wirklichen Freiheit der Meere betrachtet, weisen es demnach dorthin wichtigste und vornehmste Ziele jener seiner Zukunft, „die auf den Meeren liegt“. Wir können zwar nicht ohne weiteres hoffen, dort „Rückeinverleibungen“ durchzusetzen, wie sie wirklichem, geschichtlichem Recht

Der Staat, National- und Weltwirtschaft

und politischer Moral entsprächen: die Rückgabe Gibraltars an Spanien, Maltas an Italien, Zyperns an Griechenland und die materielle Wiederherstellung des Madrider Vertrags zugunsten des Scherifischen Reichs. Aber wir haben beste Aussicht, den Geist dieses Abkommens neu zu beleben, um hoch und unantastbar im Mittelmeer das Gesetz des freien Handels, der offenen Tür und gleichen Rechts für alle an seinen Ufern besitzberechtigten Völker aufzurichten: um so nicht nur dem Habsburgischen Reich die Tore für seine Entwicklung zur Seemacht und, worauf seine weitblickenden Politiker mit Recht hoffen, zur Kolonialmacht zu öffnen, sondern auch die Anziehungskraft des Gestirns der Mittelmächte im nahen Osten und weit darüber hinaus also zu steigern, daß um den Vierbund ein weit von den Herkulesssäulen bis zu den syrischen Gestaden reichendes Band, ein Lichthof gleichsam friedlicher Völkergesellung sich breitet, der die glücklichsten Zeiten römischer wie arabischer und venetianischer Machtblüte in den Schatten stellte. Ganz ähnlich liegen die Dinge in der Ostsee. Durch die Kieler Bucht und den Kaiser Wilhelm-Kanal beherrschen wir deren Westflügel, durch die Eroberung Rigas und Öfels sind uns die Schlüssel zum Ostflügel in die Hand gegeben. Die weitgreifenden Ziele der britischen Ostseepolitik sind bekannt. Der Außenhandel Nordrusslands hat ausgesprochen den Charakter von Kolonialhandel; er versorgt den europäischen Westen vorzüglich mit Waren wie Getreide, Holz, Fellen, Häuten, Flachs, Butter, Eier, Ölkuchen und nimmt dafür industrielle Rohstoffe, Halb- und Fertigfabrikate wie Eisen, Stahl, Maschinen, Kautschuk, Chemikalien auf. Bei dem Streben, den Handel auch des „Schwabenmeeres“ seinem Dreizackgebot untertänig zu machen, kam es so England nicht nur darauf an, die Einkreisung Deutschlands von den Landfronten her in erdroffelndem Ring auch an den Seefronten zu schließen, es gedachte auch, das Moskowiterreich mitsamt seinem reichen sibirischen Hinterland, das Pfund und Dollar bundesgenossenschaftlich zu durchdringen und einzudecken suchten, zu einem europäischen Indien, zu einem gewaltigen, ihm dienstbaren Rohstoffversorgungsland zu machen. Diese Politik richtete aber ihre Spitze nicht minder gegen die Mittelmächte als gegen die skandinavischen Mächte und alle Uferstaaten des Mare balticum. Mittels der „nordischen Weltlinie“ von Petersburg über Finnland, die Ålandsinseln, das schwedische Seengebiet der Mälar-, Sjelmar- und Wenergewässer nach Gotenburg und von da zum Dynemouth oder nach Jarrow, South Shields, Newcastle sollte die Ostsee zu einem britischen Abzugskanal gemacht werden; Schweden und Norwegen wäre wohl der Vorteil des Durchfuhrverkehrs zugefallen, im übrigen aber der Handel von seinen natürlichen Wegen zum Schaden der Uferstaaten abgelenkt worden. Nicht anders liegen die Dinge, wäre den überschwenglichen Machtträumen der Petersburger Hezer nicht, genau so wie am Bosporus und im Schwarzen Meer, in der Ostsee rechtzeitig ein Riegel vorgeschoben worden: über kurz oder lang hätte der russische Größenwahn mit gleichen Gründen und Anmaßungen, gemäß denen er Konstantinopel für sich in An-

spruch nahm, die Schlüssel von Kopenhagen verlangt, aber lediglich, um am Skagerrak mit England ebenso scharf wie im Bereich der Ägäis zusammenzustößen und in der Ostsee jede vernünftige, den natürlichen Rechten der Anrainer widersprechenden Gleichgewichtsordnung in derselben Weise wie im Mittelmeer zu zerstören. Seit dem Verfall des Hanfabundes war die Politik aller Ostseeherrenvölker in hundertfältig wechselnder Form daraufhin gerichtet, einen Kiegel gegen den doppelten Druck des Zarisismus und der Machtannahmungen Englands vorzuschieben: niemals sind für die endgültige Lösung der Streitsache, an der sich ein Albrecht von Mecklenburg, ein Gustav Adolf, Karl der Zehnte und Zwölfte zur See und zu Land umsonst gemüht haben, offenbar bessere Vorbedingungen gegeben gewesen als heute¹⁾.

Von diesen Gesichtslinien aus aber verbindet sich wiederum das Problem Mitteleuropa naturgemäß und folgerichtig über die Brücke des Mittelmeers mit der Frage „Mittelafrika“. Rußland hat die riesenhafte sibirische Bahn gebaut, um Fühlung mit den ostasiatischen Weltmärkten zu gewinnen; die Gesamtstrecke von den Verkehrszentren Rußlands bis zum mongolischen Gebiet, das erschlossen werden sollte, beläuft sich also auf 5300 (6600) Kilometer, die ganze Strecke vom alten Moskowiter Herrscherfö bis zu den Gestaden des Japanischen Meeres auf 7500, bis zu den Ufern des Gelben Meeres auf 7900 Kilometer. Man vergleiche nun die Entfernungen von Mitteleuropa nach den Häfen des Mittelmeeres, dessen afrikanischen Küsten und nach dem Herzen des schwarzen Erdteiles. Der Schienenweg von Berlin nach Triest ist rund 1100 Kilometer, nach Neapel 2000 Kilometer, nach Brindisi oder Valona 2100 Kilometer lang. Der Seeweg von Neapel nach Tunis beläuft sich auf 600 Kilometer (300 Seemeilen), nach Tripolis 950 Kilometer (500 Seemeilen); ebendorthin von Brindisi oder Valona aus beträgt er 1000 Kilometer (500 Seemeilen). Denkt man sich nun das afrikanische Festland in ähnlicher Weise mit Querbahnen durchzogen, wie Rußland Sibirien durch die Schienen sich botmäßig gemacht hat, so ergeben sich folgende weitere Entfernungen. Von Tripolis auf dem alten Karawanenweg über Mursuk, die Oasen Kauar und Bilmar nach dem Eschad und damit nach der Kamerungrenze 2000 Kilometer, von dort über die bereits teilweise fertige Kamerun-Stichbahn nach Duala und zur Biafrabai 1100 Kilometer. Vom Eschad auf dem Scharinweg zum Ubangi und weiter nach Voma zur Kongo-mündung 2400 Kilometer, wovon das meiste Fluß-Schiffsweg ist. Vom Eschad ebenfalls zum Ubangitnie und von dort zur Tanganjikaspitze bei Usumbara zur Herstellung des Anschlusses an Deutsch-Ostafrika 2700 Kilometer oder nach Stanleyville, das, am mittleren Kongo gelegen, gleichsam als Herzspitze Afrikas bezeichnet werden kann, 2000 Kilometer, nach Katanga 3400 Kilometer. Wenn

¹⁾ Daß der Gedanke eines skandinavisch-mittleuropäischen Wirtschaftsblockes sozusagen in der Luft liegt, beweist beispielsweise, daß neuerdings der bekannte Volkswirtschaftler E. Ulse in „Göteborgs Handels och Sjöfarts Tidning“ sich eifrig für ihn eingesetzt hat.

Der Staat, National- und Weltwirtschaft

nun der sibirische Bahnbau von rund 6200 Kilometer Länge für Rußland ein anerkannt großartiger wirtschaftlicher Erfolg war, der nur durch die kühnste Verkoppelung des Unternehmens mit dem verstiegenen zaristischen Weltherrenehrgeiz schließlich in ein Fiasko verkehrt wurde, sollte es sich dann nicht lohnen, die 2000 Kilometer bis zum Eschad und Schari oder die 4700 bis zum Tanganjika oder die 5400 bis nach Katanga, der großen Erzvorratskammer des schwarzen Erdteiles, zu bauen, um Mitteleuropa die mittelafrikanischen Rohstoffländer näherzubringen, die das Lebensbrot seiner Industrie sind?

Mitteleuropa—Mittelmeer—Mittelfrika: ein durch alle modernen See- und Landverkehrsmittel in großzügiger Weise entwickelter, vom Baltischen Meer bis zum Kongo sich erstreckender Wirtschaftskörper erscheint so als das typische Beispiel einer Teil-Weltwirtschaft, die sich gleich einem Mantel um den Körper einer starken Nationalwirtschaft legt. Ein Blick zum gesamten wirtschaftlichen Weltbild zeigt nun, daß es sich hierbei keineswegs um eine theoretische Idee oder um eine nach politischen Rücksichten und den Kriegserfahrungen gemäß urechtgesetztes Kunstgebilde handelt. Von der Ausfuhr der drei größten Handelsmächte ging vor dem Krieg den Hauptströmen und dem Wert nach berechnet (in runden Summen):

	1913
	Millionen Mark
1. Deutschland.	
Nach europäischen Staaten	7700
„ Amerika	1550
„ Asien	550
„ Afrika	210
„ Australien und Polynesien	114

	1913
2. Großbritannien.	
Nach Europa	3500
„ Britisch-Übersee	3000
„ dem nichtbritischen Amerika, Asien und Afrika	4000

	1915	1916
	Millionen Mark	
3. Vereinigte Staaten.		
Nach Europa	8280	12600
„ Nord- und Südamerika	2420	3830
„ Asien	480	1270
„ Australien	328	420
„ Afrika	70	184

Man sieht, daß sich auf natürlichem Wege eine gewisse Arbeitsteilung, die Entwicklung von „Arbeitszonen“, im Welthandel vollzogen hat. Der überseeische Verkehr Englands ist, entsprechend seiner den ganzen Erdkreis umspannenden Machtausdehnung und seiner Entwicklungstrebigkeit zum monopolisierenden Allermwelthandel, am gleichmäßigsten nach allen Meeren und Festlands-

körpern verteilt; gleichwohl steht auch bei ihm das europäische Festland, nicht das Kolonialreich an erster Stelle unter den Warenabnehmern. Nicht anders floß trotz glänzender Entwicklung seiner Schifffahrt der Hauptstrom des Güterverkehrs Deutschlands nach wie vor in das Bett der festländischen Nachbarländer; unweigerlichen geographischen Gesetzen gemäß wird er diese Richtung stets beibehalten. Schon daraus ergibt sich mittelbar die Unhaltbarkeit der Behauptung, daß, weil die überseeischen Gebiete für uns hauptsächlich Rohstofflieferanten gewesen wären, dagegen verhältnismäßig wenig Fabrikate von uns aufgenommen hätten, wir für deren Absatz die Märkte der Alten Welt zu überfluten gezwungen wären, daß, „weil Deutschland ungenügenden Kolonialbesitz hatte, sein auswärtiger Handel überwiegend Europahandel gewesen sei“, und daß es so bei den Wettbewerbern, vorab den Ententestaaten, in den Geruch gekommen sei, der überall sich vordrängende und unterbietende moderne Jude unter den Weltwirtschaftsmächten zu sein. Dabei wird übersehen, daß, wenn in den Jahrzehnten 1893 bis 1913 Deutschlands Einfuhr von Rohstoffen um 190, diejenige Englands um 117 v. H. stieg, dieses Wachstum für uns den Vorteil hatte, daß wir in einer großen Zahl von Fabrikaten von ausländischem Bezug uns freimachten, so daß, was wir nach der einen Seite an Unabhängigkeit verloren, wir nach der anderen Seite an Selbständigkeit gewannen. Des weiteren wird geklagt und getadelt, daß, während in der Weltverkehrspolitik sich der Begriff der abgegrenzten Arbeitszonen für die Industrievölker herausbildete, der Deutsche dem Schlagwort gehuldigt habe: Lieber in englischen als in deutschen Kolonien arbeiten!, und daß damit ein weiterer Grund seiner Unbeliebtheit und der feindlichen Ringbildung gegen ihn gegeben worden sei. Der Mutterstolz solcher Behauptungen ist ein an sich richtiges, in der Verallgemeinerung aber irreführendes Prinzip. Der Welthandel ist und bleibt auf die internationale Interessenverflechtung gestellt; die gegenwärtige Abneigung gegen deren Verwirklichung ist gewiß psychologisch begreiflich, beruht aber auf denselben Trugschlüssen wie die Irrtümer des Merkantilismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, der sich gegen die elementare Kraft wirtschaftlicher Naturgesetze nicht halten konnte und in irgendwelcher neubelebten Form des zwanzigsten Jahrhunderts ebensowenig sich wird behaupten können. Der Grundirrtum der Colbertschen Schule bestand in der Auffassung, daß beim Verkehrswettbewerb zwischen zwei Wirtschaftsmächten die eine notwendig um soviel ärmer werden müßte, als die andere reicher würde; gerade die Beziehungen zwischen Deutschland und England im neunzehnten Jahrhundert, die in solchem Wettstreit beide gewannen, sind der deutliche Beweis des Gegenteils. Daß im übrigen die Entwicklung unserer Kolonien zu Rohstofflieferanten hinter der Bedarfssteigerung des Mutterlandes weit zurückblieb, ist gewiß, aber auch natürlich genug. Gut Ding will Weile haben; es bedurfte selbstverständlich geraumer Zeit, bis die Bestellung unserer jungen Schutzgebiete aus den Kinderschuhen herausgewachsen war. Billigerweise kann nicht behauptet werden, daß Bülow dieses Ziel aus dem Auge gelassen und Bethmann

Der Staat, National- und Weltwirtschaft

es erst klar als ein wichtiges Problem deutscher Weltpolitik in den Vordergrund gestellt habe; als dringlich zu lösende Aufgabe stand es vielmehr der deutschen Nation vor Augen seit den Tagen, da dem Reichstag die Vorlage über die umfangreichen afrikanischen Eisenbahnbauten zuging. Mindestens sehr einseitig geurteilt ist es endlich, in der Tatsache, daß sich der Eroberungsdrang unseres Handels vornehmlich nach den europäischen Nachbarreichen richtete, die maßgebliche Ursache der demagogischen Deutschlandsbeze zu sehen, die England und seinen Spuren folgend Frankreich seit der Eduardschen Zeit betrieben hat. Kurz vor dem Krieg errang in der öffentlichen Ausschreibung der neuen Schleusentore für den Londoner Hafen den Zuschlag die — deutsche Gute Hoffnungshütte! Wer damals auf das Wutgeheul der Singopresse hörte und das Staunen und den verhaltenen Ingrimm der Fachleute jenseits des Kanals verfolgte, der wußte, wo und was die Glocken läuteten. Deutschland hatte einen unerhörten Sieg errungen, aber nicht dank einer ungesunden „Treibhauskultur“, die vielmehr in drei Kriegsjahren alle Welt überraschende Beweise ihrer urwüchsigen Kraft abgelegt hat, sondern auf natürlichem Wege und in ehrenvollster Weise durch die Überlegenheit seiner Technik, durch den fortschrittlichen Geist seines Gewerbes und durch beider hochqualifizierte Erzeugnisse. Aller Welt war deutlich, daß England, mochte es immer äußerlich seine Macht noch so sehr ausgebreitet haben, innerlich rückständig geblieben war und als neidischer, an Blutverfälschung leidender Greis auf den jugendlich vorwärtsdrängenden Gegner blickte.

Einzig die Vereinigten Staaten scheinen außerhalb der Wirkungskraft des magnetischen Gesetzes zu stehen, daß die Anziehungskraft zwischen Handelsstaaten von ähnlicher wirtschaftlicher Verfassung unter normalen Verhältnissen umgekehrt verhältnismäßig ihrer Entfernung ist. Nur ein Viertel der Waren, welche die Union nach der Alten Welt schickt, geht nach den nächstliegenden Handelsgebieten der Neuen Welt. Aber die Ausnahme bestätigt die Regel. Die amerikanische Vormacht hat bisher vorzugsweise den europäischen Handel gepflegt, weil sie selbst noch eine Art Kolonialland war, das eine starke Übererzeugung an Lebensmitteln und Rohstoffen abzugeben hatte, während andererseits Mittel- und Lateinamerika in ihrer wirtschaftlichen Rückständigkeit schwache Abnehmer waren. Alledem soll eben jetzt anders werden: das ist der Sinn der von Washington und Wallstreet betriebenen Kriegspolitik, die im übrigen lediglich als ein in der Geschichte unvergleichlich dastehendes Zeugnis erscheint, wie eine Großmacht unter professoral-staatsmännischer, am großkapitalistischen Leitseil festgemachter Führung in ein seinen nächstliegenden Lebensgesetzen völlig fremdes Kampfgemehel hineingestoßen werden kann. Der große Krach des Kriegslieferungsgeschäfts kann natürlich nicht ausbleiben. Aber die heute in New York bereits allgemein übliche Behandlung Westindiens als Pfandsache für die Kriegsschulden Englands deckt die Vereinigten Staaten nicht nur in bestmöglicher Form gegen die Gefahren des Sturzes der Ententeaktien, sondern macht ihnen den Weg zur Verwirklichung ihrer

letzten Machtziele frei, die nach unweigerlichen Anziehungs- und Abstoßungs-
 gesetzen heute mehr denn je auf Eigenständigkeit, auf politische Unabhängigkeit,
 wirtschaftliche Selbstversorgung gerichtet sind: freilich nicht, um solcherweise
 sich gegen die Umwelt abzusperren, sondern um, wie das Flugzeug im Luft-
 reich, nur desto freier und sicherer nach allen Richtungen hin sich zu bewegen.
 Der Marsch nach dem Süden über die Antillen und die Panamalandbrücke
 und der Griff nach den Azoren soll nicht nur das Mittel zur Beherrschung der
 Neuen Welt sein, sondern dem Endzweck dienen, dem Sternenbanner die Aussicht
 über sämtliche atlantische Handelshochstraßen und damit im gesamten inter-
 nationalen Wettbewerb eine führende Rolle zu sichern und den Kampf auf diesem
 Feld um so tatkräftiger aufzunehmen. Schon aus der Tatsache, daß diese aus-
 gesprochene Angriffs politik sich vorzüglich gegen Europa richtet, geht aber
 hervor, daß Deutschland sich nicht mit schwächlicher Verteidigung und afrikanischer
 Kolonialwirtschaft begnügen kann. Die Bewirtschaftung der großen überseeischen
 Weltmärkte läßt sich unmöglich regionalisieren, der Strom ihres Handels
 nicht dauernd in künstliche Kanäle der „Rationierung“ zwingen; Auslese der
 Tüchtigsten nicht im wilden, sondern wohlthätig durch Verträge freiheitlichen
 Geistes geordneten Spiel der Kräfte und deren vernünftiges Zusammenwirken
 sind unveräußerliche Gesetze der arbeitenden und vorwärtsstrebenden Menschheit.
 Eine großzügige Kolonialpolitik in Ehren: sie ist Wunsch und Hoffnung aller
 politisch denkenden und geschulten Deutschen. Aber man soll nicht von ihr
 verlangen, was sie ihrer Natur nach weder zu leisten fähig noch berufen ist.
 Die national- und weltwirtschaftlichen Aufgaben, die Deutschland in der neuen
 Epoche seines Lebensgangs nach dem Krieg zu bewältigen haben wird, sind
 vorab die Fragen der Kapazität und der Masse; sie alle auf der kolonialen
 Linie lösen zu wollen, geht nicht an. Die Bevölkerungs-Fassungsfähigkeit
 eines Industriestaates ist ungleich größer als diejenige eines bäuerlichen Staats-
 wesens; es handelt sich also darum, einerseits den im engen Raum zusammen-
 gedrängten Massen für den Notfall aus eigener Erzeugung einen aus-
 kömmlichen Unterhalt zu sichern, andererseits für die normalen Zeiten das
 Zusammenwirken mit den anderen Kulturvölkern zu fördern und vernünftig
 derart zu regeln, wie es ihren einmal gegebenen wechselseitigen Abhängig-
 keiten entspricht, so zwar, daß dabei noch nicht die Grundlage des deutschen
 Wirtschaftslebens in seiner Eigenart und seiner idealistischen Entwick-
 lungstrebigkeit unterhöhlt wird.

3. Der neue Geist.

Schiller und, seinen Spuren folgend, Napoleon stellten sich auf den
 Standpunkt des Genies, das die Weltanschauung und das ganze Gewebe der
 menschlichen Gesellschaft nach den Gesetzen des Dichters und Künstlers hin
 ordnen und in ihnen die Geschlossenheit der individuellen wie nationalen
 Lebensinhalte wiederherstellen will. Der Bildungsphilister mag lächeln und
 derlei Ideen nach Wolkenkuckucksheim verweisen. In Wirklichkeit bedeutet die

Der Staat, National- und Weltwirtschaft

Schwärmerei ein aus gesunder Realpolitik fließendes Streben der Zielrichtung, daß die schöpferischen Energien, der unverbrauchte, nie auszuleerende Kraftvorrat des künstlerischen und dichterischen Vermögens einer Nation nicht im Ästhetentum und in Schöngesterei sich verzettele, sondern unmittelbar in den Dienst der höchsten und ernstesten Erziehungsaufgaben der Menschheit gestellt werde. Denn das Merkmal des wahrhaft großen Menschen ist es, daß er, während er in freiem Schaffen den edelsten Genuß und die größte Befriedigung findet, doch zugleich in harter Selbstzucht den strengsten Pflichtengeboten nachlebt, daß er als Künstler den Rahmen der Kunst zu sprengen sucht, als Philosoph, Ethiker, Politiker, Menschheitserzieher mit Mitteln gegen die Kunst nach landläufigen Anschauungen wirkt. Man mag vielen Gedanken, die Walter Rathenau in seinen bekannten Werken „Zur Mechanik des Geistes“ und „Von kommenden Dingen“ vertritt, nicht zustimmen; dennoch muß ihm das hohe Verdienst zugemessen werden, daß er bahnbrechend in solcher künstlerischer, geistiger und seelischer Vertiefung der wirtschaftlichen Weltanschauung vorangegangen ist. Eine spätere Zeit wird vielleicht einmal, was wir jetzt für einen wunderbar durchgebildeten und wohlausgewogenen Wirtschaftsmechanismus halten, als Wirtschafts-anarchie bezeichnen. Denn trotz aller modernen Sozialpolitik steckt zweifellos das moderne wirtschaftliche Leben noch immer stark in der manchesterlichen Nebelsphäre, wo das Recht des Stärkeren gilt, der Sieger auf Kosten des Unterlegenen frei seine Bedürfnisse zu befriedigen sich berechtigt hält und die innere Verarmung bei Anhäufung äußerlicher Güter für ein Lebensglück gehalten wird; anders hätten die furchtbaren Zustände der Kriegswucherei, der schmachliche Schandfleck der hoheitsvollen Gegenwart, nicht entstehen können. Was fehlt, ist Wirtschaftsmoral und Wirtschaftsgewissen, in deren Namen Rathenau mahnt: „Was immer uns von Unselbständigkeit, von Unreife und unpolitischem Werden anhaften mag, wird hinweggeläutert, wenn wir begreifen und behalten: Staat und Land sind res publica, jeder Einzelne ist für diese Sache verantwortlich und haftbar wie für sein Selbst, Weib und Kind, Haus und Herd, Geschlecht und Namen“. Oder wie Gustav Steffen gleiche Gedanken von anderem Gesichtspunkt in seinen tiefdurchdachten „Lebensbedingungen moderner Kultur“ ausprägt: „Reichtum und Armut stehlen die wahren Ziele des Lebens; nicht schematische Gleichheit, wohl aber Gleichwertigkeit der Einkommensgrößen für gleichwertige Leistungen, das ist eine Konsequenz des Wirtschaftsernstes.“

Sind aber solche Forderungen einstweilen nur gaukelnde Zukunftshoffnungen, so liegt der Grund dessen offenbar in jener eigentümlichen Trennung der Tischgemeinschaft von Staat und wirtschaftlichem Leben. Der moderne Nationalismus will durch möglichst große, nach innen gerichtete Kräfteanspannung aller Glieder eines staatlich geeinten Volks ein Höchstmaß von politisch und wirtschaftlich unabhängiger Macht erzielen. Verbreitet sich der Nationalstaat auf dieser Entwicklungsgrundlage zum Weltstaat mit möglichst großer, nach außen gerichteter Machtausdehnung, so spricht man

vom Imperialismus und, soweit dieser Drang nach Ellenbogenfreiheit in weltumspannendem Raum auf die Beschlagnahme von Rohstoffländern, Kolonialgewalt, Monopolisierung von Handel und Verkehr zielt, von Wirtschaftsimperialismus. Der Zweck ist beidemal derselbe: die Schaffung von Selbstversorgungsstaaten in kleinerem oder größerem Umfang. Männer vom Schlag Curzons, Chamberlains, Milners haben bekanntlich den Imperialismus, von dem man meinte, er sei „not a cry, but a creed“, geradezu als Segensquell alles Guten nach dem britischen Leitmotiv gepriesen, daß dem Mächtigen alles Ding zum Besten dienen muß. In Wirklichkeit ist der Welt Herrschaftsgedanke an sich genommen selbstverständlich die Verneinung des Christentums und die Imperialisterei mit all ihrem verlogenen moralischen Überguß ganz auf die Hamlet-Melodie gestimmt:

Mit der Andacht Mienen
Und frommem Wesen überzuckern wir
Den Teufel selbst.

Wie dieser Patriotismus eines Weltstaats, der die Nation über die Religion setzt, indem er durch die Mobilisierung und Ansammlung gewaltiger Machtgruppen andere Alleinstehende zu erdrücken strebte, die Zündfackel des Weltbrandes wurde, ist in nur zu guter Erinnerung. Der gleiche Geist der Anduldsamkeit aber hat nicht anders auf wirtschaftlichem Gebiet unbequeme Gegner zu erdroffeln, von den besten Plätzen an der Sonne auszusperren gesucht und so künstlich an allen Enden der Welt Tiefdruckgebiete erzeugt, deren Entladungen freilich nicht, wie erhofft, Mitteleuropa zerschlugen, sondern deren Gewitter die Saaten der Ententegenossenschaft selbst vernichteten. Um wieviel tiefer auf wirklich ethischer Grundlage hat Fichte schon vor hundert Jahren das Wesen und die Baugesetze des Selbstversorgungs- oder, wie er sich ausdrückt, des geschlossenen, selbstgenügsamen Handelsstaates entwickelt! Aus dem juridischen Staat, der seine Aufgabe lediglich darin sehe, den Besitzenden im Besitz zu erhalten, sollte der Vernunftstaat mit der höheren Sendung werden, jedem Bürger zum Seinen, nämlich zu dem, was er nach Maßgabe von Arbeitsleistung und Rücksichten der gemeinen Wohlfahrt verlangen kann, zu verhelfen. In fast wörtlicher Übereinstimmung mit Steffen und Rathenau verlangt er¹⁾: „Alle sind Diener des Ganzen und erhalten dafür ihren gerechten Anteil an Gütern des Ganzen. Keiner kann sich sonderlich bereichern, aber es kann auch keiner verarmen. Allen Einzelnen ist die Fortdauer ihres Zustandes und dadurch dem Ganzen seine ruhige und gleichmäßige Entwicklung gesichert.“ Fichte scheint in das Meer des sozialistischen Zukunftsstaats hinaus zu segeln und hält doch tatsächlich entgegengesetzten Kurs. Er verneint zwar den Eigentumsbegriff insofern, als er dessen positive Dinglichkeit nicht anerkennt, deutlicher gesagt, ihm wohl Beziehung auf die Dinge, jedoch niemals Bestand in einem Ding zugesteht. Denn, so stellt er

¹⁾ Sämtliche Werke, S. 419.

die altgermanische Auffassung vom Eigentum in Übereinstimmung mit altchristlichen Anschauungen her, die Erde ist des Herrn, des Menschen ist nur das Vermögen, sie zweckmäßig auszubauen und zu benutzen. Aber damit soll keineswegs nach Marxscher Anweisung ein Zukunftsstaat geschaffen werden, in dem durch schematische Zuteilung und Wertschätzung der Arbeit jeder Ansporn zur Arbeit entfiel. Im Gegenteil! Das Kant'sche Pflichten- und Sittengesetz wandelt Fichte nach der Form hin ab: „Handle nach deiner Bestimmung, deinem reinen, wahren Ich gemäß, dessen Wesen freie, unendliche Tätigkeit ist! Die Bedingungen solchen freien Ichseins aber sind deine Rechte, und der Staat ist nichts als die diesen seinen Rechtszustand verbürgende Vernunft. Ihr gemäß, nämlich der Forderung entsprechend, daß jeder so angenehm leben will als möglich, muß Teilung und Wertung der Arbeit erfolgen; an dir selbst muß es liegen, wenn du unangenehmer lebst, nicht an irgendeinem anderen!“ Daß dieser Vernunftstaat mit mancherlei Utopie — welcher große Denker ist nicht an ihrem Stab beim Marsch zu Hochzielen menschlicher Erneuerungen gegangen! — durchtränkt ist, kann gewiß zugegeben werden; unverkennbar aber ist, daß die Ideen, welche den Grundriß bilden, gerade in der Gegenwart wie Sonnenstrahlen sind, die lange von Frost und Schnee verdeckte Lebenskeime ans Licht zu führen bestimmt erscheinen. Der sozialistische Klassenkampfgedanke hätte niemals eine aktive Säure von solcher Zersetzungskraft entwickeln können, wie er sie tatsächlich bezeugt hat, wenn nicht durch das Überwiegen der Herstellung von Massenwaren und Stapelgütern in den neuerstandenen Industrien die alten Arbeitsunterschiede und Standesüberlieferungen innerhalb des Handwerks und Gewerbetriebs verwischt, der Reiz zu Sonderleistungen und das Gewicht des Persönlichkeitsausdrucks im geschaffenen Werk unterdrückt worden wäre. Heute aber, mitten in der demokratischen Hochflut, drängt aus unterster Gesteinschicht ein heißer Gegenquell empor, der den Arbeitsadel wieder zu Ehren bringen, der, zu starkem Strom anschwellend, mit all dem Schund, dem Unehrllichen, Überflüssigen, Charakterlosen, Entarteten der Erzeugungsformen, die das schlimme Erbe der Manchesterzeit sind, aufräumen und neue künstlerische und sittliche Erziehungsideale in allem, auch dem geringsten Schaffen leuchtend machen will.

„Die politische Gewalt ist im eigentlichen Sinn die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung der anderen,“ hat Marx in seinem berühmten, 1847 auf der Londoner Arbeiterversammlung aufgestellten Manifest der kommunistischen Partei verkündet. Niemals ist ein geistiger Führer von Menschenmassen mehr irreführt worden als durch den Schwur auf diesen wichtigen Glaubenssatz: wäre die Formel Wahrheit, dann müßte das politische Leben und dessen geschichtlicher Entwicklungsgang aus einer fortlaufenden Paternosterkette von Arbeitskämpfen bestehen und die Aufgabe des Staats, statt daß er in Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung der Verweser des Gemeinwohls ist, lediglich im Schutz der jeweils herrschenden Klasse und in

der Mitwirkung an der Unterdrückung der beherrschten sich beschließen. Zweifellos ist zwar, daß der Staat, um den unerhörten Anforderungen zur Ausheilung der tiefen Wunden zu genügen, die der Krieg in den Körper der Gesellschaft schlug, von deren Erzeugungsmitteln in unerhörter Weise wird Besitz nehmen, auf die Nationalersparnisse Beschlagnahme legen müssen. Solche Eingriffe können indessen von ihm nur gewagt werden und zweckdienlich sein unter der Voraussetzung, daß er die Quellwasser, die sein schwerbelastetes Räderwerk treiben, im weitverzweigten und feinmaschigen Infiltrationsgebiet bis auf die kleinsten Adern sorglich schützt und so den Gesamtstrom antriebs- und wirkungskräftiger macht. Was die deutsche Industrie dank eben der Absperrung, durch die sie England zugrunde zu richten hoffte, in der Kriegszeit geleistet hat, war einseitig auf den Kriegszweck zugeschnitten und hat dementsprechend in der Hauptsache nur dem Nutzen und der Bereicherung bestimmter Gewerbszweige und Erwerbsgruppen gedient; die Friedenszeit stellt neuerdings erhöhte und andersartige Forderungen des Weiterbaus auf diesem Grundstock. Sie verlangt die Rückkehr zur gleichmäßigen Pflege aller Teile des nationalen Wirtschaftskörpers und der Stärkung jedes, auch seines schwächsten Gliedes: nicht freilich in der Art, daß auf die Steigerung der Massenerzeugung, sondern daß auf die Beschaffenheitswerte der Nachdruck gelegt und erkannt wird, welche unermesslichen schlummernden Schätze wirtschaftlich-schöpferischer Kräfte in der aristokratisch-individualisierenden Differenzierung und der Feinmechanik der Arbeitsmethoden zum Leben zu rufen sind und wie allein auf diese Weise der Weg zu einem höheren sozialen Harmoniensystem von der Art, wie es Fichte vorschwebte, freigemacht werden kann. Jenen Gesetzen der Masse und der Kapazität schließen sich so entwicklungs-folgerichtig zwei andere an. Das eine ist die bekannte Theorie des Grenznutzens, wonach der Wert eines Gutes die höchste Stufe erreicht, wenn er die größtmögliche Bedürfnisbefriedigung darstellt, mit anderen Worten, wenn durch kluge Organisation und durch möglichst glatten, hemmungslosen Umlauf des wirtschaftlichen Triebwerks, durch Überwindung des Zufalls und des wilden Eigennutzes, durch geschickte Einordnung aller verschiedenartigen Kräfte in ein rhythmisches Ganze jede Einzelarbeit ein möglichst hochwertiger Faktor der Gesamtarbeit wird. Das andere ist das Relativitätsgesetz. In der Chemie fußt es auf der Erkenntnis von der Unmenge der in den Atomen der Elemente schlummernden Energie. In einem Kilogramm Kohle sind an chemischer, in Wärme verwandelbarer Energie rund 7000 Einheiten, sogenannte Kalorien, gebunden; nach dem Relativitätsgesetz aber enthält jedes Kilogramm Substanz an latenter Energie mutmaßlicherweise die unfassbare Zahl von etwa 25 Billionen Kalorien¹⁾. Auch in der Politik sind

¹⁾ Hiernach würde ein moderner Riesendampfer von 50 000 Pferdestärken mit einem Kilogramm Kohle, wenn es gelänge, deren latente Energie voll auszunutzen, zehn Jahre lang ununterbrochen fahren können!

ähnliche verdeckte Kräfte ein wichtiger, aber viel zu wenig gewürdigter und noch unendlicher Nugbarmachung fähiger Machtfaktor. Wir sind gewohnt, von der „Verkleinerung der Erde“ teils durch das Verschwinden der Entfernungen, teils durch die Entstehung übergroßer Weltreiche vom Charakter des britischen zu sprechen, die anderen aufwärtsstrebenden Nationen Licht und Atemraum nehmen; von England selbst haben wir das Stichwort vom overcrowded Germany übernommen, das gleich einem überhitzten Dampfkessel mit unüberstehlicher Naturgewalt nach politischer und wirtschaftlicher Machtausbreitung strebe. Wir kamen uns wie das Stiefkind des sogenannten imperialistischen Zeitalters vor; der Krieg aber hat uns mit den Schwierigkeiten doch zugleich die Vorteile einer solchen Zwangslage und scheinbar rückständigen Entwicklung vor Augen geführt. Nicht durch Verfügung über den ungeheuren Erdenraum von dreißig Millionen Geviertkilometer und die gewaltigen Menschenmassen und wirtschaftlichen Kräfte hat Weltbritannien die Mittelmächte erdroffeln können, und nicht für London, für diese hat die Zeit gearbeitet. Nicht die erdumspannende Substanz Albions und nicht der durch Tyrannisierung der Neutralen erzielte Zufall weiterer Macht hat den Briten vor dem Zusammenbruch aller seiner Siegeshoffnungen retten können. Was im Dienst dieses einzig in der Weltgeschichte dastehenden Gerichts über die Kriegsbrandstifter deutsche Kampftüchtigkeit geleistet hat, soll gewiß in keiner Weise verkleinert werden. Aber unverkennbar bleibt doch, daß eine ausschlaggebende Voraussetzung des Triumphes die Massierung, die aufs äußerste angespannte Sammlung und Verdichtung aller wirtschaftlichen Kräfte in engem Raum war. England ist seine Reichsweitläufigkeit zur Schwäche, Deutschland seine Reichsenge zur Stärke gleich einem Stahlblock geworden, der desto härter wird, je mehr er in Rotglühhitze gehämmert und unter Druck gesetzt wird. Das ist das unvergleichliche und aus der natürlichen geographischen Lage geschichtlich gewordene Wesen deutscher Macht, die nun, nach solcher Feuerprobe, sich freien Arms nach allen Seiten bewegen soll. Das ist der Kern des deutschen Imperialismus, der freilich so gut wie nichts mit dem gemein hat, was gemeinhin unter dem Schlagwort verstanden wird.

Siegfried Marcé will in seiner Schrift „Deutsche Staatsgesinnung“ alle Völker und Kulturen in solche mit nominalistischem und solche mit universalistischem Querschnitt geteilt wissen. Die Unterscheidung eignet sich zum mindesten sehr gut zur Kennzeichnung der Gegensätze zwischen angelsächsischer und deutscher Weltanschauung und insbesondere dem Staatsgedanken beider Rassen Gruppen. Indem die ganze englische Philosophie von Bacon über Hobbes, Locke, Berkeley bis zu Hume in merkwürdiger Einseitigkeit auf die Anschauung sich einschwor, daß die Gattungs- und Allgemeinbegriffe nichts Dingliches bezeichnen, sondern nur Einzeldinge nach gemeinsamem Art- und Klassenmerkmal zusammenfassen, vermochten sie, die Atomisten, in ihrem politischen Denken auf den Stufen des manchesterlichen „Nachtwächterstaats“ stehenbleibend, folgerichtig erst recht nicht das Wirtschaftliche mit dem Staat-

lichen auf der höheren Linie eines sittlichen Pflichtengesetzes zu verbinden. Der deutsche Universalismus mag umgekehrt in seiner zur Mystik neigenden Art, in der Vergottung des Staats, den Hegel kurzweg „die Wirklichkeit der sittlichen Idee“ nannte, manchen Übertreibungen verfallen sein. Aber indem er aus dem Wesen des Staats den Inbegriff alles dessen ableitete, was überhaupt die geistige Natur des Menschen an sittlichen Normen über sich und ihr Zusammenleben mit anderen Menschen gesetzt hat, war er es doch zugleich, der den Boden für eine moderne Wirtschaftsphilosophie ebnete, die nicht denkbar ist ohne Projizierung der Staatsideen auf die Linie einer als sittlichen Organisation begriffenen Nationalwirtschaft. Diese moralische Macht aber ist es, die Deutschlands Feinde, ohne sie zu verstehen, doch fürchten. Über unsere „Betriebsamkeit“ sind sie verärgert, weil sie fühlen, daß aus den Quellgründen dieser unserer Weltanschauung eine allgewaltige Stoßkraft fließt, der sie nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben, weil sie sehen, daß wir die überall wirksame Triebwelle sind, die sie zu unerhörten Anspannungen zwingt, während sie mühelos genießen möchten, daß wir die Weltkontrolluhr der Arbeit sind, die ihr Schaffen und dessen Lohn unter scharfe Aufsicht stellt, und daß wir das Weltgewissen sind, das die Trägheit, die Genußsucht, die Phrasenhaftigkeit ihrer Lebensauffassung nicht duldet. Das also heißt „deutscher Wirtschaftsimperialismus“, das ist die deutsche Weltwirtschaft¹⁾. Das ist der Felsgrund, auf dem mit festen Füßen, hochgemutem Zukunftsglauben und die ganze Menschheit umspannendem Verantwortlichkeitsgefühl stehend, wir vertrauen dürfen, daß sich erfülle, was prophetischen Blicks vor mehr als sechzig Jahren der große schwäbische Philosoph Karl Christian Pland in seinem „Katechismus des Rechts“ ankündigte: „Dieselbe Zeit, in der für die stolze Staatsweisheit Altenglands die Stunde ihres Schiffbruchs kommen und über die natürlichen selbstischen Zustände des Eigentums, der Arbeit und des Verkehrs der Völker eine rächende Flut hereinbrechen wird, dieselbe Zeit wird mitten in dem allgemeinen Wanken und Erdbeben der Staaten aus der Kraft und Tiefe des deutschen Geistes eine neue, schaffende Ordnung der Dinge erstehen sehen, und höher als die Flagge Britanniens wird einst das Banner jener einen bleibenden Rechtsmacht wehen, zu deren festem und sicherem Thron die deutsche Hand den Grundstein zu legen bestimmt ist.“

¹⁾ Und das ist, nebenbei bemerkt, das genaue Gegenteil von dem, was August Müller, der neue Unterstaatssekretär, in der Novembernummer der sozialistischen Monatshefte als Wirtschaftsprogramm verkündet: Deutschland solle, um den Gefahren des wirtschaftlichen Nachkrieges zu entgehen (der nachgewiesenermaßen nichts als ein hohles Schreckgespenst ist), seine Wirtschaftspolitik darauf einstellen, „für einen möglichst langen Zeitraum so wenig wie möglich in das Netz des Weltverkehrs verflochten zu werden“. Wenn das die bei der Regierung maßgebliche Ansicht wäre, so müßte man das Deutschland nach dem Friedensschluß bedauern, das mit Hamlet sprechen könnte: „Ich esse Luft, man kann einen Kapauen nicht besser mästen.“

Der italienische Imperialismus und sein Ende.

Von

Philipp Hildebrandt.

In der Geschichte keines Landes wechseln die Perioden nationalen Hochgefühls mit solchen deprimierter Ernüchterung in schrofferer Weise ab, als in der des dritten Italiens. Eine ungeheurere Vergangenheit lastet auf ihm und treibt es immer von neuem, sich der großen Zeiten des weltbeherrschenden antiken und mittelalterlichen Roms ebenbürtig zu erweisen. Aber dem Willen zur Tat steht weder die moralische noch die materielle Kraft zur Seite. Nach dem Rausche der Begeisterung und dem Fehlschlagen der gefassten Hoffnungen überfällt deshalb jedesmal eine tiefe Niedergeschlagenheit die Nation. Der realistisch-utilitaristische Sinn des im Grunde so nüchtern und skeptisch veranlagten italienischen Volkes kommt dann zum Durchbruch, und man geht vollkommen in den kleinen Sorgen der Gegenwart, in der Politik des *Campanilismo* (des Kirchturms) auf. Auf die Jahre heroischen Tatendranges und phantastischen Größenwahnes folgen dann die Jahre der „*Resipiscenza*“ (der reuemütigen Einkehr) und der „*Raccogliamento interno*“ (der inneren Sammlung) und umgekehrt. Bei keinem Volke ist deshalb der Kontrast zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Wollen und Können, zwischen Ansprüchen und Fähigkeiten, zwischen Phrase und Tat so stark und bei keinem der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen so kurz wie bei dem italienischen.

Die „Wiedererstehung“ Italiens im neunzehnten Jahrhundert begann mit überschwenglichen Erwartungen und hochgespannten Präntensionen. Gioberti verkündete den „moralischen und zivilisatorischen Primat“ der Italiener unter den europäischen Völkern, und Mazzini predigte das Evangelium vom „dritten Rom“, das die Welt in der Form der Freiheit und des Fortschritts wie das antike in der Form der Gewalt und das päpstliche in der Form der Autorität beherrschen sollte. Nach seinen politischen Visionen war das italienische Volk durch seine Vergangenheit zu nichts Beringerem bestimmt, als die Befreiung der Menschheit aus den Banden politischer und geistiger Tyrannei durchzuführen. Dieser idealistische Glaube von der Mission Italiens und das stolze *Italia farà da sè* erlitt in den Schlachten von Novara, Custoza und Lissa jämmerlichen Schiffbruch. Nicht der Enthusiasmus des italienischen Volkes, sondern die französischen Chassepots erwirkten die „Wunder“

von Mentana. Die italienische Einheit konnte nur in unterwürfigem Anschluß an Napoleon III. mit Hilfe der machiavellistischen Diplomatie des Grafen Cavour und durch die Siege der französischen und preussischen Waffen gewonnen werden: sie war nicht ein Werk der italienischen Nation, sondern ein Geschöpf der internationalen Politik. So bestand das mit so phantastischen Hoffnungen begonnene Risorgimento aus einer Kette von Niederlagen und Demütigungen, und sein Ergebnis war nicht die Weltherrschaft des italienischen Geistes, sondern die — Finanzmisere. Eine tiefe moralisch-politische Depression war die Folge: am liebsten hätte man auf den Unterhalt eines stehenden Heeres und einer Kriegsmarine und auf jede auswärtige Politik verzichtet, um sich allein dem ökonomischen und sozialen Aufbau des Landes widmen zu können. Der Finanzminister Sella machte den Vorschlag, die Kriegsschiffe in die Handelsmarine einzureihen, und der Kriegsminister Govone stellte den Antrag, die aktiven Offiziere des Heeres durch das Angebot von Prämien zum Verlassen des Dienstes zu bewegen. Der Außenminister Corti proklamierte die Politik der *Mani nette* (der reinen Hände), und der humorvolle langjährige Ministerpräsident Depretis verkündete als seine außenpolitische Maxime den Satz: „Wenn ich am europäischen Horizont eine Frage der auswärtigen Politik sich erheben sehe, so öffne ich meinen Regenschirm und warte, bis sie vorbei ist.“ So trieb man die Politik der verpackten Gelegenheiten und verzichtete auf die zu Ende der siebziger Jahre angebotene Besetzung Albaniens, Tunis' und Ägyptens. Die in der hinterlistigsten Weise von Frankreich ins Werk gesetzte Okkupation von Tunis wollte Depretis mit einem *Atto di respiscenza* beantworten: von dem Bündnis mit den Mittelmächten, in das man auf Sonninos Veranlassung hauptsächlich aus Furcht vor den Ansprüchen des Papstes auf Rom getreten war, machte man anfangs keinen Gebrauch. Raum aber waren die Finanzen notdürftig geordnet, als infolge der französischen Provokationen in Marseille unter dem Drucke der öffentlichen Meinung eine neue Periode der Megalomanie einsetzte. Im Vertrauen auf den Beistand der Mittelmächte trug Crispi kein Bedenken, Italien, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, in einen schweren Konflikt mit Frankreich zu stürzen. Er faßte den Plan eines gewaltigen italienischen Kolonialreiches, das von der Küste des Roten Meeres im Rücken von Ägypten bis nach Tripolis reichen sollte. Gleichzeitig versuchte er, ohne sich um die Interessen der verbündeten österreichisch-ungarischen Monarchie zu bekümmern, Italien auf dem Balkan eine einflussreiche Stellung zu verschaffen. Er war einer der hauptsächlichsten Fürsprecher der verhängnisvollen Heirat des italienischen Thronerben mit der Montenegrinerin. Wiederum zeigte sich, daß Italien weder die moralische noch die finanziell-militärische Kraft zu einer derartig um sich greifenden Politik besaß. Sie endete mit der Katastrophe von Adua. Ein vollkommen moralischer Zusammenbruch war die Folge. Die Weiber der gegen Abessinien bestimmten Soldaten warfen

Der italienische Imperialismus und sein Ende

sich vor die Militärzüge, und das Parlament lehnte die Forderung der relativ kleinen Summe von zehn Millionen ab. Die Nachkommen der alten Römer zogen es vor, unter das laudinische Joch eines halbbarbarischen Staates zu gehen, ohne aber, wie ihre Vorfahren, an eine Revanche zu denken. Man nahm die Vermittlung des so schmachlich mißhandelten Papstes in Anspruch, löste die außerschwachvollste verstümmelten Gefangenen ein und zahlte in dieser Form eine Kriegssentschädigung an den Negus Menelik. Es begann die Periode Luzzattis und Giolittis, die Zeit eines neuen Raccogliamento Interno. Man zog sich aus der auswärtigen Politik, soweit dieses nur irgend möglich war, zurück, stützte sich auf den Dreibund, suchte aber gleichzeitig die Anlehnung an England und söhnte sich mit Frankreich aus. Raum aber war ein Dezennium nüchterner und erfolgreicher Arbeit vergangen, als eine neue Hochflut von Megalomanie über das Land hereinbrach. Der ökonomisch-finanzielle Aufschwung Italiens, den man hauptsächlich Giolitti verdankte, und die industrielle Entwicklung des Landes, die man in erster Linie mit deutscher Hilfe erreicht hatte, gab der jüngeren Generation ein krankhaft gesteigertes Kraftbewußtsein. Man fühlte sich zu einem modernen imperialistischen Industrie- und Herrschervolk berufen. „Nein, nein, wir wollen nicht, wir wollen nicht ein Museum sein, ein Gasthof, eine Sommerfrische, ein mit Preußischblau übermalter Horizont für internationale Honigmonde, ein Liebesmarkt, wo man kauft und verkauft, feilscht und betrügt. Unser Genius ruft uns, um unseren Stempel auf die ungegossene und verworrene Masse der neuen Welt zu drücken! Über unseren Himmel zieht wieder jener Hauch, der in den wundervollen Terzinen atmet, in denen Dante den Flug des römischen Adlers darstellt, o Bürger, den Flug eures Adlers.“ In diesen dithyrambischen Worten hat Gabriele d'Annunzio die Mission der dritten Italiens verkündet. Der italienische Nationalismus, von einer Anzahl junger und begabter Schriftsteller und Journalisten begründet, fand, daß „Italien nicht die Position einnähme, die ihm in der Welt zukomme“. Eine hysterische Furcht, in seinen Leistungen nicht genügend eingeschätzt und von den übrigen Nationen in seiner Bedeutung übersehen zu werden, bemächtigte sich weiter Kreise der gebildeten Schichten Italiens. Man rastete vor Wut, weil die Welt in dem tripolitanischen Überfall nicht eine „politische Handlung von hohem moralischen Mut“ erkannte, und weil sie in der gegen die libyschen Eingeborenen geschlagenen „Schlacht“ Delle due palme (der zwei Palmen) weder eine erstaunliche militärische Leistung, noch in den Soldaten der Terza Italia den Geist, der die Legionen des Cäsar und Augustus befehlte, erblickte. Unfähig, auf künstlerisch-literarischem Gebiet etwas Bedeutendes zu schaffen, wollte man wenigstens Sensation erregen. Man schlug den Klassizismus in Scherben, begeisterte sich für Fabrikschloten und erfand den Futurismus, der den Tod für alle wahre Kunst bedeutet. In der großen Politik suchte man sich überall bemerkbar zu

machen und teilte seine Schläge nach allen Richtungen aus. Nach der Annexion Bosniens tobte man gegen Österreich-Ungarn und nach dem Beginn des Tripolis-Unternehmens gegen Deutschland, den Freund der Türkei. Nach dem Manouba-Zwischenfall und während der Balkankriege lärmte man gegen Frankreich, nach den Dekreten Hohenlohes in Triest wütete man von neuem gegen Österreich, um sich dann nach der englisch-französischen Marinekonvention wiederum gegen Frankreich und England zu wenden. Beim Ausbruche des Weltkrieges stand man auf der Seite der Mittelmächte, trat aber dann sehr bald zur Entente über. Man wollte um jeden Preis in der großen Menschheitsstragödie eine bedeutende Rolle spielen und nicht untätig zuschauend „am Fenster sitzen“. Deshalb betrieb man mit fanatischem Eifer die „Intervention“ Italiens. Der Krieg galt diesen politischen Futuristen nach ihrer Theorie *La guerra per la guerra* als der Vater aller Tugenden und der Schöpfer aller Dinge. Er sollte den Charakter des utilitaristisch und opportunistisch denkenden italienischen Volkes von seinem *Panciafichismo* (dem nur an den Bauch denkenden Materialismus) heilen, das korrupte parlamentarische System des großen „Verderbers“ Giolitti beseitigen und der weichlichen Seele der Nation, die *virtù latina* der alten Römer erneuernd, Eisen ins Blut gießen. Man entwarf das Programm des *Sacro Egoismo*, dessen Durchführung die „Wiedererstehung“ vollenden und die Herrlichkeit des die Adria und die Levante beherrschenden Venedigs in erweiterter Form wiederherstellen sollte. Es bestand in folgenden Punkten:

1. In der Befreiung Italiens von fremden Einflüssen. Die Stellung, die Deutschland wissenschaftlich, künstlerisch (besonders in der Musik) und industriell in Italien einnahm, galt den Nationalisten als eine in anderer Form wiedergekehrte Herrschaft der Fremden. In den Massen der deutschen Reisenden, die im Frühjahr die Halbinsel überschwemmten, erblickten sie eine jährlich sich erneuernde „Invasion der Barbaren“. Schon im Jahre 1909 begann die größte römische Zeitung, das „*Giornale d'Italia*“, den Feldzug gegen die „Germanisation“ des Gardasees. Besonders drückend wurde das Vorherrschen der deutschen Industrie empfunden. Sie lieferte Italien ziemlich alle Gebrauchsgegenstände von den Maschinen bis zu den Spielwaren. Während England beinahe nur Rohstoffe und Kohlen nach Italien schickte, die man nicht entbehren konnte, sandte Deutschland Fertigwaren, deren deutsche Herkunft man kannte und die den industriellen Stolz der technisch einst so hochstehenden Nation verletzten. Eine Verdrängung der deutschen Industrie auf friedlichem Wege war eine mühsame und langwierige Arbeit, ein Krieg aber schien ihre Stellung mit einem Schläge vernichten zu müssen.

2. Die Sicherung Italiens gegen eine fremde militärische Invasion. Solange die Österreicher westlich vom Isonzo standen und der Keil des Trentino weit in den wichtigsten Teil Italiens, die oberitalienische Ebene, Venetien von ihm abschnürend, hineinragte, galt die Befreiung Italiens

Der italienische Imperialismus und sein Ende

als noch nicht vollendet und Italien virtuell von dem guten Willen seines mächtigeren Nachbarn abhängig. Die Errichtung eines Mittelmeerreiches schien nur problematischen Wert zu besitzen, solange es jederzeit von dem verhassten und gefürchteten Erbfeinde in seinen Grundlagen erschüttert werden konnte. Ebenso ungünstig erschien die Lage zur See, wo Istrien, ähnlich wie Südtirol zu Lande, sich weit in die Adria, den Golf von Venedig sperrend, hineinschob, und wo die dalmatinischen Häfen und Inseln der feindlichen Flotte zahlreiche Stützpunkte zum Angriff auf die Adrialinie, die Spina dorsalis von Italien, boten. Um alle diese strategischen Nachteile zu beseitigen, verlangte der italienische Imperialismus als Grenze Italiens nach Nordosten die Wasserscheide zum Mittelmeer, die Linie vom Stilfser Joch über den Brenner bis zur Bucht von Cattaro. Italien wäre dann nach der Ansicht der Nationalisten vom Kontinent in ähnlicher Weise wie England abgetrennt und gesichert gewesen, nur daß die Alpen an Stelle des Ärmelkanals die wichtigste Seite geschützt hätten.

Die Durchführung beider Forderungen bildete die grundlegende Voraussetzung des italienischen Imperialismus: zu Lande, soweit dies irgend möglich war, gedeckt, glaubte man alle seine Kräfte auf das Meer werfen zu können, um hier die eigentlichen imperialistischen Ziele zu verwirklichen.

3. Dieser Imperialismus war zugleich ein handelspolitischer und kolonialisatorischer. Der erste strebte nach nichts Geringerem, als nach der Beherrschung aller Ausgänge, die von Mitteleuropa, Asien und Afrika nach dem Mittelmeer führten. Italien sollte das England des Mittelmeeres, der Herr der größten Seehandelsstraße der Welt werden. An seiner Westküste besaß Italien bereits die beiden Häfen, über die ein großer Teil des Mittelmeerverkehrs des westlichen Mitteleuropa ging, Neapel und Genua. Diese Position sollte durch Erwerbung von Triest, Fiume und der dalmatinisch-montenegrinisch-albanischen Häfen ergänzt und vollendet werden. Eine Eisenbahn sollte von dem albanischen Hafen San Giovanni di Medua nach der Donau, eine andere von Durazzo auf der alten Via Egnatia nach Saloniki führen und den Handel der Balkanländer nach der italienisch gewordenen Adria leiten.

Die Beherrschung der Adria und seiner Häfen bedeutete somit für Italien nichts Geringeres als die Beherrschung eines großen Teiles des mitteleuropäischen, über das Mittelmeer führenden Handels. Es wäre dann der Pförtner Mitteleuropas zum Mittelmeer geworden und in der Lage gewesen, sich einen großen Teil der Früchte der Arbeit der mitteleuropäischen Völker mühelos in der Gestalt von Hafenzöllen anzueignen. Dies war der eigentliche Sinn der aspirazioni nazionali und der Grund, weshalb die Adria für Italien als weit wichtiger als das Tyrrenum angesehen wurde.

In der Levante erstrebte Italien den Besitz von Smyrna, Adalia und Alexandrette, das heißt der drei Häfen, die den Verkehr Kleinasiens und Mesopotamiens nach dem Mittelmeer beherrschen. In einem russisch ge-

wordenen Konstantinopel sah man eher einen Vorteil denn eine Gefahr, nachdem Italien durch die Okkupation von Rhodos und des Dodekanes bereits im Jahre 1912 das Ägäische Meer unter seinen Verschluß genommen hatte. Konstantinopel sollte, ähnlich wie in den Zeiten Venedigs, der Umschlagplatz für die italienischen Waren nach dem Osten Europas werden. Für Saloniki strebte man die Internationalisierung an: um sich an diesem für den Balkan wichtigsten Hafen einen Anteil zu sichern, nahm Italien an der Saloniki-Expedition teil.

In Afrika wünschte man das italienische Libyen auf Kosten von Tunis durch Ghadames Ghat und auf Kosten von Ägypten durch die Oase Farafra zu vergrößern und den freien Gebrauch der Karawanenstrassen zum Erythraeanischen Meer mit dem freien Handel nach Zentralafrika zu erhalten. Da man an eine Erwerbung von Ägypten und des Suezkanals noch nicht denken konnte, wollte man sich wenigstens in seinem Rücken eine starke Position gründen. Man verlangte deshalb im Roten Meere das alleinige Protektorat über Abessinien und als Kompensation für die Vergrößerung des englischen und französischen Kolonialbesitzes durch die deutschen Kolonien die Abtretung von Französisch-Schibuti, des französischen und englischen Somalilandes und der Nordostküste von Britisch-Afrika bis zum Rudolphsee. Ferner erstrebte man in Arabien das Protektorat über Jemen und die Neutralisation der Hedschas-Bahn. Der Seeweg nach Ostindien und dem fernen Osten wäre durch diese Festsetzung Italiens auf beiden Ufern des Roten Meeres in italienische Hände gekommen.

4. Für die Kolonisation beanspruchten die italienischen Imperialisten außer Libyen und Abessinien-Somaliland das Dreieck, das in Kleinasien von den Dardanellen bis zur Bucht von Alexandrette reicht. Ferner sollten den Italienern in Tunis vor allem auf dem Gebiete der Schule größere Rechte gewährt werden, damit die italienische Nationalität, die dort die französische bereits über das Dreifache übertraf, gesichert wäre. Bei der zurückgehenden Bevölkerungszahl Frankreichs und der starken Vermehrung tunisianischen Italienertums konnte man hoffen, daß Tunis immer mehr zu einer italienischen Kolonie unter französischer Verwaltung wurde und schließlich wie eine reife Frucht dem italienischen Mutterlande zufiel.

II. Dies ist das Programm des italienischen Imperialismus, das an Großzügigkeit und Geschlossenheit bei weitem die Pläne selbst der exaltiertesten „alldeutschen“ Annerktionisten übertrifft. Hierin aber besteht sein einziger Vorzug; im übrigen gilt von ihm das Wort, das dem Schreiber dieser Zeilen einmal ein Italiener sagte: „Noi Italiani vediamo soltanto lo scopo, ma mai la via“ („Wir Italiener sehen immer nur das Ziel, aber niemals den Weg“). Denn es beruhte nicht nur auf der Verkennung der sozial-wirtschaftlichen und militärischen Lage der Italiener, sondern zugleich auf einer falschen Beurteilung der gesamtpolitischen Machtverhältnisse Europas.

1. Ökonomisch ist und bleibt Italien ein Land, das im wesentlichen von den Erzeugnissen seines Bodens lebt. Die große Masse seiner Bewohner

sind Landarbeiter. Sie stellen das Gros der Auswanderer, und sie kehren nach Italien zurück, sobald sie sich in der Fremde das Geld zum Ankauf eigenen Grund und Bodens erworben haben. Für diese bedarf Italien bei seiner Übervölkerung der Vergrößerung seiner Unbaufläche und der Absatzmärkte für seine Landesprodukte. Die erstere kann nur durch Meliorationen seiner Maremmen und Campagnen und durch Angliederung der in der Nähe gelegenen nordafrikanischen Küstenländer gewonnen werden. Dieser Weg war durch die Geschichte des alten Roms vorgezeichnet. Italien, das nur zwei Drittel seines Bedarfs an Getreide produziert, wäre dann in seiner Ernährung vom Auslande vollkommen unabhängig geworden. Die Absatzgebiete für seine Landesprodukte konnten nur Deutschland und Osterreich-Ungarn bieten, da Frankreich diese Erzeugnisse im eigenen Lande hervorbringt, und England sie meist aus dem nähergelegenen Portugal und Spanien bezieht. Der Bruch mit den Mittelmächten lenkte somit Italien aus seiner natürlichen Bahn ab. Er zerriß die Beziehungen, in denen Italien wirtschaftlich und kulturell anderthalb Jahrtausende mit Mitteleuropa gestanden hatte, und er geschah auf Kosten der großen Masse seiner Bevölkerung. Auf der anderen Seite war eine Industrialisierung Italiens eine Chimäre. Für sie fehlen die Vorbedingungen: das Vorhandensein von Eisen und Kohle im eigenen Lande. Beide muß Italien hauptsächlich aus England beziehen. Ferner hätte die Ernährung der Arbeitermassen einen noch größeren Import von Getreide aus Argentinien über das in englischer Hand befindliche Gibraltar notwendig gemacht. Proportional mit der Industrialisierung wäre deshalb die Abhängigkeit von England gestiegen und der italienische Industriestaat schließlich eine Filiale des englischen geworden. Von vornherein war somit der italienische Imperialismus ein Imperialismus aus zweiter Hand, der dem englischen aufgepfropft war. Im Innern wäre das italienische Volk zu einem Ausbeutungsobjekt der lombardo-venezianischen Industriellen geworden. Der italienische Industriearbeiter verfügt über viel künstlerischen Sinn, aber ihm fehlt die Arbeitsenergie und die Exaktizität zur Herstellung von soliden Massengütern. Statt der guten und billigen deutschen Waren hätte das italienische Volk die schlechten und teuren Lombardo-Venetiens kaufen müssen. Denselben Schicksal wären bei der Errichtung einer italienischen Herrschaft über die Levante die im nahen Orient wohnenden Völker verfallen. Im übrigen verhinderte das Vorherrschen der deutschen Industrie die italienische keineswegs: sie wirkte im Gegenteil befruchtend. Dies hat der größte italienische Nationalökonom Luigi Luzzatti ausdrücklich anerkannt. Denn die Entwicklung war die, daß die von den Deutschen begründeten Fabriken und Banken immer mehr in die Hände der Italiener übergingen.

2. Militärisch stellte der von Italien angestrebte Gewinn der Wasser-scheidenlinie keinen Gewinn dar. Denn Italien hätte dann die ungeheuer lange Strecke vom Brenner bis an die Bucht von Cattaro zu Lande gegen die vom Mittelmeer ausgesperrten Völker, die Deutschen, Slowenen, Ungarn, Kroaten

und Serben, hinter denen das nach seinem Siege über Österreich allmächtig gewordene panslawistische Rußland gestanden hätte, verteidigen müssen. Statt die Hände für das Mittelmeer frei zu bekommen, wäre es weit mehr als bisher zu Lande gebunden gewesen. Sich auf die Besetzung von Triest und Istrien zu beschränken, war unmöglich, da sich dann der Handel von Triest nach Fiume verzogen hätte. Dies hätte den Ruin des Triestiner Italienerthums bedeutet. Ebenso wenig konnte Italien Dalmatien in die Hände Großserbiens fallen lassen, da mit den Serben die russische Macht in die Adria gelangte. Schon Cavour hatte vor dieser Unterdrückungspolitik gewarnt. „Man muß jeden Ausdruck vermeiden,“ so schrieb er im Jahre 1860, „der argwöhnlich ließe, daß die Regierung des Königs nicht allein nach dem Besitz Venetiens, sondern auch Triests samt Dalmatiens und Istriens trachte. Ich weiß recht wohl, daß in den Küstenstädten der Kern der Bevölkerung nach Rasse und Gesinnung italienisch ist, aber die Landbevölkerung gehört durchweg der slawischen Rasse an, und man würde sich ganz unnötiger Weise mit Kroaten, Serben, Magyaren und der ganzen deutschen Bevölkerung verfeinden, wollte man die Absicht zeigen, diesen großen Teil von Mitteleuropa gänzlich vom Mittelmeer abzuschneiden.“

Seine Ansprüche auf die österreichischen Küstenländer mußten Italien in einen tödlichen Kampf mit der habsburgischen Monarchie verwickeln: es konnte dann nicht eher ruhen, als bis diese in Trümmer geschlagen war, um vor ihrer Revanche sicher zu sein. Dies hat niemand besser als Sonnino erkannt, als er am 29. Mai 1881 in der *Rassegna Settimanale* wörtlich schrieb: „Der Besitz von Triest ist für Österreich-Ungarn von höchster Wichtigkeit, und dieses würde bis zum äußersten kämpfen, ehe es auf diesen Hafen verzichtete. Ferner ist Triest der geeignetste Hafen für das ganze deutsche Gebiet. Triests Bevölkerung ist gemischt, wie alle Bevölkerungen an der Grenze. Die Forderung Triests als Recht wäre eine Übertreibung des Nationalitätenprinzips, ohne wirkliches Interesse für unsere Verteidigung zu haben. Trient ist italienisches Land und würde eine Vervollständigung unserer Verteidigung darstellen, ohne für Österreich die Bedeutung von Triest zu besitzen; aber die Interessen, die wir in Trient haben können, sind klein im Vergleich zu denen, die in unserer Freundschaft zu Österreich enthalten sind.“

In der Tat war für Italien die österreichisch-ungarische Monarchie der beste Grenzschutz. „Wenn Österreich nicht wäre, so müßte man es erfinden,“ so hatte schon der ehemalige Garibaldiner Crispi gesagt. Einen besseren und bequemeren Nachbarn konnte Italien sich nicht wünschen. Österreich hatte auf eine Revanche für 1859 und 1866 und auf alle Eroberungen in Italien wie auf dem Balkan vollkommen verzichtet. Österreich war, ganz im Gegenteil zu dem ehrgeizigen französischen Nachbarn Italiens, der einzige Großstaat in Europa, der keinen Imperialismus trieb. Es war zufrieden, wenn es in

Der italienische Imperialismus und sein Ende

Ruhe gelassen wurde, um sich ganz dem Ausgleich unter seinen zwölf Nationalitäten und der inneren Organisation seiner wirtschaftlichen Kräfte widmen zu können. Während Frankreich in Nizza, der Heimat des italienischen Nationalhelden Garibaldi, das Italienertum in kurzer Zeit erstickte, so daß es lautlos verendete, blieb es im österreich-ungarischen Nationalitätenstaat in einer beinahe privilegierten Stellung erhalten und verfügte in Triest und Fiume über den Handel der beiden einzigen größeren Seehäfen der österreich-ungarischen Monarchie. Sie bildete für Italien den besten Schutz gegen die dem Italienertum todsfeindlichen Südslawen und das hinter ihnen stehende panslawistische 180-Millionenreich Rußlands. Mahnend hat dies der greise Freiheitskämpfer Cavalletto, der lange Jahre seines Lebens in den österreichischen Kertern von Mantua und Josephstadt zugebracht hatte, dem italienischen Parlamente zugerufen. „Zwischen uns und Österreich gibt es viele gleichlaufende Interessen, die uns zu Freunden und Alliierten machen müssen. Wir haben das Interesse, den österreichischen Kaiserstaat als Damm und Vormauer gegen den Panslawismus zu erhalten. Wehe, wenn der Panslawismus an die Adria kommt! Wir sind in derselben Gefahr, in der Italien und Europa in der Zeit der türkischen Invasionen waren, als alle zur Verteidigung von Wien eilten, weil man in Wien die Sicherheit und Kultur Europas verteidigte.“ Und Graf Nigra, nach Cavour der bedeutendste Politiker des dritten Italiens, der in Wien vom frankophilsten italienischen Diplomaten der österreichfreundlichsten wurde, schrieb an Crispi im Jahre 1887 die heute doppelt denkwürdigen Worte: „Wenn die österreichisch-italienische Allianz in Italien nicht populär ist, so beweist dies, daß unser Land noch nicht genug im Elend war und daß es noch andere und zwar unheilvollere und demütigendere Lehren nötig hat. Man trenne sich von der gegenwärtigen Allianz, und man wird sie erhalten. Italien hat eine dreifache Wahl. Entweder: die gegenwärtige Allianz mit allen Lasten, aber mit der Sicherheit. Oder auf die Knie vor Frankreich. Oder: ein großes Belgien ohne Industrie. Und es ist noch nicht ganz sicher, daß nicht das große Belgien durch Teilungen und Amputationen ein kleines wird.“

Weit verhängnisvoller als der Bruch mit Österreich mußte die Trennung von Deutschland wirken. Vergebens hatte der Fürst von Bülow, einer der besten Freunde und Berater Italiens, im September 1914 den Italienern die warnenden Worte entgegengehalten: „Ich glaube, daß das italienische Volk den schwersten Fehler seiner Geschichte begehen würde, wenn es sich durch englische, französische und russische Einflüsterungen und Hexereien verleiten ließe, eine feindliche Haltung gegenüber Österreich-Ungarn einzunehmen . . . Der Kern der Sache ist, daß, ebenso sehr wie das Schicksal Österreichs, die Zukunft Italiens von dem Siege unserer Waffen abhängt . . . Die italienische Großmachtsstellung, Unabhängigkeit und

Einheit stehen und fallen mit der deutschen Machtstellung. Eine Schwächung Deutschlands würde auf die italienische Stellung im Mittelmeer und damit auf die italienische Gesamtposition eine unvermeidliche und tiefgehende Wirkung ausüben, der Triumph des Panlawismus die italienische Kultur und das italienische Volkstum in ganz anderer Weise bedrohen als die Mißgriffe dieses oder jenes Beamten in Südtirol oder Triest." Es gab keinen Staat, mit dem Italien so geringe Gegensätze gehabt hätte, wie Deutschland, und keine Macht, die ein größeres Interesse an der Stärkung Italiens nach innen und außen hatte, wie das Deutsche Reich. Ein entschlossenes Festhalten an dem Dreibunde, der ihm dreißig Jahre ungestörter und friedlicher Entwicklung gewährt hatte, ein kühnes Eingreifen in den Krieg an der Seite seiner Verbündeten hätte Italien nicht den zehnten Teil der Opfer gekostet, die es gegenwärtig vollkommen nutzlos gebracht hat. Es hätte das moralische Ansehen Italiens gewaltig vermehrt, Europa und dem italienischen Volke den Frieden im Herbst 1915 gegeben, Italien durch den Erwerb von Südtirol und der Isonzolinie zu Lande gesichert und ihm zur See die Vorherrschaft über das Mittelmeer verschafft. Seine Zukunft wäre für alle Zeit gesichert gewesen.

3. Statt dessen begann man eine Politik, die im Widerspruch stand mit den Traditionen des auf dem Nationalitätenprinzip aufgebauten Italiens und dem Rate seiner bedeutendsten Staatsmänner. Um das friedliche italienische Volk in den Krieg zu treiben, ließ man durch eine mit 25 Millionen ausländischen Geldes bestochene Presse den Kampf zur Befreiung der „unerlösten Brüder“ verkünden und plante in Wirklichkeit die brutale Vergewaltigung der kleinen Nationalitäten der Slowenen, der Ungarn, der Kroaten, der Serben und Griechen. Als die Ententepresse über die Verletzung ihrer großen Prinzipien durch Italien klagte, trug man kein Bedenken, zynisch zu erklären, die Südslawen seien keine Nation, sondern „ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, das keiner Küste bedürfe“. Die Zeit der kleinen Staaten sei vorüber, sie seien, da sie sich nicht selbst verteidigen könnten, ein „Element des Unfriedens für Europa“. Auch seien sie kulturell wertlos: Belgien habe zwar Maeterlinck u. a. hervorgebracht, aber ihre Werke seien mehr in Berlin und Paris als in Brüssel bewundert worden. Den Franzosen wurde entgegengehalten, daß sie sich in der elsass-lothringischen Frage ebenso wenig um das Nationalitätenprinzip kümmerten. Bissolati, der für die Serben Partei nahm, wurde höhrend mit dem Schimpfnamen „der Kroat“ belegt. Man gab vor, zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts gegenüber den Mittelmächten in den Kampf zu ziehen, während man Deutschland als eine Macht bezeichnete, „die, zwei Kadaver (Österreich-Ungarn und die Türkei) am Arm, sich kaum mehr aufrecht erhalten könne“. In Wirklichkeit waren nicht die Befreiung der Unerlösten und die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts der Grund zum Eintritt in den Krieg, sondern allein die Sorge,

Der italienische Imperialismus und sein Ende

bei der Verteilung der Beute zu spät zu kommen. Während Fürst Bülow alle Mittel seiner diplomatischen Kunst aufwandte und die Mittelmächte in ihren Angeboten bis an die äußerste Grenze des Entgegenkommens gingen, lief man den Ententemächten, wie die Veröffentlichung der russischen Geheimakten ergeben hat, würdelos nach. Angesichts der Erfahrungen der Balkankrise und der Rühle, mit der Italien von den neuen Bundesgenossen aufgenommen wurde, konnte man wissen, daß man von ihnen besten Falles nicht viel mehr erhalten würde als eine Anleihe zu sieben Prozent. Trotzdem begab man sich mit offenen Augen in die Gewalt seiner natürlichen Rivalen, die ein Aufkommen Italiens im Mittelmeer um ihrer Selbsterhaltung willen nicht dulden konnten und deshalb sofort bemüht waren, ihm in der Adria ein großserbisches und in der Levante ein großgriechisches Reich entgegenzusetzen. Niemand hatte den Charakter der englischen Politik besser durchschaut als gerade der Mann, der diesen verhängnisvollen Weg gegen den Willen der großen Masse des italienischen Volkes und unter Vergewaltigung der konstitutionellen Gewalten des Staates beschritt, Sidney Sonnino. Schon im Jahre 1882 hatte er vor England, „unserem platonischen Alliierten“, der jede Gelegenheit allein dazu benutze, um mit „philosophischer und ökonomischer Gemütsruhe“ wirtschaftliche Vorteile herauszuschlagen, gewarnt. Bereits damals erkannte er, daß ein Bündnis mit England niemals ein solches mit den Mittelmächten ersetzen konnte. „Die Geschichte lehrt,“ so schrieb er wörtlich, „daß es Wahnsinn wäre, sich allein auf den Beistand Englands zu verlassen zum wirksamen Schutz von Interessen, die für uns kapitale und dringende, für England aber sekundäre und fernliegende sind. England gemäß seiner Natur als Industriemacht, gemäß der Größe seines Weltreiches und der sich daraus ergebenden Vielheit seiner Interessen, legt viel zu großen Wert auf die Erhaltung guter Beziehungen zu Frankreich, als daß wir jemals hoffen könnten, daß es aus irgendeinem Interesse, das nicht direkt und klar und in erster Linie das eigene ist, diesen Bund in Frage stellte.“

Man braucht heute kein Prophet zu sein, um vorauszusehen, daß für Italien die Dinge so kommen werden, wie Nigra und Sonnino sie vor dreißig Jahren scharfsinnig vorausgesagt haben. Trotz der unliebsamen Überraschung, die die in Italien erwiesene ungebrochene Kraft der Mittelmächte den Engländern und Franzosen bereitet hat, werden sie für das nach seiner beispiellosen Niederlage von ihnen doppelt verachtete Italien nicht viel mehr tun, als es von neuem mit der Illusion auf den „unfehlbaren Endsieg der Entente“ zu trösten. Ihnen kann es nur recht sein, wenn der aufdringliche und anspruchsvolle Mittelmeer-Rivale, der so lange Zeit, statt für die „Zivilisation“ zu kämpfen, seinen eigenen Krieg, den Krieg des Sacro Egoismo, zu führen versuchte, durch die deutschen Waffen schwer getroffen, zusammenbricht. Sie wissen, daß der erste Kanonenschuß, der am Isonzo gegen die österreichischen

Linien ertönte, in Wirklichkeit die Unabhängigkeit Italiens traf, und daß es, finanziell und wirtschaftlich auf die Hilfe der Westmächte angewiesen, von diesen, selbst wenn es wollte, nicht mehr los kann. Sie haben an dem rumänischen und serbischen Beispiel die Erfahrung gemacht, daß, wenn große und wertvolle Teile italienischen Bodens sich in den Händen der Mittelmächte befinden, ein tiefer Abgrund zwischen Italien und seinen ehemaligen Verbündeten geschaffen und jenes mehr noch als bisher dem Willen der Westmächte ausgeliefert wird. Aus diesen politischen Gründen allein werden sie sich — von militärischen ganz abgesehen — hüten, ihre Front in Flandern und Nordfrankreich zu schwächen und sich in die italienische Niederlage hineinreißen zu lassen. Denn die „kapitalen und dringenden Interessen“ liegen, um Sonninos Ausdruck zu wiederholen, für die Westmächte auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz; der südwestliche hat für sie nur „sekundäre und fernliegende“ Bedeutung. Ist die italienische Armee durch ihre Niederlagen zu einem Hilfskorps der Entente reduziert, dann läßt sie sich, wie die Serben, ohne weiteres überall dort verwenden, wo sie als Kanonenfutter gebraucht wird. Mit „philosophischer Gemütsruhe“ hat deshalb der „Temps“ Italien bereits den Rat gegeben, sich an dem Frankreich der Marne Schlacht ein Beispiel zu nehmen und sich an den Spruch zu halten: „Hilf dir selbst, und die Vorsehung wird dir helfen.“

Den Feind im Lande und von den Bundesgenossen ohne ausreichende Hilfe gelassen, ist Italien in den Zustand gebracht, den der französische Kolonialpolitiker Pinon vor dem Kriege dem lateinischen Nachbarstaate gewünscht hatte, indem er schrieb: „il faut réduire l'Italie à l'état d'un parapluie qu'on ne peut pas ouvrir nul part.“

Man muß lange in den Büchern der Geschichte suchen, um eine Politik zu finden, die sich in ähnlicher Weise gegen die Prinzipien, Traditionen und Interessen des eigenen Staates versündigt und sich gründlicher in allen Punkten, wirtschaftlich, militärisch und politisch, verrechnet hat, als die des imperialistischen Sacro Egoismo. Durch sie wurden, wie Fürst Bülow mit unvergleichlichem Scharfblick im September 1914 vorausgesehen hatte, „die italienische Weltstellung und Zukunft kleinlichen Augenblickserfolgen, hohlen Phrasen und lügenhaften Versprechungen leichttherzig geopfert“. Die Männer aber, die all dies Unheil über die unglückliche italienische Nation in futuristischem Größenwahn heraufbeschworen haben, können ihren unvermeidlichen Abgang von der politischen Bühne schon heute mit den Worten begründen, die einst der Schwiegersohn König Viktor Emanuels des Zweiten kurz vor dem Sturz Napoleons des Dritten über die Regierung seines kaiserlichen Veters gesprochen hat: „Il n'y a plus de faute à commettre.“ Ihre Politik war nicht nur „ein Verbrechen“ an dem italienischen Volke und der europäischen Menschheit, sondern mehr als das: eine „unverantwortliche Dummheit“. Dies aber ist die „Sünde“, die einem Politiker nach Machiavells bekanntem Ausspruch niemals und am wenigsten in Italien je vergeben wird.

Ins Innere von Tripolis.

Von
Ewald Banse.

Wer diese Straße hinauszieht von Tripolis nach Karian, der kann nur von zwei Dingen träumen: von den Großen, die vorher hier schritten, und vom Stimmungsbreize alter Bücher und fremder Länder.

Hier sind sie alle geschritten, durch die Steppe der Dschefara und hinauf auf die Kalkmauern des saharischen Rands, stampfend durch Sand und geschaukelt vom Höcker. Sie alle: Friedrich Hornemann, der als mohammedanischer Karawanenkaufmann reiste und im tiefsten Innern des Sudan der Dysenterie erlag, einsam auf ganz unbekannter Erde, Lyon und Ritchie, Denham und Clapperton, die Entdecker des Tschad, Richardson, Dickson, dessen Familie auf dem winzigen Protestantenfriedhof in der Oase von Tripolis schläft, der Erforscher der Wüstenstadt Radames mitten unter Seeleuten.

Die Gesichte der ganz Großen! Da wandert Barth und neben ihm Overweg, der Frühvollendete. Da eilt ihnen der junge Eduard Vogel nach, in der Samtpfeife des teutschen Burschen, und ahnt nicht, daß im schwarzen Adai schon der Dolch für ihn geschliffen wird. Duveyrier, der später durch eigne Hand ins Grab sank, Schwermut, wie Malgan. Nach ihm Mircher, Watonne und Polignac, die Abgesandten des Napoleoniden. Da reitet Kohlfs, dreimal zu verschiedenen Zeiten. Sein Künstlerhaar wallt ihm nach, und das Abenteuererblut braust in den Adern. Hier wandert Nachtigal an bescheidenem Stecken, mit bescheidener Ausrüstung, und der erfolgreichste vielleicht.

Von Süden blinken Flintenläufe auf, rote Senegalmützen; Monteil, der Franzose, marschirt vom Tschad heran. Und eine ganz neue Erscheinung: Wischer, der Halbenzländer, reitet durch die Dünen dahin, Sinn und Auge zum fernen Tschad gerichtet.

Darauf Getümmel, Fluchten und Attacken, Maschinengewehre und Flieger, Awanti und Allah, Freiheit und Knechtung, Tropenhelme und weiße Wollmäntel. Und schließlich ein knatterndes Auto, jeden Tag ein oder zwei.

Dieses sind die Gesichte der Straße von Tripolis zum Dschebel Karian. Aber ihr schweben die Geister der großen Toten, der Verschollenen wie der Gefallenen, der Siegreichen wie der Berühmten.

Ihrer aller war die Hoffnung und ward der Tod. Nur ein Name blieb noch übrig, seitdem ihre Bücher niemand mehr lieft, und vielleicht ist das gar nicht so wenig. Aber Mühe und Schweiß, Not und Angst, ihrer war doch zu viel, und so kreisen sie über der Wüstenstraße wie unerlöste Geister. Sie hacken in den Sinn eines Mannes, der daherkommt und das Gedenken der Toten in seinem Herzen bewahrt.

Ich bin der erste Reisende, der anders hinausgeht, mit Bahn und Auto. Und die Poesie liegt in dem Gegensatz zu dem, was einstmals war. Sonst verließ ich Tripolis nach dem Innern mit Eseln, heute mit der Eisenbahn.

Kurios doch, dieser Bahnhof am Beginn der Palmoase. Schwarze Lokomotiven, die aus zwei Nasenlöchern fauchen, steife Wagen, Wassertransportwagen. Schmutziger Boden, öl- und teerbefschmierte Schienen. Scheußliche Rauchwolken quälen sich nach den grünen Baumkronen hin.

Die Wagen Erster sind gut eingerichtet, nett gepolstert und mit hellem Stoff verkleidet. Die Zweite mit ihren einfachen Holzbänken sieht etwas kläglich aus. Die Dritte besteht aus völlig leeren Güterwagen. Leider haben die Fenster keine Jalousien, die Wagen keine Doppeldächer, Einrichtungen, die eine afrikanische Kolonialbahn nun einmal haben muß. Obschon sich sogar im Bahnwesen eine gewisse Zierlichkeit der Italiener verrät, so erkennt man doch stets die unglückliche Hand im Praktischen, im Kolonialen.

Wie kopflos ging man zum Beispiel bei der Anlage der Bahnen vor! Sie bauten eine Linie nach Ain Sara, wo seinerzeit viel gekämpft wurde. Und sie kümmerten sich weder darum, daß dort keine große Verkehrslinie ins Innere führt, noch daß dort nicht das geringste zu holen ist.

Der Zug bewegt sich stockend und zögernd durch die Dase westwärts. Hier hat ihr Aspekt viel mehr gelitten als im Osten. Auffällig viel elende Rohrhütten, Gurbi, auf ehemaligen Gartenfeldern. Mehrere industrielle Anlagen mit greulichen Schornsteinen, mit Dampf, und mit vernichteter Umgebung. Rechts die große graue Luftschiffhalle. Am Rand der Dase lauter Militärbaracken und dann die übliche hohe Betonmauer, durch deren Tor der Zug rollt. Noch ein Stacheldrahtverhau.

Dann öffnet sich weit die Küstensteppe, mit niedrigen gelben Hügeln und mit ganz wenigem spärlichen Kraut. Hinter dem neuen, mit viel Geschütz tortenartig garnierten Betonfort von Gergarisch schwenkt die Linie südwärts ab. Gelegentliche Düneninseln schaukeln sich auf der welligen Steppe, Orange auf Grün.

Am fernen Horizont blauen die zackigen Profile des Dschebel. Das Steppengrün erscheint gegen die Sonne zu wunderschön hell und strahlend, durchwirkt mit bunten Blumen und hellen Gersteflecken. Verstreut die hellrosigen Pudergesichter der Dünen.

In den Ländern des Orients ist die Sonne alles. Sie stäubt über die bescheidensten Formen köstliche Färbungen und mischt in nie rastenden Wechsel die Stimmungen. —

Innere von Tripolis

Es überrascht mich doch, daß der Boden der Dschefara hier wesentlich anders, besser ist, als ich nach den älteren Berichten gedacht hatte. Die Steppe wird südwärts recht freundlich, ihre Kräuter leidlich saftig und erquickend grün. Da und dort ragt eine kleine Palmgruppe auf. Nicht selten löst sich ein Kreis bunter Blumen aus dem auf- und abwallenden Grün der Weiden. Ziemlich viel Gerstenfelder. Die Landschaft ist ganz offenbar wesentlich besser befruchtet als die Mariut und Marmarika. Unzweifelhaft lassen sich größere Teile zu Ackerangebieten entwickeln und bei reichlicher Bewässerung wohl auch zu Baumgärten in Art der Küstenoasen.

Von der Gegend der Station Suasu Beni ADEM, dies ist eine uralte Raststelle der Fesan-Karawanen, erscheint ein neuer Zug im Antlitz der Steppe. Ein Meter oder mehr hohe Lotusbüsche mit einem dünn- und graustengligen blattlosen Gestrüpp stellen sich ein. Jeder sitzt immer einem kleinen Erdbuckel auf. Ihre große Zahl gibt der mittleren und südlichen Dschefara ein eigentümliches Gepräge. Ich habe es in anderen Steppen Nordafrikas und Vorderasiens nicht gesehen. Man muß manchmal an ein großzügig und etwas ungestüm wallendes Meer denken. Graue Wogen über grünen Wellentälern.

Es ist eine manchmal sehr täuschende Illusion. Vielleicht sind diese dornbewehrten Buckelhügel ein Selbstschutz der Steppe gegen das Umsichgreifen der Dünenregionen. Vielleicht gar ein Vorschreiten gegen die Sandwüste.

Zwischendurch vermehren ein paar spielerisch hingeworfene Schwarzzelte oder ein Grüppchen Schafe den Anschein der Einsamkeit.

Es sind zweiundfünfzig Kilometer von Tripolis bis Ufisiye, und man fährt zweidreiviertel Stunden. Während der Kämpfe wurde Ufisiye oft genannt als Sitz des türkischen Kommandos. Vorher kannte man diesen türkischen Namen kaum, und die Karten verzeichneten ihn gar nicht. Militärs aber konnten seinen Wert unmöglich verkennen. Ein wohl dreißig Meter hoher, breiter Hügel, Esidi Ramadan, greift wie der bronzene Buckel eines Schildes aus der flachen Steppenebene heraus. Von seiner Höhe schweift der Blick gegen die Palisaden des Gebirges und weit nach Norden über Weide und Düne bis zur Dase von Tripolis. Es ist ein prachtvoller Beobachtungsposten; heute erhebt sich auf der Höhe das italienische Fort.

Als Endpunkt der Bahn, als Kopfstation der Automobilrouten zum Gebirge und als Zentrum eines weiten Beduinenbezirks entwickelt Ufisiye gegenwärtig ein reges Leben. Große Zelte wurden aufgebaut, Holzbuden und Wellblechbaracken errichtet; mehrere Häuser, vielleicht noch türkischen Ursprungs, stehen da. Viele Soldaten laufen geschäftig hin und her. Kamele brüllen und setzen sich mit Lasten von Stroh, Eisenröhren und Risten nach dem Innern zu in Bewegung, nach Rarian, nach Misda, nach Kadames, denn Ufisiye ist die Schwelle des Hinterlandes. Große Holzstapel ragen neben

dem bretternen Bahnhofsschuppen auf. Die Lokomotive pfeift in gellenden Diffonanzen. Ein starker Windmotor orgelt in den Lüften, höher als ein sauberes weißes Minare. Im Hintergrund der Hügel des heiligen Ramadan mit grünen Krautwangen und der Warte als Mütze.

Am Fuß der Kuppe sah ich sieben Höhlenwohnungen in die Erde eingesharrt. Klein und schwarzverräuchert blickten sie hilflos zu mir auf, und ihre Bewohner sahen nicht aus, als ginge es ihnen gut. Sogar in einige jener Dornbuschhügel der Steppe hatten sich Menschen eingewühlt und mit Hilfe einer schwarzen Zeltbahn und mehrerer Knüppel eine bescheidene Vorhalle errichtet.

Es hat immer etwas Trauriges, Höhlenwohnungen zu betrachten. Und seien sie auch geräumig und mit Fleiß ausgehauen, mit einem Schein von Behaglichkeit eingerichtet, sie machen stets einen unnenmbar primitiven Eindruck. Es ist offenbar das komplizierte Gefühl des Gegenwartsmenschen, welches sich wider die Wohnart seiner prähistorischen Ahnen sträubt. Wie ein Hund vor dem Wolf zurückschreckt. Lieber ein wackliges Beduinenzelt in offener Steppe als eine warme Höhle im Gebirge.

In Ulsifje bestieg ich einen Autocarro militare, ein Mittel ding zwischen Personen- und Lastauto, urwüchsig gebaut wie dieses, schnell wie jenes. Auf den schlichten, grauen Kasten waren zwei kurze, harte Holzbänke gestellt. Es war unbequem, aber man soll nicht schimpfen, wenn man nicht zu bezahlen braucht. Die Fahrt bis Gasr Karian dauerte nur zwei und eine viertel Stunden, wovon zwanzig Minuten in Bu Gelan am Fuß des Gebirges gerastet wurde.

Die Steppe flog unter den Gummirädern nach hinten. Hohes Gestrüpp, bis vier Meter hohe, dicht verfilzte Büsche rasten an mir vorbei. Ich staunte über die große Zahl der Gerstenfelder, aber schon waren sie verschwunden. Nur der Schein rötlich-lehmigen oder rötlich-sandigen Bodens hockte noch Augenblicke lang auf der Neshaut. Reizend lachte mich das Gesicht dieser grünen, busch- und kornreichen Steppenlandschaft an.

Dann glitten uns viele Steine entgegen, platte und gerollte. Das Auto hob und senkte sich, wie ein Dampfer, der aus der ruhigen Fläche des Hafens in bewegte See sticht. Wie Wogen schlugen schwarzgrüne Gestrüppe um uns zusammen, hier rundlich rollend, dort seltsam kastenförmig gefalzt, die dornigen Zweige ineinander verkrallt. Es ist eine merkwürdige Buschsteppe, diese südliche Dschefara, und man findet ihrer nicht viel im Orient. Viel Steine, welche die zuletzt sehr zahlreichen, aber ziemlich unbedeutenden Trockenriffe vom Gebirge herabgeschleift haben. Aber sie lassen sich auflesen, und dann kann man hier Saaten ausstreuen, und man wird sich ihrer nicht zu schämen brauchen. —

Düster und groß wie vorweltliche Mauern schoben sich die Steilhänge des Gebirges heran. Links und rechts griffen buntfarbige Hügelreihen in die

Ebene voraus, und blaue Polypenarme packten weitausholend nach dem stampfenden Schifflein.

Bu Gelan ist eine winzige Ansiedlung am Fuß der Bergkanten, hineingepreßt in eines jener Tälchen, welche diese Palisaden durchfurchen. Sie sind alle kurz und insolgedessen streckenweise unglaublich steil. Ihr Boden und ihre Hänge sind mit Geröllen und Blöcken von weißem Kalk dicht verpußt, und dicke Büschel von Steppenkraut punktieren die grauen Steilen.

Im unteren Teil des Tälchens steht in terrassenförmig angelegten Felderchen ein schmaler, bandförmiger Streifen von Dattelpalmen, deren Fuß stark umbuscht ist. Blöcke, Geröll, ein verzerrter Faden von hellem Schwemmland, ein nicht sehr solides niedriges Mäuerchen — diese Einsamkeit liegt den Palmen zu Füßen. Dazwischen zwei, drei armselige Hütten aus Feldsteinen und Reisig.

Oben an den Berglehnen, ganz in der Höhe wuchert an verschiedenen Stellen kühnes Gebüsch. Und erst schärferes Fixieren zeigt dir, daß es eine Handvoll Dattelpalmen sind, die aus einer engen Nische der Steilwand schräg und steil hinaussprossen. Eine Terrasse von Steinen hat man dort angelebt, Erde draufgeschüttet, und nun hängen die Dattelpalmen dort, fast wie Makarsstraüße in einer unbenutzten Ecke. Ungemein zierlich und desperat nehmen sich diese dünnen, zerbrechlich aussehenden Palmen da oben aus.

Es ist ein stiller Erdenwinkel, dieses Bu Gelan, und der italienische Militärposten hat wenig mehr zu tun, als die Lutocarri zu begrüßen, die zweimal täglich anhalten, einmal von Ufisije her und einmal von Rarian. Ferner die Kamelzüge, welche Militärlieferungen ins Gebirge hinaufschleppen.

Oberhalb Bu Gelan klettert die neue Heerstraße die Gebirgswand hinauf. Die Soldati haben sie selber gebaut, und jede Kompagnie hat nur an einer kurzen Strecke gearbeitet; deshalb ist die Chaussee in wenigen Monaten fertig geworden. Diese Militärstraßen aber und der Lutoverkehr sind das Beste, was Italien seiner Neukolonie bisher beschert hat.

Es sind kühne und eindrucksvolle Serpentinaen, in denen die Heerstraße der neuen Römer ansteigt. Und rücksichtslos setzt sie sich über die armseligen Kamelpfade der Eingeborenen hinweg. Zwischen den Steinklüften wuchert grünes Gestrüpp, und vom Sprengen überhängende Felsen greifen gierig und rücksichtslos nach unseren Köpfen. Wie Ränge im Theater ziehen die wagrecht gelagerten Bänke des Gesteins seitwärts in steile Weiten. In Spiralen aber schraubt sich die Straße über Unterbauten und schattigen Tiefen um sonnkahle Felsvorsprünge empor.

Die mehrhundert Meter hohen Gebirgsränder des weiten Halbzirkusbuchten in grünen und roten Farben in die Tiefe und ins Land hinaus. Die dicken Gesteinsfünfe treten wie Hauptrippen heraus, und eine Böschung von rötlicher Krume, mit Krautgrün und mit dunkelgrau verwitterten Blöcken bestreut, zieht von einer Rippe zu der nächsten hinab, die zehn oder dreißig Meter

tiefer liegt. Die abwärts gesenkten Rinnen sind meist mit langen, grauen oder dunklen Geröllsträhnen und Schuttfahnen angefüllt, soweit sie nicht mit Palmbüschelchen verziert wurden.

Tief unter dir die Makartsträusse der Palmen in Nischen. Am Fuß der kahlen Zirkusse die Spielschachtelhütten von Zu Gelan. Und ganz weit unten die plattgedrückte Steppe. Schmale Aldern schlängeln sich durch die grau-grünen Sprengel der Büsche. Hier und dort heben sich lange Berg- und Hügelraupen und kegelspitzige Einzel- oder Doppelberge heraus, meist in rötlichen Lichtern und mit zierlichen bläulichen Schatten verziert. Es sieht aus wie die seitliche Beleuchtung einer kunstvollen Panoramakarte, aber es ist weiter und freier, und der Motor knattert.

Nach nur viertelstündiger Fahrt hat man die äußere Kante der Gebirgsmauern erklimmt und blickt hinein in ein weites, unruhvolles Plateauland.

Das Gebirge Tripolitaniens besteht nicht aus Sätteln, zu denen man von der Küste ansteigt, um zum Innern wieder abwärts zu schreiten. Es ist vielmehr ein einseitiges Gebirge, und es besteht aus nichts anderem als der Kante des Schollenplateaus der Sahara, welche in jener zum Mittelmeerkreis abbricht.

Die erste und unterste, soeben erklimmte Stufe ist steil, und du kannst Böschungen von dreißig, vierzig und vielleicht noch mehr Grad beobachten. Graues Geröll und dazwischen horizontal verlaufende Bänke. Gelbblühendes Gestrüpp. Palmnischen. Oben schroffe, wild verwitterte Klippen und auf den Ruppen und Spizen scharfe Nadeln und spukhafte Verzerrungen. Dazu jache Täler und Tälchen von kurzer Erstreckung, sie greifen mit mannigfachen Verrenkungen in die Eingeweide der Bergkante hinein. Übrigens finden sich derlei Talrisse nicht an allen Teilen der ersten Stufe, sondern vorwiegend scheinen ihre Flanken nur durch kleinere Rinnen von der Oberkante abwärts gefurcht zu werden. Das erzeugt sehr verschiedenartig schattierte Kerben und Rippen.

Die erste Stufe zieht mit mächtigen Spornen und Vorgebirgsrücken in das ebenere Vorland hinein. Ruppen und Regel reihen sich ihr vor, alle schon recht kahl, und an ihren Lehnen kann das lose Steppenkraut längst nicht mehr das fahle Gestein verbergen.

Oben auf der Höhe, die Plateaulandschaft — wer hätte solch reizende Bilder im Innern Tripolitaniens vermutet. So ansprechend, daß die schülerhaften Griffel früherer Beschreiber gar keine Plastik davon zu erzeugen vermocht haben.

Raum die kühnsten Klippen und die letzten Dornbüsche hinter den Rädern, da neigen sich Öl-bäume zueinander. Öl-bäume, milde Hügelformen und rote Lehmerde: das ist Karian. Die unten lauernde, türkische Steilwand ist im Nu vergessen. Dafür gleitet der Autocarro in singendem Wiegen über die mächtige rote Lehmschicht.

Ins Innere von Tripolis

Rötliche Äcker mit grünen Gerstensaaten zu beiden Seiten. Darüber in lichter Verteilung die dunklen Kronendickichte der Ölbäume. Eine offene, parkschöne Landschaft, deren heitere Sonnenfreude sich dir ins Herze stiehlt. Äcker wechselt mit Steppe. Rosige Pfirsichblüten grüßen aus dem Gebüsch. Und trotzdem fehlt nicht der stillbeglückende, erhebende Hintergrund der römischen Vergangenheit, und über ihn fort gleiten die heroischen Umrisse der klassischen Forscher, die hier geschritten. Geschritten auf jenen vielbändrigen Kamelpfaden, deren Ende am fernfernen Eschad im Lande der Schwarzen hängt.

In vollen Atemzügen lebt das Land von Rarian. Doch oft stellen sich, wie Riesenwarzen auf einer Riesenbrust, selbst Berge ein, hundert Meter hohe Berge. Auf ihrem Fuß klettern noch Oliven hinan, und eine Herde von Meckerziegen ergeht sich auf halbverdeckten Felschalen in reizvollen Posen; man denkt an Italiener. Höher hinauf kriecht Steppenkraut auf den Hängen herum, bis der Berg in einer kegeligen Spitze von kahlem Felsgetrümmer endet.

Du blickst in Niederungen und talartige Mulden, und ihre sanften Lehnen sind mit graugrünen Ölbäumen bedeckt. Gelegentlich fliegt ein Dörfchen roter Lehmhütten und Höhlenwohnungen vorbei. Leute stehen davor, nehmen beim Nahen des Autocarro militare komischernste Stellungen ein und grüßen, die Männer zögernd und ernst, die Weiber starrend, die Kinder juchzend und mit ungezwungener Übertreibung.

Auf dem Plateau steht keine Palme, du erblickst nur wenig Gefels und außer Oliven und Gerste fast gar keine Kulturen. Aber doch ist es eine Kulturlandschaft, auch wenn sie gegenwärtig nicht viel abwirft und die Bauern über Wassermangel klagen.

Vielleicht ist es der Gegensatz dieses stillheitern, sanftbewegten Friedens gegenüber den vertikalen, auf- und abwärts rasenden Klippen der Stufenzerie, was dich hier oben so gefangen nimmt. Du bist hoch über dem Meere, aber du merkst es nicht. In den Klippen dagegen bist du niedriger, aber es scheint dir, als hingest du in schwindelnden Höhen. So vermag ein horizontales Motiv das vertikale Moment wegzuwischen, zu schlagen. Man würde sich hier vielleicht sehr hoch fühlen, wenn dies Plateau kahl und nackt wäre; so erging mir's am zweitletzten Marschtage der libyschen Wanderung. Aber hier in Rarian erzeugt die heitere Vegetation eine Empfindung sicherer Niedrigkeit.

Dieses sind seltsame Einwirkungen der Landschaft auf das Gemüt. Wir wissen noch sehr wenig von ihnen, wissen nicht, ob es Seelenzustände des Menschen allein sind oder solche des örtlichen Milieus. Da spinnen geheime Fäden von Mast zu Mast, und es bedarf feinnerviger und geschulter Antennen, um Regungen zu verspüren, die weder Tourist noch Gelehrter ahnen. Man muß wohl alles sein und Dichter zumal, soll man über diese okkulten Fragen spüren und fabulieren.

Wes Saiten zu grob bespannt sind, der stößt das mit seinen bäurischen

Ellbogen weg und poltert von unwissenschaftlicher Phantasterei. Wüßte er, wie unendlich fern er dem Erdgeiste ist! Dem Erdgeiste, diesem, fast möchte ich sagen, chemisch darstellbaren Element der Landschaft, der Seele in ihren Zügen. Wieviele erblicke ich um mich, die nicht Adepten sind. Wieviel Klaubler nackter Einzelfakten und Zerpflücker der Steine und Pflanzen. Aber wie wenige Seelenforscher und in Wonnen erschauernde Durchdringer. Wie wenige Künstler und Ahnende.

Nicht länger als eine Viertelstunde fausest du über die Fluren des ersten und unteren Plateaus. Dann aber kurvest du dich auf den Serpentinaen einer zweiten Stufe aufwärts. Sie ist nicht so hoch wie jene erste und längst nicht so steil. Dichtes, niedriges Steppengrün wuchert auf den Lehnen. Von Bäumen keine Spur, von packenden Bildungen nichts mehr zu sehen. Hier erkennst du auch, wie die Kalkschichten südwärts einfallen, in Winkeln bis zu fünfzehn Grad etwa. In der Art aber neigen sich die Tafeln all dieser tripolitaniſchen Gebirgsschollen sanft gen Mittag.

An einer Stelle erhebt sich am Rande der neuen Straße ein Doppelstein. Neben dem üblichen Gedenkstein mit dem Verschen, daß die und die Kompanie des und des Regimentes Fanteria dies Stück Chaussee in der und der Zeit angelegt hat, dicht neben ihm ward ein alter römischer Meilenstein aufgerichtet, ebenfalls mit Inschrift. Alt- und Neurömer Arm in Arm im afrikanischen Kolonialland. Evviva l'Italia! —

Der Anstieg bis zur Höhe der zweiten Stufe dauerte nur zehn Minuten. Oben wieder ein Plateau: dicke Lehndecke, Steppe, Äcker, Ölbäume, die nicht selten Hainen gleichen, knorrige Feigen mit erst ganz kleinem Laub. Milde Landformen.

Im Unterschied zu der ersten Hochfläche erblickt man hier die Felder mit niedrigen Lehmwällen umgeben, vielleicht zur Erleichterung der Bewässerung, vielleicht auch zum Windschutz. Denn der Wind braust mächtig über diese Hochlande, und namentlich die kalten Winterstürme mögen manchen Kulturen hinderlich sein.

Rasselnd hielt der Autocarro vor dem sehr bescheidenen Palais des italienischen Kommandanten von Narian, des anscheinend sehr tüchtigen und bei den Eingeborenen beliebten Capitano Raspoli.

Ich war von Tripolis aus genau sechs Stunden unterwegs gewesen und fühlte mich sehr frisch. In der türkischen Zeit brauchte man zwei bis drei Tage und war müde. Immerhin ein Unterschied, der aber der Allgemeinheit noch nicht zugute kommt, sondern nur dem Militär und empfohlenen Personen.

Die Offiziere ließen mir ein sauberes Zimmer im Schulgebäude richten, das schon von den Türken zum Unterrichts von Gebirgskindern benutzt worden war. Zu meiner Zeit plagte sich ein junger Volksschullehrer aus Uncona in ihm mit den Bälgern ab.

Abends aß ich beim Residenten. Durch Liebenswürdigkeit beeiferten sich die Herren, die Einfachheit ihrer Küche weniger hervortreten zu lassen. Es gab

In's Innere von Tripolis

unter anderem eine geräumige Schüssel gebratener Spazern. Man sah mir an, daß ich nicht geübt war, mit dieser Art von Wildbret umzugehen, worauf ich erklärte, es sei das erstemal, daß ich „passere“ aße. Rief der Militärarzt ganz verwundert: was eßt ihr Deutsche denn eigentlich??

Rarian ist seit alters die Zwingburg des mittleren Osebel und die Eingangspforte zur mittleren Sahara. Unter seinen Mauern zogen alle Karawanen vorbei, die aus den Negerländern Elfenbein, Goldstaub, Straußfedern, Ziegenfelle und Sklaven herbeischleppten.

Ein unabsehbarer Zug von Jahrhunderten, Jahrtausenden, der dort aus den Steinfeldern und Sandöden der Wüste heraufwankt. Die Knüppel der braunen Treiber krachen auf die lederharten Schenkel der Kamele. Weißverhüllte Kaufherren reiten dazwischen. In phantastischen Sachtiruan girren die halblauten Gefänge der Sklavinnen Bagirmis und Musguis. Ein paar abgehezte schmutzigweiße Köter trotten mit hängender Zunge und irren blug im Schatten der Dromedare. An langer Kette stapft der Rest von tausend Sklaven über das scharfe Geröll, sie singen den Takt, und der Kurbatsch der Knechte kreist pfeifend über ihren Wollschädeln.

In weiter Ferne sehe ich Staubwolken, Waffen blitzen darin und wilde Schreie gellen auf. Kreuzförmige Sattelkrücken tauchen auf, breite Schwerter und eiserne Lanzen. Und mit grimmem Mut fällt die Horde verhüllter Tuarig in die zitternde Karawane.

Zuletzt wieder ein Mann — schreitet hoch daher und späht scharf in die Runde. Taschenbuch und Buffole. Einer der Großen, der Klassiker dieser Länder.

Immer kommt hier zum Schluß ein Mann, und ist die Erfüllung.

Gasr Rarian sitzt auf einem steil aufragenden Bergsporn, der ist nur von Ost her zugänglich, und aus der Ferne gesehen thront es. Aber es ist eine Schöpfung vergessener Zeiten und doch nur ein schmucklos einfach Dingelchen, wenn du seine Höfchen und Rämmerchen durchsuchst. Es hockt mit seinen gelblichen Steinmauern und breiten Strebepfeilern wie ein gesträubter, aber schon alter und kraftlos gewordener Kampfhahn auf dem weißen Plateau.

Aber schöne Ausblicke in die Weite schenken dir seine Zinnen. Während die Sicht nach rückwärts durch ansteigende Höhen ziemlich eng begrenzt ist, schweift sie nördlich fern in wilde Gebirgsöde. Wagrechte Gesteinsrippen treten in regelmäßiger Stufenfolge aus den steilgeböschten Bergkugeln heraus. Alles eine Fülle von hellen Schichtköpfen, von dunkler verwitterten Blöcken, von weißen Terrassen, von grünen Kraut- und Buschtopfen. Langgezogene Rücken, geschweifte Sättel, gezähnelte Zinnenreihen, tief eingeschnittene, schräg- und fahlwandige Täler. Vereinzelte Ölbaumbestände, schwarz wie reife Oliven und klein wie mutwillig ausgestreuter Samen. Feine rötliche Schleiergewebe auf manchen Bergkloffen, in der Ferne die violett verschwimmende Wand eines hakennasigen Tafelberges, hinter dem das versteckte Bu Gelan liegt.

Angeichts einer solchen weißen Öde und Steinerei faßt man sich an den Kopf, und dafür Gut und Blut? Da fühlt man es unmittelbarer als je, daß nicht bloß Habgier, sondern mehr noch Tatendrang auf Kolonialerwerbungen dringen. —

Die Landschaft von Gass Karian ist nicht so sehr schön als fremdartig und bizarr, ich meine die Randsenerie des zweiten Plateaus beim Kastell. Die kahlen, kalkweißen Buckel und Wände ermüden bald. Und erst der Blick in die Felspalten erfrischt. Aber mehr der Blick als der Gang, denn der ermüdet schnell zwischen diesen Millionen umhergeschleuderter Blöcke.

Zum Uadi Karian fallen die ausgelappten Hänge des Plateaus unter Winkeln von zwanzig bis fünfunddreißig Grad steil ab, und das ist unter der Sonne Afrikas eine Mauer. Ihre Gesteinsrippen und Terrassen starren von nackten grauen Kalkblöcken und glitzern stellenweise von Gipsknollen. Zwischen ihnen wuchert grünes Kraut, aber seine Farbe ist zu schwach, um noch in der Entfernung aufzufallen. Gelbe schmale Pfade führen in jachem Zickzack an den Steilen auf und nieder. An einigen Stellen haben die Italiener ein paar Wege angelegt, auf denen man nicht von Block zu Block springen muß. Nicht selten leuchtet zwischen Fels und Kraut die gelbe Erdkrume hervor.

Mehrfach, namentlich an den unteren Teilen der Lehnen und in Tal-
furchen, klettern Terrassenanlagen abwärts. Eine türmt sich über der andern. Graue Mauern stehen als gebogene vertikale Bänder da und tragen gelbe oder grünbewachsene, wagrecht eingestampfte Erdkrume. Darauf wachsen einzelne Obstbäume und Palmen, zwischen denen fallen die Oliven stets als schwarze Tupfen heraus.

Auf den etwas breiteren Talböden zieht ein Streifen, ein Sammetband von Palm- und Fruchtbaumgärten talab; doch sehen sie von Ferne immer dichter und üppiger aus, als sie in Wahrheit sind. Unter ihnen suchen Wasser-
rinnale murmelnd ihren Weg. In der Quelle Ain e'Türk sitzen italienische Soldaten und füllen ihre Wasserfässer, die von eritreischen Maultieren hinauf getragen werden aufs Plateau.

Bestehend liegen die Farben der Hochfläche über den Tälern. Oben platte Wellenformen, gelbrote Lehmerde und schwarzgrüne Olivenhaine. Unten steile, graue Geröllmeere. In der Tiefe das wechselvolle Grün der Plantagen.

Die beiden Probleme von Karian sind: das Wasser und der Wind. Vom Wasser zu wenig, vom Wind zu viel.

Die Blockmeere, von niederrauschenden Sturzfluten herabgerissen und angesammelt, sie lassen sich lichten, lassen sich beseitigen. Fürsorge kann dann ein nochmaliges Entstehen verhindern. So könnte Platz gewonnen werden für Kulturen.

Aber das Wasser. Im Winter fehlt es in den Tälern nicht an ihm; doch dann verrauschen die Tausende von Kubikmetern zu rasch und ungenutzt. Durch Sperrbauten ließe es sich in den Schluchten aufsparen. Für die Hochflächen gewinnt man dadurch allerdings noch nichts. Und sie, im Besitz der

Innere von Tripolis

köflichsten roten Erde, werden immer am Wassermangel zu leiden haben. Die Menschen trinken ihr von den Hausdächern aufgefangenes Zisternenwasser und schleppen Salzwasser von weit her dazu. Vielleicht könnte man durch ein spitzfindig ausgeklügeltes Drainiersystem den größten Teil des Regenwassers abfangen, das von den zahlreichen Bergkuppen der Hochflächen herabrinnt. Möglich, daß die Mühe sich lohnt, oder übersteigen die Kosten das Ergebnis? —

Der Ackerbau auf den Plateaus ähnelt dem in den Küstenoasen, erzielt aber weniger Üppigkeit, und es fehlen die dekorativen Kronen der Dattelpalmen. Wie ich meine, halten sie den scharfen und kalten Höhenstürmen nicht stand; das Klima ist durchaus nicht zu feucht, wie manche früher meinten.

Der Ackerbau in den Tälern ist ganz anders gestaltet. Hier mußte den blockbefäten Steinhängen erst Raum abgezwungen werden: Krume und Horizontalfäche. Dazu schichteten sie jene ein bis zweieinhalb Meter hohen Mauerchen aus zusammengelesenen Feldsteinen auf. Dahinter warfen sie Erde, so lange und so hoch, bis eine kleine, leidlich wagerechte Ackerfläche entstand. Auf der pflanzten sie Ölbäume und Palmen, Feigen und Mandeln, Aprikosen und Pflirsche, sie blühten gerade mit zartrosigen Lichtern, Birnen und Äpfel, Johannisbrot, Reben und Granatäpfel. Die Bewässerung überläßt man den Regenfällen; die sind sehr heftig, fallen oft zur unrechten Zeit und reißen dann die kostbare Krume hohnlachend mit hinab, um kahle Blöcke mit ihr zu polstern. —

Das Wasser plagt die Leute von Rarian durch ein Zuviel und ein Zuwenig stets zur unrechten Zeit. Der Wind aber sucht sie immerwährend heim. Er vertreibt die einträglichen Dattelpalmen von den Hochflächen und jagt die Menschen der Höhen in unterirdische Löcher. Einen anderen Grund finde ich nicht für die Anlage dieser seltsamen Erdwohnungen.

Das Material lockt, dieser viele Meter mächtige, feste, fast plastische rote Lehm, lockt zum Einschneiden von Wohnzellen? Ich sage auch, ein Gebirgler errichtet schneller und müheloser eine Hütte aus Feldsteinen, als er so tiefe Höhlungen auswühlt. Nein, es ist der Wind, der kalte Wind, welcher die Leutchen dazu treibt, sich im Busen des Gebirges zu verbergen.

Denket nur, sie schachten ein geräumiges viereckiges Loch aus, die Seiten vier oder sechs Meter lang, ganz nach Belieben, die Tiefe ebenso oder doppelt so groß. Den Boden machen sie eben und graben von den Seiten dieses Hofraumes aus Kammern in die Erde hinein. Die stehen nur durch eine niedrige, rohschwarzbogige Türöffnung mit dem Lichtschacht in Verbindung. Sie sind häßlich und schmucklos, unfreundlich und ewig in kühler Dämmerung, diese Zimmer von Rarian. Das Familienleben, das sich vornehmlich auf dem Boden des Lichtschachts abspielt, es sieht nichts von der Außenwelt als ein Stück blauen oder wolkenbefahrenen Himmels. Den Geist der Kinder muß der Anblick dieser vier kahlen, gelbrotten Wände fürs ganze Leben ungünstig beeinflussen.

In einer Ecke des Hofes mündet von der Oberwelt her ein gebogener, schräg abwärtslaufender und niedriger Stollen: der Haupteingang. In der Mitte, von Finsternis umfungen, sperrt ihn eine roh zusammengeschlagene Holztür. Außerdem gibt es einen Aus- und Eingang für Fälle von Not und Schnelligkeit. In einer Ecke des Luftschachts steigen zwei nebeneinander eingehauene Reihen von Löchern in der Lehmwand aufwärts. Oben über den Rand ragt ein aus zwei Baumstäben errichtetes Gestell schräg vor, und von seinem Ende hängt ein handfester Strick herab. An ihm kann man sich mit Hilfe der Trittschufen fix herablassen oder an die Oberwelt entern.

So wohnt man in Rarian. Ich glaube, das lustige Haarzelt des Beduinen behagt mir ungleich besser als solch eine Rheumatikerzelle.

In der Nähe findet sich gewöhnlich eine Zisterne, auch eine Aus-schachtung des Bodens, in der das Regenwasser des Platzes zusammenläuft. Die Öffnung ist überdeckt von einem Lehm-podium, unter dem das Wasser durch ein Loch einrinnt. In der Decke befindet sich noch die Schöpföffnung, die durch Bretter verschlossen ist, denn das Wasser ist hier oben so gut wie bares Geld.

Dies ist Rarian und das die Oschefara. Der Ausflug in beide, so kurz und schnell er war, hat mir eine Fülle neuer Aufschlüsse gegeben. Ich war überrascht, die Oschefara grüner und gesegneter zu finden, als ich nach den älteren Berichten annehmen mußte. Ihre lachenden Fluren mögen den Italienern mehr Nutzen bringen, als sie vielleicht selber erwarten. Das Gebirge ist kahler und ungünstiger gestaltet, als ich erwartete. Seine Täler haben viel weniger Raum für Kulturen, als die älteren Reisenden berichteten. Seine Hochflächen sind gut veranlagt, aber sie leiden unter dem Wassermangel.

Mit keinem Stück Orient hatten sich meine Gedanken einstmals eingehender beschäftigt als mit dem Oschebel Rarian. Und in keinem überraschte mich das Bild der Landschaft als ein so ganz anderes wie im Oschebel Rarian.

Selten habe ich die Anzulänglichkeit der Stubengeographie so unmittelbar empfunden wie im Oschebel Rarian und in der Oschefara. Gewiß, ich mache sehr scharfe Unterscheidungen, und die durch verschiedene Reisen in Nordafrika und Vorderasien geförderten Vergleichsmöglichkeiten sowie ausgedehnte literarische Studien zwingen dazu.

Aber dies eben weist doch mit bemerkenswerter Schärfe darauf hin, wie notwendig es ist, erst zu sehen und dann zu schreiben. In einer früheren Arbeit „Geographie“ (Petermanns Mitteilungen 1912, Heft 1—3) wies ich darauf hin, daß man berechtigt sei, über ein nicht selber gesehenes Land zu schreiben, wenn man ein nahverwandtes kenne, zum Beispiel über Algerien, wenn man Tunesien besucht hat.

Das war ein Fehler, und ich muß ihn jetzt widerrufen. Denn ich habe gelernt, daß zwei einander benachbarte Landstriche der gleichen Boden- oder Vegetationsform sich voneinander so sehr unterscheiden können, daß es zwar

der Laie oft nicht, wohl aber der Fachmann erkennen muß. So war's ja zum Beispiel beim libyschen Vorstoß.

Man muß jedes Land selber gesehen haben, ehe man's abschildern kann. Nicht nur aus diesem Grunde, sondern noch aus einem andern. Die literarischen Quellen versagen nämlich in weitaus der größten Mehrzahl. Ihre Beschreibungen sind gewöhnlich so allgemein und unpräzise, gehen so wenig aufs Charakteristische, stammen von so verschieden gebildeten und gestimmten Leuten, daß nur der einiges aus ihnen machen kann, der jene Gegenden eigen- äugig kennt.

Ein vornehmer Berber von Tripolis fuhr mit in meinem Autocarro ins Gebirge und zufällig auch gleichzeitig wieder zurück. Er war mir lehrreich.

Sehr sauber und gut angezogen, gehörte er zu jener Klasse städtischer Libuberber, die feingekleidet durch die Straßen von Tripolis und Radames wandeln. Hochaufgerichtet, würdig, ehrbar aussehend. Die Intelligenz und die Elite des Islam. Leute, die in verschiedenen Teilen der Sahara und des Sudan Waren auf Höckern laufen lassen. Mit einem Vermögen von mehreren hunderttausend Franken sind sie Millionäre ihres Kreises. Nicht Krämer, Baggal, von denen sie verächtlich sprechen, sondern Taschir, Kaufherren.

Diese Leute sind achtenswerte Elemente. Sie schritten früher unnahbar einher, meist Haddschasch, Mekkapilger, und der Fremde hatte kaum die Gelegenheit ihrer Gesellschaft. Jetzt aber. Dieser Mann suchte meine Nähe, denn ich war im Autocarro der einzige, mit dem er in seiner Muttersprache reden konnte. Die Offiziere beachtetten ihn nicht. Mir war er fesselnd als Typus.

Er erzählte. Möchte gern aus Tripolis heraus und in die Türkei übersiedeln, nach Damaskus, wo er schon in Salhije, dieser Sammelbüchse vertriebener Mohammedaner, ein Haus gekauft hat. So groß ist die Liebe dieser Menschen zum Islam; nur um unterm Glaubenszepter leben zu können, geben sie die Heimat preis und verschleudern ihre Güter. Aber die italienischen Behörden erlaubten ihm die Auswanderung nicht. In den Herbsttagen der Besetzung hatte er, irre ich nicht, vierzigtausend Franken Kriegsbuße zahlen müssen; mitsamt ein Duzend mußte er am Beutel bluten für den Freiheitsdrang der Stadtbevölkerung. Zweimal saß er damals im Gefängnis.

Ich will nicht sagen, daß Fanatikern ein kleiner Uderlaß nicht zu gönnen wäre, aber das verkümmerte Gesicht des Mannes steht mir doch unvergänglich vor Augen, als er mit gebrochener Stimme sein Herz ausschüttete.

Die Tränen des Islam, die Wunden des Islam.

Er erzählte mir auch, daß jetzt viele Waren aus Italien eingeführt werden, die vor der Besetzung aus anderen Ländern kamen. Mehl zum Beispiel, das früher in größerer Menge von Marseille her verschifft wurde. Natürlich, italienische Provenienz ist zollfrei und erfährt allerlei Erleichterungen, fremde erleidet Zollschikanen.

Übrigens macht mir manches Spaß neben dem Leide. Und oft ist es

nicht möglich, beide reinlich zu trennen. Bei allem Mitgefühl für die Tränen, die Wunden des Islam, ich muß doch manchmal lächeln, sehe ich das eingeschüchterte Wesen der Tripolitaner. Die einstmals oft nur allzu dreisten Burschen nehmen heute ohne weiteres stramme Haltung ein, wenn ein Tropenhelm vorbeigeht. Sind lammfromm geworden und fingerzahn. Verachteten ehemals die Italiener, die Makkaroni, und hassen sie jetzt. Früher im besten Fall gönnerhaft, heute schussuchend mit ängstlichen feuchten Augen.

Und es kann nicht umgangen werden, die Italiener treten brutal auf, mit allem Nachdruck einer nicht ganz vollwertigen Kultur, dem etwas Gehässiges innewohnt. Wißt ihr, welches arabische Wort allen Italienern an der Syrte am meisten geläufig geworden ist? Fissa, das heißt schnell. Sie stoßen es mit ganz langem drohenden i heraus und lassen das a kurz wie einen Peitschenhieb hinterher knallen. Es ist ein Befehl und ein Fußtritt, eine Abweisung und eine Isolierung.

Ich sprach mit einer Anzahl von Mohammedanern, armen und reichen, ganz jungen und erwachsenen über das, was ihnen am Herzen liegt. Hatten sie erst einmal erkannt, daß ich kein Italiener war, sondern ein Deutscher, der mit ihnen arabisch plauderte, schnell tauten sie auf, wurden vertraulich.

Aber bezeichnend dafür, daß den Orientalen nicht leicht zu helfen ist, sie ergingen sich kaum in lauten Äußerungen des Hasses, wurden nicht äußerlich effektiv. Nein, nur eine tiefe, eine ganz tiefe Bekümmertheit breitete sich über ihre Gesichter. Ein bedauerndes Achselzucken. Ein Verziehen der Mundwinkel.

Dieses ganze Volk ist in einer völlig ratlosen Resignation versunken! Sie erhoffen kaum noch Hilfe, auch wenn ihre Gedanken auf phantastischen Brücken spazieren gehen. Sie fassen den neuen Zustand immer noch nicht so ganz. Ihr ganzes Weltbild wurde ja umgedreht, und sämtliche Worte ihrer Väter und Lehrer, ihrer Priester und Vorbilder, das alles wurde Lügen gestraft.

Es hat etwas Schauerliches, diese grabeshafte Versunkenheit, diese aschgraue Trostlosigkeit eines ganzen Volkes! Es ist grauenhaft, und die Verzweiflung geht dort mit leeren Augen um. Ihr könnt es gar nicht ausdenken, ihr in Europa. Vielleicht aber ist das die Sühne für die Fehler der Jahrhunderte.

„Jean-Christophe“ und die deutsche Kultur.

Von
Karl Toth.

Comme s'il appartenait à un Français de dire ce qui est Allemand.

Umkehrung der Stelle IV, 174.

Keine Nation hat ein Urteil als über das, was bei ihr getan
und geschrieben ist.

Goethe, Maximen und Reflexionen, Nr. 771.

Friedrich Nietzsche sagt einmal (Fröhliche Wissenschaft S. 79 f.): „Die Strafgesetze eines Volkes verraten am sichersten, was diesem Volke als fremd und ungeheuerlich erscheint: die härtesten Strafen treffen das, was den Sitten des Nachbarvolkes gemäß ist.“ Und damit ist vor allem die Stellung der Grenzvölker zur deutschen Nation all die Jahrhunderte her umschrieben. Der Deutsche ist verhaßt und gefürchtet als Sieger, mit Füßen gestampft und verhöhnt, nachdem er im Wahnwitz der Religionskriege sich selbst entmannt hat. Und da er nach jahrhundertelangem Hindämmern die Träumeraugen wieder auf die Außenwelt zu richten beginnt, die Wirklichkeit sieghaft bezwingt und mit der Kindlichkeit einer Naturgewalt zum alten Ehrenplatz unter den Völkern drängen möchte, da starrt ihm tödlich geduckt und mit vergifteten Waffen die Phalanx derer entgegen, die inzwischen diesen Ehrenplatz mühelos besetzt haben. Zeugnis dessen das fremde Schrifttum aller Zeiten. Die Germania des Tacitus dankt zum guten Teil der Angst des Vaterlandsfreundes vor dem unheimlich drohenden Völkertod im Norden ihren Ursprung. Den Italienern der Renaissance ist alles Deutsche der Inbegriff widerlichen Schmutzes (Burchardt, Kultur der Renaissance II, 93). Der Père Bouhours wirft als Herold des großen Ludwig die Streitfrage in die Welt, ob Deutsche überhaupt Geist haben können (Entretiens d'Ariste et d'Eugène 1671). Selbst ein Voltaire nimmt aus Deutschland nur die drückende Überzeugung mit, jenseits des Rheins wachse seiner Heimat ein furchtbarer Gegner langsam und sicher heran. Madame de Staëls berufenes Märchen „De l'Allemagne“ (1810) ist dem Haß wider das Napoleonische Frankreich nicht minder entfloßen als der aufdringlichen Neugierde einer beweglichen Frau. Resignierter Verzicht und geheimes Mißtrauen lauert hinter den mannigfachen Zeugnissen widerwilliger Anerkennung, die deutsches Geistesleben vor 1870 einem Taine, einem Renan entrungen hat, verdichtet sich bei den Zola und Bourget zum törichten Mythos von der „force brutale du vainqueur“, in den Feuilletons des Journalisten Jules Huret zum Hohnlächeln der Überlegenheit, um endlich in den Hexromanen von Maurice

Barres, den Pamphleten der „Ligue pour la Culture française“ und bei der wüsten Schürerei der Unverantwortlichen vom jüngsten Frankreich zum verheerenden Brande emporzulodern. —

Wie anders die scheue, fast kindliche Verehrung, womit der Deutsche so lange zu seinen westlichen Nachbarn emporschaute; jene Bewunderung, die selbst dem zähen Befreiungskampf eines Lessing die besten Kräfte gab; jene Gerechtigkeit, nach Goethe Eigenschaft und Phantom des Deutschen (Maximen 732); jene sorglose Anerkennung fremden Wertes, darin etwa Lichtenberg das vornehmste Hindernis unserer Auslandsgeltung zu finden vermeinte (Schriften I, 122; vgl. Jean-Christophe V, 233: Paris schluckt die Germanen ein); jene schlichte Sachlichkeit, mit der auch der längst überlegene Deutsche zum Nachbar über Rhein nach Anregung ging: es sind zwei getrennte Welten.

Was Wunder, daß nach all diesen Erfahrungen die deutsche Geistigkeit freudig erstaunt aufhorchte, als von jenseit des Rheins die Kunde von ROLLANDS „deutschem“ Bildungsroman „Jean-Christophe“ herüberdrang. Da war einmal, hieß es, ein Fremder, und gar ein Franzose, der mit strengem Blick den Kulturvölkern Lob und Tadel zuwog, nachdem er vornehmlich deutschem Wesen liebevoll nachgegangen war, ja seine Heimat daran gemessen hatte. Sein Werk trug den Gloirestempel der französischen Akademie und den Nobelpreis, und Übersetzungen in fast alle Sprachen schienen der Welt den Schlüssel zum deutschen Rätsel in die Hand gedrückt zu haben, das seit Jahr und Tag sich machtvoll über dem Leben der Völker emporreckte. Nun war's aber all die Jahrzehnte deutschen Aufstiegs her immer klarer geworden, wie dringend der wahrhaftigen Seele unseres jungen Volkes fremdes Miterleben nottat; denn seiner Eüchtigkeit allein waren nur Gegner erwachsen. So ging's denn wie Jubel durch die deutsche Kritik. Man höre nur ein paar der ersten Stimmen: Stefan Zweig begrüßt im „Berliner Tageblatt“ vom 22. Dezember 1912 Romain Rolland als den Apostel eines neuen Europäertums und legt ihm den Dank vornehmlich der deutschen Kunst zu Füßen. Otto Grautoff rechtfertigt seine deutsche Übertragung des Romans mit dem Hinweis auf die Universalität des Werkes (Flamberge, Mons 1913); und selbst die so vorsichtige Abschätzung eines Eduard Wechsler („Die Franzosen und Wir“, Eugen Diederichs 1915, S. 27) macht vor dem „echten Deutschtum“ Johann Christophs ihre Reverenz.

Es scheint, die deutsche Kritik steht hier zum zeitgenössischen französischen Schrifttum im Verhältnis von schwachen Eltern, die einem ungezogenen Buben alles durch die Finger sehen und sich vor Freude nicht lassen können, wenn der Ränge einmal etwas wohlgestitteter zu sein beliebt. Da ist's denn einfache Pflicht, einmal energisch und völlig den Schleier von der Wirklichkeit zu nehmen, soweit das ROLLAND selbst nicht schon durch seinen Fehdbrief an Gerhart Hauptmann zu Beginn des Krieges getan hat (Journal de Genève, 2. September 1914). Besagte nackte Wahrheit aber ist diese:

Einmal: Die Betrachtung deutschen Lebens in dem Roman „Jean-

Christophe“ stellt das Ergebnis einer vorgefaßten Konstruktion dar, der Sezung des Problems, die dem Künstler von vornherein die Unbefangenheit nahm.

Sodann: Rolland ist also nicht objektiv, kann es als egozentrischer Franzose gar nicht sein; vielmehr gewinnen die Altweibermärchen über Deutschland bei ihm durch Kritik am eigenen Volke einen Schimmer von Wesenheit.

Endlich: Gerade darum aber ist sein Werk, weit entfernt, der Annäherung der Rivalen zu dienen, eine gefährlichere Waffe in der Hand des Deutschenhasses als offene Feindschaft.

Es versteht sich von selbst, daß diese Behauptungen nur am Original nachgeprüft werden können, da in der Übersetzung mancher feine und bezeichnende Zug verwischt sein muß. Ferner, daß persönliche Sympathien des Schriftstellers für das Deutschtum außerhalb seines Werkes nicht in Betracht kommen. Das Werk ist da und wirkt in die weite Welt hinaus.

Am Eingang der Beweise steht groß und für modernes Empfinden unerträglich, zugleich allen französischen Wirklichkeitsinn verleugnend, die Tatsache: Romain Rolland kennt das deutsche Land, das Volk, dem er aus der Hand seines Helden den Fehdehandschuh hinwirft, kennt das machtvolle deutsche Leben der Gegenwart kaum aus eigener Anschauung (Seippel, S. 175). Ein gebürtiger Burgunder, ist er früh nach Paris gekommen, wurde durch musikgeschichtliche Studien mit Notwendigkeit auf die deutsche Tonkunst hingewiesen, der er dann zu Rom im Hause der alten Malvida von Meyßenbug in junger Begeisterung dienen sollte, und hat den Fuß nur ein paarmal auf deutschen Boden gesetzt: in Bayreuth, wo er sich im Gefolge der Freundin den Segen des Hauses Wahnfried holte, und bei rheinischen Musikfesten, von denen er die machtvolle Symbolik des Vaters der deutschen Ströme in die Heimat mitnahm. Wiederholter Aufenthalt in der Schweiz dann hat den Schriftsteller nur einem kleinen Ausschnitt des Deutschtums näher bringen können. Auf diesen spärlichen Eindrücken baut sich endlich in den Jahren 1904 bis 1912 seine Kritik des verwickeltesten Lebens der Gegenwart auf¹⁾. Alles andere ist meist aus dem Schrifttum vor 1870 angelesen und anspekuliert. Dann aus Nietzsche, der überhaupt zu einem Großteil der Anwürfe gegen deutsches Wesen Pate stehen mußte; ohne daß es dem Ausländer im entferntesten zum Bewußtsein kommt, daß hier ein edelster Geist aus dem gärenden Gewirre eines jungen Volkes heraus ideale Forderungen für eine verheißungsvolle Zukunft herausgeholt hatte. Sein Zerrbild des deutschen Idealismus lieft der Schriftsteller in die Unklarheit der deutschen Romantik, etwa in Novalis hinein (IX, 338). Zu seinem Hymnus auf die schweizerische Freiheit müssen Gotthelf und Keller, Hodler und Böcklin Chorus stehen (X, 11 ff.); und in der verschwommenen Philosophie des Werkes fließen empedokleisches

¹⁾ Besonders erheiternd ist die Hilflosigkeit des Schriftstellers bei der Wahl deutscher Namen: Bauerndirnen stolzieren da als Melanien und Lydien einher (IV, 406); dem Rheinländer Christoph wird die allemannische Roseform „Cher Christli“ zugeflüstert (III, 255) und so fort in aller Grazie.

Allgefühl und Jakob Böhmes Gottseligkeit mit der Melancholie eines Schopenhauer und der auftrumpfenden Lebensbejahung Nietzsches zusammen: „Qu'est-ce que la vie? Une tragédie, fit Christophe, hourrah!“ (VII, 240; vgl. Seippel S. 206 ff.). Kein Wunder, daß den deutschen Leser die vier Bände lang, darin der Held sich mit dem deutschen Leben herumbalgt, das erbärmliche Gefühl nicht verlassen will, als ging's über zu dünnes Eis. Erst da die Handlung nach Frankreich übertritt, gehen wir behaglich auf festem Boden (V, 1 ff.).

Johann Christoph Krafft ist ein deutsches Musikantenkind, irgendwo in einem kleinen Fürstentum am Rhein geboren, der die singenden Träume des Knaben flüsternd weckt und sich nachzieht in kaum geahnte Fernen. Im Trotz gegen eine erbärmliche Menschenumwelt wächst das Kind heran: gegen den säuferischen Vater, der aus dem Kleinen ein musikalisches Wunder herausprügeln möchte; gegen künstlerisches Latentum an dem lächerlich gezeichneten Duodezhof; gegen die Sklaverei der Musikstunden in „feinen“ Häusern. Alles zurückgedämmte Gefühl aber strömt das Kind am Herzen der rührend sorglichen Mutter Louisa aus. Mancherlei Liebeserlebnisse dann schwärmerischer (Minna), sinnlicher (Uda) und melancholischer Art (Sabine) geleiten den Genius durch seine Entwicklung. Im Bannkreis einer fahrenden französischen Schauspielerin Corinne erhält sein Drang nach der Ferne in Paris ein festes Ziel; und da ihn sein Mißgeschick in eine blutige Bauernprügelei mit Soldaten hineingezerrt hat, geht er landflüchtig über die Grenze (I. Jean-Christophe: 1. L'Aube. 2. Le Matin. 3. L'Adolescent. 4. La Révolte.).

Paris nun, das den Sehnsüchtigen aus der Ferne verheißungsvoll herangelächelt hatte, kehrt jetzt dem „reinen Toren“, wie einst Richard Wagner, höhnisch den ekelhaften Rücken. Inmitten von Entbehrungen, Unverständnis und schamlosem Markt der Eitelkeiten müßte Christoph untergehen, wenn ihm nicht in Olivier Jeannin ein bei aller Gebrechlichkeit dauernder Halt erstünde. In Olivier, der den deutschen Bären mit leiser Aristokratenhand an die entsagende Arbeit und den starken Glauben des „wirklichen Frankreich“ heranzuführt, sich selbst an der Urkraft des Freundes aufbauend und eines kommenden reinen Menschentums gewärtig. (II. Jean-Christophe à Paris: 1. La Foire sur la Place. 2. Antoinette. 3. Dans la Maison.)

Ein Anarchistentumult in den Straßen von Paris, dem Christoph seine ungeschlachten Kräfte geliehen hat, kostet endlich dem Rasenden das Leben des Freundes und jagt ihn verzweifelnd über die Schweizer Grenze. Halb betäubt und willenlos trägt er hier den Ehebruch ins Haus eines Gastfreundes, flieht vergebens aus der Herzenswirrnis in die Wollust der Selbstmordgedanken und ringt einem stürmischen Alpenfrühling die Neugeburt seiner Begabung ab, um endlich der Italienerin Grazia Buontempi zu völliger Genesung nach Rom zu folgen. Und in der läuternden Ruhe einer Kunstvergangenheit ohnegleichen, im Widerspruch mit einem rücksichtslos empordrängenden neuen Geschlecht vollendet sich da Christophs Charakter zu jener klaren Schönheit

„Jean-Christophe“ und die deutsche Kultur

reinen Menschentums, dem der reife Künstler, an der Lebensneige nach Paris zurückgekehrt, seine restlosen Schöpfungen dankt und das ihm noch sein einsames Sterben zum Triumph verklären wird. (III. La Fin du Voyage: 1. Les Amies. 2. Le Buisson ardent. 3. La nouvelle Journée.)

So überwältigend nun der Riesenbau des Werkes bis zu dieser vom Abend vergoldeten Spitze hinanragt, er ruht auf einer windigen Phantasmagorie zu Schanden des deutschen Volkes. Das Problem ist klar: Hohe Menschlichkeit durch Vermählung der drei wertvollsten Kulturideale des Westens in der Gestalt des deutschen Musikers Jean-Christophe. Sollte dieser Held zu der ihm bestimmten Warte über den Nationen emporsteigen, so durfte er im Kreise seiner Volksgenossen nicht zur Genüge kommen. Von vornherein also war das Aufbäumen gegen wirkliche oder vermeintliche Mißstände der Heimat von der Idee gefordert. Man sieht den Zirkulus: Das deutsche Leben mußte zur Karikatur verzerrt werden, weil der Held nach Anlage des Ganzen nicht in der Heimat bleiben durfte. Daraus nun wird in der Objektivität des fertigen Werkes: die deutsche Wesensart gestattet kein künstlerisches Vollmenschentum, darum wendet ihr der Held den Rücken.

In diese verfälschende Konstruktion nun fügt es sich hinein, daß zum Vertreter des machtvoll mit allen Wirklichkeiten ringenden deutschen Volkes ein blauromantischer Musiker, ein reiner Tor nach dem Herzen von Rousseau und Tolstoi erwählt wird. Schon im Namen soll die symbolische Bedeutung dieser Gestalt zum Ausdruck kommen: Christophorus, der Riese, der die Zukunft der Menschheit auf den Schultern trägt (X, 315 f.). Schon im Namen aber versteckt sich zugleich eine jener kleinen Perfidien, mit denen der Schriftsteller den Kern deutscher Unkultur zu treffen vermeint: die kleine Schauspielerin Corinne: „Christophe Krafft! Quel nom!“ (Elle le répéta deux ou trois fois, en faisant terriblement rouler les r.) On dirait un juron! (IV, 150). Freilich, daß der Deutsche Goethe „Wahrheit und Dichtung“ seines Lebens selbst auf Kosten des Wahrheitsgehaltes in „Dichtung und Wahrheit“ umschuf, scheint hier das Wissen Hollands nicht beschwert zu haben.

Ganz ähnlich irreführend das Zwielicht, in dem die Zeitlage der Ereignisse auf deutschem Boden gelassen wird. Das philisterhaft beschränkte Geschehen um einen kleinen Fürstenhof am Rhein, das etwa zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts den Schwung der Begabungen gehemmt haben mag, wird sorglos in eine Zeit übertragen, wo Jean-Christophe gegen alle die angeblichen Angeheuerlichkeiten des Molochs Deutsches Reich zusehender liegt. So geht die Enge der altdeutschen Kleinstaaterei mit dem heftig ins Weite drängenden modernen Leben eine unnatürliche Paarung ein.

Auch der Ort des Geschehens bleibt anfänglich im dunkeln, was freilich für die Kritik der Ereignisse belanglos ist: Bonn mag's sein, wohin die ähnliche Jugendtragödie Beethovens weist, oder Mainz, das Holland von rheinischen Musikfesten her in Erinnerung leben wird.

Belanglos ist auch, daß deutsche Bildungsromane wie „Wilhelm Meister“

oder Kellers „Grüner Heinrich“ diesem Werk Pate gestanden haben: Deutschem Wesen ist der Schriftsteller dadurch nicht näher gekommen, es sei denn in der Äußerlichkeit der Entwicklungsgeschichte eines einzelnen Helden, womit er von den mittelpunktlosen Zeitgemälden seiner Landsleute Viktor Hugo, Balzac und Zola abrickt. Oder in dem allerdings echt germanischen Fehler des Riesenumfangs und der Disproportion der Teile bei einem Werk, das dem Schöpfer sichtbar unter den Händen gewachsen ist. Denn wenn etwa Seippel (S. 113) da von einer Symphonie in drei Sätzen spricht, so ist das eine billige Übertragung des musikalischen Grundzugs im Roman auf die äußere Form. Aber trotz der Guckkastentechnik sind Schauplätze und Charaktere gegeneinander abgewogen: Deutschland und Frankreich treten in der Urgewalt Johann Christophs und in Oliviers feingliedriger Spannkraft wirksam neben und wider einander; die Italienerin Grazia streift mit lächelnder Welt- und Menschenkenntnis aus dem Wesen des Deutschen die letzten Knorren hinweg, die auch der weheste Lebenskampf hat stehen lassen müssen; die Schweiz endlich scheint als gemeinsame Heimat von Bekennern der drei edelsten Lebensideale etwas wie den Vorgesmack eines „neuen Europa“ zu geben; und in dem leise erzählten Alltagschicksal der kleinen Antoinette gar (der Schwester Oliviers, Bd. VI) verrät sich der romanische Meister gehaltenster Form. Aus dem gewollt einfachen Flusse der Erzählung heben sich dann und wann darstellerische Höhepunkte hervor, von der elementaren Wucht des ersten Todeserlebnisses am Großvater des Helden (II, 26 ff.) über die echt gallische Unmut und Sinnenfreude mannigfachen Liebegemusses hinweg zur brüllenden Leidenschaft der Barrikadenschlacht (IX, 126 ff.) und zur Verklärung im Sterben des Siegers (X, 298 ff.), Höhepunkte, um so willkommener, als sie besonders vom dritten Bande ab lange Strecken trockener wissenschaftlicher Erörterung und endloser Reflexionen angenehm unterbrechen, in denen dem Künstler im Kampf um die Gestaltung seines Lebensideals die Kraft versagt hat.

Nun zur Darstellung der Einzelzüge deutschen Wesens in diesem großen Weltspiegel. Welch unschätzbares Anschauungsmittel für den wahren Vaterlandsfreund, wenn die heimischen Mängel, deren Tilgung gerade ihm drückend am Herzen lag, durch das unbefangene und wohlunterrichtete Auge eines Volksfremden gegangen sind! Sehen wir näher zu.

Gleich die Beurteilung des deutschen Idealismus (hier „mensonge allemand“ genannt, IV, 21 f.) führt uns mitten in die Herentüche der Mißverständnisse hinein. Dieser deutsche Idealismus flieht vor der Wirklichkeit, aus Angst, das kleine Behagen des Philisters zu zerstören. „Ce complaisant idéalisme germanique, qui ne veut pas voir et ne voit pas ce qu’il lui serait désagréable de remarquer, par crainte de troubler la tranquillité commode de ses jugements et l’agrément de sa vie“ (III, 28). Freilich baut er zugleich ins Meer der Alltagsnot eine Insel seliger Hoffnungen (IV, 348 f.). Keine leiseste Ahnung auch davon, daß derselbe deutsche Idealismus, an dem sich in Zeiten bitterster Erniedrigung des äußeren Lebens Kunst und Philosophie zu königlicher Herrlichkeit emporgerungen haben, heute in dem starken und selbst-

gewissen Deutschen am Werk ist, der, träger Genießer Ruhe der besitzenden Westvölker zum Trost, das Evangelium der Arbeit und Selbstentäußerung um das Erdenrund zu tragen begonnen hat. So wird denn hier der Jakob Böhme-Bestalt des Oheims Gottfried, auf dessen träumerische Demut der machtklüsterne Franzose freilich widerstandslos den Fuß setzen dürfte (I, 189 ff.), die auf-rumpfende Diesseitsbejahung eines Onkels Theodor gegenübergestellt, dem der „Deutsche“ Christoph ins höhnische Gesicht speit (II, 12 ff.). Und gegen die traumselige Hingabe des unmöglichen Universitätsmusikdirektors Peter Schulz, der als letzter Vertreter des „echten Deutschland“ den aufgehenden Genius begrüßen soll (IV, 286 ff.), wird der musikalische Modegeck Hafler in Berlin ausgespielt, dessen schlappe Ironie einen französischen Nachtreter Baudelaires herrlich kleiden würde (IV, 268 ff.). Darum muß der „Deutsche“ Jean-Christophe mit Inbrunst Lieder von Flemming, Günther, Gerhardt ver-tonen, in denen die von den Franzosen schmählich in den Staub getretene Seele Altdeutschlands zum Himmel um Erlösung schreit (IV, 222 ff.). Und derselbe Jean-Christophe verkündet mit vollem Munde die erstaunliche Ent-deckung: „Là-bas, en Allemagne, ils n'ont pas, comme chez vous, la maladie de la vérité: ils tiennent trop à vivre“ (VII, 88). Und das aus dem ignoranten Wahn eines Volkes heraus, dessen gesamte Kunst mit ihrer verlogenen Ehe-bruchsverhimmelung der grauen Philisterei des französischen Alltags ins Ge-sicht schlägt (vgl. V, 177; Amiel, Journal II, 111/185).

Mit dieser angeblichen Lebensklüge aber nicht genug: das Deutschland nach 1870 sucht auf den schwindstüchtigen Idealismus seiner besten Zeit einen brutalen Kraftmaterialismus zu pflropfen. Politik und Kriegsglück sind darin vorangegangen, die gepriesene deutsche Philosophie von Hegel bis Nietzsche hat dann ihren Segen dazu gegeben. Die Macht ist der deutsche Gott ge-worden, verzweifelnd fühlen die besten Söhne Deutschlands die Selbstaufgabe unter Herrscherwillkür und den Orgien eines ausschweifenden Militarismus. Depuis les victoires allemandes, ces gens s'évertuaient à faire un com-promis, un mic-mac écœurant de la force nouvelle et des principes anciens . . . A l'exemple de Hegel, le Souabe, serein et double, qui avait attendu jusqu'après Leipzig et Waterloo pour assimiler la cause de sa philosophie avec l'État prussien, — l'intérêt ayant changé, les principes avaient changé. Quand on était battu, on disait que l'Allemagne avait l'humanité pour idéal. Maintenant qu'on battait les autres, on disait que l'Allemagne était l'idéal de l'humanité . . . La force était devenue sainte, maintenant qu'on l'avait avec soi . . . Mais quelle amertume cachée dans cette confession du peuple de Herder et de Goethe! Et combien cette victoire allemande était une abdication, une dégradation de l'idéal alle-mand! . . . Christophe avait la haine du militarisme brutal, qu'il sentait peser sur lui, de ces sabres sonnante sur le pavé, de ces faisceaux d'armes et de ces canons postés devant les casernes, la gueule braquée contre la ville, prêts à tirer.“ (IV, 352 ff.; VII, 133: das deutsche Faustrecht.)

Ein solches Übermaß süßsantenen Mißverständes nun bei einem „Kenner“ deutschen Lebens müßte dem deutschen Leser die Röte der Empörung ins Gesicht treiben, löste sich nicht bei näherem Zusehen die Spannung in befreiender Heiterkeit: Denn eben jener Nietzsche, der hier (zwar vorsichtig verschwiegen) als Prophet des modernen deutschen Machtwahnsinns aufgerufen wird, hat in unbekümmerter deutscher Querköpfigkeit und Stendhal-Pose aus den Ausgeburten seiner werdenden Zeit heraus die Waffen geschmiedet, die hier wie sonst im Ententeschrifttum dieser Tage sich plump und stumpf wider alles Deutsche kehren. Auf geistigem Boden dasselbe tragikomische Schicksal, wonach etwa auch deutsche Technik und Industrie Jahrzehnte vor dem großen Krieg ihre Wertarbeit in den Dienst des heimlich rüstenden Auslandes gestellt hat. (Vgl. Nietzsche, Kleine Ausgabe III, 149, 160, 251: Original-deutsch; IV, 179 ff.: Deutsche Kultur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts; IV, 189 ff.: IV, 206 ff.: Deutscher Gehorsam; V, 138 ff.: Die deutsche Sprache und der preussische Offizier; VII, 204 ff.: Deutsche Tiefe, die beiden Deutschland; VIII, 108 ff.: Was den Deutschen abgeht. — Auch an die Simplizissimus-satire sei erinnert.) Ein Unschätzbares allerdings hat die tiefe Demütigung von 1870 dem „ersten Volke der Welt“ gebracht: Olivier: „C'est vous, mon cher Christophe, qui nous avez reforgés . . . Ton Allemagne nous a fait bien souffrir!“ Worauf der Deutsche, der freilich in seiner Jugend sich mit Beißern und Kraxen gegen den Elementarunterricht gesträubt hatte: „Pauvres petits Français débilés! Vous êtes plus forts que nous“ (VII, 102 ff.). Oder sollten sie das dem Volke gegenüber nicht sein, das seine Menschenwürde einem Cäsar verpfändet hat, selbstherrlicher als weiland Louis XIV? (VII, 237). Kaum daß deutsche Pamphletisten es schüchtern wagen, den Verfasser der Hymne an Ägir als Siegfried Meyer (S. M.) dem Gelächter preiszugeben (IV, 192); oder daß deutsche Bauern ganz im Geiste eines Gustave Hervé ihre Messer und Fäuste beim Dorfschententanz ein wenig im Blute der übermütigen Knechte jenes Cäsars baden dürfen (IV, 383). Armes Deutschland, solcher Tyrannen ein ganzes Heer tritt deine edelsten Söhne in den Grund! Wie jener Wüterich von Großherzog, der, aller Wahrheit zum Trotz, dekretiert hat, die deutsche Tonkunst von Beethoven bis Brahms habe nicht ihresgleichen, und dem zu Wunsche „also“ seine Untertanen das Genie Jean-Christophe aus ihrer Gemeinschaft jagen mußten, weil der Besserwisser die ganze deutsche Musik als verlogenen Schmarren wertete (IV, 48). Ernsthaft gesprochen: In all den reichlichen Beziehungen Christophs zu dem rheinischen Fürstenhof seiner Vaterstadt ist auch kein Hauch jener lebenswürdigen Behaglichkeit zu spüren, die so oft auf deutschem Boden Herrenhaus, Park und Leutchen der Umgebung wenigstens auf Augenblicke zu einem anmutigen Märchen zusammenwob, der selbst der Eigenbrödlerr Beethoven manche Stunde des Glückes dankte und die in den behäbigen Fabeleien eines W. S. Riehl, in den Zeichnungen eines Ludwig Richter ihre fröhliche Auferstehung gefeiert hat.

Indessen auch über das Reich der Geister hat sich in diesem Deutschland er kategorische Imperativ, wie ein Meltau gelegt. Keine Spur der Er-
 ühlung selbst bei Jean-Christophe für jene traumhafte Freiheit der franzö-
 ischen Künstler, Denker und Gelehrten: „qui, indifférents à toute souffrance,
 toute déception, presque à toute réalité, écoutent, les yeux fermés, le
 concert silencieux des âmes, la délicate et grandiose harmonie des nombres
 et des formes“ (VII, 55). Schade nur, daß auch Rolland, diesem „Kerker
 der deutschen Seele“, wie allen seinen romanischen Vorgängern das Wesen
 der deutschen Verantwortlichkeit verschlossen geblieben ist. Sonst hätte er
 fühlen müssen, wie gerade der kategorische Imperativ, die freiwillige Gebunden-
 heit an das im Menschenherzen gefundene Sittengesetz zum Wohl der Gemein-
 schaft, ein ganzes Volk jenem hier so hoch gepriesenen Traum der Freiheit
 bisher am nächsten geführt hat, gleichzeitig aber zur machtvollen Bezwingung
 der Außenwelt. Er wäre sich klar geworden, daß die Vollendung dieser
 Freiheit, der amor intellectualis des Spinoza, von der Wiege des Menschen-
 geschlechtes an immer und überall nur wenigen Sonntagskindern des Ge-
 schicks beschieden war. Und die betrübliche Tatsache, daß jenes Nebelgebilde
 romanischer Fessellosigkeit, die hier deutscher Geistesflaverei entgegengehalten
 wird, bislang im Reiche der Erfahrung vornehmlich in Schmutz und Un-
 bildung der Massen seinen Niederschlag zu finden pflegte, hätte ihn nach-
 denklich stimmen sollen (vgl. V, 3; und das suggestive: „Défense d'uriner,
 toi du . . .“ an allen Straßenecken des göttlichen Frankreich). Ubrigens hat
 die Geschichte mit der teuflisch-boshaften Entwicklung, wonach die „freien“
 Westvölker im Weltkrieg alle „Nutzgeburten deutschen Knechtgeistes“ bis zur
 Karikatur haben nachahmen müssen, um diese Feuerprobe der Lebenskraft auch
 nur zu überdauern, hier schon ihr Verdikt gesprochen. —

So wird es denn einem deutschen Leser nur mehr ein Lächeln abnötigen,
 wenn den deutschen Musiker Krafft aus der Sticlucht des heimischen Kunst-
 reibens gerade Frankreich in die Freiheit hinüberzieht: „La France, éternel
 recours de l'Allemagne en désarroi“ (IV, 356). Freilich folgt er damit den
 Spuren jener zahllosen Talente, die seit dem Dreißigjährigen Kriege das
 Elend der von den Franzosen zugrunde gerichteten Heimat in die Ferne trieb:
 Jener Moriz von Sachsen und Löwendal, die ein höhnisches Geschick als
 Wächter vor den wankenden Thron Ludwigs des Fünfzehnten stellte; jener
 Buhl, Deben, Benemann, deren deutsche Handfertigkeit danklos am Ruhme
 des französischen Kunstgewerbes im achtzehnten Jahrhundert gedrechselt hat;
 jener Eisen, Freudeberg und Wille, helläugiger Verkünder der Anmut einer
 sterbenden Kultur. Und weit ins neunzehnte Säkulum hinein geht der Zug
 dieser Flüchtlinge vor den Wirrnissen einer werdenden Gestattung. Aber das
 Schicksal Heines, Hebbels und Wagners hat der deutschen Welt über franzö-
 sische Kunstfreiheit endlich die Augen geöffnet. Das zerklüftete deutsche Volk
 faßt nach dem großen Einigungskriege seine reichen Kräfte zunächst tappend,
 dann entschlossen zu heimischer Kulturarbeit zusammen; bald flutet das

deutsche Leben in unfassbarem Reichtum durch die ganze Welt; den machtvollfreien Aufstieg der jungen deutschen Kunst hat auch der einmütige Haß der französischen Presse nicht totschweigen können; im Zauber einer Musikkultur sondergleichen war Deutschland längst vor der Entstehung des „Jean-Christophe“ zum Mekka der Musikgläubigen aller Völker geworden; und vor dem siegreichen Gestaltungswillen des neudeutschen Handwerks ist den altersschwachen Hütern französischen Geschmacks längst der Atem ausgegangen. (Vgl. die ergötzliche Geschichte der mehrfach verschobenen, zuletzt für 1916 vorbereiteten allgemeinen Kunstgewerbeausstellung in Paris.) Das alles seit zwanzig oder dreißig Jahren. Gibt es da etwas Grotesk-Lächerlicheres, als daß gerade ein moderner deutscher Musiker aus heimatlicher Enge nach Paris in künstlerische Befreiung und Vollendung geführt wird? ¹⁾ Nach demselben Paris, das einen Bizet erst umjubelt hat, nachdem sein deutscher Erfolg rauschend durch alle Welt gegangen war? Wenn man nicht etwa angesichts der Verfehlung alles Deutschen in Frankreich lange vor dem Krieg noch mehr die Naivität bestaunt, mit der hier französische Gastfreiheit und Weltbürgertum ins Licht gestellt werden: Olivier: „La vieille devise de la haine: Fuori barbari! ou: La France aux Français! est bonne pour les patries barbares. La nôtre n'est point faite pour la haine“ (VII, 97; vgl. Umiel II 32 f.: Franz. Freiheit).

Der gleiche Geist altmodischer Philisterhaftigkeit wird dann moderner deutscher Sittenauffassung angedichtet. Vor dem Seinenbabel, dem Vampir und Lasterpfehl von Europa schlagen die Deutschen dieses Romans noch ebenso das Kreuz wie die Hinterwäldler von jenseit des Rheins in Zola's „Débâcle“: „Christophe imaginait Paris comme . . . le Diable de Notre-Dame, accroupi au-dessus des toits de la ville, avec cette légende:

Insatiable vampire l'éternelle Luxure
Sur la grande Cité convoite sa pâture.“ (IV, 134.)

Noch immer soll diesen großen Kindern die blutleere Konvention des Pariser Sittenstückes das französische Leben bedeuten (V, 103 ff.). Keine Andeutung davon, daß die ernste deutsche Kritik (vgl. Nietzsche VII, 155) jene Lust, im eigenen Anrat zu wühlen, längst nur als spielerische Oberflächenerscheinung gewertet hat, unter der allerdings die Seele des französischen Volkes bei aller Heße der Moden träg und willenlos dahindämmert. Und wenn gar zur Entkräftung eines längst verstummten Vorwurfs der Prozeß Eulenburg als Trumpf auch gegen die deutsche „Moralität“ ausgespielt wird: „L'effroyable pourriture d'une élite de l'Allemagne impériale, dont la brutalité rendait l'ignominie plus repoussante encore“ (V, 106); wenn das brave, arbeitende Volk Frankreichs, die Stillen im Lande, als Kronzeugen für die ewige Jugend der Nation aufgerufen werden — „la petite Église, qui de tout temps a existé en France“ (VII, 34), so rückt dies das unheilbare Mißverständnis des Schriftstellers erst ins rechte Licht.

¹⁾ Richard Strauß und seine „Josephslegende“ sind kein Gegenbeweis!

Braves, arbeitendes Volk hat es zu allen Zeiten bei aufsteigenden und niedergehenden Nationen in Fülle gegeben. Die Frage war nur: Hat dieses gesunde Volk die zähe Kraft, von unten her die verfaulte Oberschicht abzustößen, oder frißt die Krankheit weiter bis zum Kern? Die tragikomische Knebelung des Volkswillens durch die bezahlten Schreier des „Jungen Frankreich“ zu Beginn des großen Krieges; die Unfähigkeit der gesamten Nation, als kleines Teilchen einer beispiellosen Koalition auch nur den bescheidensten wirklichen Erfolg über einen vielfach unterlegenen Gegner davonzutragen; endlich das resignierte Verbluten des Volkes unter englischer Peitsche sprechen nicht für Hollands Prophetentum.

Das Zerrbild nun vom sittlichen Ideal der Deutschen, das Schriftsteller als Schüler Nietzsche schon durch Verkezerung des kategorischen Imperativs entworfen hatten, wird dann bis in kleine Einzelbezüge durchgezeichnet. Im schreienden Gegensatz zur kindlichen Heiterkeit des Franzosen auch in schlimmster Lage ist die deutsche Pflichttreue nur verdrießliche Pünktlichkeit: „Ce pessimisme mesquin qui ne laisse rien perdre de ce qui peut rendre l'existence plus pauvre qu'elle n'est“ (III, 244). Womit also bewiesen erscheint, daß ein Volk, um die Widerstände der Außenwelt zum Schreck und Staunen seiner „lebensweiseren“ Feinde siegreich und fröhlich zu meistern wie die Deutschen, sich in Zukunft verdrießlicher Pünktlichkeit wird besleißigen müssen. Dieser schätzenswerten Eigenschaft muß freilich durch tausend kleine kategorische Imperative nachgeholfen werden, jene zahllosen Verbote, die den nichtsahnenden Fremden aus allen Winkeln und Ecken deutscher Städte anschnarren und denen eine übermütige Nase zu drehen des „Deutschen“ Johann Christoph Bubenlust gewesen ist (II, 118). Ein verdrießlich-pünktliches Volk darf natürlich keine höhere Geselligkeit kennen. Das deutsche Gesellschaftsleben ist bloßes Herdenbehagen: „Ce n'est pas une société, c'est une fourmilière (IV, 165). Die deutsche Lustigkeit wird zum Kadav' des losgelassenen Tieres (IV, 100 f.); die deutsche Ehe zur Hörigkeit des Weibchens unter dem Männchen (VII, 212); und jede Handreichung des Alltags, Tugend und Laster, glauben diese Schulmeister durch Sentenzenkrücken zur Allgemeinheit zu erheben. Das rügt ein Schriftsteller, dessen staubtrockene Reflexion die Lektüre seines Phantasiewerkes auf weite Strecken hin zur Wüste macht; der Ungehörige einer Nation, deren Schrifttum so oft, schrankenlos aber im achtzehnten Jahrhundert, moralischer Belehrung wegen am Geist lebendiger Kunst gesündigt hat.

Nicht besser als mit der Moral steht's mit deutschem Geist und schöpferischer Erfindungsgabe: „Vous êtes dans le plus beau pays, vous êtes doués de la plus belle intelligence, du sens le plus humain, et vous ne faites rien de tout cela . . .“, zürnt Jean-Christophe gegen Olivier (VII, 96), mit welchem Urteil der Ignorant freilich kein Zeugnis besonderen Geistes ablegt. Und mit der „übermütigen Beringschätzung eines echten Deutschen von heute“ sonnt er sich in dem Gedanken, diese Malefizfranzosen würden in der Fülle ihres Erfindungsgeistes ersticken, wenn ihnen die Fremde nicht

davon hülfe: ein Gluck, ein Napoleon oder — das deutsche Volk (V, 85). Allen Tatsachen der Kulturentwicklung in den letzten dreißig Jahren zum Trotz wird hier wieder einmal kühnlich behauptet: Der Franzose ist der Prometheus, der vom Himmel das Feuer zur armen Menschheit herabträgt (vgl. dazu besonders deutsche Wissenschaft und Philosophie; Technik und Handel; Kunstgewerbe und Sozialpolitik). Und dabei ist diese Menschheit des Gnadengeschenktes völlig unwert: Wo hat ein deutscher Dickhädel je französische Kunst und Kultur begriffen? „Cette civilisation française — ce libre esprit latin, dont la première loi est l'intelligence? (V, 84; VIII, 215). Lernet doch ein richtiger Deutscher die französische Sprache nur, um darin das eigene Lob aus dem Munde der töricht-selbstlosen Franzosen singen zu hören (IV, 242 ff.). Einzig den deutschen Juden könnte man etwas wie affenmäßige Kulturvermittlungsgabe zugestehen, womit sie der tausendjährigen Langweile ihres Ahasvergeschlechtes krampfhaft zu entrinnen suchen. Aber das sind ja eben keine Deutschen (IV, 68 ff.; Sylvain Rohn V; VII, 119 ff.).

Nun zum Krongut der französischen Kulturwirksamkeit, der Kunst. Und hier ist dem Franzosen Rolland ernsthaftes deutsches Wesen freilich tiefer eingegangen, als er selber ahnt: „L'art quin'a pas pour contre-poids un métier, pour support une forte vie pratique, l'art qui ne sent point dans sa chair l'aiguillon de la tâche journalière, l'art qui n'a pas besoin de gagner son pain, perd le meilleur de sa force et de sa réalité. Il n'est plus que la fleur du luxe. Il n'est plus le fruit sacré de la peine humaine“ (VIII, 119). Diese erstaunlich deutsche Überlegung reißt die gesamte französische Kunst frevelhaft aus ihrem üppigsten Nährboden: dem Luxus und Überfluß (V, 224). Denn die französische Kunst ist die Luxuskunst ohnegleichen, von der ätherischen Zierlichkeit eines Rokokoschühchens an bis zur Mondlichtmalerei eines Debussy, von der kapriziösen Annatur eines Barockgartens bis zum Griechentum Samainscher Verse, von der Tragantannut Klein-Trianons bis zur nymphenhaften Schlangheit einer Vase von Gallé. Die französische Kunst flieht und verleugnet den Alltag, selbst wo ein Zola den Straßentot abschildern möchte. Sie baut sich mit frauenhafter Hartnäckigkeit ein liches Märchenreich neben und trotz der grauen Wirklichkeit. Und dahinein haben sich immer wieder die Völker der Erde zu seliger Vergessenheit verloren. — Aber siehe, da steht ein Meister französischer Kunst, dieser unwirklichsten aller Künste auf, und verkündet mit hallender Stimme: Die Kunst soll nicht wie eine Prinzessin im Elfenbeinturm sitzen, sie soll aus Mühe und Qual des Arbeitstages herauswachsen, sonst verliert sie Kraft und Wirksamkeit (VII, 41 ff.). Merkt man das innerste Walten deutschen Wesens, das hier theoretisch einem völlig fremden Kunstempfinden aufgepfropft wird? Jenes deutschen Strebens, das von je, mit siegender Kraft aber seit zwanzig Jahren, die harte Wirklichkeit aus ihren Bedingungen heraus als Ausdruck zu gestalten unternimmt; das auf dem festen Boden der Sinnenwelt jenes machtvolle Gebäude zu türmen begonnen hat, dessen Zinnen nach

„Jean-Christophe“ und die deutsche Kultur

unserer festen Zuversicht späte Enkel im Abendgold einer vollendeten Kultur zu schauen gewürdigt sein werden? Hier ist das Deutsche an Romain Rollands Jean-Christophe wie an dem Hoffen des jungen Frankreich. Aber nicht zum Frommen des Werkes. Für Rolland wie für Jung-Frankreich ist die ehrwürdige Hochburg französischen Geistes: „Le néfaste Paris“ (VII, 37). Als wäre nicht in Jahrhunderte während der Kristallisation alle Leuchtkraft französischen Wesens naturnotwendig an diesen Kern angeschlossen, als könnte eine Handvoll fanatischer Menschlein das französische Schicksal zurückwälzen in eine Zeit, da germanische Herren noch trotzig auf ihren Burgen über das Land hin saßen und der lebendige Volksleib im romanischen Formalismus eines Louis Quatorze noch nicht zur Maschine erstarrt war. Auch Romain Rolland fühlt angefaßt der trauernden Größe des Paris der französischen Könige visionär die Pygmäenhaftigkeit des heutigen Geschlechtes. „Et Christoph eut soudain l'impression d'un géant mort, dont les membres immenses couvraient la plaine. Le cœur serré d'effroi, il s'arrêta, contemplant les fossiles gigantesques d'une espèce fabuleuse, disparue de la terre, et dont toute la terre avait entendu sonner les pas, — la race, casquée du dôme des Invalides, et ceinturée du Louvre, qui étreignait le ciel avec les mille bras de ses cathédrales, et qui arqueboutait sur le monde les deux pieds triomphants de l'arche Napoléonienne, sous le talon de laquelle grouillait aujourd'hui Lilliput“ (V, 218 f.). Aber er glaubt zu erlauschen, wie aus den verborgenen Kraftquellen des französischen Provinzvolkes neues Blut in die kulturgeschwächten Leiber einzufließen beginnt (D. Band VI: Antoinette). Und triumphierend sieht er die Auslese der Nationen als Propheten einer neuen, reicheren französischen Kunst um die Erde ziehen: „Un parfum de riche civilisation mûrie pendant des siècles, qu'on ne pouvait trouver nulle part ailleurs en Europe. On ne pouvait plus l'oublier, après l'avoir respiré. Il attirait de tous les pays du monde des artistes étrangers. Ils devenaient des poètes français, français jusqu'à l'intransigeance; et l'art classique français n'avait pas de disciples plus fervents que ces Anglo-Saxons, ces Flamands et ces Grecs“ (VII, 93 f.). Freilich, daß das die Wurzelstöcker aller Völker sind, die dem gefährlichen Zauber einer schillernden Oberflächenkultur erliegen, daß gerade der schöpferische Deutsche der französischen Besitzung seit langem entschlossen die Gefolgschaft ver sagt hat, will er nicht sehen. Er sieht nicht, daß jede lebendige Kultur der Zukunft auf der breiten Mitarbeit des ganzen Volkes sich aufbauen muß, und daß dieses Lichtlein einer neuen französischen Luxuskultur den grauen Jammer aller mittleren Lebensführung in Frankreich nicht um einen Schimmer erhellen kann. Auch diesen Neufranzosen ist die Frau, anderswo die schulterstarke Trägerin einer arbeitfrohen Zukunft ihres Volkes, nur die zarte Blume, deren Duft und Anmut zum Genießen lockt: „Olivier adorait le far niente des femmes, leur charme de fleurs, qui ne vivent que pour être belles et parfumer l'air autour d'elles“ (VII, 141). Das Buch, in Deutschland längst

der freundlich-schmucke Berater auch des einfachsten Mannes, glaubt beim „Volke des Geschmacks“ ein menschenwürdiges Äußeres nur dem Reichtum schuldig zu sein, der es gähnend in die Hand nimmt. Nirgends in der Welt ist die Erleuchtung des Arbeitsvolkes durch Kunst und Wissenschaft so hoffnungslos mißlungen wie in der „Stadt des Lichtes“ (IX, 24). Und um die Neuerer vom Schlage Debussys und Maeterlincks gähnt die Leere der Teilnahmslosigkeit (V, 96 ff.).

Ungeachtet dieser betrüblichen Tatsachen nun wäre der Vaterlandsfreund Romain Rolland weniger selbstgewiß in die Schranken getreten, hätte er nur einen Hauch jenes frühlingstarken Kultur- und Kunstlebens an sich herandrängen lassen, das seit Jahrzehnten auch in breitetester Wirklichkeit das gesamte deutsche Volk durchschüttert. Denn in dem Deutschland Johann Christophs darf der Künstler keinen tiefen Atemzug tun: „Pour un artiste habitué à la pleine vie de l'esprit, qui se mêle généreusement à toutes les passions de la grande famille humaine, il était difficile de se réhabituer à vivre en Allemagne. Les artistes n'y manquaient point. L'air manquait aux artistes“ (X, 251). Noch immer bedeutet diesem Volk höchste Schönheit der öde Klassizismus eines Carstens oder Cornelius: „Melchior Krafft était le type de ce qui passe en Allemagne pour la beauté classique: un large front inexpressif, de gros traits réguliers, et une barbe frisée: un Jupiter des bords du Rhin“ (I, 63). Und es hat die kostbare Gabe, leibliche Mängel nicht zu sehen (III, 56). Denn diese glücklichen Unglücklichen dämmern in kindischer Geschmacklosigkeit dahin. Die Wohnung des Deutschen starrt von Hausgreueln schlimmster Art: „Le petit intérieur des Reinhart était ‚gemütlich‘, comme eux. C'était un ‚Gemüt‘ un peu bavard, un ‚Gemüt‘ avec inscriptions. Les meubles, les ustensiles, la vaisselle le répétaient sans se lasser . . .“ (IV, 232 ff.). An den Modeauslagen von Christophs Heimatstadt, vor dem Durcheinander der Postkartengeschäfte, angesichts der Wachspuppen im Fenster eines Haarkünstlers schüttet sich die Schauspielerin Corinne vor Lachen aus (IV, 161 f.). Die Bauten Neu-Berlins tun ihr Möglichstes, einander in schwerfälligem Prozetum zu übertrumpfen: „Cette étrange architecture nouvelle, où la jeune Allemagne déverse une barbarie érudite, qui s'épuise en laborieux efforts pour avoir du génie“ (IV, 268; Olbrichs Haus in Darmstadt wird verständnislos verhöhnt IV, 269). Auf der deutschen Bühne aber liegen Farbe, Form und Bewegung miteinander in schreiendem Widerstreit (IV, 106). Zwar liebt es die deutsche Familie, an Vorleseabenden (!?) einen Strom der Kraft, des Schmerzes und der Liebe aus den Werken Goethes, Schillers, Shakespeares über sich hingehen zu lassen (II, 161), aber die neudeutsche Dichtung etwa Hebbels quält nur durch unerträgliche Geschraubtheit (IV, 51), und im übrigen scheint die Poesie in Deutschland vornehmlich die holprigen Verse zu liefern, die hier von allen Tischen und Kommoden unter den Photographien „lieber Bekannten“ dem Beschauer entgegenlächeln (II, 166). — Keine leiseste Ahnung

also in all diesen veralteten und angelesenen Vorwürfen von der unvergleichlichen Fülle und Mannigfaltigkeit deutscher Kunstanschauung und Kunstbegabung seit fünf und zwanzig Jahren; von dem jahrzehntelangen und glorreichen Kampfe echter Werkkünstler gegen den Ungeschmack der achtziger Jahre auf allen Linien, einem Kampfe, der seine Kräfte endlich in dem großen deutsch-österreichischen Werkbunde zusammengefaßt, ja eben jenen Ungeschmack in dem Stuttgarter „Museum der Gegenbeispiele“ wirksamster Lächerlichkeit überantwortet hat; von dem zuerst als Engländerei verachteten, dann neidvoll gebuldeten Triumph deutscher Einrichtungskunst auf den Kulturmärkten der Völker; von dem titanischen Ringen des deutschen Baugedankens, dem etwa Behrens' Botschafterpalast in Petersburg entwachsen ist, an grandiosem Rhythmus der Baugliederung und an Ausdrucksgehalt dem Parthenon vergleichbar. —

Vollends in der Betrachtung der deutschen Musikpflege führt dem Schriftsteller ein so ahnungsloser Dilettantismus und so keckes Mißgefühl die Feder, daß bei allem Zugeständnis vielfacher Mängel ein großer Teil dieser Ausführungen in Deutschland der Lächerlichkeit verfallen müßte, wäre der Tadel nicht „weit her“. Ahnungsloser Dilettantismus, den die eiserne Wirklichkeit des großen Krieges täglich von neuem in den Boden stampft, ist es, die Macht der deutschen Seele vor allem im Traumreich der Musik zu suchen. „Christophe sentait le bienfait de cette puissance de musique qui ruisselle des âmes allemandes. Médiocre souvent, grossière même, qu'importe? L'essentiel, c'est qu'elle soit, qu'elle coule à pleins bords“ (V, 260). Im Volkslied, in den alten deutschen Liedern (I, 190 ff.; VII, 171), denen mit Selbstgefälligkeit die Gefühlsduselei des Kunstliedes entgegengehalten wird, als wäre nicht die ewig wirksame Verinnerlichung hohler Texte bei Schubert und Schumann eine besondere Ruhmestat musikalischer Gestaltungskraft (IV, 36 ff.). Unmaßendes Mißgefühl eines Fremden aber ist es, wenn selbst angesichts der Kindeslauterkeit der deutschen Klassiker, eines Mozart, eines Schubert, von Wesenslüge gefabelt wird. Mag auch dieses Urteil dem jungen Ungestüm des zwanzigjährigen Jean-Christophe zur Last fallen (IV, 28 ff.), mag es später vom reifen französischen Kunstgefühl widerlegt werden (VII, 171), es ist doch ein Teil jener großen deutschen Lebenslüge, die den Helden aus der Heimat treibt. Die neudeutsche Musik hinwiederum reißt in schamlosem Ungeschmack den Schleier von den verborgensten Falten der Seele: Schumann schwelgt plauderhaft in den Sehnsüchten eines jungen Mädchens, Hugo Wolf entkleidet das Gefühl taktlos vor gefülltem Konzertsaal, und Wagner hat in Bayreuth seiner eigenen verworrenen Dekadenz einen Tempel erbaut: „Tout voile est déchiré sur les mystères du cœur. Ce qui était dit sobrement par un homme, est hurlé aujourd'hui par des filles impudiques qui se montrent toutes nues . . . Wagner a bien tenté d'élever sur la colline de Bayreuth un art religieux, qui relie tous les hommes. Mais sa grande âme était trop peu simple et trop marquée de toutes les tares de la musique et de la pensée décadentes de son

temps“ (VIII, 166). Mit gleicher Unparteilichkeit dann werden die Musiker gegeneinander abgewogen. Der weichliche Träumer Mendelssohn ist dem Schriftsteller ebenso ein „Gott des Oktobernebels und endlosen Herbstregens“ wie der himmelstürmende Titane Brahms, dessen Schulfuchseri aber den Franzosen nur gähnen macht (IV, 44; V, 90). Debussy und Richard Strauß werden einander mit echt gallischem Schlagworte wie die Genien des guten und schlechten Geschmacks gegenübergestellt (VII, 164). Und im Widerspiel zu der ewig neuen Beweglichkeit der französischen Jungmeister unter der Ägide eines César Franck soll die deutsche Musik am starren Bonzentum der Wagnerianer festgefahren sein. „Tandis que les musiciens allemands s'immobilisaient dans les campements de leurs pères, et prétendaient arrêter l'évolution du monde à la barrière de leurs victoires passées, le monde continuait de marcher; et les Français en tête se lançaient à la découverte . . .“ (IV, 115 ff.; VII, 46 ff.). — Was Romain Rolland endlich über die Technik des deutschen Musiklebens zu fabeln weiß, ist nicht weniger erstaunlich durch Unkenntnis einer Entwicklung von 25 Jahren als durch die Sorglosigkeit des Urteils. Beim Hinweis auf die Wahllosigkeit der deutschen Konzertprogramme wird der Biergartenphilister unbedenklich mit dem ernststen Liebhaber zusammengeworfen (IV, 24 f.). Was man sich freilich gestatten darf, wenn man das Mißgefühl aufbringt, einen Brahms als Musikaster einem Beethoven gegenüberzuhalten (I, 129); und wenn's einem keine Beschwer macht, daß gerade in Deutschland das Bestreben nach Reinigung der Vortragsfolgen längst zum Extrem der „Stilabende“ geführt hat. Der Vorwurf rücksichtsloser Eitelkeit der Dirigenten, die ohne die mindeste Einfühlung ihren groben Fuß auf die Klassiker setzen, um über die Leichen der Meisterwerke zum Ruhm emporzusteigen (IV, 103 f.), kann bei einem Volke, das alles Ernste um seiner selbst willen tun möchte, nur Lächeln wecken: um so eher als die berufene deutsche Kritik dergleichen Menschlichkeiten, wo sie sich doch hervorwagen mochten, längst schonungslos gerichtet hat. Was Rolland weiter gegen die Virtuosen als Schwierigkeitsfresser und Schulfüchse auf dem Herzen hat, verliert sein Gewicht durch den Hohn, mit dem das unbändige Temperament D'Alberts und Bülow's reine Hingabe ans Werk als Pedanterei abgetan werden (IV, 106). Und wenn der Schriftsteller endlich den Sängern aus der Schule Wagners Stillosigkeit und Verwischung der melodischen Einzellinie zugunsten der „großen Auffassung“ vorhalten möchte (IV, 106 f.), so muß das bei den Angehörigen eines Volkes befremden, dessen jüngste Musik alle Melodie und Harmonie begraben hat.

So bestätigt jeder Einzelzug dieses schwer verschobenen Sittengemäldes jene Behauptung, daß Romain Rolland mit der gleichen selbstherrlichen Illusion des Romanen wie seine Vorgänger an das Deutschtum herangetreten ist. Vollends überzeugend aber der Charakter des Helden. Und wäre es schon ein Unternehmen von entmutigender Schwierigkeit gewesen, auch nur einem vollentwickelten Ausländer in all die Falten und Winkel seiner Seele nach-

zuspüren, zumal da eine Würdigung seines ganzen Volkes daraus hervorgeholt werden sollte, so konnte es nur der tollkühnen Selbstgewißheit eines Franzosen beikommen, die Symbolisierung eines fremden Volkstums aus der Seele eines Kindes sachgemäß sich entwickeln zu lassen: aus der Seele eines Kindes, des einfach-verwickeltesten und biegsamsten Abdruckes seiner Umwelt, die hier, wie oben satzsam dargetan, eine völlig verschrobene Konstruktion ist. So stellt denn in Wahrheit Jean-Christophes Charakter fast nur französische Wesensart dar (vgl. V, I ff.), erwachsen aus eigener Lebenserfahrung des Dichters und versehen mit Zügen eines erklügelten Deutschtums, gegen das sich unser Gefühl nur dort nicht aufbäumen wird, wo reine Menschlichkeit zu Worte kommt.

„Tu as la chance de n'être pas d'une race, d'un peuple trop aristocratique. L'action ne te dégoûte pas,“ sagt Olivier zu Christophe (VII, 95). Und so muß die Urkraft eines jungen Volkes der Grundzug seines Wesens sein. Aber welche Kraft! Das täppische Zufahren eines ungeleckten Bären, der kindische Mangel an Weltläufigkeit, außer wo französische Sinnenfreude durch Christophes Aldern jagt: wie in dem magnetischen Strom, der aus Minnas zarter Aristokratenhand in den Bauernknorren Christoph hinüberspringt (II, 150); oder bei den nackten Genüssen jener Bettzscene mit Alda, die einem Maupassantschen Frauenjäger alle Ehre machen würde (III, 212 ff.). Oder die Kraft tobt sich in der Hemmungslosigkeit des Säufersohnes aus: im Starrsinn des Kindes, das keinen Willen über sich dulden möchte; nicht den des Lehrers, dessen „Faustrecht“ Christoph einen Selbstmordversuch entgegensetzt (I, 98 f.); erst recht nicht den des Vaters bei den romanisch-temperamentvoll gezeichneten Prügelszenen vor dem Klavier (I, 138); oder gar die teutonische Gefühlsroheit eines Onkels Theodor, dem das aufgebrachte Kerlchen auf gut deutsch ins Gesicht spuckt (II, 14 f.); — im Wahntwitz der letzten Szene auf dem Schloß, darin Jean-Christophe und der Großherzog „ganz stülgerecht“ wie Schuljungen mit wüstem Geschimpf und fast mit Tätlichkeiten aufeinander losfahren (IV, 194 ff.); — bei der blutrünstigen Bauernkeilerei, der letzten Heldentat Christophs auf deutschem Boden (IV, 378 ff.); — in der tierischen Wut des Barrikadentampfes (IX, 136 ff.; wohlgemerkt, all das bei einem Musiker, an dessen Gefühlsprophetentum die Welt genesen soll!). — Übrigens ist mit der Tatsache, daß dem Helden in Frankreich wie in Deutschland der Boden unter den Füßen zu heiß wird, die „Kraft“ dieses Störenfrieds schon gerichtet.

Nicht minder urgewaltig wie die Kraft soll Wahrheitsliebe die Riesenatur Jean-Christophs durchwühlen. Erstaunlich nur, daß diese Wahrheitsliebe so völlig auf die elementarste Kenntnis vom wahrhaftigen zeitgenössischen Leben des eigenen Volkes verzichtet. Denn dann ist's ein Leichtes, sich gegen die deutsche Lüge in Leben und Kunst aufzubäumen (IV). Dann ist's verständlich, daß der ignorante „reine Tor“ Christoph vor leisen Anzeichen, ja nur der Hoffnung einer Wiedergeburt bei den Franzosen in Ehrfurcht ersterben

möchte (VII, 55), während die Erde unter dem berausenden Bewoge gebändigter Kulturkraft erzittert, die, eine Völkerwanderung des Geistes, längst über Deutschlands Grenzen hinauszufuten begonnen hat. Darum spielt in der Wertung von Franzosen und Deutschen widereinander der Naivling Christoph neben dem Intellektuellen Olivier eine so klägliche Rolle (VII, 95). Ein „wahrhaftiger“ Johann-Christoph hätte zum Völkerbunde Europas neben und vor Musik und Naturgefühl (VII, 32) den zähen Ausdruckswillen seines Volkes herzugetragen, der den Dingen schonungslos ins Wesen leuchtet, ehe er sie mit sicherer und vorsichtiger Hand zu gestalten unternimmt. Er, der Deutsche, hätte angesichts des namenlosen Elends, das der Gloirebüchel eines ungehemmten Frankreich seit je über Deutschland und Europa heraufbeschworen hat, nie die größte Mahnung in den Mund nehmen dürfen: „La patrie est en danger, notre patrie européenne, et plus que toutes, la vôtre, votre petite patrie, la France!“ (VII, 201). Und er wäre nicht in das Kadavertalien von heute gepilgert, um sich als moderne „europäische“ Persönlichkeit zu vollenden.

Endlich das mystische Welt- und Gottesgefühl und die träumerische Naturfeligkeit Johann-Christophs (Jugendgeschichte, Band I bis III: Natursymbolik des Vaters Rhein; IX, 194 ff.: Der Föhn). Ohne Einschränkung sei zugegeben, daß in der Strichelung dieser Charakterseite des Helden dem Schriftsteller grandiose und zarte Bilder von bedeutender Leuchtkraft gelungen sind. Die unheimliche Seelenzergliederung des französischen psychologischen Romans und deutsche Kindheitsforschung und Heimatkunst der letzten Jahrzehnte (vgl. Peter Ramenzind, Frühlings Erwachen usw.) haben da eben gemeinsames Werk getan. Aber diese Erlebnisse sind zum geringsten Teil für die besondere deutsche Seele bezeichnend. Dieser „typische Deutsche“ Jean Christophe ist fast nur vom Ohr her organisiert wie der Eigenbrödlar Beethoven. Er horcht sich mit feinsten Sinnen in das stille Weben der Natur hinein, er hört nicht das Brausen eines machtvoll-neuen Lebens, das rings um ihn sein Volk erfüllt. Dann wieder fährt er auf zu sinnlos raschem Tun und schlägt sich die Stirn wund an der Wirklichkeit, die ihn erbarmungslos kalt umstarrt wie eine Mauer. Nein, dieser Träumer nach dem Herzen einer Frau von Staël kann im Rate der Nationen nicht der Vertreter eines Volkes sein, das, seiner alten Götter: Naturbeseelung und Naturbezwungung voll, allen voran der Zukunft entgegenschreitet. — ¹⁾

Und Romain Rollands Werk kann nicht, wie man begeistert gefabelt hat, die Brücke schlagen vom wirklichen Deutschtum zu jenen sklerotischen Hütern abgeschlossener Kultur, die in ohnmächtig-verbissenem Neide davon abgerückt sind. Zwar dem ersten Blick scheint die Unparteilichkeit des Weltbürgers gewahrt. Und wenn es noch des Nachweises bedürfte, wo die schweren Wolken zusammengebaut wurden, die sich nunmehr in endlosen Wetterstürmen über der ächzenden Erde entladen, hier ist er gegeben. Denn bis in die ge-

¹⁾ Das Kapitel „Christoph und die deutschen Frauen“ fällt als rein menschlich und durchaus nicht deutsch differenziert aus dem Rahmen dieser Betrachtung.

heimsten Winkel der Werkstätte wird da hineingeleuchtet, darin die hemmungslosen Kräfte eines wiedererwachten französischen Chauvinismus an der unseligen Arbeit waren: Jener kindische Afterglaube, echtes Franzosentum sei nur aus Kelten- und Römerblut entsprossen, wie ihn ignorante Schwäzer vom Schlag eines Charles Maurras auf ihre Heßfahne geschrieben haben (X, 112 f.); während doch der Name France allein schon die germanischen Vorväter als Zeugen wider diese Fälschung aufruft. Jener echt romanische Hoffnungs- taumel dann, der angesichts einer jungen Leibespflege und spielerischer und anmutiger Beherrschung der Luft in uferlose Träume von neuer Weltherrschaft des französischen Geistes versinken möchte (X, 121 f.). Und mit einer Art ironischen Mitleids wird der geistige Bannerträger dieser Bewegung vor den Leser hingestellt: der bucklige Schusterjunge und Dichter Emmanuel, der an seinem häßlichen Leiden und erzwungener Einsamkeit sich zum flammenden Apostel nationaler Macht und Jugendschönheit emporgearbeitet hat (X, 107 ff.); während der jugendschöne Tatmensch Georges, Oliviers Sohn, Vermögen und Kraft an Spiel und Weiber vergeuden muß, ehe ihn die wilde Lust der Leibes- übung und der Ekel vor den Bösen der vorigen Generation: Tolstoi, Ibsen, Nietzsche, vor dem lächelnden Skeptizismus eines Renan oder Anatole France ins Lager des jüngsten Frankreich hinüberreißt (X, 190 ff.). Mit wachsendem Bangen horcht Romain Rolland auf das wirre Kriegsgeschrei dieser Unverant- wortlichen hin, die nicht ahnen, wie gründlich ein Ringen der Völker den Untergang reicher Kulturfreiheit unter banaler Leibeskraft, eherner Autorität und kahler Ordnung bedeuten muß (X, 121). Und über die Grenzen weg möchte er die Bruderhände all denen entgegenstrecken, die gleichen Sinnes und guten Willens sind (X, 252 f.).

Doch nun das große und fast tragische Aber: Das Werk, das bestimmt schien, dem heranbrandenden Unheil einen starken Damm entgegenzusetzen, muß gerade der Begehrlichkeit der Revancheschreier neue und entscheidende Nahrung gegeben haben: „Wenn, so mußte sich die französische Jugend sagen, auch nach dem Urteil eines Mannes, der so tief und teilnahmsvoll in das Wesen des verhaßten Feindes über Rhein geblickt hat, dort alles so und schlimmer steht als bei uns; wenn dort Lüge, rohe Gewalt und Kadaver- gehorsam die Volkskraft zerfetzen, dann wär's Torheit, noch länger mit der Rache zu zögern. Drauf los, und der Sieg ist unser!“ Aber damit nicht genug: Der Mann, dem vom deutschen Urteil liebendes Verstehen deutscher Art nachgerühmt worden ist, hat sehr genau gewußt, warum er das zeit- genössische Deutschland in diese Neigung nicht einbezog: Da sich in den Wochen der Marokkokrise die Heßmeute der ganzen Welt mit wüstem Geheul gegen Deutschland erhob, hat Romain Rolland durchaus nicht zaghaft in dieses geifernde Klaffen mit eingestimmt (VII, 222 ff.). Auch ihm ist der deutsche Vorschlag an Frankreich, die englische Weltspinne endlich aus ihrem Neße zu reißen, eine freche Herausforderung, als dürfte sich das edle und neuerstartete Frankreich nicht frei seine Kampfgenossen wählen. Auch er

schließt, weil durch keine Tatsachenkenntnis gehemmt, aus den tollen Verrenkungen der heimischen Hezspresse auf ähnliche Unwürdigkeiten jenseits des Rheins. Das deutsche Volk ist ihm, dem „Renner“ deutschen Lebens, nur der Rot unter den Sohlen einer Schar von kleinen Tyrannen. Und in der Frage Elsaß-Lothringen, die für den Klarsichtigen längst keine mehr sein kann, fügt er zu der beliebten Geschichtsfälschung von einem „Verbrechen“ an diesem armen Lande noch die völlig eigene Perfidie der scheinbaren Unparteilichkeit: „Si la France était victorieuse à son tour, elle ne serait pas plus modérée dans la victoire que ne l'a été l'Allemagne“ (X, 226). Endlich aber, und hier geht der Schriftsteller von bloßer Kulturbetrachtung zum offenen Angriff über, tritt Romain Rolland in der Selbstsicherheit des Unwissenden als Kulturankläger gegen das kaiserliche Deutschland vor die Schranken: „Il était vrai que l'Allemagne portait la plus lourde charge des péchés de l'Europe. Quand on a la victoire, on en est responsable, on contracte une dette envers ceux qu'on a vaincus; on prend l'engagement tacite de marcher devant eux, de leur montrer le chemin. Louis XIV vainqueur apportait à l'Europe la splendeur de la raison française. Quelle lumière l'Allemagne de Sedan a-t-elle apportée au monde? L'éclair des baïonnettes? Une pensée sans ailes, une action sans générosité, un réalisme brutal, qui n'a même pas l'excuse d'être celui d'hommes sains; la force et l'intérêt: Mars commis-voyageur“ (X, 9f.). Ein deutscher Leser könnte sich der ungewollten Reverenz des Franzosen von der Weltbedeutung des Deutschtums mindestens in seinen Pflichten gegen die Menschheit freuen, wäre nicht das Staunen über die Tiefe und Vielgestaltigkeit des Unverständnisses, das hier wie in einem Brennpunkt zusammengefaßt wird. Die Mordbrennerei der vom Größenwahn Ludwigs des Vierzehnten geschürten Reunionskriege mit dem Befreiungskampf von 1870 in einem Atem zu nennen, wird wohl nur ein Franzose fertig bringen. Ein Deutscher aber wird danken für das Licht der französischen Vernunft, das nach der dreißigjährigen, von Franzosenhand gelenkten Völkerschlächterei über der Wüste Deutschland aufging, alles verzehrend, was an geistigem Eigenleben noch am Boden dahinkroch. Und er wird dem Ankläger entgegenhalten, daß die in dem Kulturvorwurf befundete Ignoranz den Beklagten eigentlich jeder Antwort überhebe. Dennoch wird er jenem den uneigennütigen Rat geben, im französischen Schrifttum der letzten zehn Jahre, zumal der künstlerischen und kunstgewerblichen Richtung, ein wenig zu verfolgen, wie sich der hartnäckige böse Wille der Geringschätzung allmählich in erstaunte Aufmerksamkeit zu wandeln beginnt, um endlich in die verdächtig oft und krampfhaft wiederholte Versicherung überzugehen, noch seien die Franzosen ein großes Volk und hätten von den Deutschen nichts zu lernen. Er wird dem Franzosen den deutschen Triumph der Brüsseler Weltausstellung (1910) ins Gedächtnis rufen, auch ein wenig auf dem intimen Eindruck verweilen, den Münchener Raumkunst im Herbstsalon 1910 den widerwilligen Parisern aufzwang, wonach sich (1911) der französische „Art

Nouveau“ in Farben- und Formenorgien erging, deren sich die ersten deutschen Versuche fünfzehn Jahre vorher geschämt hätten. Er wird auf die niederschmetternden Siege deutschen Kraftwagenbaues hinweisen, zuletzt im Juni-ennen 1914, da vor deutschem Können die Technik der ganzen Erde im Staube lag, — ein glückverheißendes Omen für den endlichen Ausgang des großen Krieges. Er wird den Namen Bergsons aussprechen, des geistigen Vaters von Jung-Frankreich . . . Doch wozu Beispiele häufen, wo die Tatsachen für jeden, der sehen will, mit Händen zu greifen sind?

Der Krieg also mußte kommen: „Chacun hésite devant la guerre; mais quand la guerre éclatera, elle sera atroce (IX, 118), prophezeit der Dichter, und gegenüber dem philanthropisch-seichten Gewinsel seiner Kriegsauffätze (Au-dessus de la Mêlée 1915) versinkt er hier in die Hegelsche Erfüllung eines großen Weltgeschehens, das ein verborgener Gott zu verborgenen Zielen führt (X, 281 ff.). Jedes Volk, heißt es weiter, will seine besten Kräfte zum entscheidenden Waffengange zusammenraffen; denn es gilt das Leben. Nur eins noch möchte Holland vom Schicksal erleben, ehe das Muspilli hereinbricht: Der Riesenkampf soll eine Stufe sein im Aufstieg der Menschheit zum Licht. Und wie er schon die heuchlerische Schlächternatur der Engländer aus seinem Traumreich Europa verbannt hat (VII, 116), so legt er hier seinem Christoph die weltbedeutende Frage an die Franzosen in den Mund: „Supposez qu'un ennemi commun menace la civilisation de l'Europe, est-ce que vous ne vous allieriez pas aux Allemands?“ (VII, 206). — Welches mögen wohl die Gefühle dieses französischen Patrioten gewesen sein, als beim Zeichen zum großen Waffengang, den er sich ritterlich gewünscht, das stolze Frankreich, dessen Auferstehung er strafend und begeistert gesungen, das Haupt unter das englische Lügenjoch beugte, als zum Schutze europäischer Gesittung Aschantis und Zulukaffern den heiligen Boden der Heimat zerstampften? (Mêlée p. 76). Wird der Gehekte nicht mit jenem Wort auf den Lippen in die Schweiz geflohen sein, das der Alte von Ferney mit geringerem Recht den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts in die Zähne stieß: „Moitié sines, et moitié tigres?“

Wir kommen zum Schluß. Jedes gute Buch wirbt im Leser um Anteil für sein Geschehen, um Liebe für seine Menschenwelt: dieses Werk aber wird gerade der unterrichtete Deutsche, dem hingebendes Miterleben romanischer Gesittung den Gesichtskreis geweitet, das Gefühl für reine Menschlichkeit geläutert hat, nur mit Abneigung aus der Hand legen. Wieder einmal, und abschließend, nach der lustigen Konstruktion der Deutsch-Französin Frau von Staël, nach Stendhals verbissener Pose (De l'Amour, Promenades dans Rome), selbst nach der ruhigen und tiefschürfenden Besinnlichkeit eines S. F. Amiel (Journal intime) erhebt sich aus diesem Buche die mahnende Erkenntnis, daß ein Romane auch bei bestem Willen nur an der Oberfläche deutscher Wesenheit hinstreifen kann, ja daß ihm die reichere Kenntnis vom äußeren deutschen Leben, wenn auch auf Umwegen, zum Mittel wird, dem

eigenen Volkstum zu schmeicheln. Der wissende Deutsche aber wird sich von der Nietzsche'schen Konstruktion einer europäischen Kultur auf Kosten der Nationen (Menschliches-Allzumenschliches I, 352 f.), wie sie Rollands Werk zum Nutzen französischen Eigendünkels beherrscht, entschlossen abwenden; er wird der Prophetenworte des „Weltbürgers“ Goethe gedenken, die heute wuchtiger ins deutsche Gewissen treffen sollten, denn vor hundert Jahren: „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm“ (Maximen und Reflexionen, Heinemann, S. 175); und er wird zur Weltgeschichte in die Lehre gehen, die mit eherner Zunge durch das Getimmel der Gegenwart ruft: Deutsche, wahret eure Eigenart rücksichtslos wie Franzosen und Engländer vergangener Glanzepochen. Gebt kein Quentchen davon her an die schwächliche Mißgeburt eines reinen Menschentums, das Phantasten und absteigende Völker in ihrer Ohnmacht erfanden. Zwingt die Welt, auf euer Wesen hinzuhorchen, eure Sprache zu lernen und auch die Ehre zu lassen, die euch gebührt. Denn ihr seid die Männer der kommenden Geschichte, der ihr gebieten werdet menschlicher als das Weib Frankreich vergangenen Jahrhunderten. Dann werdet ihr neben den Herrn der Erde hinschreiten, gebend und nehmend bis in den Dämmer der Zeiten, und der Vielklang der Völker wird zusammenstimmen zum reinsten Hymnus auf die Menschheit.



Quellen und Betrachtungen, für und wider: Frédéric Amiel, *Journal intime*, 12^e éd. 1915. 2 vols. — Fernand Bac, *La vieille Allemagne*, 1912, 2 vols. — Flamberg (Mons), Spezialnummer über Romain Rolland, März 1913. — Fouillé, *Psychologie du peuple français*, 1904. — D. Grautoff, *Romain Rolland*, 1914. — Jules Huret, *En Allemagne*, 1912. 4 vols. — Deutsche Kunst- und Kulturbewegung der letzten Jahrzehnte: Die Kunst, München, Bruckmann; Deutsche Kunst und Dekoration, Darmstadt, A. Koch; Der Kunstwart, München, Callwey (seit 1887), besonders 1. Oktoberheft 1914, 2. Juliheft 1915, 1. Februarheft 1916, 2. Märzheft 1916, 1. Juliheft 1917. — Karl Bögel, *Der französische und der deutsche Geist*, Eugen Diederichs, Jena 1914. — Romain Rolland, Jean-Christophe, 1904/12. Paris, Ollendorf. 10 vols. Deutsche Übersetzung von D. und E. Grautoff. Rütten und Loening, Frankfurt 1914 ff. — Romain Rolland, *Au-dessus de la Méléé*, 1915. (Kriegsauffäge meist aus dem *Journal de Genève*; andere Kriegsliteratur, wie Annette Kolb, *Briefe einer Deutschfranzösin*, 1916, oder A. Lien, *Das Märchen von der französischen Kultur*, 1915, sind, weil den Tatsachensinn verwirrend, beiseite gelassen worden. In der „Méléé“ von Rolland, S. 124 ff., ein Blick auf deutsche Kriegsschriften, die zeigen, wie unfahbar weit in dem „getnechteten“ Deutschland die Geistesstrahlen gezogen sind.) — Romain Rolland, *Beethoven*, 1907. (Völlig enttäuschend.) — L. Schemann, *Gobineau und die deutsche Kultur*, 1910. — Oskar A. S. Schmitz, *Das wirkliche Deutschland*, 1915. — Oskar A. S. Schmitz, *Was uns Frankreich war*, 1914. — Paul Seippel, *Romain Rolland*, 1913. — Mme. de Staël, *De l'Allemagne*, 1810. — Stendhal, *De l'Amour, Promenades dans Rome*. — Th. Süpfle, *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich*, 1886 bis 1890. — E. Wechsler, *Die Franzosen und Wir*, 1915. (Darin reichliche Literatur.)

Lebensabriß

von

Wilhelm Schäfer.

In meinem Schreibtisch liegt ein umfangliches Heft, von der Hand meines Vaters geschrieben und mir vor einigen Jahren zu Weihnachten geschenkt, das die Geschichte seines Lebens und also auch die meiner Jugend erzählt. Ich lese daraus und weiß es auch aus den frühen Erinnerungen, daß ich ein schwächlicher Knabe, also nach der Gewohnheit kleinbürgerlicher Kreise ungeeignet zur körperlichen Arbeit und für einen geistigen Beruf vorbestimmt war. Eine nicht unbeträchtliche Kühnheit meines Vaters spielte mit dem Gedanken, einen Pfarrer aus mir zu machen; dieser Kühnheit zuliebe kam ich mit neun Jahren auf die höhere Schule in Düsseldorf, was in zwiefacher Hinsicht mehr war, als ich leisten konnte. Einmal körperlich; denn der Schulweg von Gerresheim nach Düsseldorf war für meine Beine anderthalb Stunden lang, und das ist für einen blutschwachen Knirps zuviel: so sagen mir meine höheren Schulerinnerungen kaum mehr, als daß ich in den mit Latein, der Nordküste von Sibirien und anderen Schwierigkeiten angefüllten Stunden schlief, einige Male in Ohnmacht fiel und mit meiner ländlichen Unbeholfenheit zwischen den Stadtkindern ein scheuer Vogel war, der sich nicht einleben konnte und ebenso unbemerkt verschwand, wie er gekommen war.

Stärker als dieser körperliche Mangel war wohl von Anfang an ein anderer, der nämlich, daß ich mit einer ausgesprochenen Neigung behaftet war und keine Lust zum Lernen hatte. Schon bevor ich zur Schule kam, und das geschah mit fünf Jahren, soll ich die Dinge und namentlich die Tiere meiner Umgebung mit der Schere ausgeschnitten haben; soviel mein Vater berichtet, ist mein Eifer und also der Bedarf an Papier ebenso erstaunlich gewesen wie meine Fähigkeit, den Anrissen ihren Charakter abzugewinnen. Leider sind die lange verwahrten Leistungen meinem Vater bei einem seiner Umzüge verloren gegangen; so kann ich seine Behauptungen nicht nachprüfen; wohl aber weiß ich, daß meine Mitschüler in der Volksschule einen begehrten Bildnismaler an mir hatten, zwar nur auf der Schiefertafel und gänzlich ohne Honorar arbeitend, aber darum nicht weniger eifrig. Mein Vater war aus der Mühsal seiner täglichen Arbeit weitherzig genug, den Keim eines Lebenswunsches in diesen Dingen nicht unwillig anzusehen, und da wir in Gerresheim einen Düsseldorfer Maler und Kupferstecher ansässig hatten, brachte er dem eines Tages meine Leistungen zur Begutachtung. Dem Mann — er ist heute verschollen — muß sein Beruf keine Freude gewesen sein; er riet kurz und handgreiflich, mein Vater möge einen Strick kaufen und mich aufhängen, das ginge rascher, als wenn ich mich erst durch ein langes Malerleben durchhungern müßte.

Damit waren meinen Künstlerträumen die Beine abgeschnitten, ehe sie laufen konnten; es muß recht früh gewesen sein, jedenfalls bevor ich in die Lateinschule zu Düsseldorf und danach wieder in die Volksschule zu Gerresheim kam. Die zwiefache Entgleisung hat wahrscheinlich das einsame Wesen meiner Jugend — in der es kaum Bücher, wohl aber strenge Garten- und Feldarbeit gab — noch verlorenener gemacht, als es ohnehin war: es gibt danach ein paar Jahre, deren äußere Erinnerungen so blaß und blutleer sind, daß ich mich nur weniger Einzelheiten mit Mühe erinnere, im Gegensatz zu den Erinnerungen bis dahin, die ich vom Ende meines dritten Lebensjahres an zum Teil mit auffälliger Deutlichkeit habe. Ein Familienbild aus meinem fünfzehnten Jahr bestätigt mir diese Verlorenheit erschreckend, als ob ich wirklich damals, wie der Volksmund sagt, meine fünf Sinne nicht beieinander gehabt hätte.

Gewiß aber haben die äußeren Umstände das Ihrige beigetragen. Wir waren ortsfremd in Gerresheim und in einem katholischen Wallfahrtsort eine der wenigen evangelischen Familien. Geboren bin ich in Ottrau, einem heffischen Dorf im Kreis Ziegenhain, und die erwähnte Lebensgeschichte meines Vaters erzählt ergreifend, wie er zuerst und wir später mit ihm an den Niederrhein verschlagen wurden. Er war der erste in einer langen Reihe, der den angestammten Hof nicht mehr besaß: als Säufing noch mit dem bäuerlichen Aufwand um einen Stamhalter begrüßt, hatte er mit vierzehn Jahren aus einer vollkommenen Verarmung den Wanderstock nehmen müssen, drunten in der Industriewelt sein Fortkommen zu suchen. Aber obwohl er sich später ein Haus baute und nach Kleinbürgerart reichlich Landwirtschaft trieb, obwohl er in einem Dasein von amerikanischer Färbung sich langsam heraufarbeitete: sein Lebensziel blieb der elterliche Hof. (Als er ihn später zurückkaufen konnte, gab ihn der damalige Besitzer nicht her; so kam er statt auf sein sehnsüchtig umflattertes Ober-Ronroda, das die Schäfer seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts besaßen, zu einem wildfremden Hof, der zwar seine bäuerliche Leidenschaft auslöste, aber für seine Heimatliebe doch nur eine taube Nuß war.) Unter diesen Umständen lebten meine Eltern fremd in dem Ort meiner Jugend, sie waren allein um des Gelderwerbs willen dort, und so kamen auch wir Kinder in Gerresheim zu keiner rechten Heimat: wir blieben als Oberländer fremd und als kalvinisch der Bevölkerung verhaßt. Daß wir in eine evangelische Schule gehen konnten, verdankten wir der zufälligen Gründung einer großen Glasfabrik, eine halbe Stunde vom Ort am Bahnhof gelegen, die aus allen Himmelsrichtungen fremde Arbeiter anzog, meist Protestanten: die Schule dieser „Glaspiüsterkinder“ gab erst recht keine heimatische Bindung. Trotzdem hatte ich den ländlichen Ort mit seiner Luffsteinkirche gern und schwelgte in seinen geschichtlichen Erinnerungen — er besaß schon Stadtrechte, als Düsseldorf seinem Namen entsprechend erst ein Dorf war —, bis mir auch diese halbe Heimat genommen wurde: das amerikanisch wachsende Dorf an der Düffel machte ihn zum Vorort und vernichtete sein Felder- und Wiesendasein im Namen der großstädtischen Entwicklung.

Lebensabriß

Wenn mir die Vorsorge meines Vaters auch den Weg ins Malerleben versperrt hatte, der Traum war deshalb nicht aus, und die Fähigkeit meiner kindlichen Neigung fand doch noch eine Thür, die mich zwar nicht in die erkäunte Malerwerkstatt brachte, aber den Umweg in meinem äußeren Lebensgang bestimmte. Wir hatten an der Glaspüsterschule einen Lehrer, den eine eigene Neigung trieb, Sonntags vor der Kirche Zeichenunterricht zu geben für Schüler und sonst junge Leute. Soweit ich es heute sehe, hatte er kaum eine vernünftige Methode dafür, und die Arbeit nach der Vorlage war die Hauptsache; aber der Sonntagvormittag bei ihm stellte meine eigentliche Kirche vor; so schlug er mir die erste jener Brücken, auf denen eine Neigung im täglichen Leben ihr Ziel zu suchen geht. Da ich zeichnen und malen wollte und alles andere mir unnütz schien, und da dieser Mann in seinem Beruf Zeit und Muße dafür fand, überraschte ich meinen Vater eines Tages mit dem Entschluß, Lehrer zu werden. Von meiner Hinterlist, dadurch meiner Neigung so nahe wie möglich zu bleiben, ließ ich wohl kaum etwas merken.

Es ist nicht gut, eine Sache nur angeblich zu ergreifen, weil man eine andere dadurch zu erreichen hofft — obwohl mir bei der Berufswahl unserer Schüler allzuoft eine solche Hinterlist der natürlichen Neigung im Spiele scheint — und meine Eltern haben es durch bitteren Ärger erfahren müssen, wie wenig Liebe hinter meinem Entschluß stand. Fünf lange Jahre habe ich auf der Präparandenanstalt und dann auf dem Seminar zu Mettmann den Drill dieser Berufsabrichtung mühsam genug überstanden und aus meiner Abneigung nur Sinnlosigkeit gesehen, wo meinen Lehrern und den Behörden vielleicht doch noch eine Vernünftigkeit vorschwebte, obwohl meine Erinnerungen das heute noch bezweifeln. Ich habe von meinem fünfzehnten bis zum zwanzigsten Jahr die Lebensfremdheit des Internats erfahren, und denn ich, wie überhaupt nicht an der Schule, so auch hier nicht am Zwang mir gänzlich unpassender Daseinsverhältnisse gelitten habe, muß ich das heute meinem heimlichen Stern zuschreiben, der mich gegen alle Vorschrift den passiven Widerstand meiner anders gerichteten Natur setzen ließ. Das einzige, was ich schwer ertrug, war der Mangel an Freiheit; denn unterdessen stellte ich den vierschrötigen Burschen mit wallendem Haupthaar und einem frechen Schnurrbärtchen vor, als welchen ich mich heute erstaunt in damaligen Bildern finde. Ich bin durch meine Unbotmäßigkeit und Faulheit den erbosten Lehrern, namentlich einem überreizten Doktor von theologischer Herkunft, eine tägliche Quelle des Zornes gewesen, stand oft genug in Gefahr, von der Anstalt verwiesen zu werden, und wenn ich schließlich doch noch mit drei Kreuzen ins Lehrerdasein hinaus gelassen wurde, verdanke ich das dem mildern Umstand, irgendwie als ein begabter, nur unsagbar fauler und nichtsnutziger Zögling zu gelten. Meine armen Eltern freilich haben es ausbaden müssen mit ihrer täglichen Sorge um solch einen Sohn.

Sieben Jahre lang bin ich danach Lehrer gewesen, erst in Bohwinkel, danach in Elberfeld, die bösen Erwartungen meiner Behörde durchaus nicht

erfüllend; als ich endlich meine Freiheit hatte, wußte ich von ihr Gebrauch zu machen, merkwürdigerweise aber in einer anderen Richtung als der meiner Knabenträume. Statt in die Malerei geriet ich in die Dichtung; und noch heute, wenn ich diese Wendung überlege, bin ich unsicher, wieviel daran Instinkt und wieviel persönlicher Einfluß war. Jedenfalls danke ich dem Schicksal, daß es mir gleich damals die erste entscheidende Freundschaft meines Lebens brachte. Der Mann, dem ich die geistige Grundlage meines heutigen Daseins mehr als einem meiner Lehrer verdanke, heißt Ernst Löwer und ist heute als Volksschullehrer in Elberfeld der selbe treue und freie Mensch, der er vor drei Jahrzehnten war. Als ich in seine Stube kam, war ich trotz aller Schulplage mit Schillers Gedichten und Lessings Dramen noch außerhalb der Bildung; indem er mich in die Freiheit seiner Interessen führte, ließ er mich bald das Reich der Menschlichkeit ahnen, von dem ich bis dahin eigentlich nur die Abrißung zu ungewünschten Kenntnissen und Fertigkeiten gespürt hatte. Er hat mich zum Leser unserer großen Dichter gemacht und mit mir die ersten hüzigen Schritte in die moderne Literatur getan, die damals in der „Freien Bühne“ anfang, die jungen Geister zu bewegen. Wir lasen die dünnen grünen Hefte, aus denen später die „Neue Rundschau“ wurde, wir schwärmten für den jungen Berhart Hauptmann, für die Skandinavier und die Russen, wir erlebten den naturalistischen Widerspruch gegen die platte oder süßliche Bürgerlichkeit der damals beliebten Literatur als die Auflehnung des verleugneten Menschengesistes und sahen in Nießsches flackernden Händen den Funken des Prometheus.

Bis dahin hatte sich meine heimliche Liebe noch mit gelegentlichen Zeichnungen versucht; das hörte ganz auf, als ich selber anfang zu schreiben. Der Anfang dazu war kurios genug: wir hatten eines Tages die Bauerngeschichten von Björnson gelesen und gemeint, dergleichen müsse nicht schwer zu machen sein. Im Übermut unserer jungen Köpfe versprachen wir uns, beim nächsten Wiedersehen mit je einer Bauerngeschichte anzurücken; und dieses Versprechen war der Punkt, von dem aus unsere Wege auseinander liefen. Er blieb der eifrig Genießende, und ich wurde der emsig Schaffende in der gleichen Begeisterung: als wir uns wiedersahen, hatte mein Freund nur ein spöttisches Lächeln für unsere Überhebung, ich aber meine Geschichte, die ihm außerdem noch gefiel. Damals gab es in Hamburg eine literarische Zeitschrift „Der Zuschauer“; ihr sandte ich meine Leistung ein, und wie im Märchen kam gleich die Mitteilung, daß sie gedruckt würde. Damit war die erste Schleuse für das angestaute Gewässer meiner in ihrer künstlerischen Neigung gehinderten Jugend geöffnet. In der verbissenen Bier der ersten Leidenschaft vergaß ich Amt und Leben: was für ein Schicksal die unerfättliche Sucht eines Dilettanten ist, das habe ich damals verspürt, als ich im Traum und Wachen nichts anderes kannte, als das Scheindasein meiner Gestalten. Schneller als der gewiß nicht unfruchtbare Björnson hatte ich mein erstes Bändchen Bauerngeschichten fertig, das ich „Mannsleut“

annte, womit seine Art als eine Versammlung sonderbarer Bauernmenschen nicht übel bezeichnet war; mehr als deren Sonderbarkeit, in irgendeiner kuriosen Handlung vorgestellt, wollte und vermochte ich freilich nicht zu bringen.

Dicht hinter der ersten Schleuse kam die zweite, und diesmal sah es der berbizigsten Einbildung schon aus wie ein Wasserfall. Aus der gleichen Erkenntnis, die mich bei den Geschichten vor dem Zweifel bewahrte, schrieb ich ein Volksstück, bei dem ich mir nun schon selber Pate stand in meiner Verachtung des Muckertums, darin ich als Wuppertaler lebte. Es führte gleichen Titel „Ein Totschläger“ und war nicht anders gemeint, als daß es allen Deutschlern den Schädel einschlagen sollte. Irgendwie schien meine Umgebung der gleichen Meinung zu sein: das in acht Tagen ohne jede Ahnung der theatralischen Untiefen hingeschriebene Stück wurde in Elberfeld aufgeführt und nach der zweiten Aufführung, die mir den lärmenden Beifall ebenso lindwütiger Genossen einbrachte, verboten. Damit war seiner Bedeutung mehr Ehre angetan, als das ahnungslose Papier eines hitzigen Toren vermochte; aber mir saß nun der Bühnenwurm am Herzen, daran ich seitdem so manchen Freund und Dichter in seiner besten Kraft zerfressen werden sah. Immerhin brachte es mir außer einer Santieme von 35 Mark einen Verleger für meine „Mannsleut“ ein und wurde dadurch mein Schrittmacher in eine andere Welt als die des Wuppertals: Als das Bändchen erschien (1894), hatte sich nämlich in Berlin der „Pan“ aufgetan, und gleich in der ersten Nummer — die dem Blatt auch schon den Todesstoß gab, durch die entüftete Verständnislosigkeit des deutschen Publikums, vornehmlich der daran beteiligten Geldgeber und gelehrten Fürsprecher — wurde mein Opus durch einen Geringeren als Richard Dehmel angezeigt, der durch sein „Über die Liebe“ damals der Mund einer an alle Tore der Welt pochenden Rauschkraft war. Daß mich der längst verehrte Dichter allem Volk der Panleser zeigte, machte zwar keinen Autor aus mir, geschweige denn einen berühmten, aber es legte den Grund zu einer Freundschaft, die mich menschlich ans Tageslicht brachte. Als er mich nicht lange danach besuchte, war er der erste Mann von Bedeutung, der mich mit Bewußtsein vor Augen bekam; und wenn meine gebundene Menschlichkeit durch meinen Freund Löwer zu gehen gelernt hatte, nun kam sie recht eigentlich in die Schule.

Richard Dehmel war kaum fünf Jahre älter als ich, aber längst ein in der Esse der Zeit glühendes Eisen, während ich in der dumpfen Enge meiner Seminarbildung bestenfalls einen Wackerstein vorstellte, der versehentlich ins Schmiedefeuer geraten war: so mußte sich von selber ein Jüngerverhältnis herausbilden, das erst die Jahrzehnte zur Freundschaft gealtert haben. Ich sehe ihn übrigens immer noch vor mir, wie ich ihn an einem Wintertag von der Bahn holte, mit einem blauen Radmantel und einer hohen Krimmermütze angetan, und ich denke oft, wer ihn nicht so gesehen habe, den schwarz-ärtigen Mann mit dem zerfurchten Gesicht und dem truggläubigsten Lachen,

daß ein Mensch haben kann, der könne auch nicht den Bann seiner Dichtungen fühlen, wie er damals um unsere Herzen und Köpfe lag. Die öffentliche Meinung, auch die landläufige Kritik mit dem Glück eines kurzen Gedächtnisses für ihre Dummheiten, bescheinigt ihm ja heute seine Beliebtheit; damals diente er beiden als bequemer Anlaß, sich über seine Brunst, seinen unverständlichen Tiefsinn und Gott weiß welche moralischen Mängel zu entrüsten, welche Entrüstung schließlich in einem Strafprozeß amtlich beglaubigt wurde. Aber auch die literarische Jugend von heute scheint vergessen zu haben, daß ihr mehr als irgend einer Richard Dehmel die Zunge löste. Er ist nicht nur der Mund dessen gewesen, was in seiner Zeit die jungen Geister erfüllte, sondern er hat auch die neuen Mäuler sprechen gelehrt, und sehr vieles, was sich heute als lyrische Neuheit gebärdet, pflügt mit seinem Kalbe. Mir war er das strenge Vorbild der Zucht, wie er sich nie mit jener von Goethe so gütig bemerkten Fähigkeit der Sprache zufriedener gab, in den vorhandenen Reimen und Versen für ihren jeweiligen Gebraucher zu dichten, „so daß es leicht aussieht, als wäre es etwas“, wie er für jedes Gefühl den Ausdruck aus dem übermoosten Erdboden der Sprache herauswühlte, jedem allzuschönen oder angenehmen Klang mißtrauend. Ich glaube heute für das, was andere wie Liliencron, Arno Holz und Stefan George an unserer sprachlichen Erneuerung leisteten, einen objektiven Blick zu haben: keiner von ihnen reicht für mich in der Wirkung entfernt an Richard Dehmel heran, den ich mit vollem Bewußtsein den Befreier der modernen deutschen Dichtersprache aus mißverständener Vergoethung, Verweichlichung und Verbürgerlichung nenne.

Mich hielt unterdessen der Bühnenteufel gepackt, und der ruhte nicht eher, bis er mir mein Drama „Jakob und Esau“ abgezwaht hatte (1896), dessen Aufführung in Berlin mich endgültig aus dem engbrüstigen Dasein eines im Wuppertal dichtenden Lehrers hinauswarf. Sein Vorwurf war umfassend genug; der ewige Zwiespalt hellenischen und semitischen Menschentums wollte in einem Bruderpaar Gestalt werden, zwar in der biblischen Stimmung eines Sektiererhauses, aber sonst nicht im historischen Gewand der Söhne Israels. Der Vorwurf ging weit über meine Kraft, und seine Bühnenentwicklung stand im kläglichen Verhältnis zu meiner Erfahrung; aber das Buch gab trotzdem eine Nummer ab, auf die in Berlin gesetzt wurde, bis eine in jeder Beziehung jämmerliche Matinee es für immer begrub. Am Tage der Aufführung hatte ich einen Vertrag mit dem ehemaligen Verlag der deutschen Klassiker unterzeichnet, der mir für das Recht, meine künftigen Werke zu drucken, ein beträchtliches Jahresgehalt aussetzte und mich von einem Beruf befreite, dem ich längst ein mürrischer Diener geworden war. So nahm ich die lärmende Ablehnung meines Stückes nicht schwer, ließ meine literarische Niederlage hinter mir und ging nach der Schweiz, die mir seitdem mit ihrer klaren Luft und dem freien Volkstum eine Art Stiefheimat wurde.

Lebensabriß

In dem berühmtesten Winter der Dreyfuß-Affäre war ich in Paris; ich sah das „l'accuse“ von Emil Zola als Zettel auf die Boulevards flattern und erlebte den hitzigen Handel danach im Gedränge der Straßenschreier, doch war ich nicht nur abseits dieser Aufregung, wie überhaupt ein beträchtliches Stück Menschenscheu trotz aller Freude an froher Geselligkeit das Erbteil meiner einsamen Jugend geblieben ist. Die heimliche Liebe meiner Knabenzeit hatte mich von der anderen Seite ergriffen: Tag für Tag steckte ich in einem der vielen Museen, und es mag wohl selten einen eifrigeren Schüler der Kunstgeschichte gegeben haben, als ich ihn damals vorstellte, da ich den Gang der europäischen Geschichte in den Wandlungen ihrer Kunst erlebte. Dieser Winter ist die einzige wirkliche Schulzeit meines Lebens gewesen; daß sie zugleich ein einziger Genuß war, hat meine Abneigung gegen jeden über das Elementare hinausgehenden Unterricht bestätigt: die wirkliche geistige Nahrung kann nur aus einem Hungerbedürfnis des Geistes eingenommen und verdaut werden; unsere sogenannte „Allgemeinbildung“ ist eine sinnlose Überfütterung der jungen Magen mit Dingen, die ihnen gar nicht begehrenswert sind. Die Interessellosigkeit unserer Gebildeten scheint mir eine Folge dieser unerwünschten Überfütterung; ich würde den Tag als die Geburtsstunde einer wirklichen Bildung begrüßen, wo man der Neigung des Einzelnen außer den elementaren Kenntnissen und Fähigkeiten und der notwendigen Fachbildung vollkommen überlasse, was er von den höheren Dingen des Geistes schmecken möchte. Wir würden nicht nur eine entlastete Jugend, sondern auch ein anderes geistiges Leben haben als heute, wo die frühe Übersättigung es zu einer fröhlichen Mahlzeit kommen läßt.

Als im Jardin du Luxembourg die Knospen aufbrachen, wurden mir die Straßen der Zylinderhüte und schlechten Lackschuhe unerträglich; ich ging nach der Schweiz zurück, bis mich der unverhehlte Zweifel des Verlegers an meiner dichterischen Zukunft nötigte, nach Berlin zu gehen, um dort das Dasein eines freien Schriftstellers zu versuchen. Wie es mir dabei äußerlich erging, wie ich nach der ersten Not auf eine ebenso verblüffende wie komische Art zu ehrlich verdienten Einnahmen kam, das hoffe ich noch einmal zum Nutzen junger Federhelden zu erzählen; hierhin gehört es nicht. Ich wohnte draußen in Niederschönhausen in einem Nachbardreieck mit Dehmel und Paul Scheerbarth, das sich in täglichen Gängen durch den märkischen Sand und mit gelegentlichen Trinkfeiern betätigte; vom literarischen Leben der Reichshauptstadt waren die Nächte im „Schwarzen Ferkel“ ziemlich das Einzige, was mir nahe kam; als ihr Herold erschien gelegentlich nur der Weltwanderer Peter Hille, der damals seinen Prophetenbart noch unberührt vom Lärm seiner Cabaretgemeinde in unsere Abgeschiedenheit trug.

Mit meinem Bühnenspiel „Lerma“, das mir der Pan fürstlich brackte (1898), hatte ich Abschied von meinen Theaterträumen genommen, um mich in der Richtung meiner „Mannsleut“ episch weiterzusuchen. Es

waren meine eigentlichen Lehrlingsjahre, als deren Ergebnis mich heute zwei sonderbare Bändchen, „Die zehn Gebote“ (1897) und „Der Mann in der Käseglocke“ (1900), wehmütig genug anblicken. Meiner stolzen Formulierung, daß die Epik in ihrer wahrsten Form Chronik der Leidenschaft sein müsse, stellte sich ein Naturfehler meiner Arbeit entgegen, für den ich zwar auch eine Formel gefunden hatte, ohne ihr folgen zu können: daß die Kunst das Bedeutende einfach, nicht das Einfache bedeutend sagen müsse. Wie bei aller Jugend — damals und heute — ging mein Eifer auf das Besondere, statt auf das Allgemeine; namentlich mit meinem „Mann in der Käseglocke“ geriet ich in lauter zugespitzte Fälle, die aus dem Buch das merkwürdigste Kuriositätenkabinett machten. Aus dieser Sackgasse führte mich Johann Peter Hebel in das epische Dasein seines „Rheinländischen Hausfreundes“. Dieser Kalendermann, den auch heute um seiner Einfältigkeit willen eigentlich nur die Schulkinder lesen, ist nämlich, was sich die Klugen nicht gern gesagt sein lassen, nicht nur ein Meister der Erzählung, sondern einer der vollkommensten Epiker überhaupt. Wie er eine epische Sache beim Schopf packt, nämlich bei der Handlung, und unbesorgt um Stimmung und sonstige Requisiten der modernen Erzählungskünstelei aufs Ziel losgeht — dem er freilich als Kalendermann allzuoft noch eine überflüssige Moral anhängt —, das ist wirkliche Meisterschaft. Wenn man zum Vergleich einen der heute beliebten Romane zur Hand nimmt, sieht man sofort das Schema, nach dem sie eigentlich alle gemacht sind: irgendwo in einer Landschaft, einem Raum, Stall oder Bahnhof wird eine Stimmung geschildert und eine Situation gestellt, die sich dann in einem auf keiner Bühne möglichen Dialog mit umständlichen Regie-bemerkungen fortwurfelt zur nächsten Situation, bis die Geschichte irgendwie stimmungs- oder gedankenvoll aufhört. Die angebliche Objektivität des Erzählers besteht zumeist darin, daß er garnicht vorhanden ist; es sei denn, daß er seinen Leuten mit umständlichen Offenbarungen in die Rede fällt. Bei Hebel findet sich der Leser vom ersten bis zum letzten Satz an der Hand geführt, nicht anders, als ob der Dichter ihm den geradesten Weg durch die Vorgänge zeigen und ihn durch seine Schalkhaftigkeit noch angenehm verkürzen wolle. Seit meiner Jugend war mir der Kalendermann vertraut; daß er mein Erzieher zur Epik wurde, bekenne ich gern mit ehrfürchtigem Dank.

Meine Pariser Kunstjüngerschaft hatte mich der bildenden Kunst so nahe gebracht, daß ich allmählich anfang, über ihr Dasein in der modernen Welt zu schreiben, wobei sich die Feder wohler befand, als in der Welt der Bücher: zur Hälfte vielleicht deshalb, weil mir die größere Entfernung von diesen Dingen das Schreiben leichter machte, zur anderen Hälfte aber sicher, weil mein unterdrücktes Malertum so einen Nebeneingang fand, wo mir das Haupttor verschlossen war. Daß ich viele Jahre später, im Frühjahr 1915, als ich nach der Beendigung meines „Lebenstages“ unter dem Druck des Krieges unfähig zur Arbeit war, den Weg in die Malerei als Lösung für

gequälte Stunden fand, sei als Kuriosum dessen erwähnt, was die Hartnäckigkeit einer Neigung im Menschen bedeutet.

Nachdem ich so lange Wandervogel gewesen war, sah ich meine rheinische Heimat inniger an als früher. Daß sie, die durch ein Jahrtausend die Pulsader deutschen Lebens gewesen war, nun geistig und künstlerisch nicht viel mehr als eine Provinz Berlins bedeuten sollte, der zur Herrschaft gekommenen Kolonie, konnte mich ingrimmig machen: so kam ich auf das Steckpferd meiner Mannesjahre, die Zusammenfassung der geistigen und künstlerischen Kräfte der Rheinlande im alten Sinn, da von Basel bis zu den Niederlanden keiner der unzähligen politischen Schlagbäume das gemeinsame rheinländische Leben abzugrenzen vermochte. Meine Berufung nach Düsseldorf zur Leitung einer Kunstzeitschrift setzte mich diesem Steckpferd in den Sattel. Dort wollte man zunächst freilich etwas anderes: der Malkastenstadt ging es nicht mehr so gut im modernen Kunstleben wie um die Jahrhundertmitte, die großen Ausstellungen in München und Berlin hatten ihr das Wasser abgegraben, das außerdem in sich selber schon ein wenig stidig geworden war; so erhoffte man sich von einer besonderen Kunstzeitschrift Wunderdinge, hatte auch ein beträchtliches Kapital zu ihrer Gründung gesammelt. Doch ging man nicht unwillig auf meinen weiteren Plan ein, und so entstanden „Die Rheinlande“, die ich nun schon ins achtzehnte Jahr leite.

Anfangs mußte ich, nicht gerade zu meinem Vergnügen, den Secht im Rarpfenteich spielen; daß ich als solcher beträchtliche Fehler in der Behandlung menschlicher Schwächen machte, muß ich mir selber bescheinigen. Mein Kapitalfehler war aber doch, daß ich den als komisch befundenen Maler Hans Thoma — dem ich übrigens 1897 meine „Zehn Gebote“ gewidmet hatte — für einen größeren Maler hielt als den damals in Düsseldorf allmächtigen und als Malriesen angestaunten Akademiedirektor Peter Janssen. Die Zeit hat freilich dieser Selbstverständlichkeit ebenso Recht gegeben wie meiner vorlauten Begeisterung für die Schweizermaler, die sich als Erben der alten oberdeutschen Meister begrüßte, obwohl das selbst meinen Freunden als Sparren erschien.

Eine Konsequenz meiner rheinländischen Pläne war es, daß ich nach der Zeitschrift die Gründung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein betrieb, um tatsächlich die Künstler und Kunstfreunde in den Ländern am Rhein in eine Gemeinschaft zu bringen. Seit 1904 bin ich der Schriftführer dieses Verbandes und habe an seinen Geschicken den Anteil eines Steuermannes gehabt, dem es Freude macht, am Rad zu stehen. Wenn ich auch darüber in die Jahre gekommen bin und wenn mir der unaufhörliche Betrieb mit Ausstellungen und anderen Dingen der Kunstpflege mehr Zeit weggenommen hat, als heute mein Gewissen gutheißen kann, so denke ich gerade in dieser Kriegszeit nicht ungern an die anderthalb Jahrzehnte zurück; habe ich doch unter der Parole gestanden, die heute für alle gilt: das Einzelwohl dem Ganzen. Und wenn das rheinische Kunst- und Geistesleben heute anders

ist als vor zwei Jahrzehnten, einen bescheidenen Anteil daran darf ich mir zusprechen. Ich habe mich mit vielem kleinlichen Kram geplagt und geschunden, habe Dummheiten gemacht und bin vieler Menschen Feind geworden, weil ihr Selbstbewußtsein mit meiner Einschätzung in Widerspruch geriet; aber daß ich meine Idee durchhielt, das werden mir, so hoffe ich, meine Landsleute allmählich zugestehen müssen, auch diejenigen, die mich nach der beliebten Methode als eine Art Umstürzler verdächtig machten.

Selbst, daß in meiner Produktion eine vieljährige Pause eintrat, kann mich heute nicht mehr verstimmen, obwohl es mich manchmal bitter gequält hat, wie mir Jahr für Jahr durch die Hände rann. Denn schließlich habe ich in all dieser gehetzten Zeit immer wieder bei meinen eigenen Dingen sein können; und wenn ich auch erst 1908 das erste schmale Bändchen meiner „Anekdoten“ herausbrachte, mit welchem für mich erst mein dichterisches Dasein beginnt, so habe ich den ersten dieser novellistischen Versuche „Die Béarnaise“ doch schon 1901 geschrieben. Es war nicht so leicht mit der Nachfolge Hebels, zumal es keine Nachahmung sein sollte, und wenn ich auch bis heute das Glück habe, meine Dinge in guten Stunden rasch und ziemlich druckfertig hinzuschreiben, so mußte und muß ich mir dieses Glück oft genug durch monatelange Bemühungen erkaufen, weil ich nur Ausgetragenes schreiben kann. Daß ich meine epischen Gebilde „Anekdoten“ nannte, sollte nichts anderes besagen, als daß sie in irgend ein Stück Weltgeschichte anekdotisch, das heißt von einer zufälligen Seite aus, hinein leuchteten; keinesfalls aber wollte ich damit, wie mir die Kritik nachsagte, „eine neue literarische Gattung entdecken“. Es ist nur eine Paul Heyse-Vorstellung der Novelle, daß sie auf hundert oder mehr Seiten gerundet sein müsse; die Alten waren nicht so geschwätzig; weder Boccaccio noch die altdeutschen Novellen gehen über den Umfang meiner Arbeiten hinaus, die tatsächlich mit wenigen Ausnahmen gar keine Anekdoten im gebräuchlichen Sinn des Wortes, sondern Novellen sein wollen.

Was mir am übelsten an der landläufigen Erzählung erschien, war eigentlich — abgesehen von der unzulänglichen Gestaltung — die Armseligkeit des Stoffes, der sich fast ausschließlich darum drehte, ob ein Hans seine Liese bekam, und das Neue daran waren fast nie die Umstände einer Handlung, sondern die Einkleidung in ein „Milieu“, wie seit der Naturalistenzeit das beliebte Schlagwort lautete. Gewiß ist die Liebe „der Dichtung Kern“, aber ihr Mißbrauch als Spannungsmittel schien mir immer ein blöder Anflug; so bin ich stolz darauf, daß in meinen novellistischen Versuchen die sogenannte Liebesgeschichte keine Rolle spielt — von den vierzig „Anekdoten“ meiner Gesamtausgabe können nur zehn dem Liebesmotiv zugesprochen werden —, daß sie wenigstens einen Anlauf nehmen, den ganzen Umkreis des Lebendigen abzuwandeln. Wenn mir das Schicksal doch noch gestatten sollte, ihre Zahl, wie ich anfänglich vorhatte, auf hundert zu bringen, hoffe ich mir darin treu zu bleiben.

Als eine für unser Schrifttum nicht unwesentliche Erfahrung möchte ich

mitteilen, daß es mir nicht gelang, für das erste Bändchen meiner „Anekdoten“ einen der namhaften Verleger Deutschlands zu gewinnen. Der ehemalige Klassikerverlag, dem ich sie — nicht mehr nach unserem Vertrag, aber nach meinem Gefühl — zuerst vorlegen mußte, lehnte diese Zumutung fast beleidigt ab; die anderen, jeder Kundige kann sie an den Fingern abzählen, folgten ihm treulich. Da diese angeblich nicht nur um ihr Geschäft, sondern auch um das deutsche Schrifttum bemühten Firmen — man muß nur den Brustton ihrer Verlagsberichte lesen — meist einen bestellten Lektor haben, könnte der Grund ihrer Ablehnung nicht nur geschäftlich gewesen sein. Einer der Verleger war auch so ehrlich, mir zu bescheinigen, daß der Stil meiner Arbeiten ihm zu altertümlich sei. Ich gebe gern zu, daß der prachtvolle Johann Peter Sebel und auch der Rheinische Antiquarius in seiner schnurrigen Redeweise abfärbten; aber letzten Grundes verdankten meine Dinge diesen Vorwurf doch wohl ihrer Eigentümlichkeit, mehr als es die impressionistische Zeit vertrug, in der strengen Zucht epischer Sprechweise und aus dem Dasein der deutschen Sprache gearbeitet zu sein. Auch hier hat die Zeit mir Recht gegeben; ich meine damit nicht, daß die Verleger augenscheinlich anders über mich zu denken gelernt haben, seitdem mein Büchlein im Verlag der Rheinlande erschien und seinen Weg machte — sie sind schließlich doch nur Geschäftsleute und dienen dem Geschmack des Publikums mit einer ihm genehmen Ware, oder mit berühmten Namen — ich denke vielmehr an die deutliche Wendung zur epischen Form in meiner Auffassung, wie sie seitdem in der deutschen Erzählung spürbar geworden ist, meist in der Nachfolge Kleists, dessen Kahlhaas freilich im ersten Teil das stärkste Stück der deutschen Erzählung vorstellt.

Erst meine „dreiunddreißig Anekdoten“ im Verlag Georg Müller (1911) haben mir einen weiteren Leserkreis gebracht; und wenn ich einen guten Teil dieser für mich erfreulichen Wirkung meinem verstorbenen Freunde Emil Milan zuschreibe, geschieht das nicht allein, um meine Dankbarkeit zu bezeugen. In seinem Vortrag beispielsweise der „Gräfin Hasfeld“ neben anderem wurde mir bestätigt, daß die moderne Erzählung in eine bedenkliche Abneigung vom Papier geraten, daß sie mehr oder weniger darauf berechnet war, von den Augen des Lesers verschlungen zu werden. Ihre schärfste Parodie fand sie in jenen gar nicht so seltenen Lesern, die mit einem Roman von vierhundert Seiten in einer Stunde fertig werden, wobei ihre geübte Technik die umständlichen Situationsberichte, die Landschafts- und Stimmungsschilderungen wie die Bekenntnisse schöner Seelen unterschlägt. Die wirkliche Erzählung — wie die Lyrik und das Drama — will aus dem Papier das Wort und die Sprache lebendig werden lassen. Sie will dem Leser etwas anderes geben als die rasch verschlungene Gegenständlichkeit: sie ist, wenn das Bild erlaubt wird, ein Rosenkranz, der Perle für Perle abgebetet werden muß. Vom ersten bis zum letzten Satz ist sie zu einer Schnur gereiht, darin jeder Satz dem anderen die Führung weitergibt, um eben dadurch unlösbar und selbst-

ständig zu sein. Nur so, indem jeder Satz, klanglich wie gedanklich, ein selbständiges Gebilde ist und doch dem Ganzen rhythmisch untertänig, ist die Erzählung fähig, Wort und Sprache für das Ohr zu werden, dem sie gehört. Darum die Klage der ans Lesefutter gewöhnten Leser über die Schwierigkeit meiner Sprache und die Selbstverständlichkeit, mit der zum Beispiel mein längster Satz in der „Gräfin Hatzfeld“, der sich allerdings fast über eine ganze Druckseite zieht, im Vortrag Emil Milans zur Wirkung kam; mit welcher Bemerkung ich im übrigen nicht Sazungeheuern das Wort reden will.

Wie ich schon sagte, sollte der Titel meines Buches auf eine Wesensart meiner novellistischen Versuche zielen, von der Seite her zufällig in die Weltgeschichte zu leuchten. In meiner „Halsbandgeschichte“ (1909) machte ich dann den Versuch, die epische Form auf ein Stück Weltgeschichte selber zu übertragen. Daß mir dies nicht so gelang, wie ich dachte, war mir eine Lehre insofern, als dieses Stück doch wieder nur eine Novelle wurde, eine Novelle, die aus ihrem Stoff wohl oder übel in die allgemeinen Weltzustände einmünden mußte und damit ihre sinnbildliche Wirkung einbüßte. Hier trat mir zum erstenmal das ethische Prinzip der Dichtung in den Weg: Eine Hochstaplerin, wie die angebliche Gräfin La Motte, kann einfach nicht die Trägerin einer großen Handlung sein, weil sie in der Gebundenheit ihrer Triebe kein Sinnbild ist, in das der Leser eingeht, um von ihm aus die Welt zu fühlen. Man hat die Lüge das Kompliment des Lasters an die Tugend genannt, und tatsächlich stellt jeder Leser — auch der einfältigste, oder der am stärksten — die Herrschaft des Guten in der Welt aufs eindringlichste vor. Wie auch seine Begriffe von Tugend sein mögen, er verteilt danach seine Zu- und Abneigungen, das Gute soll siegen, das Böse untergehen, und Held kann ihm nur eine Gestalt werden, die ihn von ihrer Berechtigung im sittlichen Dasein überzeugt. Gewiß, er ist weitherziger als die anerkannte Moral; er stellt sogar eine höhere Moral vor, die man kühnlich ästhetisch genannt hat, die aber in keiner Zuspizung etwas anderes als sittliches Bekenntnis ist. So wäre es gewiß möglich, das natürliche Recht einer La Motte gegenüber einer ungerechten Weltordnung auszuspielen, aber nur bis zu einem gewissen Punkt und nur, indem man ihre Gegenspielerin, die wirkliche Königin Marie Antoinette zu ihren Gunsten mit Unrecht belastete, oder umgekehrt, indem man deren Recht als gut über ihre Bosheit siegen ließ. Im ersten Fall hieße das Buch La Motte, im anderen Fall, Marie Antoinette; weil ich aber die Halsbandgeschichte schrieb und damit objektiv sein wollte, geriet ich im Fortlauf der Handlung immer mehr in einen Zwiespalt mit dem sittlichen Leser, aus dem ich mich nur mit einem Sprung in die Weltgeschichte befreien konnte, womit mein Buch sittlich gerettet aber künstlerisch erledigt war.

Stärker noch mußte ich dieses sittliche Grundgesetz erfahren, als ich in meinem Staufferbuch (1912) einen gewiß tapferen Kämpfer als Sinnbild aufrichten wollte. Ich darf es um des persönlichen Lärms willen, der gegen dieses

Buch aufgerührt wurde, einmal in aller Offenheit sagen, daß mir weder die künstlerischen noch die menschlichen Eigenschaften des Malers Karl Stauffer ungenehm genug wären, ihn persönlich zum Gegenstand einer Lebensbeschreibung zu machen, auch lag es garnicht in meiner Absicht, eine solche zu geben. Was mich an diesem Mann seit je ergriff, war allein sein Schicksal; und auch damit meine ich durchaus nicht seine „Affäre“, die ihn der Menge je nachdem interessant oder verdächtig machte, sondern die wahrhaft faustische Leidenschaft zur Kunst in einem Menschen, der letzten Grundes kein Künstler sein konnte, der die drei Gebiete der bildenden Kunst durchrasen mußte, um dreimal an die gleiche Grenze zu kommen, die ihm durch die Taubheit seiner Seele gesetzt war. Bei keinem menschlichen Schicksal handelt es sich für den Dichter um den zufälligen Träger, sondern um den Grundtrieb seiner Verstrickung; daß dieser Grundtrieb beim Künstler allein in der Leidenschaft zur Kunst gefunden werden kann, ist eine Selbstverständlichkeit, nach der freilich von den Verfassern der sogenannten Künstlerromane selten genug verfahren wurde. Indem ich mir den Maler, Radierer und Bildhauer Karl Stauffer als Sinnbild dieser Leidenschaft aufrichtete, hatte ich einen Träger von bedeutendem Ausmaß: die Ehrlichkeit und Energie seines Willens, die Rücksichtslosigkeit seiner Selbstkritik, sein faustisches Suchen und Scheitern machten ihn gleicherweise geeignet, die Erbarmungslosigkeit dieser Leidenschaft darzutun und die Tragik in ihrem unglücklichen Liebhaber zu zeigen. Irgendwie wird diese Tragik bei jedem Künstler sichtbar sein, weder Goethe noch Mozart sind frei davon, um zwei Glückliche zu nennen, mir aber konnte nur ein Träger dienen, der bei der wütendsten Sehnsucht die Zauberslöte zur Tür der Erfüllung nicht besaß.

Als ich so diesen Stauffer sein Leben selbst aufschreiben ließ in zwölf Kapiteln, um der Leidenschaft in solchem Selbstbekenntnis möglichst nahe zu kommen, und als ich ihn in einem dreizehnten Kapitel als Epilog die Bilanz machen ließ, ergab sich mir mit schmerzlicher Überraschung, daß dieses Schicksal durch einen bestimmten Mangel unfähig war, allgemeines Sinnbild zu werden. Mir hatte eine Hoffnung im Sinn gelegen, daß der Künstler eine Art Idealzustand des Menschen vorstelle und also nicht nur ebensogut, sondern besser als etwa ein Feldherr, ein Entdecker oder sonst wer geeignet sei, das menschliche Schicksal sinnbildlich zu fassen: nun mußte ich erkennen, daß eben diese Hoffnung, die mein Buch sittlich rechtfertigen sollte, mich betrogen hatte. Gewiß läßt sich der Leser für einen Künstler nicht weniger als für einen Feldherrn interessieren — ich glaube sogar, daß mir dies mit meinem Stauffer gelungen ist — aber gerade an dem entscheidenden Punkt der Wirkung, wo der Leser selber in den Helden einschlüpfen, seine Hoffnungen und Enttäuschungen teilen muß, vermag er in der Leidenschaft zur Kunst nicht mitzugehen, weil sie ihm fremd ist, weil sie — als Arbeit, nicht als Wirkung — außerhalb des Allgemeinmenschlichen liegt, wie es durch das Gefühl des Lesers souverän vertreten wird, und wie es der einzige Lebensboden großer

Kunst sein kann. So war mein Staufferbuch im Gegensatz zu der Halsbandgeschichte künstlerisch in Ordnung — was ihm Freunde und Feinde gleich heftig bezeugten — aber sittlich mit all seinem Aufwand von Leidenschaft ein Schlag ins Wasser, weil der Leser die Stationen dieses Schicksals als Entgleisungen eines unselig belasteten Loren empfand.

Ich mußte zum drittenmal ansetzen, um statt der anekdotischen Nebenfigur ein Sinnbild der Weltgeschichte, das heißt des ringenden Menschengeistes in ihr zu finden. Dies tat ich mit meinem Pestalozzibuch, das ich den „Lebentag eines Menschenfreundes“ nannte (1915). In der Gestalt dieses Menschenfreundes hatte ich zwar auch wieder einen Spezialisten, und zwar gleich einen Schulmeister, aber doch einen solchen, der sich nie in dieses Fach einsperren ließ, der bis zum Schluß seines Lebens ein ringender Menscheng Geist im Allbereich der Seele, im Schicksal blieb. Was ich mit meiner „Béarnaise“ scherzhaft begonnen hatte, die Einfangung menschlichen Schicksals im epischen Gefüge einer Handlung, war damit in einem Ernst ausgewachsen, von dem ich persönlich sprechen darf, weil ich ihn abseits von jedem Ehrgeiz und Hochmut als Begnadung empfinde.

Daß ich mir auch diesmal einen historischen Helden wählte, hat mich bei den Modernen in den Geruch eines Mannes gebracht, der eigener Erfindung nicht fähig sich mit der Wiedergabe überlieferter Handlungen begnügen müsse. Ich könnte mich nun zwar auf Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel berufen, die gleich mir solche angeblichen Hilfen der Phantasie nötig gehabt zu haben scheinen; aber nötiger als solche Verteidigung ist auch hier wohl eine grundsätzliche Besinnung. Der Leser, wie ich ihn sehe, ist nämlich ein entschlossener Feind aller Erfindung, soweit sie ihm den Schein der Wirklichkeit trübt; er will etwas vom Leben erfahren und bestätigt diesen Willen aufs drolligste in seiner Abneigung gegen erzählte Träume, die er als Willkür, als Spiele des Zufalls verwirft, während er die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit des wirklichen Geschehens sucht. Es soll wahr sein, was er liest, wahr und nicht gelogen, wie sein naives Gefühl sagt, in dem sehnsüchtigen Verlangen, daß ihm aus dem Helden des Dichters ein Kamerad erwachse, mit dem er Hand in Hand tapfer durch das verworrene Leben gehen kann, um in ihm ein Sinn- und Vorbild seiner eigenen Tapferkeit zu finden. Selbstverständlich kann diese Wahrheit allein im Dichterischen liegen, wie die Triebe und Leidenschaften aus dem wirklichen Lebensgrund wachsen, und soweit er sich auf sein persönliches Dasein in den Freuden und Leiden der Täglichen beschränkt, ist dem Leser gewiß ein Namenloser als Träger seiner Freundschaft recht. Sowie aber dieser Rahmen seiner Tätigkeit überschritten wird, sowie das Ganze des Menschenschicksals gegen das Persönliche ausgespielt werden soll, wird er kritisch. Ein für das Ganze bedeutender Mensch, der nicht zur Wirkung kam, ein Feldherr, Religionsstifter, Künstler, von dem nur der Dichter etwas weiß, scheint ihm eitel Phantasterei aus

Nirgendwoland, und dieses Nirgendwoland liebt er nicht, weil er sich selber seiner Tapferkeit im wirklichen Dasein freut und alles andere als feiges Beiseitegehen verwirft. Er will, um auch hier auf das sittliche Grundgesetz zu kommen, nicht das Abenteuer des Einzelnen, der natürlich Hinz oder Kunz heißen könnte, sondern das der Menschheit, er will als Leser etwas in der Ewigkeit bedeuten, das ihn über sein tägliches Dasein hinaus ins Schicksal der Menschheit hebt. Darum waren die großen Dichter der Vergangenheit wohl beraten von ihrem Instinkt, wenn sie sich mit Vorliebe den sagenhaft, also sinnbildlich ausgewachsenen Helden der Menschheit zuwandten, wenn sie die Träger ihrer Handlungen aus der Geschichte holten, die schließlich doch nicht ein Bericht von fremden Abenteuern, sondern als Schicksalsbericht der Menschheit auch das Schicksalsbuch der einzelnen Herkunft ist.

Es waren anderthalb Jahrzehnte viel unterbrochener, aber unausgesetzter Bemühung darüber hingegangen, bis ich von meiner „Véarnaise“ zum „Lebenstag“ kam; ich könnte noch erzählen, wie ich mich inzwischen durch meine „Unterbrochene Rheinfahrt“ (1913) von aller Wichtignahme persönlicher Nöte und Absonderlichkeiten meiner eigenen Menschlichkeit befreite, wie ich dergleichen vorher schon in den „Mißgeschichten“ (1909) versuchte — ebenso aus meinem eigenen Leben heraus geschrieben, wie die Handlung der „Unterbrochenen Rheinfahrt“ erfunden war —, ich müßte vielleicht auch noch bekennen, daß ich mich in meinen nur wiedererzählten „Rheinsagen“ (1908) dem epischen Handwerk näher gekommen fühlte, als in den „Anekdoten“: aber das wären Dinge, die der Leser dieses Berichts als persönliche Angelegenheiten ablehnen würde. Denn unterdessen ist der Krieg gekommen, der uns die Belanglosigkeit der vielgerühmten Individualität grausam deutlich machte; nur was an ihr bedeutend wird, das heißt, was einen sinnbildlichen Wert im allgemeinen Schicksal gewinnt, dem wir uns über alle Ahnung hinaus nun preisgegeben sehen, hat Lebensrecht über ihre Begrenzung hinaus. Um aber von dieser Auseinandersetzung nicht ohne grundsätzlichen Gewinn Abschied zu nehmen, sei ausdrücklich gesagt, daß letzten Grundes weder in dem Dichter noch in dem Leser individuelle Mächte miteinander ringen: Daß der Dichter dem Gesetz umso untertäniger wird, je ernsthafter er sich seiner hohen Berufung als Sprecher der Volksseele und in der höchsten Begnadung der Menschheit bewußt wird, diese Einsicht dürfte auch in dem Persönlichkeitschwall des nun wohl ausgelaufenen Impressionismus wirksam geblieben sein; daß aber auch der Leser einer Dichtung aufhört, der Herr Trübsam oder Fröhlich seines bürgerlichen Daseins zu sein, daß er wie der Dichter und ihm in der Idee ebenbürtig Sprecher der Volksseele wird, daß die beiden als Ich und Du das eigentliche Gespräch dieser Volksseele und des Menschengeistes führen, an diese Berufung zu erinnern, dürfte es wohl an der Zeit sein, wenn wir nicht auch fernerhin mit dem Gedanken der Kultur nur spielen wollen.

Mein „Lebenstag eines Menschenfreundes“ war halb geschrieben, als

die Kanonen der Völkerfeindschaft zu donnern begannen, und wenn ein kluger Mann dem Buch nachsagte, daß etwas von dem Kanonendonner sich in den Pfeifen einer Orgel verfangen habe, so nehme ich diese Ehrenbezeugung wehmütiger hin, als der Kritiker wohl dachte. Ich habe diesen Krieg von Anfang an als ein grenzenloses Unglück betrachtet; und wenn ich auch den Schrei der Erlösung verstand, mit dem die Volksseele aus einem ihr unerträglich gewordenen Dasein hinauszog in die Entscheidung: ich habe niemals geglaubt, daß diese Entscheidung auf den Schlachtfeldern fallen könne. Damit will ich nicht etwa auf das hinweisen, was man die innerpolitische Erneuerung nennt; ich halte Wahlrecht und Parlamentarismus nicht für so wichtige Dinge, wie sie im lauten Kampf der Parteien scheinen — so selbstverständlich ich mich als Staatsbürger auch hier für die Allgemeinheit, für das verlorene Mannesrecht der alten deutschen Gemeinde der freien Männer entschied —; ich sehe in diesem Weltkrieg den Zusammenbruch der Zivilisation, darin der unselige Menscheng Geist seinen Hochmut zu vollenden glaubte. Wir hörten darin zwar viel von der Kultur sprechen — jeder läuft dem nach, was ihm mangelt —, aber darum war sie dem europäischen Geist vielleicht nie ferner als in der Zeit, die nun ihr fürchterliches Ende findet. Wie ich meinen Pestalozzi sagen lasse, kann Kultur nur da sein, wo das Gewissen des Einzelnen sich zur sittlichen Persönlichkeit durchfindet, und wo die Gesellschaft zur Gemeinschaft solcher Persönlichkeiten wird. Ob eine solche Gemeinschaft nicht nur ein schöner Traum sei, das ist die bekannte — und bequeme — Frage des Zweiflers; jedenfalls stand ihr das Mittelalter näher als die moderne Zivilisation trotz all ihrer gerühmten Fortschritte der Technik und der Vernunft. In ihrem eifrigen Bildungsbetrieb war der gebildete Mensch im Sinn der Kultur selten; der schreiende Gegensatz von Aberglauben und Überwissen, auf dem ihre Bildung stand, wurde allein überdeckt durch die tausend Brücken, die das Geschäft dem Vergnügen gebaut hatte.

Es war noch in den Tagen der ersten Siegesnachrichten, als ich in den mir herzlich vertrauten Chorälen Bachscher Bearbeitung das Lutherlied aufschlug; wie ich da an die Worte kam: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind, Weib, laß fahren dahin! Sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!“ erstickte mir Klang und Stimme. Wo ist unser Reich? fragte eine Klage mein Gewissen, und ich konnte ihm keine Antwort geben. Seitdem habe ich den Kreislauf von Ursache, Veranlassung und Wirkung dieses Krieges abirren müssen bis zur Verzweiflung, um zuletzt immer wieder an die Frage der eigenen Verantwortung und Schuld zu kommen. Es scheint eine grenzenlose Überhebung, daß der Einzelne sich an diesem Weltbrand eine Schuld beimesen will: aber wenn mein Pestalozzi die Wahrheit sagt — und ich vermag kein anderes Bekenntnis für das zu finden, was wir Kultur, also den Idealzustand menschlicher Gemeinschaft nennen —, so muß es an ihrer Grundlage gefehlt haben, an der sittlichen Persönlichkeit,

also bei mir; denn wo anders sollte ich die Persönlichkeit suchen können! Was aber mich den Menschen angeht, das trifft viel schärfer den Dichter; jeder andere Beruf mag sich mit der Tüchtigkeit in seiner Ausübung trösten: für mich, der ich mir anmaße, Hüter der Volksseele zu sein, gibt es keine Eröstung, nur Verantwortung. Jede Kritik an der Kultur trifft meine Pflicht. Bin ich, der Dichter, nicht auch in der Zivilisation befangen gewesen, habe ich den Tanz um das goldene Kalb nicht mitgemacht, das heißt, wenn ich auch wenig von dem Gold des Kalbes sah, war ich nicht beim Tanz? Bin ich nicht, gleich allen, zuviel in den Wünschen meiner Persönlichkeit und zu wenig im Schicksal des Ganzen gewesen? Zwar hat mein Pestalozzi auch gesagt: Wer ganz bei sich selbst ist, ist bei den andern! Aber war ich ganz bei mir selber, das heißt im Herzen meiner Verantwortung? Stand meine Arbeit im innersten Licht des Menschengestes, oder war sie an den Rändern, wo der Rauch der Tüchtigkeit schwält und die blauen Flämmchen der Literatur ihr selbstgefälliges Spiel machen?

Gewiß: Dichter heißt weder Bußprediger noch „Moraltrumpeter“ sein, meine Verantwortung ist eine andere als die des Dichters. Aber lernte ich nicht, daß die letzten Entscheidungen des Lesers von seiner Sittlichkeit gefällt werden, und daß die ästhetische Moral weiter und sicherer im Gefühl sei als die irgend eines Kirchenbekenners? Die Stimme Gottes in der Menschheit ist nicht die Summe seiner Pfarrer und Kirchengänger: oder sollte jemand im Zweifel sein, daß sie in unserem Volk aus der Summe seiner Dichter — der großen und kleinen — ganz anders töne? So bin ich eben doch Priester, nur nicht der einer Kirche, sondern der Kultur, die in einem viel natürlicheren, innigeren und weiseren Sinne die Erlösung der Menschheit umgreift. Der Menschheit Würde ist in meine Hand gegeben; sie zu bewahren, genügt es nicht, daß ich mir selber tüchtig bin, sondern daß ich die Tüchtigkeit in das Schmelzfeuer der Menschheit bringe. Das zu tun, habe ich kein anderes Mittel als meine Sprache, das heißt nicht die Äußerlichkeit ihres Klanges und ihre Bildkraft, sondern die Summe davon, was mein Volk als Stimme Gottes in der Menschheit zu sagen vermochte: so ist mein Volk meine Kirche, seinen Dienst an der Menschheit Würde in meinem Werk lebendig und rein zu halten, mein Amt.

Es ist ein anderer Leser, dem ich dieses Bekenntnis ablege, als der, mit dem ich im Gefühlsgrund der Dichtung einig bin; ein anderer und doch derselbe, nur daß wir beide uns besinnen statt zu sein. Aber wenn es richtig ist, was wir uns sagten, war die Besinnung nötig, auch für ihn. „Vergiß die Sterne nicht!“ Das himmlische Raabewort sollte nichts anderes bedeuten, und wir hatten die Sterne vergessen. Wir waren nicht mehr im Schicksal, sondern im Zustand; wir nahmen die Worte unserer Sprache in den Mund und wußten nicht mehr, daß sie unsere Heiligtümer sind. Wir waren Deutsche aus Zufall, weil wir unser Schicksal vergaßen, weil wir in einem anderen Reich befangen waren als in jenem, das unsere Sprache um-

greift: wir sagten Goethe, ohne das sein zu wollen, was er vorbildete; wir hörten Bach, ohne den Kreislauf zu spüren, aus dem sein Wasser rauscht; wir trugen den Namen unseres Volkes, ohne zu wissen, daß wir beide dieses Volk sind, wir beide, Du, der Leser und ich.

Der Kalender sagt mir, daß ich am 20. Januar fünfzig Jahre alt werde; aber der Tag gab nur den Anlaß zum Geständnis, nicht zur Besinnung. Seitdem ich mir im ersten Kriegswinter die Beendigung meines Pestalozzi-buches abrang, habe ich unter ihrer Furcht und Hoffnung gestanden. Ich sah in mir mein Volk in ein Schicksal hineingerissen, dessen Sinn es nicht verstand, weil es sich selber entfremdet war. Die da hinauszogen, hatten ihre Fahne, das Vaterland stand darauf geschrieben; es war auch unsere Fahne, aber die Farben waren verblichen. Wir wohnten im Land unserer Väter als leichtfertige Erben, und wenig von dem war im Bewußtsein geblieben, was unser Dasein seit der Völkerwanderung zu einer schmerz- und wunderreichen Odyssee gemacht hatte; wir lasen unsere Geschichte, aber das Gefühl ihres Schicksals war nicht mehr in uns, und mehr wußten wir von der Sendung des jüdischen Volkes als von unserer eigenen, weil uns mit dem Christentum das Gewand einer fremden Herkunft angetan wurde. Dort, bei den Juden von Abraham bis zu den Propheten, war Gott; bei uns war Abenteuer, durch nichts geheiligt als durch das fremde Kreuz. Und unsere schmerzreichste Tat, die Eroberung des Evangeliums als seelischen Besitz, war kaum mehr als durch den schlecht vernarbten Riß in unserem Dasein lebendig. Hier in den Dienst zu treten, das Schicksal der deutschen Seele in seiner Odyssee Wort werden zu lassen, schien meinem gedemüthigten Gefühl der einzig mögliche Anfang einer neuen Arbeit, nachdem es mit aller anderen abgeschlossen hatte.

Ich weiß es nur zu gut, was ich mir als Berufung auslegte in diesen schweren Jahren, es könnte mehr sein, als meiner Begabung erreichbar ist; aber wird dies nicht unser aller Schicksal sein, wenn wir an den Wiederaufbau unseres Daseins gehen? Ich habe mirs nicht ausgedacht, es ist im Sturmwind auf mich gefallen, was es für das Volk der Juden bedeutet hat, in den Büchern — die wir Christen das Alte Testament nennen — neben seiner religiösen Offenbarung und dem Nationalschatz seiner Dichtung auch noch eine wortgewordene Geschichte seiner Herkunft zu besitzen. Was helfen uns Deutschen alle Göttersagen, Märchen und Lieder, nachdem das Christentum ihre Gestalten in die Hölle gejagt hat; was soll uns das Mittelalter, nachdem die Reformation den stolzen Kirchenbau seiner Gläubigkeit zertrümmerte, und was blieb uns von dieser Reformation selber, nachdem ein neues Kirchentum den Protestantengeist abgeschnürt hat, sodasß wir mit unserer modernen Bildung ohne Herkunft sind und eigentlich nur noch im Griechentum ein Ziel der Kultur finden? Zwischen diesen Ringen liegt unser Schicksal wie begraben, und doch ist die Volksseele noch lebendig, die es durch-

hte, nur daß sie das Evangelium ihrer Berufung nicht kennt. Ob hier eine Aufgabe für den Dichter liegt, wird nur der fragen können, dem die epischen Absichten in der Novelle, im Roman und in der Erzählung beschränkt bleiben und der das Epos außer Acht läßt, dessen Stoff nicht der einzelne Held, sondern das Völkergeschick ist, wie es uns das einzige Epos der Deutschen, aber auch das großartigste der neuen Welt, die Nibelungen bezeugen. Wie das deutsche Volk mit der Völkerwanderung eintrat in das Licht der Geschichte, wie es eine Seele im Mittelalter am Christentum anschwellen ließ zu einer Inbrunst undergleichen, wie sein Gewissen erwachte in der Reformation und den Kampfskämpfte, auf dem der moderne Menscheng Geist steht, wie es sich selber, dank einer Fürsten, an die Sonne von Versailles verlor, bis es in den Dichtern und Denkern um 1800 endlich wieder für sein eigenes Dasein erwachte: das ist eine Odyssee im großen Ausmaß, wenn aus dem Ballast fürstenhistorischer Vorgänge das Schicksal der suchenden leidenden Volksseele aufgedeckt und gestaltet wird. So war es gemeint, als ich im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“ mit einem Fragment aus der „Geschichte der deutschen Seele“ ans Licht zu kommen wagte.

Ein Mann von fünfzig Jahren ist kein großer Lebensverwalter mehr; aber was hätte dem Jüngling ein solcher Plan genützt? Ja, nun will ich etwas sagen, das überheblich klingt und es doch nicht ist: nun ich mit meinem angefangenen Werk dastehe, scheint mir alles sinnvoll zu ihm gewachsen von der ersten Anekdote bis zum „Lebenstag“. Auch, daß ich meiner Sprache eine rhythmische Zucht antat, die oft genug an den Vers rührte; denn wer könnte denken, jemals mit erzählender Prosa an einen solchen Vorwurf zu gehen! Freilich, nichts liegt meiner Neigung ferner, als ein Strophenbau, der sogar von der Lyrik, sowie sie über das Lied hinausgeht, als Fessel empfunden wird. Die Luthersche Bibel kann jeden überzeugen, daß die sogenannte Prosa sich ohne Vers und Reim in eine Höhe zu erheben vermag, die zur Monumentalität befähigt; jedenfalls besser als jenes Geklapper von vierfüßigen Trochäen oder fünffüßigen Jamben, wie es die vermeintlichen Epen der Trompeterzeit auf ihrem dünnen Leib trugen, und nicht geringer als die Strophe, die uns das Nibelungenlied überliefert wurde.

Wenn von meinem Luftschloß nicht schon eine bescheidene Ruppel unter Dach wäre, könnte und dürfte ich wohl kaum ein Wort davon sagen. So gehört es in den Rechenschaftsbericht meines fünfzigjährigen Lebens, wie er mir abverlangt wurde. Wenn jeder mir soviel für ein solches Unterfangen vertraut, wie er mich als Instrument nach meinen bisherigen Arbeiten schätzt, habe ich mein Recht. Denn ob es danach als Überhebung oder Torheit gelten muß, dessen ich mich bekenne: was in mir sucht und dichtet, hat mich — weit ab von Ehrgeiz und Ruhmsucht — zwangsweise in diese Entscheidung gebracht, wo ich nicht mehr verzichten kann, ohne vor meinem Gewissen fahnenflüchtig zu sein. Und irgendwo in solchen Dingen ist selbst ein Tor, der Großes will, ihmlicher vor Gott und den Menschen als ein Kluger, der bänglich ausweicht.

Kreuz- und Quer-Züge

von

August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von seinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Fortsetzung.)

Uns dauert aber der arme Schelm gar sehr, und wir möchten ihn gern retten, gern hier behalten. Jetzt unsere Bitte: Schreiben Sie im Namen Ihres Kolonels einen Brief an den Bischof — aber in französischer Sprache, denn die versteht er, und lassen Sie darin dem Kolonel sagen, daß er von der Anagnade gehört habe, in welche der Prior beim Bischof gefallen sei, daß er zwar nicht wisse, wodurch er sich dieselbe zugezogen, allein da der Prior, wie bekannt, den Franzosen dadurch, daß er das Landvolf usw. aufgeregte, sehr vielen Schaden zugefügt, auch beim Durchmarsch der englischen Truppen sich so außerordentlich patriotisch, tätig und namentlich gegen ihn, den Kolonel, so artig benommen habe usw., auch so allgemein hier beliebt sei, so wage er, für ihn um Gnade zu bitten usw. Verlegen sagte ich: Si, Senhores, con muito gusto, setzte mich, musterte mein bißchen Französisch zusammen und schrieb, während man mich einen Engel nannte und allein ließ, den verlangten Brief. Mit diesem Nachwerke nun ging ich zum Kolonel Hinde, der eber nach Tische hinter der Flasche saß. Meine Erzählung erregte allgemeines Gelächter, indessen setzte sich der Oberst, ein sehr guter Mann, geduldig hin und kopierte, siegelte und adressierte den Brief. Wie ich nun damit heim kam, sprang alles vor Freuden ellenhoch und rief Triumph! Nun sind wir geborgen, denn der Bischof, ein geschworener Feind der Franzosen, also sehr englisch gesinnt, würde den Brief gewiß honorieren. Da wir bald nachher marschierten, so habe ich nie erfahren, wie die Sache geendet hat. Unter dessen waren nach und nach die zum Ablösen requirierten Karren eingetroffen und ehe wir uns versahen, kam Marschorder. Ungern und mit Bedauern verließen wir dieses gelobte Land, und am 29. November ging's endlich unter den Glückwünschen und Vivas der guten Einwohner und meines Wirts auf ganz horriblen Wegen über halzbrechendes Gebirge zwischen Schluchten, durch

Kreuz- und Quer-Züge

brausende Ströme und Cistuzgestrüpp wieder von dannen nach Sabugal. Am 21. marschirten wir weiter über Nave und Alfayates, in einer offenen Gegend liegende Flecken, an deren Eingängen die Ruinen alter maurischer Kastelle liegen, nach Aldea del Ponte, einem miserablen Loche. Das Wetter hatte sich etwas aufgeklärt. Zwei freundliche, gemüthliche Pfaffen, die länglich aufgetrepte Hüte und schwarze Gewänder, auf der Brust mit zwei in grüner Seide gestickten Ölzweigen verziert, trugen, und die ich unterwegs traf, begleiteten mich eine Strecke Weges und unterhielten mich sehr artig. In Aldea del Ponte hielten wir an und changierten unsere Marschrouten. Am 25. ging's wieder weiter durch Schluchten und Wälder über Povoas, wo die portugiesische Grenze aufhört, nach Fuente Guinaldo, dem ersten spanischen Dorfe. Sobald man die spanische Grenze betritt, schon bei dem ersten Weiler, erstaunt man über die plötzliche Verschiedenheit von Sprache und Tracht. Die Häuser sind im spanischen Theile außerordentlich reinlich gehalten und zeigen einen Wohlstand, den man öfters in England vermißt. Die Einwohner tragen einen Nationalanzug, der gleichsam dramatisch und malerisch zugleich ist. Jedoch ist dieser Anzug nur von der Grenze an bis Salamanca und einem Theil des Königreichs Leon üblich.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eintritt und schlechter Empfang in Spanien. Nationalcharakter und Kostüm.

Wie ich in Guinaldo einritt, bewunderte ich die Kirche, welche so groß war, daß sie mancher Stadt hätte zur Zierde gereichen können. Ich dachte an Bardowiek. Der Kirchhof war voll Männer, welche, da es eben Festtag war, in ihrem besten Anzuge sich hier mit allerlei Spielen ergötzten. Dieses bestand in dem Werfen einer drei Fuß langen und sehr schweren eisernen Stange, welcher einer, nachdem er sie in der Mitte gefaßt und dabei seinen Körper rechts und links drehte, eine Schwingung zu geben suchte und, wenn solche den höchsten Grad erreicht hatte, sie nach dem Ziele schleuderte. Sollte dieses nicht ein Überbleibsel römischer oder sarazenischer Kriegsspiele mit dem Wurffpieß sein? Meine plötzliche Ankunft erregte einen gewaltigen Auflauf. Man umringte mich, fragte, schrie, bis endlich auf meine Frage: Adonte sta el Alcalde? der Alkade hervortrat, mich mit nach Hause nahm und mir ein Billett gab. Ich wurde bei einer Wittve, einer runden, rotbäckigen Frau von resolutem finstern Ansehen, logiert, die mir ein kleines, nettes Zimmer anwies und damit holla sich nicht weiter um mich bekümmerte. Welcher Unterschied zwischen den Portugiesen und Spaniern! Alles ist hier ernsthaft, einsilbig und finster; ob ich essen oder trinken wollte, darnach fragte niemand. Mit vieler Mühe konnte ich es endlich nur dahin bringen, daß man auf meine Kosten für mich etwas zu essen anschaffte und machte. Im

Hause war alles äußerst sauber und reinlich, alles Messingzeug blank; um den Feuerherd standen Stühle und Bänke mit Lehnen und am Feuer eine Menge kleiner Töpfe. Mein Zimmerchen selbst war sehr hübsch eingerichtet und mit einer Strohmatten belegt. An den geweißten Wänden hing ein kleiner Spiegel, einige Heiligenbilder, ein Ochenschwanz, worin Rämme steckten, und an der Seite des sehr properen Bettes hing ein Krucifix und darunter ein kleines porzellanenes Näpfcchen mit Weihwasser; der Teufel konnte mir daher, während ich schlief, nichts anhaben. Am Abend versammelten sich einige Dorfhonoratioren beim Küchenfeuer, worunter ein alter Herr in Samaschen, blauem Rock mit tellergroßen, kupfernen Knöpfen, hohem spanischen Rohr und schwarzem seidenen Kopfnetz, der wegen seiner straffen Papageien-Physiognomie mir besonders auffiel. Auch kam ein Deutscher, mich zu besuchen, der hier schon lange wohnte, verheiratet war und eine hübsche Tochter hatte, sich aber ganz wie ein spanischer Bauer trug. Dieser freute sich sehr, in mir einen Landsmann zu sehen. Alle diese Nachbarn saßen beim Feuer, ernsthaft und gravitätisch; dann und wann nur öffnete einer den Mund, um zu politisieren; dabei rauchten sie Papierzigaretten, die mit vieler Grandezza angefertigt, angesteckt und, nachdem der Verfertiger einige Züge getan hatte, herumgereicht wurden. Bei allem diesem befand ich mich sehr unkomfortabel, denn man nahm von mir oder meinen Bedürfnissen auch nicht die geringste Notiz. Ich ging endlich zu Bett. Das Regiment rückte am andern Morgen ein. Am 22. ging's weiter über eine waldige Anhöhe, dann in eine große Ebene, an deren Ende einige Sandhügel, und diese erstiegen, erblickte ich die weißen Türme von Ciudad Rodrigo, die wiederum am Ende einer großen Ebene lagen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Mein Aufenthalt in Ciudad Rodrigo. Schlechtes Quartier. Politische Lage der Armee. Traurige Aussichten. Marsch nach Salamanca.

Spät nachmittags erreichte ich die schöne Brücke von zehn Bögen über den Fluß Aguada, an dessen Ufer auf einem Sandsteinrunde die Stadt hoch und stolz daliegt. Ein hoher, von massiven Quadern erbauter Turm liegt jenseits an der Brücke, versehen mit Schießscharten und gotischen Bollwerken, an welchen die Stadtmauer sich anschließt. An dieser Mauer läuft der Weg eine kleine Weile herum und führt alsdann durch ein stark betürmtes Tor in die Stadt hinein. Die Straßen schienen mir reinlicher wie in den portugiesischen Städten, allein die Häuser und Kirchen waren massiv und finster, wozu die mit starken Eisenstäben versehenen Fenster nicht wenig beitrugen. Mir war ganz unheimlich darin zumute. Indessen ritt ich zum englischen Town Major und erhielt mein Billett auf einen wohlhabenden oder vielmehr reichen Schneider; denn er bewohnte ein geräumiges Haus und

unterhielt einen feisten Hauspfaffen. Mein Zimmer war eine Art Alkoven ohne Licht, an einem Korridor gelegen, so daß ich die Thür offen lassen mußte, wenn ich sehen und schreiben wollte. Den ersten Abend saß ich mit der Familie am Brasero. Ich beklagte mich über mein Zimmer, allein man sagte mir, es wäre sonst kein Platz da. Dieses war eine Lüge, denn ich hatte bemerkt, daß der Pfaffe mehrere mit feinen Strohmatte und herrlichen Möbeln versehene Zimmer für sich allein bewohnte. Man fragte mich um allerhand Neuigkeiten, die ich, der spanischen Sprache ungewohnt, nur in schlechtem Portugiesisch beantworten konnte. Man ließ mich daher in Ruhe und wandte sich an den Pfaffen. Da sie hörten, ich sei ein Aleman oder Deutscher und aus Hannover usw., so fragte man, wo dieses Land läge, ob Städte darin wären, ob es von Christen bewohnt usw., worauf der Pfaffe anstatt meiner mit wichtiger Miene antwortete: Hannover ist ein Land, das liegt zwischen Dänemark und Schweden hinaus. Es wird gleich jenen Ländern hauptsächlich von Heiden und Ketzern bewohnt, die Lutherum anbeten, daher sie auch mit einem langen Winter und mit Unfruchtbarkeit von Gott heimgesucht werden; ein miserables Land! denn es gibt da weder Wein noch Öl, noch Kastanien, noch Melonen usw. Die Einwohner treiben etwas Viehzucht und Ackerbau, sind aber halb wild; Spanien ist ein Paradies dagegen!!! Die gute Schneiderfamilie bekreuzigte sich und sah mich mit Entsetzen an. Grimmig wollte ich dem Pfaffen eines Besseren belehren, allein ich konnte mit der Sprache nicht fertig werden und begnügte mich daher, mit einem starken Kopfschütteln ihm ins Gesicht zu lachen. Mein Diener Patt hatte ein weit besseres Quartier, wo auch ein Maultier aufgestellt war. Ich mußte mir das Essen durch ihn kochen lassen und in meinem dunklen Zimmer, in dem ich Licht brannte, bei einem Brasero allein speisen. Das Regiment rückte ein und klagte ebenfalls über die Unfreundlichkeit der Einwohner. Ich hatte nun in meinen Geschäften genug zu laufen und Gelegenheit, die Stadt kennen zu lernen. Die Straßen sind im allgemeinen eng, ohne Trottoir, aber rein und wohl gepflastert. Es gibt zwei große, sehr hübsche Plätze, an deren einem die Kathedralkirche liegt, mit schönen Häusern umringt, die hauptsächlich von der Geistlichkeit bewohnt werden. Das Kostüm der ordinären Bürger ist eine Weste mit aufgeschnittenen Ärmeln vorn geschnürt, Pantalons, gleichfalls bis auf die Knie geschnürt oder mit kleinen Knöpfen von oben bis unten, und ihre Röcke werden gleich einem kurzen Mantel das Hinterste vorn über die Schultern geworfen; dazu tragen sie einen Hut mit niedrigem Rips, aber ungeheuer großem Rande; alles, selbst die Strümpfe, ist von dunkelbrauner Farbe; um die Hüfte wird eine rote Schärpe gewunden.

Die Obersten Roche und Lopez sind hier, um den Marsch der Truppen zu dirigieren, zu welchem Ende ein Kriegskommissar Mr. Assistent Commissary Ogilvie ihnen beigefellt ist. Durch meinen Wirt habe ich die letzten

Madriider Zeitungen erhalten und aus diesen sowie aus den hier zirkulierenden Gerüchten folgendes vernommen: „Der französische General Dupont hat sich nämlich am 19. Juli an die spanischen Generale Costaroz und Reding bei Andugar in Andalusien ergeben müssen. König Josef hat am 25. und 28. Juli Madrid verlassen und ist nach Segovia gezogen. Vor Saragossa haben die Franzosen mit einem Verlust von 49 000 Mann an Toten, Verwundeten, Gefangenen und im Lazarett Gestorbenen die Belagerung aufgegeben und sich in eine konzentrierte Position am Ebro zurückziehen müssen, um ihre Verstärkungen von den Pyrenäen abzuwarten. Man sagt, ihre ganze Macht habe dazumal nur noch aus 40 000 Mann bestanden, allein es schein, als wenn sie seit Oktober Miene machen, die Offensive zu ergreifen. Es gelang ihnen nämlich, eine Kolonne von 1200 Spaniern zu überraschen und gefangen zu nehmen. Die Spanier hatten drei Armeen. Die von Urragon, kommandiert von Palafox und Costaroz, machten den rechten Flügel aus, die von Estremadura unter Cuesta formierten das Zentrum, und der linke Flügel nebst den Truppen des von der Insel Rügen gekommenen, aus 8671 Mann bestehenden Korps Marquis de la Romana, welche auf Bilbao manövierten, verbunden mit den Armeen von Galizien und Asturien, wurde vom General Blake angeführt. Die Franzosen fingen ihre Operationen damit an, daß sie sich auf den General Blake warfen und ihn nach mehreren heftigen Gefechten am 31. Oktober bei Somonosa komplett aus dem Felde schlugen. Er reterierte über Almaseda nach Espinosa de los Mantelos. Bei Almaseda machte er am 5. November zwar einen Stand, allein am 10. und 11. bei Espinosa abermals heftig angegriffen, gab sein linker Flügel eine Blöße, wodurch die Franzosen Meister der Anhöhe wurden, welche seinen Rückzug dominierte, worauf dann eine vollkommene Niederlage die spanische Armee gänzlich auseinandersprenkte. General Blake erhebt in seinem Berichte an die Junta den Mut und die Ausdauer seiner Truppen bis an die Sonne! Augenzeugen versichern auch, daß die armen Truppen, entblößt von Kleidung, schlecht armiert, ohne Lebensmittel und von schlechten Offizieren angeführt, gegen solche Feinde wie die Franzosen und ihre Verbündeten mit Ausdauer nicht stehen konnten. Aus dieser kleinen Skizze kann man nun ungefähr abnehmen, was uns in Spanien bevorsteht. Es kann zwar sein, daß sich nur hier die Zukunft so finster ausnimmt, und daß in Salamanca sich alles besser gestaltet! Die englischen Truppen sieht man hier wie Wundertiere mit einem solchen impertinenten Sangfroid an, als wären wir gekommen, um uns mit den Franzosen privatim zu raufen, und nun wir da wären, so könnten die Herren Spanier ruhig zusehen und die Hände in den Schoß legen. Als Bundesgenossen, die bereit sind, ihr Blut für Spanien aufzuopfern, sieht man uns gar nicht an.

Endlich und nachdem wir hier drei ennuyante Tage verlebt, kam Gottlob! Marschorder. Am 26. November mußten wir die von uns mitgebrachten

Ochsenkarren entlassen und hier frische in Empfang nehmen. Diese spanischen Carreteros waren aber nicht so treu wie die Portugiesen, denn von ersteren desertierten gleich einige und ließen ihre Ochsen im Stich, worüber der Quartiermeister Smith und ich sehr ergrimmt waren, denn wir mußten gewaltig laufen und die spanischen Behörden treiben, ehe wir andere erhielten. Aus Rache verkauften wir Ochsen und Karren der Deserteure an einen Schlächter, der eine so wunderschöne Tochter hatte, daß ich, wie mir Smith lachend nachher versicherte, eine Zeitlang ordentlich sprachlos vor ihr gestanden haben soll, und teilten die Beute, die mir um so willkommener war, weil ich keinen Pfennig Geld mehr hatte. C'est la fortune de guerre, sagten wir. Das zum Quartiermachen vorausgehende Detachement erhielt die Weisung, auch zugleich als Sauvegarde zu begleiten. Es war schon gegen Mittag, als ich bei kaltem, nebligem, ja frostigem Wetter aus Ciudad Rodrigo von dannen zog. Ich ritt wieder aus einem altertümlichen, festen und hochbetürmten Tore. Die Fortifikationen dieser Stadt haben ein Ansehen von Stärke und waren dazumal mit einer Militz bemannt, die aus einem Korps von starken jungen Männern bestand, welche mit englischen Gewehren und guten Toledoegen bewaffnet waren. Ihr Anstand auf Schildwache war sehr theatralisch oder vielmehr romantisch, so à la Rinaldo Rinaldini. Die Gegend um die Stadt herum ist reich an Korn und Weiden, und der Fluß, an welchem sie liegt, fließt in den Duro. Eine halbe Legua von der Stadt gerieten wir in ein abhängiges und rauhes Desfilée, wo der Weg am Saume eines Bergstromes hinlief und dann zum Gipfel eines hohen, kalksteinartigen Berges usw. über San Spirito, San Minor nach Martin del Rio führte. Am 28. des Morgens defilierten die Karren vor ihrem Pay-Kommissär vorbei, der einem jeden, so wie sie passierten, einen spanischen Taler zuwarf. Diese Operation geschah alle Morgen und nahm sich originell aus. Wir kamen zu einem Dorfe, wo wir blieben. Meine Wirtzleute waren eine echte spanische Bauernfamilie, wohlhabend und so recht in ihrer Glorie; die Küche war das Hauptfamilienlokal, daher sehr reinlich und proper. An der linken Seite des Feuers saß der Wirt, seinen großen runden Hut auf dem Kopfe, Papierzigarren rauchend, mit vieler Grandezza, tiefsinnig, finster, stumm wie ein Fisch. An der anderen Seite Sennora ditto. Nur wenn der Hund dem Feuer zu nahe kam, sagte sie: Zouch! Eine häßliche Magd, eine wahre Maritorne, kochte und ließ sich von einem hinter ihr sitzenden Knechte Douceurs sagen. Der Herr Sohn, ein langer Flegel von zirka vierundzwanzig Jahren, lagen auf einer Bank und schliefen. Um das Feuer herum standen kleine, längliche und ein großer Topf, welche durch eiserne Stützen, die man hinter sie schob, vor dem Umfallen gesichert waren. Die Mehrheit der Töpfe soll Wohlhabenheit ankündigen. Stolz sahen meine Wirte darauf herab. In dem größeren Topfe wurde Bouillon gekocht. Wie nun alles fertig war, wurde Weißbrot in eine große flache Schale geschnitten und die

rote Suppe darüber gegossen, dann ein kleiner, niedriger Tisch sauber gedeckt und zwei Stühle vor das Feuer gestellt, worauf Sennor und Sennora, wie weiland Don Kanudo de Collibrades, sich feierlich erhoben, setzten und speiseten. Von mir, vom Herrn Sohn usw. wurde nicht die geringste Notiz genommen; ein deutscher Bauer würde doch wenigstens gesagt haben: Willt se ok mit eten? — Plötzlich erscholl draußen ein grausamer Spektakel, der Sohn sprang auf und fuhr hinaus, kam aber bald gar kleinmütig wieder zurück und implorierte meine Hilfe wider einige Bergschotten, welche in den Hühnerstall eingebrochen wären. Kalt antwortete ich ihm: Wie könnt ihr verlangen, daß ich euch beistehen soll, da man uns Engländer, eure Bundesgenossen, so schlecht hier behandelt? Nicht ein Glas Wasser gebt ihr uns, wenn uns dürstet. Was gehen mich daher eure Hühner an? Geht zum Teufel! Demonio Caraxo! Beschämt stand der Flegel da und wagte es nicht, mir zu widersprechen. Stolz sagte der Alte: Hyo mio! que levan los gallinus, que levan! no es por nos ostras cosa de gran importancia, que las levan, hyo mio! — Valganos Dios, sagte die Altsche und bekreuzigte sich. Nachdem sie nun gegessen, rülpften beide, forderten darauf Wasser, worauf ihnen ein ungeheueres Wasglas gebracht wurde, das wenigstens ein Quartier hielt; dieses trank ein jeder auf einen Zug aus, und sie begaben sich wieder ans Feuer und rauchten Papierzigarren. Darauf speiseten der Herr Sohn und endlich Magd, Knecht und Hund. Mein Diener Patt sah alles dieses mit großen Augen an. Endlich riß ihm der Geduldsfaden. Ich hatte ihm Geld gegeben, um Lebensmittel zu kaufen. Wie er die Wirtsleute hat, ihm etwas Schinken, Eier (jamon, haevos) usw. zu überlassen, wurde ihm unfreundlich geantwortet: er solle ins Dorf gehen und sich selbst welche holen! By Saint Patrick, nun soll's aber anders werden, schwur Patt — denn der Kerl hatte mich so lieb, daß er gleich wütend wurde, wenn er glaubte, mir werde nicht genug Ehre erwiesen — bauz! bauz! erhielten Sohn, Knecht und Magd, die noch speiseten, eins in die Rippen, daß sie mit ihren Schemeln und kleinem Tische umfielen, dann setzte er letzteren vor mich hin, daß es krachte, nahm Teller usw. vom Seitenbörte, forderte ein reines Tischtuch, Messer und Gabel, erst in englischer, dann, als man ihn nicht verstand, in irländischer oder gälischer Sprache, welches mich fast lachen machte, bis er wütend das Bajonett zog, wo ich mich dann ins Mittel legen mußte. Unter Murren wurde nun, das heißt für Geld, das Verlangte angeschafft, gebraten und gebacken, wo dann die Spanier nicht ermangelten, unsere Kocherei und Esserei ihrerseits mit offenem Maule zu bewundern, besonders, daß wir so viel Wein tranken! Am anderen Morgen trank der Bauer mit seiner Dame feierlich beim Röhrenfeuer Schokolade mit gerösteten Brotschnitten, und wahrscheinlich meiner Rede von gestern abend eingedenk, war er so höflich, mir eine Tasse zu präsentieren, und wir schieden als Freunde.

Am 29. November ging's weiter nach Siete Carreros durch viele

Waldungen von immergrünen Eichen, in welchen ich großen Herden schwarzer Schweine begegnete. Die Art und Weise, wie die Eichelmast hier betrieben wird, ist sonderbar. Der Schweinehirt marschirt nämlich voraus mit einem langen Stock bewaffnet, woran vorn ein anderer Stock gleich einem Dreschflegel befestigt ist. Mit diesem schlägt er rechts und links taktmäßig an die Eichbäume, wodurch die Eicheln, die süß sind und eine vortreffliche Mastung gewähren, in Menge herabfallen. Die schwarze Schwadron folgt diesem Kerl instinktmäßig wie die Ferkel der Saumutter und bezeugen ihr Entzücken durch ein sonorisches Gegrung und durch schnelles Drehen ihrer Pfropfenzieher hinten. So geht's von Baum zu Baum in gedrängtem Haufen, der in eine Wolke von Staub gehüllt ist. Wir passierten auch einen einsamen Bauernhof, hinter welchem einige Puter gingen. Papp, dem ich ein Maultier gemietet hatte, worauf er zwischen meinem Mantelsack und seinem Cornister das Gewehr über die Schulter hängend saß, war wie ein Blitz hinunter, erschlug einen derselben und hatte ihn bereits in seinen Sack gesteckt, ehe ich einmal den Mund öffnen konnte, ihm sein Benehmen zu verweisen. — Ich war hier frühzeitig angekommen und fand die Provisionen fertig und in Ordnung. Mein Quartier aber, ein großes Haus mit enormen Pferdeställen und Maultierkarawanen, war nicht in Ordnung, denn als ich mit meiner Eskorte in die große Küche trat, fand ich das in der Mitte derselben brennende Feuer von mehreren Muleteros, von der Wirtin nebst einer alten Großmutter, welche Kinder laufete, und den Mägden belagert. Niemand machte Platz; kein freundliches Wort. Dem Zahlmeister unseres Regiments, der vor mir angekommen und Schokolade zu kochen wünschte, hatte man weder den Schokoladentopf leihen noch ihn ans Feuer lassen wollen. Ich begehrte etwas Schinken oder Wurst zu kaufen, die in diesem Distrikte der Schweinemast in ungeheueren Quantitäten und von vortrefflicher Qualität oben am Ramin herumhingen. No se vende! Man verkauft hier nichts, war die Antwort. Ich bat eine der Mägde, mir aus dem Dorfe dergleichen zu holen. Geht hin und holt's selbst! war die impertinente Antwort. Unterdessen marschirte ein kleines Detachement vom sechzigsten Jägerregiment hier durch, welches eine Menge Bagage, Weiber und Rinder eskortierte. Mein Quartier war das letzte Haus im Dorfe, der Hof voll Hühner. Alsobald gab's ein Geschrei! Die Sechziger — lauter Deutsche — hätten ein paar Hühner totesgeschlagen und mitgenommen! Meine Wirtsleute nebst den Maultiertreibern, die da futterten usw., wollten einem der Soldaten zu Leibe gehen. Kaltblütig ließ sich dieser auf ein Knie nieder und legte die Büchse an, worauf wenigstens zwanzig Spanier davonliefen. Die Wirtin bat uns um Hilfe. No se vende — man verkauft hier nichts — war meine Antwort, — sie verstand mich. Unsere Geduld ging nun auch zu Ende. Mit rauhen Worten und Rippenstößen wurde Platz gemacht, und es gab ein Zetergeschrei! Die Schokoladentöpfe, deren man in jedem wohlhabenden Bauernhause findet, wurden angefest,

etwas Schinken und Eier durch den Alkalde beschafft und ein Frühstück bereitet. Dieser Alkalde war ein netter Mann und höchst entrüstet über das Benehmen meiner Wirtin. Der Wirt mit den Knechten war nicht zu Hause, sondern beschäftigt, an der Hauptstraße eine Brücke zu bauen. Unterdeffen gab ich meiner Wirtin zu verstehen, daß ich Rache üben, nicht hier bleiben, sondern weiterziehen und dafür mein Billett an eine Grenadier-Kompagnie abgeben würde. Hierüber schien sie stuzig zu werden, wurde freundlich und wies mir ein sehr hübsches Zimmer mit einem sehr propren Bette an, welches der Zahlmeister nachher in Beschlag nahm, erbot sich auch, mir alles zu schaffen, was ich wolle! Das ist nunmehr zu spät! antwortete ich trotzig und ging dem Regiment entgegen. Mein Freund Kapitän Matilla stand eben vor seiner Grenadier-Kompagnie, als ich ihm absichtlich mit lauter Stimme die Art, wie ich in meinem Quartiere behandelt worden wäre, beschrieb und ihn bat, seine Leute hineinzulegen. Meine Bitte wurde mir gewährt, mein Billett an den Sergeanten gegeben, und die ganze Kompagnie marschierte hinter mir her ins Haus und ein Seil in die große Küche hinein. Raum waren die Gewehre abgesetzt, so gab's einen greulichen Spektakel, und als ich mich hindrängte, um zu sehen, was es gäbe, marschierten eben einige Würste aus dem Rauchfang herunter. Das Remedium fängt an zu wirken, dachte ich und befahl zu satteln und aufzupacken. Ich war nach beendigten Geschäften eben aufgestiegen, als die Wirtin mit fliegendem Haar heulend und schreiend herausstürzte, das obengenannte impertinente Mädchen zutraulich meinen Steigbügel faßte und mir versicherte, sie wolle von nun an auch ins Dorf gehen und mir Eier und Schinken holen — versteht sich für mein Geld —, so viel ich wolle, wenn ich nur bleiben und die Grenadiere hinaus-schaffen wolle! Ich lachte ihr ins Gesicht! Anda usted a ciento mil Diabos, Malditos! war meine Antwort, indem ich meinem Pferde die Sporen gab, und fort ging's! — Munter lief mein Guide vor uns auf! Wie schön sind die Spanier gewachsen! wie leicht und grazios ihre Bewegungen! dazu der kleine Fuß, die Sandalen mit kreuzweis geschnürten Bändern um die schmalen Entel, den Mantel malerisch über die eine Schulter geworfen, gehen sie so schnell wie ein Pferd über Stock und Stein. Es war indessen schon spät geworden, und nachdem wir eine hübsche Gegend, abwechselnd Felder, Wald und eine Heide, passiert hatten, fing es an dunkel zu werden, daher wir in einem kleinen Dorfe einkehrten. Mein Quartier erhielt ich bei einem wohlhabenden Einwohner, der mir ein kleines, nettes Stübchen mit einem guten Bette einräumte, ein Suh'n mit Reis aufstichte, auch für ein wärmendes Brasero, guten Wein und Rastanien sorgte, so daß ich mich sehr komfortabel und behaglich fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

Adolph Wagner.

Von

Ferdinand Tönnies.

Nicht wie wir ihn zuletzt gesehen haben, wird er in unserer Vorstellung beharren: nicht als der gebrechliche Greis, der mühsam aus seinem Sessel sich erhob, um, wie Kant es kurz vor seinem Ende ausgedrückt hat, zu zeigen, daß das Gefühl der Humanität ihn „noch nicht verlassen habe“. Auch in dem hinfällig Gewordenen blieb noch die alte Willenskraft erkennbar und leuchtete zuweilen aus seinem schon ermattenden Auge. Noch vor wenigen Wochen wurde ein Schreiben bekannt, das er um seines politischen Bekenntnisses willen der Gehilfin diktiert hatte; und noch im bittersten letzten Winter ist er in die Universität gekommen, um sich und den Seinen ein bedrohtes Recht zu wahren.

Aber lieber vergegenwärtigen wir uns, wie er an seinem 80. Geburtstage in seinem Wohnzimmer stolz und gerade, wenn auch auf seinen Stock gestützt, inmitten einer dichten Schar von Freunden und Verehrern, die der Raum nicht faßte, dastand und nach dem Empfange der Abordnungen mit seinem Dank noch einmal die Botschaft seines Lebens kundgab, noch einmal die Fackel seiner Wissenschaft schwang, noch einmal seinen Gegnern von der anderen Methode die Wahrheit sagte und so sein Leben und Wirken unterstrich als ein Leben und Wirken, das dem Dienste der Wahrheit geweiht war.

Und doch war er ein Mann, dessen Geist nicht auf das Erkennen allein gerichtet war; auch nicht die Lehre, nicht die Tätigkeit des Schriftstellers genügten ihm. Auch auf das Handeln ging sein Sinn und seine Latkraft. Als das wahre Handeln erschien dem Hellenen — entfernt von der gemeinen Bedeutung unseres Wortes — das Handeln für das Gemeinwesen; und freilich liegt dieses in handgreiflicher Nähe für den, der die politischen Wissenschaften betreibt und lehrt.

Wagner hatte auch für den Politiker wundervolle Gaben. Das Erfülltsein von seinen Grundsätzen, seinen Überzeugungen, der feurige Eifer, womit er gewohnt war, dafür einzutreten, sein unermessliches und vermöge eines herrlichen Gedächtnisses immer bereites Wissen, eine schneidige, wenn auch durch ein etwas sprödes Organ und eine scharfstöpende Sprechweise dem Hörer nicht sich anschmiegende Beredsamkeit verliehen ihm auch in der Volksversammlung eine gewaltige Kraft. Wenn diese sich nicht im Hause der Abgeordneten bewährt hat und im Herrenhause nur willkommen war, solange als sie mit den Herren seiner Partei ging, was in bedeutenden Angelegenheiten nicht der Fall war, so muß man die Frage aufwerfen, ob diese minderen Erfolge mehr für oder wider die Hoheit seines Geistes sprechen, ebenso ob mehr für oder wider den Geist des Herrenhauses und des Hauses der Abgeordneten. So scharf Wagner gelegentlich seinen Parteistandpunkt betonte, so stand er doch als Denker außerhalb, man kann sagen über den Parteien. Im achtzigsten

Lebensjahre den Ausbruch des Weltkrieges zu sehen, war für den Nationalökonom und Finanzwirtschaftler tief erschütternd; aber der Patriot hat sich des nationalen Aufschwunges vom August 1914 erfreuen dürfen und noch mehr als drei Jahre lang an der Bewunderung teilgenommen, mit der wir alle die Leistungen unserer Land- und Seemacht verfolgen.

I.

Wagners große und dauernde Bedeutung für das öffentliche Leben unseres Volkes und für seine Zukunft wird durch seinen Charakter als Vertreter des Staatssozialismus bestimmt. Dieses Wort bleibt mit seinem Namen verknüpft; in dem Durcheinander der politischen Terminologie behält dieser Ausdruck, obson Adolph Wagner sich nur gelegentlich seiner bediente, dauernden Zielwert. Man wird wohl auch fortfahren, vom „Kathedersozialismus“ zu reden und mit Schmoller, Brentano, Knapp u. a., die den Verein für Sozialpolitik 1872 begründet haben, Wagner als hervorragenden Vertreter dieser „Schule“ zu schelten oder zu feiern. In Wahrheit ist es ein großer Unterschied. Kathedersozialismus ist eine Merkwürdigkeit, eine Gelehrsamkeit, eine Vermittlung. Staatssozialismus ist ein Programm. Und das war es, was der Natur Wagners gemäß war: in ihr loderte die Flamme reformatorischen Geistes. Die Verbindung dieses Geistes mit konservativer Gesinnung bleibt sicherlich auffallend und kann nicht von jedem verstanden werden. Aber dies deutet nur hin auf den unsicheren und mannigfachen Sinn solcher Wörter wie konservativ. Die Frage ist immer, was denn erhalten und bewahrt werden soll, und in gewissen Stücken pflegt der grundsätzlich Konservativste für starke Veränderungen, ja Vernichtungen sich auszusprechen. Man hat oft von Erhaltung wie vom Amsurz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung geredet. Wagnern war an Erhaltung der Staatsordnung beinahe alles, an Erhaltung der Gesellschaftsordnung nicht sehr viel gelegen. Man kann vielleicht sagen, daß er im Verhältnis der beiden einen wesentlichen und notwendigen Gegensatz sah: um der Erhaltung des Staates willen müsse ein gutes Stück der Gesellschaftsordnung preisgegeben werden. In Preußen und für Preußen hat er die längste und fruchtbarste Zeit seines Lebens hindurch gewirkt; aber der wirkliche und eigentliche Staat seiner Seele war das Deutsche Reich. Ja, er war von Hause aus Großdeutscher — als frühreifer Knabe hat er die Jahre 1848 und folgende miterlebt — und im Gemüte hat er den Ausschluß Österreichs niemals völlig verwunden. Daher gehörte dem festen Bündnis sein ganzes Herz, und dessen Bewährung im Weltkriege hat er noch mit wahrer Genugtuung verfolgt. Auch auf das freundliche Verhältnis zu Ungarn, wo er viele wissenschaftliche Anhänger hatte, legte er großen Wert. Politisch ist Wagner niemals so sehr in den Vordergrund getreten wie in dem Augenblicke, da er von einer Unterredung mit dem Fürsten Bismarck die Ankündigung heimbrachte, die Erträge des geplanten Tabakmonopoles sollten ein „Patrimonium der Enterbten“ werden. Das Schicksal war diesem Gedanken nicht hold. Der Plan des Monopoles fiel in den Staub. Daß es ein großes Heil für die Reichsfinanzen gewesen wäre, wenn er Verwirklichung gefunden hätte, darüber kann heute unter Finanzpolitikern kein Zweifel bestehen. Im übrigen wird man die Verbindung des großen Gelehrten mit der christlich-sozialen Parteigruppe und deren Haupt oder Häuptern nicht zu den glücklichen Momenten seines Lebens zählen dürfen. Wenn ihm auch ein entschiedenes protestantisches Christentum immer als ein unentbehrliches Gut, mehr noch als für

seine Person, für Familie und Gemeinwesen erschienen ist, so konnten ihm doch die Schwächen der Stöckerschen Agitation und Redeweise nicht verborgen bleiben. Auch er betonte scharf, damals und später, die Gefahren und Ubel überwuchernder „semitischer“ Denkungsart; aber er sah darin doch nicht sowohl eine unmittelbar zu bekämpfende Erscheinung, als vielmehr einen hervorstechenden Ausdruck der all-gemeineren Zeitkrankheit, die der Nationalökonom in ihrem Wesen zu erkennen und zu heilen beflissen sein sollte. Die Freiheit der Wissenschaft stand ihm immer ebenso hoch wie die gerechte Würdigung jedes wissenschaftlichen Verdienstes; so war es Schülern und Verehrern aus der Seele gesprochen, als Franz Oppenheimer nach Wagners Abschiedsvorlesung den großen Meister hoch und noch höher den echten Menschen pries.

Allen, die ihm näher gestanden haben, ist Wagner stets durch die tiefe Ehrlichkeit seines Wesens, die Schlichtheit und Geradheit seines Charakters ehrwürdig erschienen. Er war empfänglich für hohen Rang und die Träger edler Namen; seine Person mußte die Auszeichnungen zu schätzen, die ihm zuteil wurden; aber so oft ihm auch Unrecht getan wurde, kein Redlicher konnte dauernd den Argwohn hegen, daß er eines Vorteils oder einer Ehre halber irgend eine Ansicht vertrat und gar eine Überzeugung zu verleugnen fähig war. Vielmehr war immer der Imperativ in ihm lebendig, der ihn mehr als einmal mit Personen brechen hieß, um der Sache gerecht zu werden. Er gehörte zwar nicht mehr der freikonservativen Fraktion des Hauses der Abgeordneten an, als er den schweren Konflikt mit dem Freiherrn v. Stumm ohne Vorsicht und Rücksicht durchführte, aber er legte damals und nachher großen Wert darauf, als konservativer oder freikonservativer Politiker zu gelten, obschon für Stumm, und sicherlich für viele von dessen Parteigängern, der eifrige Bodenreformer und Befürworter der Besteuerung des Kindeserbes, überhaupt einer sozialen Steuerpolitik, nichts als ein Kathedersozialist, also ein „besserer Sozialdemokrat“ war. Wenn aber seine unmittelbaren politischen Wirkungen nicht groß gewesen sind, die mittelbaren waren um so größer. Weiter und tiefer als der Schriftsteller, dessen „Grundlegung“ und „Finanzwissenschaft“ freilich Werte bleiben, die zugleich Denkmäler sind, hat der akademische Lehrer gewirkt, in der Reichshauptstadt allein fast 36 Jahre lang. Nach Zehntausenden muß die Zahl seiner Zuhörer gerechnet werden, nach Tausenden sicherlich derer, die mehr als ein bloßes Examenswissen aus seinen Vorlesungen geschöpft haben. Die meisten Staatsmänner und Diplomaten, die im letzten Menschenalter zu erheblicher Geltung gelangten, gehören zu der großen Menge, einige wohl auch zu dem engeren Kreise. Und doch war Wagner nicht eigentlich ein Schulhaupt, nicht ins Seminar legte er den Schwerpunkt seiner Lehrtätigkeit. Die nötige Besonnenheit und Werbesinnigkeit, die dazu gehört, „Schule zu machen“, war nicht seine Sache. Er war zu sehr Mann des Temperamentes, der leidenschaftlichen Überzeugung, der deduktiven Logik und Lehre, und zwar auf dem Grunde eines überwältigenden Wissens, eines rastlosen Fleißes, einer vollkommenen Hingebung an die Sache. Seine Persönlichkeit war seine Meisterschaft. Seine Überzeugung überzeugte andere.

II.

Wenige Monate früher als Adolph Wagner ist Gustav Schmoller aus dem Leben geschieden. Die beiden bedeutenden Männer waren durch viele Jahre hindurch Kollegen in der gleichen Fakultät für die gleiche Fachwissenschaft. Sie hatten auch sonst nicht wenig miteinander gemein. Beide waren geistvolle Männer der

Wissenschaft, gründliche Gelehrte alten Stiles. Sie waren im Alter nur wenig verschieden; ihre Jugend und ihr Mannesalter war durch die gleichen Erlebnisse gebildet; beide, ihrer Herkunft nach Nichtpreußen, hatten sich nicht nur in bewusster Weise der preußischen Führung angeschlossen, sondern waren zu Säulen des Preußentums in Deutschland geworden. Beide waren Sozialpolitiker, Sozialreformer; beide haben als Denker fast ihr Leben lang um die gleichen Probleme bemüht. Sie waren in der Schule des nach innen und nach außen freihändlerischen Systems aufgewachsen, das durch Adam Smith seine Richtung erhielt und durch die tiefe Gelehrsamkeit eines Roscher und eines Rau nur eine gewisse historische Veredlung erfahren hatte. Beide haben die große Erschütterung auf sich wirken lassen, die das immer stärkere Hervortreten der sozialistischen Kritik in diesem Systeme hervorgerufen hatte, das gleichwohl in Wissenschaft und Politik seine kaum bestrittene Vorherrschaft noch mehrere Jahre über die Neubegründung des Deutschen Reiches hinaus behauptete. Beide haben dann den vollständigen Bruch mit jener liberalen Volkswirtschaftslehre vollzogen. Sie sind einflussreiche Förderer der neuen Gesetzgebung im Reiche geworden, die zuerst das staatliche Versicherungswesen für die Klasse der Lohnarbeiter zu einem Muster für andere Länder gestaltete und mit dem großen Namen Bismarcks verknüpft ist, später unter der kurzen, aber kräftigen Leitung des preußischen Handelsministers v. Berlepsch den gesetzlichen Arbeiterschutz zu ihrem Gegenstande machte. Beide haben zu gleicher Zeit immer die neue Handelspolitik unterstützt, die zuerst hauptsächlich den Schutz der Großindustrie, später mehr und mehr auch den der Landwirtschaft sich zum ausgesprochenen Ziele setzte.

Aud doch waren die beiden großen Gelehrten sehr verschieden geartet. Sie waren Rivalen. Sie anerkannten einander zwar förmlich und mit kühler Überzeugung, aber sie waren in wesentlichen Stücken ihrer Denkungsart, und vielleicht mehr noch ihrer Willensart, einander fern und hatten kein sehr inniges Verständnis für einander. Es wäre eine Aufgabe, deren Erfüllung wertvoll sein könnte, diesem Unterschiede und Gegensatz durch eingehende Vergleichung ihres Lebenswertes nachzugehen: es würde ein Stück der Geistesgeschichte der Epoche 1871 bis 1914 daraus hervorspringen. In dieser Skizze mögen einige Andeutungen genügen, die vielleicht zu einer solchen Arbeit anzuregen geeignet sind.

Wenn beiden Männern an Verwertung ihrer Erkenntnisse für das Leben sehr viel gelegen war, so überwog doch in Schmollers Natur der Forschende, in Wagners der Wollende. Schmoller war wesentlich empiristisch gestimmt, Wagner ganz und gar Nationalist. Schmoller sah den hauptsächlichsten Mangel der alten sogenannten klassischen Nationalökonomie darin, daß ihr die breite Kenntnis anderer Zeiten und Länder, die historische Auffassung des sozialen und volkswirtschaftlichen Entwicklungsprozesses fehle. Er wollte die Volkswirtschaftslehre durch exakte Forschung von falschen Abstraktionen befreien, nur soweit zu Verallgemeinerungen schreiten, als nach seiner Überzeugung dazu schon fester Grund unter den Füßen gelegt sei. Wo solcher ihm zu fehlen schien, da wollte er auch in seinem mächtigen Werke, dem „Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ — worin er die Ergebnisse der heutigen nationalökonomischen Spezialforschung unter den großen entwicklungsgeschichtlichen, soziologischen und philosophischen Gesichtspunkten, die unsere Zeit im ganzen beherrschen, zusammenzufassen sich vornahm — lieber nur die Tatsachen beschreiben und einige Entwicklungstendenzen angedeutet haben, als lustige Theorien aufbauen, die „mit der Wirklichkeit nicht im Fühlung stehend, bald wieder wie Kartenhäuser zusammenfallen“. Schmoller war wesentlich Historiker, die Wirtschaftsgeschichte war sein Lieblingsstudium. Was er hierin geleistet hat, wird zwar in vielem Einzelnen angefochten und berichtigt; aber

der umfassende Überblick über ein unermessliches Feld, die Beherrschung höchst mannigfacher Gebiete nicht nur des wirtschaftlichen Lebens, sondern auch der damit zusammenhängenden Geschichte des Rechts, der Verwaltung und Politik, der Technik, der Sitten und der sozialen Verhältnisse wird immer bewundernswürdig bleiben. Nicht nur der Geschichte, sondern auch der Beobachtung gegenwärtiger Zustände war seine Aufmerksamkeit unablässig zugewandt, und in dieser Hinsicht hat er als langjähriger Vorsitzender des Vereins für Sozialpolitik, in jeder Hinsicht, die mit seinem Streben verbunden war, als Herausgeber und Hauptmitarbeiter des „Jahrbuches für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reiche“ eine fast unermessliche und unendlich dankenswerte Tätigkeit entfaltet.

Wagner hatte als Schriftsteller und als Lehrer andere Ziele. Er wollte die Arbeit der britischen Nationalökonomie nicht durchbrechen und verwerfen, sondern weiterführen. Ihren Hauptmangel sah er nicht wie Schmoller in der Abstraktion und deduktiven Methode, sondern in deren unvollständiger Handhabung. Besonders glaubte er ihre Auffassung der Motive des wirtschaftlichen Handels berichtigten zu sollen. Sie geht ihm zu ausschließlich vom Erwerbstrieb aus — für Wagner ist dieser nur das erste der „egoistischen Leitmotive“, deren er noch drei andere, darunter auch das Ehrgefühl und den Drang zur Betätigung, seiner Lehre zugrunde legt; und überdies will er auch das unegoistische Leitmotiv in Rücksicht nehmen. Jedoch erkennt Wagner klar, daß für die Erkenntnis der heutigen Volkswirtschaft, wie sie wesentlich durch Handel und Spekulation charakterisiert ist, der *Eigennutz* zugrunde gelegt und aus diesem ersten Motiv die Haupterscheinungen abgeleitet werden müssen, nach dem Vorbilde der sogenannten klassischen Nationalökonomie. Sie hat aber zugleich die Voraussetzungen gemacht, daß der ökonomische Mensch seinen Vorteil regelmäßig erkenne, daß alle ihn gleichmäßig erkennen, daß die Rechtsordnung niemanden hindere, ihm nachzujagen. Darum haben alle Schlüsse nur bedingten — hypothetischen — Wert, und es gilt, durch schärfere Fassungen die Deduktion der Wirklichkeit näher zu bringen. Wagners methodologische Erörterungen sind von hohem, methodologischem Werte, und, obschon dieser nicht hinlänglich gewürdigt worden ist, so läßt sich doch deutlich gewahren, daß schon seine Denkfassung gegenüber der „jüngeren historischen Schule“ durchgedrungen ist, besonders durch die von Österreich her geschehene Erneuerung der Theorien. Ubrigens ist Wagners Seele immer von der Bestrebung erfüllt, mit dem Sozialismus sich auseinanderzusetzen. Gewissermaßen war dies auch für Schmoller unabwiesbare Notwendigkeit. Aber die Untersuchung der Tatsachen ist für Schmoller schlechterdings die Hauptsache. Daß man zu heilen sich bemühen muß, wo sich Schäden zeigen, daß da, wo Wohlwollen, Vermittlung, Belehrung offenbar nicht ausreichen, der Staat oder doch die Gemeinde eingreifen müsse, ist für ihn eine Sache, die sich von selbst versteht. Seine Weisheit ist die eines Arztes, der vor allen Dingen in jedem einzelnen Fall die richtige Diagnose zu stellen beflissen ist, und der vorsichtig überlegt, welches Heilmittel, ob Heilmittel anderer Art oder Operation, geboten, und der nur im dringenden Notfalle die Verantwortung für eine Amputation auf sich nehmen will. Ganz anders Wagner. Das Prinzip bedeutet ihm alles: durch richtige Schlussfolgerungen will er den Leitfaden für das Handeln gewinnen. Der „Standpunkt“ ist das, worauf es ihm in erster Linie ankommt, die „Richtung“ ist es, die ihm den Wert einer Theorie, und die richtige Theorie ist es, die ihm den Wert der Praxis messend bestimmt. Scharf und geradlinig verfährt sein Denken, und vermöge solchen Denkens will er die Ansprüche des Individualismus und des Sozialismus gegeneinander abwägen, um wie ein Richter die Entscheidung zu treffen. Die Entscheidung fällt dahin aus, daß jeder in seiner Sphäre und in seinen

Grenzen berechtigt und gut sei, daß der Sozialismus das „Sozialprinzip“, der ökonomische Individualismus das „Individualprinzip“ „übertreibe“; man müsse Vermittlung und Verbindung der beiden Prinzipien, Überwindung ihrer Einseitigkeiten suchen und zur Geltung bringen. Wesentliches Merkmal an Wagners „Standpunkt“ ist, daß er immer Wirtschaft und Recht zusammen betrachtet: er nennt ihn im Verhältnis zu den volkswirtschaftlichen Fragen einen sozialökonomischen, im Verhältnis zu den Rechtsfragen einen sozialrechtlichen Standpunkt. Wenn nun die redliche Absicht dahin geht, eine Mittellinie zwischen den beiden sich schneidenden Gedankenrichtungen zu treffen, so zeigt doch auch diese Magnetnadel eine deutliche Abweichung nach der Seite, die man die linke nennen kann, eben nach der Seite des Sozialismus. So sehr es Wagner um die Vermittlung und den Kompromiß ernst ist, so verkennt er doch diese offenbare Neigung seines eigenen Denkens nicht. Er wird sie dadurch rechtfertigen, daß Wissenschaft und Politik so lange, so stark und so verhängnisvoll unter dem anderen Einfluß gestanden haben; nunmehr sei es notwendig geworden, den Sozialismus um so schärfer zu betonen und in seine Rechte einzusetzen. In jüngster Zeit hat man bestimmter als zuvor geltend gemacht, Fragen nach dem Guten und Richtigen, also auch Fragen der Gesetzgebung und Politik, seien außerhalb des Bereiches der Wissenschaft gelegen. Denn, sagt man, ihre Lösung sei nur auf Grund von Werturteilen möglich, und Werturteile seien durch persönlichen Geschmack, durch Interessen und Neigungen, diese wiederum seien zumeist durch die soziale Stellung der Menschen, durch ihre Klassenlage bedingt. Wissenschaft müsse sich beschränken auf das, was sich objektiv feststellen lasse, also auf die Erkenntnis von Tatsachen, von Ursachen und Wirkungen, von Möglichem, Wahrscheinlichem, Notwendigem. Die gleiche Ansicht liegt auch da zugrunde, wo der Unkundige sie vielleicht am wenigsten vermutet: bei den Vertretern desjenigen Sozialismus, der sich selber den „wissenschaftlichen“ nennt. Er will keine Utopie, keinen Zukunftsstaat begründen und empfehlen, nicht mit Gründen der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit, auch nicht mit solchen der Gerechtigkeit oder anderen Gründen der Ethik, die sonst, zumal in religiösem Gewande, zugunsten wenigstens einer entschiedenen Sozialreform ins Gewicht zu fallen pflegen — das Hauptstück dieser Lehre ist vielmehr, daß der demokratische Sozialismus naturgesetzlich aus dem Kapitalismus sich entwickle, als dessen Vollendung zugleich und Verneinung: denn je mehr er seiner Vollendung entgegengehe, um so mehr verneine er durch seine Wirkungen und Folgen sich selber. Diese natürliche Geburt des Sozialismus aus dem Schoße des Kapitalismus könne wissenschaftliche Erkenntnis und Bewußtheit erleichtern und beschleunigen, sie soll die Geburtswehen abkürzen. Es werde dadurch geschehen, daß die große, durch die Herrschaft des Kapitalismus hervorgebrachte Gesellschaftsklasse, das Proletariat, aus dem Bewußtsein dieser Naturnotwendigkeit heraus, planmäßig zu handeln lerne, daß es den Klassenkampf ökonomisch, politisch und moralisch in der Linie des kleinsten Kraftmaßes führe, also mit der größten möglichen Einigkeit, strategisch und taktisch so, daß die neue Gesellschaft gleichsam innerhalb und unterhalb der alten sich ihren Boden schaffe und ihn zu bebauen anfangе. Für diese Art des Denkens haben so bedeutende Männer wie Schmoller und Wagner wohl niemals vollkommenes Verständnis gewonnen. Und doch sind Gedanken von verwandter Art beiden nicht fremd geblieben. Sie sehen Entwicklungen vor sich, beobachten und erforschen diese Entwicklungen; es kann ihnen nicht entgehen, daß, wie Schmoller sich ausdrückt, das von 1860 bis 1900 zunehmende Gesellschafts-, Aktien-, Erbstwesen schon durch seine korporativen Formen eine Umbildung und entgegengesetzte Richtung gegen die freie Privatunternehmung zeige, die in der vorhergehenden Phase der modernen

Volkswirtschaft (1789 bis 1860) ihren Sieg vollendet hatte, daß die Arbeiterorganisationen, das Genossenschaftswesen, die sozialen Kämpfe eine Gegenbewegung gegen die Allgewalt der Unternehmer erzeugt haben. Die seit 1870 wieder zunehmende wirtschaftliche Tätigkeit von Staat und Gemeinde, die Eisenbahnverstaatlichung, die staatliche Leitung der Zentral-Notenbanken, die staatliche Ordnung des Arbeiterversicherungswesens, die ganzen sozialen Reformbestrebungen, sind (immer nach Schmoller) gewissermaßen der andere Flügel der Gegenbewegung gegen die Schattenseiten der rein großindustriellen Entwicklung. Wagner will auch hier „möglichst prinzipiell erkennen“. Er stellt sein ziemlich berühmt gewordenes Gesetz der wachsenden Ausdehnung der Staatstätigkeiten, überhaupt der gesamten öffentlichen Tätigkeit, auf, die er auch als zwangsgemeinwirtschaftliche bezeichnet. Wenngleich er in der gewöhnlichen Sach- und Güterproduktion mannigfach eine gerade entgegengesetzte Entwicklungstendenz anerkennen muß, so legt er um so größeres Gewicht darauf, daß eine fernere Entwicklung, in dieser Richtung einer Ausdehnung der Staats- oder wenigstens der Tätigkeit öffentlicher Körper, auch in der Sphäre der materiellen Produktion aus triftigen Gründen sich als wahrscheinlich bezeichnen lasse, unter Voraussetzung dauernder Fortschritte der Kultur und Volkswirtschaft eines Volkes. Entscheidendes Hauptmoment dafür ist ihm die Umgestaltung der Produktionstechnik, die den öffentlichen Betrieb leichter möglich mache, die Bedenken dagegen abschwäche und auch im Verein mit den sozialpolitischen Gründen gegen den unbeschränkten Privatbetrieb spreche. Wagner hebt oft hervor, daß der neuere Sozialismus — er meint hier vorzugsweise die Lehren von Marx und Engels — den Einfluß der Technik und ihrer Umgestaltung auf die Organisation der Volkswirtschaft und also auf das Recht richtig betone und hervorhebe. Die Auffassung, daß die Maschine der Hebel sei, mittelst dessen unvermeidlich die privatkapitalistische Volkswirtschaft in die sozialisierte hinübergeführt werde, „besonders weil dies Moment den Großbetrieb so begünstigt“, enthalte einen nicht unbedeutenden Kern von Wahrheit und habe, wenn auch mit einigen Beschränkungen, „unterstützt durch den Versuch des Nachweises der für alle Beteiligten, insbesondere die Arbeiter, segensreichen Folgen.“ auch außerhalb der sozialistischen Kreise sich mannigfach verbreitet. Jenes Gesetz (der wachsenden Staatstätigkeit) ist für Wagner eine Verallgemeinerung seines Gesetzes des wachsenden Staatsbedarfs „bei fortschreitenden Völkern“. Aus der Finanzwissenschaft, einem Hauptzweige seiner Arbeit, ist ihm die Ansicht und Einsicht erwachsen. Eine finanzwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Lorenz v. Stein und Wilhelm Roscher hat ihm auch die Anregung gegeben, seine Stellung zu diesen großen Problemen eben nach der entwicklungsgeschichtlichen Seite hin klarer und stärker als in dem breiten Rahmen der Grundlegung auszudrücken. Er unterscheidet hier („Finanzwissenschaft und Staatssozialismus“, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1887, 1. und 4. Heft), im Anschlusse an Stein, die geschichtlichen Epochen in den neueren Volksentwicklungen, besonders in ihrer Bedeutung für das Steuerwesen. Er sieht in der gegenwärtigen „staatsbürgerlichen“ Epoche überall die Ansätze einer neuen Epoche, die er hier eben die des Staatssozialismus nennt, und die „immanente Tendenz“ der Bewegung dahin. Es handelt sich ihm dabei, wie er mit großem Nachdruck hervorhebt, um eine Auffassung und um ein Programm, bei welchem „die wissenschaftliche und praktische sozialistische Bewegung als notwendiges geschichtliches Entwicklungsprodukt aus den gesamten Lebensverhältnissen der modernen Kulturvölker betrachtet und demgemäß zu ihnen Stellung genommen wird“. Der Staatssozialismus glaubt, „daß dasjenige, was in den kritischen Gedanken und positiven Ideen des Sozialismus richtig ist, sich siegreich erweisen, in der öffentlichen Meinung wie alle

großen, wahren Ideen, aller Widerstände ungeachtet, durchdringen und in Sitt und Gesetzgebung zur Herrschaft kommen wird. Dieses Richtige, dieses Wahre . . . sucht er herauszufinden, theoretisch zu formulieren und als wirksame Idee in der Praxis fruchtbar zu machen". Wenn Wagner hier ferner „auf die relativ beste, besonnenste und allen Beteiligten schließlich heilsamste Weise die Hinüberführung der staatsbürgerlichen in die soziale Epoche" bewertstelligen will, so dürfte Kar Marx, wenngleich er diesen Übergang sich anders vorgestellt hat, doch eine Rückstrahlung seines Kerngedankens darin erkennen. Wagner hat freilich seine Stellung mehrfach abgewandelt und ist immer wieder zu einer Abwägung von Richtigkeiten und Unrichtigkeiten, Vorteilen und Nachteilen, Licht- und Schattenseiten im Sozialismus zurückgekehrt, den er dann bald vom „radikalen" Sozialismus der Rodbertus, Marx, Engels, Lassalle unterscheidet, bald aber mit diesem als gleichbedeutend aufsaßt. Ein gewisses Schwanken ist dabei, nach Zeit, Gelegenheit und Umgebung seiner Aussprüche, unverkennbar: zuweilen legt er den Ton mehr auf Kritik und Verneinung der Momente, die er für unrichtig, zuweilen mehr auf Bejahung derjenigen, die er für richtig hält. In den oft wiederholten Ausführungen über diesen Gegenstand, der Wagners Denken und, wie er in seiner Rektoratsrede (15. Oktober 1895) sagt, sein wissenschaftliches Gewissen nicht in Ruhe ließ, treten zwei Angriffspunkte immer wieder hervor, die für ihn offenbar ein starkes Gegengewicht gegen alle Neigungen zum sozialistischen Bekenntnis bedeuteten; er hat sie des öfteren ausdrücklich als „Irrlehren" bezeichnet. Die erste dieser „Irrlehren" ist ihm die zu geringe Schätzung des wirtschaftlichen Egoismus, die psychologische Ansicht, daß der Erwerbstrieb in hinlänglich weitem Umfange durch andere Beweggründe verdrängt oder ersetzt werden könne. Für die zweite Irrlehre aber hält er — und dies ist heute ein besonders merkwürdiger Punkt — den Optimismus in bezug auf die Bevölkerungsfrage. Wagner hat unerschütterter daran festgehalten, daß Malthus in allem Wesentlichen recht behalte. Er behauptet, daß die Gefahr der relativen Übervölkerung auf hohen Entwicklungsstufen der Volkswirtschaft, und besonders für die eigentlichen Industrieländer, immer bestehe, daß sie unter allen wirtschaftlichen Rechtsordnungen und Organisationen eintrete — daß es nur ein durchschlagendes Hilfsmittel auf die Dauer dagegen gebe: die genügende Wirksamkeit der präventiven Tendenzen der Volksvermehrung, das heißt spätere Heiraten und kleinere Familien. Bekanntlich ist gerade bei uns im Deutschen Reiche (aber auch in anderen Ländern) während der letzten Jahrzehnte die entgegengesetzte Sorge zu mächtiger Höhe emporgestiegen: die Sorge um das Sinken der Geburtenziffer, mit der Befürchtung, daß die Erhaltung der Wehrkraft, besonders Rußland gegenüber, dadurch geschwächt werde, daß das Deutsche Reich allmählich ebenso wie Frankreich zum Stillstand seiner Volksvermehrung gelangen werde. Die Frage soll hier nicht erörtert werden; aber es lohnt sich wohl, darauf aufmerksam zu machen, daß, was dem Staatssozialisten Adolph Wagner immer als ein schweres Bedenken gegen den Sozialismus überhaupt erschien: die Zunahme der Volksmenge werde dadurch ermutigt werden, daß dies der heute vorherrschenden Denkungsart gerade als ein starker Grund für eine solche Neugestaltung der Volkswirtschaft erscheinen müßte. Die liberale Nationalökonomie, in deren Systemen der Malthusianismus immer ein festes Bollwerk darstellte, erachtete dieses auch für unentbehrlich zur Abwehr sozialistischer Irrtümer. So lehrte noch Roscher mit großem Nachdruck, daß die arbeitende Klasse das einzige Mittel zur Hebung ihrer Lebenslage selbst in der Hand habe: Vorsicht in der Eheschließung und Beschränkung der Kinderzeugung. — Wenn in diesem Stücke also, und auch in einigen anderen, ein nicht geringer Rest seiner ursprünglichen Lehrmeinungen bei Wagner sich erhalten hat, so sind im

übrigen seine konservativen Neigungen zu stark gewesen, um mit den sehr bedeutenden Zugeständnissen, die er dem Sozialismus macht, völlig ausgeglichen zu werden. Dies zeigt sich besonders in der scharfen und umfassenden Kritik, die er den Theoremen von Freiheit und Gleichheit und den von ihm so genannten sozialen Freiheitsrechten (1. Recht der Eheschließung; 2. Zugrecht oder Freizügigkeit; 3. Aus- und Einwanderungsrecht; 4. Reiserecht) widmet, insofern als darin im ganzen mehr der Befehl „Zurück!“ als der Befehl: „Vorwärts!“ laut wird. Gleichwohl sind diese Ausführungen über Volkswirtschaft und Recht oder Freiheit und Eigentum in volkswirtschaftlicher Betrachtung ungemein wertvoll und heben Wagners „Grundlegung der politischen Ökonomie“ durchaus günstig ab von fast allen anderen Lehrbüchern, in denen das Privatrecht, wie es Handel und Kapitalismus gestaltet haben, als ewig und selbstverständlich hingenommen, also kaum einer Erörterung für würdig gehalten wird.

III.

Eine Reihe von hervorragenden Gelehrten, und zwar gerade solche auf dem Gebiete der Geschichte, der Politik und der Volkswirtschaftslehre — ich nenne Lamprecht, Legis, Conrad, Schmoller und nunmehr Wagner — hat den Weltkrieg zwar noch erlebt, aber nicht überlebt. Sie sind mitten in ungelösten Rätseln geschieden. Die große Katastrophe hat vieles, was sie gedacht und gesagt hatten, in Frage gestellt. Wie es scheint, hat Wagner von allen am meisten eine deutliche Vorstellung besessen von der Gewalt der zerstörenden Kräfte, die in der europäischen Gesellschaft während des neunzehnten Jahrhunderts und bis in die Gegenwart hinein wirksam gewesen sind. Man hat freilich zuweilen den Eindruck, als habe er sich deren Bewältigung durch die Gesetzgebung zu leicht und einfach gedacht, und sicherlich hat auch er die möglichen Wirkungen eines ungeheuren Wettstreites und Kampfes zwischen den führenden Mächten Europas nicht in seine Rechnung gezogen, geschweige denn im voraus zu schätzen vermocht. Die Zusammenhänge und Konflikte der Dinge haben sich wieder einmal als den Gedanken der Menschen unendlich überlegen erwiesen. Wagner hat den Staatssozialismus vertreten, zuweilen in sehr weitgehenden Folgerungen, immer im Sinne des Gesamtwohls und des Wohles der arbeitenden Klasse, wodurch jenes wesentlich mitbedingt sei. Er ist immer auch mit ganzer Seele ein Deutscher und ein Vaterlandsfreund gewesen, der mit einer starken Monarchie auch die Erhaltung und Vermehrung der Wehrkraft zu Lande und zu Wasser für dringend notwendig hielt; besonders auch zu den Vorkämpfen der Flotte gehörte er, und sah oder ahnte doch als drohende Folge der gesamten deutschen Entwicklung den Zusammenstoß mit der britischen Weltmacht voraus. Aber die Verbindung der Idee des Krieges mit der Idee des Staatssozialismus blieb seinem Bewußtsein so fern wie dem fast aller anderen Theoretiker. Die Kriegswirtschaft und die so rasch als notwendig sich herausstellende Organisation der Verteilung und der Arbeit hat auch ihn überrascht. Die Gegner und Ankläger dieser Sozialisierung getröstet sich, daß sie nur als Nothilfe von vorübergehender Bedeutung zu betrachten sei, und daß sie sogleich so viele Fehler und Mißgriffe, so viele Unannehmlichkeiten und Beschwerden befördert habe, daß dadurch die Vorzüge des freien Handels und Wettbewerbs, des Individualismus und der kapitalistischen Unternehmung nur in ein um so glänzenderes Licht gesetzt wurden; alle Welt fehne sich nach deren Rückkehr. Die Kritik hat ohne Zweifel zum guten Teile gute Gründe. Und doch dürfen wir für gewiß halten, daß die Kriegswirtschaft

in recht weitem Umfange in die Friedenswirtschaft hinüberreichen wird, daß der Wiederaufbau der deutschen Volkswirtschaft — und ähnlich wird es in anderen Ländern liegen — durch eine sehr tatkräftige Mitwirkung des Gesamtwillens, der in der Staatsgewalt versammelt ist, gestützt werden muß, also bedingt ist. Freilich wird er, um zu gelingen, auch die erneute Tätigkeit der einzelnen Unternehmer und Kaufleute, ihrer Einsicht und ihres Willens in Anspruch zu nehmen genötigt sein; er fordert ferner auch eine Organisation von unten her, die Organisation der Verbraucher, deren Bedeutung auch Wagner niemals hinlänglich geschätzt hat. Wäre sie vor dem Kriege durch Gesetzgebung, Verwaltung, öffentliche Meinung mehr gefördert als gehemmt worden, ja hätte man nur in der Kriegswirtschaft ihre sich anbietende Kraft zu benutzen verstanden, so wären, mit diesem Ole benetzt, die Räder der neuen Maschine besser gelaufen. Jedenfalls aber war ihr schlimmster Fehler eben der, daß sie neu war, nicht erprobt, nicht einmal vorher gedacht. Man stelle sich vor, das Flugwesen sei vor dem Kriege nicht geübt, keine Flugmaschinen wären noch konstruiert, noch weniger versucht gewesen, auch der Meister Graf Zeppelin hätte noch in dem Stadium seines emsigen Studiums wie vor zwanzig Jahren sich befunden — und nun hätte sich plötzlich der Gebrauch lenkbarer Luftschiffe und der Aeroplane als kriegsnotwendig erwiesen; die Spötter und Abgünstigen hätten ein billiges Spiel gehabt: die Zahl der Verbrennungen und Abstürze wäre für sie ein vollgültiger Beweis gegen die gesamte neue Technik gewesen. Die wirtschaftliche Zurüstung für den Krieg wird in Zukunft eben so notwendig sein wie die militärische. Dies ist der andere starke Grund für die Organisation der Arbeit und der Verteilung, mithin für das Beharren des Staatssozialismus. Man wird in Adolph Wagners Theoremen manches Widersprechende, auch infolge seiner Stellung zwischen oder über den Parteien, durch das Bekenntnis eines so kühn und entschieden neuernden Geistes zum konservativen Glauben finden. Sein Staatssozialismus, der die religiöse Färbung, welche er ihm gelegentlich verlieh, nicht wohl verträgt, hatte mehr natürliche — freilich durch menschliches Wollen bedingte — Notwendigkeit, als seine überwiegend ethisch-naturrechtliche Begründung ihm an moralischer Notwendigkeit verleihen konnte. Aber gerade sein parteiloses Prophetentum ist in dieser Hinsicht bedeutsam. Denn wie schon die Parteien im wesentlichen einmütig in die Arbeiterversicherungsgesetzgebung und die Arbeiterschutzgesetzgebung nicht nur sich gefunden haben, sondern einmütig, ja im Wettstreit dafür zusammenwirken: so wird es auch mit der gesamten Neuordnung des Wirtschaftslebens sich herausstellen. In diesem Gemeingeiste wird der starke Geist Adolph Wagners sich erhalten und fortwirken.

Das Leben Martin Luthers.

Erzählt von
Eugen Fischer.

(Fortsetzung.)

Die also verließen das Haus.

Von den andern dachte der Kardinal, die Arbeit sei bis zum nächsten Mal getan, und überlegte sich nur, was er bei dieser Zusammenkunft zu sagen haben würde.

Der Sekretär aber hatte sonst noch eine Sorge.

Als man im Hause schlafen ging, wurde bei ihm eine Ampel angezündet, und er prüfte die Uhr, um zu sehen, ob sein Gast bald komme.

Der Türwart vom Tage saß noch auf seinem Stuhl; der Nachtwächter, der ihn ablösen wollte, schob heran. Als er da war, machte ihm jener Platz.

„Es fehlen noch mindestens fünf Herren. Deine Wache ist nicht umsonst,“ sagte der Abgelöste.

Der andere schnellte den Zeigefinger in die Höhe. Das galt bei ihm stets für die erste Antwort. Was folgte, sprach er unterwärts.

„Weiß man denn,“ bellte er, „ob sie so nüchtern sind, daß sie einen Gulden von einem Pfennig unterscheiden können? Und wenn sie es verwechseln, dann kriegt man immer Pfennige.“

„Mach unsere jungen Herrn nicht so schlecht,“ beschwichtigte der Größere, „sie geben halt her, was ihnen die Wirte und die Dirnen lassen. Was können sie dafür, daß ein alter Nachtwächter anders schmeckt wie ein Krug Wein, und eine saubere Jungfer — —“

Der Zeigefinger hob sich. „Ich will nichts hören,“ schnellte er herunter, „du bist grad auch von der neuen liederlichen Zeit, wie sie.“

„Wir haben jetzt doch die Welschen im Hause,“ erinnerte unbeleidigt der jüngere Mann, „merkst du keinen Unterschied?“

Der Alte hob zum erstenmal den Kopf.

„Was werde ich den Unterschied nicht merken?“

Der andere hatte sagen wollen, die Welschen tranken doch weniger als die Deutschen, kämen also nüchterner nach Hause, um den Alten von neuem wegen des Trinkgeldes in Harnisch zu bringen, unterdrückte aber jetzt die Antreiberei.

Der Alte sah wieder zu Boden und sagte:

„Es soll noch ein Besonderer heut abend hereinkommen. Der Sekretär hat mir's in meine Stube sagen lassen. Ich soll den Fremden sofort hinüberbringen, sobald er kommt.“

„Du denkst dir doch nichts bei dem Fremden?“ hielt der Überlegene das Gespräch hin.

„So wenig wie du,“ brummte es ihm zurück.

„Heut ist doch der Luther dagewesen,“ fing er aushorchend wieder an.

„Gerade darum,“ widersätselte schnauzig der Alte.

Der andere wurde schließlich vertraulich.

„Wenn's darauf ankäme, auf welche Seite tätest du helfen?“

„Ich tät dem helfen, den ich gesehen habe,“ bekannte sich der Alte.

„Dann würde ich aufpassen,“ riet der Wärter, „wer heute abend zur Tür hereinkommt.“

„Kannst morgen kommen und mich fragen, wenn du willst,“ lautete die Antwort.

Ein leises Pochen verriet sich an der Türe.

„So klopfen die Schleicher,“ sagte der Türwart schnell und ging weg.

Als das Pochen sich etwas stärker erneuerte, machte sich der Wächter an den Schlüssel und tat auf.

Wenig später betrat der Eingelassene ohne Warteweile im Vorzimmer den Empfangsraum des päpstlichen Sekretärs.

Das Papier, welches ihn auswies, hielt dieser in der Hand und prüfte scharf, mit raschen Wechselblicken zwischen dem Geschriebenen und der Person.

Dann winkte er den Stehenden unmittelbar neben sich auf einen Stuhl. Der vertrauliche Winkel lud zu Geheimnissen ein. Von der Ampel in der Mitte fiel ein mäßiges Licht.

„Ihr habt nichts weiter zu tun,“ begann der Auftraggeber, „als ihn so zu überwachen, daß wir jeden Augenblick wissen, wo er sich befindet. Was bewegt Euch dazu, dem Gericht des Kardinals diesen Dienst zu leisten?“

„Wenn ich nicht Augustiner von der Observanz wäre, möchtet Ihr nötig haben, so zu fragen,“ gab eine Stimme zurück, in der verhaltener Haß zitterte.

Dem Sekretär konnte nichts willkommener sein.

Er wußte vom Hörensagen, daß der, durch den die Kirche jetzt in solchen Schwierigkeiten lag, früher in Rom gewesen und einen damals gern vernommenen Ausgleich unter den deutschen Augustinern betrieben hatte. Der Menschenkundige bemerkte schnell, daß ein Fanatiker von der andern Meinung vor ihm saß.

„Glaubt Ihr,“ setzte er gelenkig den Gedankengang fort, „daß sein Mißtrauen geweckt würde, wenn er von Eurer Anwesenheit Kenntniß bekäme?“

Ein Lachen, in dem ebensoviel Feindschaft wie Selbstgefälligkeit lag, antwortete.

Das Leben Martin Luthers

„Er weiß,“ fügte die Stimme hinzu, „wer den Entchrist verfolgt.“

„Dann wird von morgen an kein unbekannter und jedem auffallender Augustiner mehr, sondern irgend ein gleichgültiger Knecht oder Bürger hier aus- und eingehen.“

Der Ungeredete lächelte böshaft und beugte zum Zeichen des Verständnisses ein wenig den Kopf.

„Wie ich sagte,“ nahm der Auftraggeber wieder das Wort, „es kommt mir bis zu einer andern Entscheidung nur darauf an, daß ich jederzeit erfahre, wo der, den Ihr schon mit einem deutlichen Wort gekennzeichnet habt, sich aufhält. Für eines allerdings müßt Ihr mir außerdem bürgen: er darf die Mauern der Stadt nicht verlassen.“

„Ich habe zwei Gehilfen,“ lautete die Erwiderung, „deren jeder so scharf ist wie ein Schweißhund und so schlau wie ein Jude, um Nachricht zu geben. Ich selber werde Tag und Nacht seine Nähe nicht verlassen; aber für die Tore muß ich mir neue Vertraute suchen.“

„Ihr werdet Zeit haben, sie zu finden,“ entschied der Haftmeister, „vor übermorgen kommt er nicht mehr vor den Kardinal. Bricht bei dieser Sitzung der Friede, was ich hoffe, dann heißt es aufpassen. Meines Herrn des Kardinales Langmut ist allerdings ohne Ende — eine Ehre, die er Gott allein überlassen sollte —; es kann also sein, daß wir sogar noch über das nächste Verhör hinaus warten müssen.“

Der gepreßten Stimme hätte sich fast ein Seufzer entrungen. Doch der vor Menschen Geübte beherrschte sich.

„Um so gewisser werdet Ihr Euch dann einrichten,“ schloß er.

Als der andere nun eine Bewegung machte, aufzustehen, weil er meinte, die Entlassung sei ihm bedeutet, da fiel dem Geschäftsführer des Kardinals noch etwas Wichtiges ein. Schnell sagte er:

„Ich wünsche aber nicht, daß Ihr irgend jemand gegenüber verlauten laßt, welchen Auftrag Ihr habt. Es wäre uns ein Leichtes, eine Anzahl ergebener Ritter zu finden und sie handeln zu lassen. Aber es erscheint uns unsicher, jemand von Namen oder Stand hier ins Vertrauen zu ziehen. Gebraucht Eurerseits dieselbe Vorsicht. Niemand, den Ihr dingt, wisse einen Namen.“

Ein Blick, den der Verschlagene hinzufügte, sprach noch mehr als Worte und sagte:

„Wenn du die Dummheit machen solltest, etwas laut werden zu lassen, so wird man hier nichts von dir wissen.“

Der andere hielt den Blick aus und erwiderte mit dem feinen: „Ich verstehe“.

Weiterer Anweisungen bedurfte er nicht, um zu wissen, was er zu tun habe.

Wäre Haß nach außen so glühend wie im Innern, so hätte man höllische Flammen zu sehen, als der abgehende Mönch im Halbdunkel hinter der Laterne durch den Flur schritt. In ihm kochte eine ferne Erinnerung. Da

flüchtete ein glühend Selbstbewußter in dieser selben Rutte vor der Drohung eines rohen Bauern in die Nacht. Der aber drinnen saß und ihn noch immer mit den Augen hinausjagte, war sein Ordensbruder, der Martinus hieß. Noch immer sah er die Augen. Ausbohren hätte er sie können.

Er bemerkte nicht, wie scharf er angesehen wurde, als er durch die Thür ging.

Die Rechte auf die Stuhllehne gelegt und die Augen auf seine schönen Finger geheftet, verfolgte des Kardinals Gehilfe den Gang, den die Geschichte, die er eingeleitet, weiter nehmen konnte. Er glaubte, den richtigen Mann an richtige Werk gesetzt zu haben.

„Bei Eurem Martinus wird es sich bald um Leben oder Tod handeln“ —

Das war die Meinung des struppigen Notars einer freien Reichsstadt, Augsberg, an den sich der sächsische Rat und Vertreter Kurfürst Friedrichs in vertraulichen Geschäften wandte.

Der Vielbeschäftigte wäre nicht eigens gekommen, hätte er nicht gewußt, wie viel seinem Freund Rühel, dessen Schulgenosse im gleichen Heimatnest er gewesen, an diesem neuen Kirchenlehrer lag. Sein Mann, das sagte der redliche Werkchrist gleich bei der ersten Begegnung, als er in die Reichsstadt kam, war der anspruchsvolle Sachse in der Gestalt des Mönches nicht. Aber er ließ sich überzeugen, daß vorläufig alle gegen die Schlamperei und gegen das anmaßliche Wesen der geistlichen Herrschaft zusammenstehen müßten.

Rühel, mit Rechnen beschäftigt, war über die gute Unterwiesenheit des hüzigen Aufbegehrers nicht erstaunt, denn der Notar pflegte so manche gute Verbindung, aber betroffen von des Mannes Unzufriedenheit mit Luther. „Was mißfällt dir denn so?“ fragte er.

„Was mir mißfällt, nach dem was ich höre, ich war ja selbst nicht dabei,“ verantwortete sich der Gefragte, „das will ich dir sagen. Euer Luther muß ein Mann sein, mit dem sich nicht verhandeln läßt. Statt auf des Kardinals Absichten einzugehen, läuft er mit jeder neuen Rede unvermittelt gegen ihn an. Das ist kein Mann, sage ich dir, der etwas führen kann. Du magst es glauben oder nicht: ihr werdet schwer mit ihm zu tun bekommen.“

Rühel wußte darauf nichts zu sagen. Er bekam, indem er sich besann, einen roten Kopf.

„Ich kann nur zum Besten raten“, äußerte er schließlich; „willst du den Theologen in Glaubensfragen dreinreden? Du kommst nicht mit bei diesen Phantasien und ich nicht.“

Der Straußhart kam durch diesen Einwand nicht aus seiner Fassung. „Man kann aber merken,“ warf er hin, „was der Kardinal im Sinn hat, und ob einer hören will oder nicht. Nichts für ungut. Ich kam nur gerade vorbei und dachte, sagst dem Rühel, wie dir die Sache vorkommt.“

In seinem Ton lag die Absicht, zu gehen.

„Was soll da für ungut zu nehmen sein,“ versöhnte ihn der Rat und schluckte, als ob er eher sich selber etwas übelnehme. Er wußte aber, womit er den alten Freund noch halten konnte.

„Ich habe da“, begann er, „einen Gauls Kauf.“

Sein Auge überflog nochmal die Ziffern, die er geschrieben hatte, als der andere eintrat.

„Mein Knecht ist so elend geritten auf der knöchigen Stute mit dem hohen Gang, die ich für ihn hatte. Jetzt will sie mir der Christof Langelmantel zu einem kanonischen Preis abkaufen, für ein Zugpferd, das ihm eingegangen ist. Ich habe ihm die Mähre schon in den Stall bringen lassen. Was ich jetzt im Handel habe, kann sich sehen lassen.“

Der Notar war jetzt ganz Ohr, und er und der Rat sprachen noch eine lange Zeit von den Möglichkeiten eines Rosshandels.

Des Rates Stimmung war infolge des Gehörten nicht frei von Gereiztheit, als er bei dämmerndem Abend dem Karmeliterkloster zuschritt, in welchem er den Doktor bei seinem Gastfreund, dem Prior des Klosters, zu treffen hoffte. Er traf ihn auch; in der hochgelegenen, trauten, runden Stube saßen sie zusammen. Luther mit erfrischem Gesicht, als habe er ein Bad genommen. Eng neben ihm der derbe Frosch — so hieß der Prior —, mit einem Ausdruck, als könnte jede noch so überraschende Geschichte aus ihm geboren werden. Die streifte Röhre bloß. Sein Blick blieb auf dem hasten, der in der Mitte saß und dessen Anwesenheit sein Inneres erhellte. Ja, Staupitz, der benötigte, der zur Führung dieses Feldzuges schwerer Verteidigung einzig gewachsene Führer, war da. Ehrerbietig reichte der jüngere Rat dem Väterlichen über den runden Tisch hinüber die Hand und verneigte sich tief. Dann fiel sein Blick auf die übrigen der Gesellschaft, unter denen ein Milchbart war, dessen jungschöne, feste Schweizergestalt hinter Gensfen geklettert sein mochte, während das Auge vielleicht himmlische Gesichte schaute. So ein Eindruck bewegte den Rat, als ihm Staupitz erklärte: „Das ist ein guter Junge, der mit mir gekommen ist; er will nach Wittenberg zu unserem Doktor.“ Der Rat nickte und nahm mit einem: „Guten Abend denn allerseits,“ auf dem Stuhl Platz, der ihm von einem Dienstbesessenen hergestellt war, dem Prior Frosch gegenüber. Dieser führte das unterbrochene Gespräch weiter.

„Gut, Rat,“ begann er, „daß Ihr kommt, was ist nun Eure Meinung? Wenn der Luther vor dem Kardinal widerspenstig bleibt, wozu ihm Gott helfe, so ist es doch zuletzt möglich, daß man uns alle, die mit ihm gehen, aus dem Hause wieder heraus läßt und ihn drin behält. Die Türen sind gut, und die drinnen sind die Mehreren, also kann das geschehen. Und einen Wagen und ein paar Reiter, die einen gefangenen Doktor nach Rom bringen, brauchen sie auch nicht lange zu suchen. Handeln sie so, wen haben wir,

der dem Gefangenen nachjagt und an den Tätern Rache nimmt, wen, der uns schon vorher das Haus bewacht, wen, der ins Haus hineingeht und den Gefangenen trotz Kardinal und Kurtisanen aus der Zelle reißt? Wird der Kaiser das tun oder Ihr?"

„Seid mir nicht gleich so gewalttätig, Prior,“ antwortete Rühel, der Entscheidung ausweichend, „wir sind ja hier, um so etwas zu verhindern.“

„Also von sächsischer Seite will man nichts tun,“ schloß der Prior und verfehlte nicht des Eindrucks auf alle Versammelten. „Auf der kaiserlichen wird es ebenso sein, wenn man nachfragt. Glaubenssachen sind den Herren zu geringfügig, um Händel anzufangen.“

„Ihr seid beißend, Prior,“ legte sich Staupitz ins Mittel, dessen Alter und Rang die Leitung der Unterredung zufiel.

„Nicht beißend, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete dieser, „aber wenn wir Martin am Leben halten wollen, müssen wir wissen, wo seine Hilfe steht.“

Merkwürdig, durch alle Seelen flog jetzt ein Bekenntniswort, das von Luther auszugehen schien. Er sprach nichts, aber er dachte es gewiß. „Bei dem Herrn der Herren steht meine Hilfe,“ das flog durch die Seelen.

„Ich weiß nicht,“ ergriff der Rat wieder das Wort, „warum der Prior glaubt, der Kardinal werde das Geleit, von Kurfürst und Kaiser gegeben, nicht achten. Martinus ist doch kein Huf.“

Wie heute die Donnerkeile flogen und krachten! Jeder atmete höher.

„Huf soll ein Kirchenverräter gewesen sein,“ sprach der Prior ernst; „vielleicht starb er aber auch bloß, weil er ein Escheche war. Martinus ist kein Kirchenverräter. Aber wißt ihr, ob ihn der Kardinal nicht zu einem machen wird?“

„Der Kardinal will ja den Streit schlichten,“ erklärte der Rat.

„Triumphieren will er über mich,“ berichtigte Luther.

„Um die Form zu wahren, mutet er Euch eine Art Unterwerfung zu, Doktor“ — in des Rates Ton lag viel Zurechtweisung —; „es ist Eure Sache, so auf seine Gedanken einzugehen, daß er zu einer Versöhnung kommen kann. Wenn Ihr einige Zugeständnisse macht, so sehe ich nicht, was damit für ein Schade geschehen sollte. Mit ganzlichem Ungehorsam — was wollt Ihr damit?“

„Martinus will doch nichts.“ So sprach für ihn sein Freund Link, der Nürnberger. „Was haben denn je die Propheten gewollt? Sie reden, was der Geist ihnen gibt.“

Aber Luther kam die Glut der Beschämung, und er schwieg. Alle schwiegen. Das Auge des jungen Schweizers hing an dem Propheten.

„Wenn man nicht Kirchenverräter werden will,“ sprach der, dem es jetzt zukam, fortzufahren, „so braucht man es, denke ich, auch nicht zu werden.“

Aber der Zeuge der ersten Verhandlung widersprach dem Ordensherrn.

„Man kann dazu gemacht werden.“

„Wenn man es nicht ist?“ Staupitz lächelte überlegen.

Das Leben Martin Luthers

„Nun denn: man kann dazu erklärt werden,“ gab der Prior zurück.

„Immerhin läßt sich auch dagegen etwas tun.“ Alle horchten auf, und Staupitz fuhr fort:

„Wir geben oder Martinus gibt in unserer Gegenwart und Zeugenschaft, ehe die Verhandlung überhaupt beginnt, eine unmißverständliche Erklärung ab, die schriftlich festgelegt sein muß, in der er seine Unterwerfung unter die päpstliche Gewalt unzweifelhaft bekundet.“

„Ein solches Bekenntnis kann ich ablegen,“ bestätigte Luther.

„Oh,“ tönte es, und der gesprochen hatte, war der junge Schweizer.

Jeder nach seinem Charakter, fuhren alle Köpfe zu ihm hin.

„Was denkst du?“ fragte den Verwirrten sein Beschützer.

„Mir war, als müßte Doktor Martinus dann lügen. Aber was verstehe ich?“

„Das tut er nicht,“ sagte Staupitz einfach. Der Eindruck dieses Wortes ließ die Köpfe zurückgehen, auch den des Doktors, aus dem eine scharfe Flamme geschossen war.

„Eine solche Erklärung muß abgefaßt werden,“ entschied auch Rühel amtlich.

Ein Aufatmen ging durch die Versammlung. Doch der Störer der guten Hoffnung ließ sich alsbald vernehmen.

„Das ist nun wahrscheinlich sehr klug,“ fing Frosch, der Prior, wieder an und legte in das Sehr seine ganze Meinung; „nur sind wir damit über die Frage nicht weg, ob der Luther widerrufen will oder nicht. Tut er es nicht, wozu ihm Gott helfe, sage ich noch einmal, so ist ihm die Verurteilung sicher, ob wir die Erklärung abgegeben haben oder nicht. Läßt ihn der Cardinal daraufhin aus dem Haus, so wird sich am Ende noch ein Schlupfwinkel und ein Rettungsweg finden. Verhaftet er ihn aber, was dann?“

„Daß er verurteilt wird, muß eben verhindert werden,“ warf der Rat scharf dazwischen.

„Das heißt, wir sind so weit wie zu Anfang,“ rief die Stimme des Nürnbergerz.

Die Richtigkeit dieses Satzes war jedem klar. Wenn Staupitz jetzt zu seinem ersten Rat keine Fortsetzung wußte, so hatte er einen toten Gedanken zur Welt gebracht.

„Martinus,“ so brach er das Schweigen, „wie weit bist du in der Widerlegung jener päpstlichen Bulle, auf die sich die Eminenz des Cardinals gegen dich stützte?“

Luther erwiderte: „Ich bin so weit, daß ich einen Weg sehe, die Bulle gelten zu lassen und Seiner Eminenz zu beweisen, daß er und alle seine Italiener den Wortlaut nicht verstanden haben. Mit der zweiten Frage — —“

„Entschuldige“, unterbrach ihn Staupitz, „ich nehme an, daß du die Unterlagen dieses Beweises schriftlich festgelegt mitnimmst, wenn wir zur Ver-

handlung gehen. Wirst du aber mit dieser Arbeit an einem einzigen Tage fertig werden? Du sollst das nicht versuchen, auch wenn es möglich wäre. Du darfst nicht so abgesspannt hinkommen. Müdigkeit macht einen gereizten Geist.“

Der Rat nickte, um anzudeuten, daß ihm schon das erste Auftreten des Landsmannes für gereizt gelte und daß er vielleicht Müdigkeit als Grund annehme.

„Ich kann es wohl in einem Tage machen,“ erklärte Luther.

„Eine Reinschrift wird aber bis dahin keinesfalls gefertigt sein. Bemerkte ich, daß sich Seine Eminenz durch deine Gründe nicht überzeugen läßt und dich zwingen will, so werde ich eingreifen und bitten, daß dir zur schriftlichen Ausarbeitung Zeit gelassen werde. Mit jeder neuen Sitzung, die wir gewinnen, wird der Druck der Fürsten und des Volkes stärker. Je länger, je weniger wird der Kardinal aus Rom den Mut finden, den deutschen Lehrer einzusperrn. Wollen wir übereinkommen, nach diesem Plan zu handeln?“

Alle stimmten zu: der Rat im Tone der Gewißheit, daß der rechte Weg gefunden sei; der Prior umgestimmt, wenn auch mit einem Wetterleuchten in dem vieldurchzogenen Gesicht.

Der mit den zwisgerlunden Augen sah sich inmitten eines siegreichen Abenteuers.

Am nächsten Tag beschäftigte er sich mit der Niederschrift seiner Verteidigung, doch nicht eilig. Als der Übermorgen da war, wußte er zwar, was er sagen müßte, aber die Schrift war nicht fertig. Er, Frosch der Prior, und jener jüngere Mönch, der Luther auf der Reise begleitet hatte und wie er im Karmeliterkloster wohnte, öffneten, um den Weg zum Kardinal zu machen, die Pforte. Wenn ihnen jetzt ein altes Weib über den Weg gekommen wäre, hätte es sie gewiß verdrossen. Sie sahen aber auf der Straße stehen einen Heerhaufen. Eine Bahn in der Richtung, die sie gehen mußten, war frei; auf der anderen Seite schloß sich die enge Straße mit Menschen. Bürger, Handwerker, Anzufriedene, Vertrauende, so zogen die Urteile durch Luther, der als erster herauskam. Seine Gesichter und sein Gesicht blickten verwandt. Ein Gemurmel erhob sich, etliche Hüte, die es gab, gingen grüßend von den Köpfen. Bis er an der Spitze der Schar war, sah er sich nicht nach seinen Begleitern um. Dann traten sie rechts und links von ihm. Der Volkshaufe zog hindendrein. Luther überlegte, was diese wohl tun würden, wenn der Kardinal versuchen sollte, an ihm Gewalt zu üben. Wenn jeder seiner Schritte hier auf dem Weg eine solche Masse bewegte — dann würde diese Masse wohl auch um ihn und bei ihm sein, wenn die Mauern des Gerichtshauses sie von ihm trennten, und wenn er, vergewaltigt, nach ihnen seufzte, so würden sie eindringen. Er merkte plötzlich, was des Staupitz' Wort auf sich hatte, daß des Volkes Druck von Verhandlung zu Verhandlung stärker den Kardinal fesseln werde. Ihr Plan war im Gelingen, das fühlte er. Er und sein Staupitz mit den anderen hinter ihm, sie würden vor dem Kardinal nicht zu schwanken brauchen. Ob Herr Staupitz den Aufzug sah, wenn er sich schon vorher, wie abgemacht, ins Amtsgebäude begab? Luther wußte nicht

mehr, nach welcher Seite die Fenster des Wartezimmers lagen, in dem er gewesen war. In der That, sie gingen nach der abgewandten Seite. Aber was hinderte den Vielbewanderten, für einen Augenblick in die Bibliothek zu treten, deren Thüre nach dem Gang offen stand? Er sah den Zug kommen. Er wußte, daß jetzt der Cardinal, wenn er nicht von selbst durchs Fenster sah, von einem aufgeregten Beamten geschreckt und mit hastigen Handbewegungen auf das Herankommende hingewiesen würde. Nachdem Luthers Freund den Eindruck ganz aus der Nähe genossen, ging er ins Wartezimmer zurück. Selbst glückbewußt empfing er den erregt auf ihn zukommenden jungen Gewaltigen. Gleich nachher ward in den Verhandlungsaal gerufen. Staupitz und Frosch hatten nur noch Zeit, einen Blick zu tauschen, der sagte: „Wir haben es zustand gebracht.“ Denn nicht ganz zufällig waren die Menschen auf der Straße zusammengelassen. Die Brüder Karmeliter hatten da und dort ein Wort fallen lassen, und diese Worte waren gewandert. Nicht alle, die eines hörten, kamen; aber viele.

Gleichzeitig verließ Blatt um Blatt eine Handpresse, das geschrieben war, um für den Luther zu werben. Einer, der Reime machen konnte, hatte es verfaßt. Es kam von der Schweiz her. In einer sehr vertrauten Sitzung bei dem kaiserlichen Rat namens Peutingen war es gestern durch seine, Staupitzens und Links Hand gegangen, in Gegenwart eines jungen Dichters, der es gebracht und sich mit dem Blatt in das Haus des Rates eingeführt hatte. Der Text mußte jedem gefallen. Denn da war gepriesen, der jedes Preises wert schien, Erasmus, der edle Geist von Rotterdam, der aufgestanden war mit dem reinen griechischen Wort und den Sinn des Neuen Testaments aus der griechischen Sprache erhoben hatte, der Mann, der Söpfe und Auswüchse verspottete und von der Dummheit gefürchtet war. Er hieß in dem Loblied ein fleißiger Müller, der aus dem Korn des göttlichen Wortes ein reines Mehl bereitete. Das feine Mehl aber nahm dann ein rechter Bäcker und machte ein Brot daraus, welches dem Volke not und schmachhaft war. Dieser wohlgetane Bäcker aber, sagte das Lied, steckt in der Rutte und ruft laut mit heller Stimme wie eine Nachtigall. Aber böse Nachtvögel jagen ihm nach und möchten ihn mit ihren spizen Schnäbeln und scharfen Klauen zerreißen. Helf ihm Gott!

„Ist dieses Lied nicht der Helfer, den Ihr sucht?“ fragte der Rat Peutingen seinen hochgeschätzten Freund, sobald der gelesen.

Diesem hätte nichts Besseres gegeben werden können.

Nach kurzer Unterredung erhielt der junge Dichter vom Rat den Auftrag, zu einem bestimmten Drucker zu gehen und die Vervielfältigung des Blattes zu überwachen. Es könnte auch nicht schaden, gab der Rat zum Schluß zu verstehen, wenn die gleichen Gedanken noch kürzer und vielleicht auch noch volksmäßig derber auf einem zweiten Blatt zum Ausdruck kämen.

Diese Blätter wurden gedruckt, während Luther vor dem Cardinal stand

und mit Staupizens Hilfe den vorbedachten Plan verwirklichte. Als er zurückging, waren die Straßen belebter, und die geleitende Menge schwoll mächtig.

Am Abend dieses Tages stand ein reichliches Essen und eine schon fast leere Flasche Wein, in einem Nebenzimmer, wie es die kleinen, nur von Rundigen besuchten Wirtsstuben haben, vor einem Mann, den sein Verlangen, der Obrigkeit Dienste zu leisten, nach Augsburg getrieben hatte. Auch der Freund, auf den er rechnete, traf bald ein. Das war ein ansässiger Augsburger und brachte doch bei all seiner Biederkeit eine halbe Welt mit. Sein Ausweis war der Name Fugger, des Bank- und Handelshauses, das dem Erzbischof und dem Tegel gedient und von dessen Geschäften der Wille dieses Mannes einen Teil bestimmte. Nicht ganz zufällig waren er und der große Gelehrte, als welcher der Esser in Deutschland und darüber hinaus geehrt wurde, miteinander bekannt. Unter den wissenschaftlichen Überzeugungen des die Länder mit Streitreden durchziehenden Doktors Eck — das war sein Name — befand sich auch die, daß es recht sei, für ausgeliehenes Geld von einem Nebenmenschen Zinsen zu nehmen. Noch in jenem Jahrhundert, dem Eck und die Fugger angehörten, verbot es den Menschen ihr Gewissen, vom Geld zu verlangen, daß es sich ohne ein Zutun vermehre. Es wäre ihnen vorgekommen, als würden sie von jemand, dem sie einen Acker vermieteten, das Stück vergrößert wieder haben wollen. Die Geldleute machten aber einen Einwand. Sie sagten: Wer einen Acker verpachtet, verlangt den Zehnten vom Ertrag und bearbeitet doch den Acker auch nicht. So muß das Geld gleichfalls einen Ertrag geben. Ob das nun wirklich ein Ding sei, vom Ertrag eines Landes, je nachdem Himmel und Erde ihn wachsen ließ, einen Teil zu nehmen oder Geld für geliehenes einzutreiben, gleichviel ob es dem Schuldner gedieh oder nicht gedieh, darüber stritt man, und viele fanden trotz der Ähnlichkeit das Geldzinsnehmen für Unrecht. Eck war neugesinnt und stritt an allen Universitäten mit Leidenschaft für das Nehmenlassen von Geldzins. Vielen, die davon hörten, schien es, als habe auf die Entstehung dieser Überzeugungen das Haus Fugger, dessen Verwaltung viel kirchliches Geld anvertraut war, einen Einfluß geübt. Zum mindesten war unverborgener und wurde von Eck selbst nicht bestritten, daß seine Arbeit den Ansprüchen der Geldhäuser Bahn schaffe.

Der Mann Fuggers, der dasaß, sah an der Art, wie Doktor Eck sein Essen zu sich nahm, daß er sich nicht in bester Stimmung befand.

„Hast du schon etwas getan oder ausgerichtet?“ fragte er ihn.

„Ich bin beim Kardinal gewesen und wurde empfangen,“ lautete die Antwort. „Ich hoffte, dort Richtlinien zu finden, um zu wissen, wie man gegen diesen nicht mehr ungefährlichen Menschen vorzugehen habe. Der Kardinal scheint aber keinen Gehilfen zu brauchen, weil er keinen Plan hat. Ich begreife nicht, wie einem der Mut fehlen kann, den Menschen einfach einzusperrn.“

„Es mag sich niemand mit seinem Herrn verfeinden, das ist der Grund,“ glaubte der nüchterne Geldmann erklären zu müssen.

Da kam vollends Sturm in den schon erregten öffentlichen Lehrer.

„Niemand, wer ist das?“ fing er an.

„Das ist zuerst unser Papst Leo, wenn du es genau wissen willst,“ sagte darauf der Fugger. Er fürchtete sich vor des Kaisers Enkel, dem zukünftigen König von Spanien und den Niederlanden. Wenn dieser zu diesen Ländern noch die deutsche Krone erlangt, so wird der Papst ein Vasall sein, wie je in den Zeiten des Großen Karl. Man hört, daß der Kaiser sämtliche Kurfürsten zur Anerkennung des Spaniers brachte, außer dem Sachsen. Dieses Gerücht mag wahr sein oder nicht, so ist der Sachse jedenfalls der Pfeiler des Widerstrebens. Er ist der Stärkste in Norddeutschland und will noch stärker werden. Er mag nicht gern zu Oberdeutschland gezwungen werden. Man sagt, er denke, die Kaiserkrone an sich selbst zu bringen. Sonst höre ich, er wolle dem stolzen Hause Habsburg einen Wolf an die Flanke hezen, indem er den König des bissigen Gallien zum deutschen Kaiser zu machen suche. Ob ihm die Aufopferung der schönen rheinischen Länder für seinen Sondergewinn zuzutrauen ist, weiß ich nicht. Aber was glaubst du, was ihm der Papst Leo für eine solche Wahl, wenn sie zustande käme, bezahlen möchte? Die goldene Rose wäre noch ein Garnichts, nicht der Anfang einer Anzahlung. Ich wette: wenn heute vom Papst um den Preis, daß der Luther einen roten Hut bekäme, die Wahl des Franzen sicher zu kaufen wäre, so gäbe es morgen zu Wittenberg einen Kardinal. Dem Papst ist die schwächste Macht in Italien die liebste. Wenn der Spanier Kaiser wird, so muß jedem, der im oberen Italien etwas gelten will, die Luft ausgehen, und täglich wird der spanische Wind bis nach Rom hineinwehen. Aber du weißt diese Sachen selbst. Wundert's dich, wenn sich die römische Hand trotz aller Sprüche der Glaubensrichter nicht heben will?“

„Brauchen denn diese Rücksichten, die alle recht sein mögen, zur Schonung der Person des Regers zu führen?“ erwiderte der starke Doktor, der jetzt gegessen hatte und wie ein Stierkämpfer atmete, wengleich dem Stiere selbst vielleicht etwas ähnlicher, als jene Spanier zu sein pflegen, „das sehe ich nicht ein.“

„Eine Hand wäscht doch die andere,“ versetzte der Geschäftsmann. „Wenn Kurfürst Friedrich Dienste leisten soll, so darf er nicht vor den Kopf gestoßen werden.“

„Aber der Kurfürst ist doch nicht sein Reges.“ schimpfte der Doktor. „Er weiß ja nicht, was für einen Wühler er neben sich hat. Deswegen soll der Papst ihn entlarven. Dann steht kein Mensch mehr auf Friedrichs Seite, wenn der je den Versuch machen sollte, ihm seine verfluchte Freiheit zu gewährleisten.“

Und erregt fiel der Doktor in eine unausgesprochene Widerrede, zu welcher der andere aufatmete.

„Es wird zulezt doch auch noch eine Verständigung zwischen Papst und Kaiser geben, wenn der Kaiser sieht, daß ihm der Papst den Widersacher in Reichsangelegenheiten vom Halse schafft. Dann steht Acht und Bann gegen den Sachsen. Glaubst du, daß er es darauf ankommen ließe?“

Jetzt konnte der Hörer seinen Einwand bringen.

„Du sprichst,“ sagte er, „wie ein Schnellläufer, der von einem andern verlangt, er solle ihm vorausgehen. Den Luther zu entlarven, das ist, glaub ich, die ganze Arbeit, zu der Kurie und Cardinal nicht wissen, wie sich anstellen. Er ist beliebt vom Kaiser bis zum gemeinsten Handwerksmann und Langknecht. Du, Eck, bist bis jetzt der einzige in Deutschland, der etwas gegen ihn hat.“

„Es ist nicht zu glauben,“ entrüstete sich der Doktor.

„Wie du es nehmen willst,“ erwiderte der andere. „Mich wundert's nicht, wenn der Cardinal keinen Rat weiß. Der Luther steht so fest, daß der Papst nicht einmal mit dem Kaiser zusammen, wenn er sich diesen durch die Anerkennung des Spaniers in seinem heiligen Italien erkaufen wollte, etwas ausrichten möchten. Darum wird er es lieber mit Friedrich halten.“

„So denke ich wenigstens.“

„Wenn man natürlich den Luther unbeliebt machen könnte, dann wär's anders. Wenn ich Gelegenheit hätte, wollt ich ihn besoffen machen und in dem Zustand über den Markt führen. Nachher könnte ihn verhaften, wer wollte, und kein Hahn würde nach ihm krähen.“

Des Doktors Einbildungskraft erhitzte sich.

„Wäre das ein Verbrechen,“ fuhr er heraus, „einmal zuviel zu haben? Wenn einer mit dem Teufel im Bund ist wie der, so macht er ganz andere Sachen, und Tag für Tag.“

„Beweise es doch,“ forderte der andere. „Wenn du ihn bei irgend etwas überraschen könntest! Volkshelden sind schnell erledigt.“

„Dann müßte ich neben ihm schlafen und sonst um ihn sein, wenn er allein ist,“ erwiderte Eck.

„Ich denke, der Teufel treibt sein Werk auch in der Gesellschaft,“ wandte der Erfinder des Planes ein.

„Er springt heraus, wo er gereizt wird, hauptsächlich durch ein Weib,“ gab Eck zu.

Jetzt konnte der andere einen deutlichen Vorschlag machen.

„Willst du ihn denn nicht auffuchen, wo er zu finden ist? In des Peutingers Hause geht es oft lustig zu, und er hat auch eine Tochter, die Ursula“ —

„Oh,“ krächzte Eck. „Ich will sehen.“

Jetzt trat zwar ein neuer Gast ein und störte; aber der Unterhaltung war nichts mehr hinzuzufügen.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtliche Rundschau.

(Schluß.)

3. Schriften zum Reformationsjubiläum.

In folgendem soll über eine Reihe von Büchern berichtet werden, die aus der Masse der Neuerscheinungen des Reformationsjahres der Schriftleitung zugegangen sind. Läßt man sie durch die Hand gehen, so erweist sich, daß sie zu einem Teil eigentliche Gelegenheitsarbeiten darstellen, die nicht erschienen wären, wenn das Jubiläum sie nicht herausgefordert hätte, während die übrigen sich in den Gang der Luther-Literatur organisch einfügen und von Verlegern und Verfassern nur gerade anlässlich des Jubiläums herausgebracht wurden. Eine andere Anordnung, als von jenen auszugehen und dann diese folgen zu lassen, ist im nachstehenden nicht beabsichtigt.

Einleitend weisen wir auf eine Vortragsammlung hin, die von den Herren D. Benrath, Senior Dr. Fischer, Konsistorialrat Richter, Dr. Haendke und D. Schulze unter dem Titel „Luther und wir Deutsche“ dargeboten werden und im Stiftungsverlag in Potsdam erschienen sind. Neben den hinreichend bekannten Persönlichkeiten der Verfasser mögen die Titel der Vorträge von dem Inhalt einen Begriff geben. Sie lauten: „Die Ursachen der Reformation,“ „Luther der Einiger Deutschlands,“ „Protestantisches Volkstum,“ „Martin Luthers Reformation und die Kunst,“ „Die Reformation und die evangelische Kirche der Gegenwart.“ — „Warum ich Luther lieb habe,“ Bekenntnisse zum Reformationsjahr von einer Deutschen — so nennt sich eine zweite kleine Schrift, die uns vorliegt. (Erschienen bei F. A. Perthes, Gotha.) Entnehmen wir dem Anfang eine Probe: „Mir ist er keine Größe der Vergangenheit, keine Gestalt aus längst vergangener Zeit, nein, mir ist er die Verkörperung deutschen Heldentums und religiöser Kraft, tief eingewurzelt in den uralten heiligen Boden deutscher Heimat Erde, lebendig gegenwärtig, weiterbauend und schöpferisch wirkend.“ Das ist eine Festredemwendung, die jedem zu Gebote steht, bei gegebenem Anlaß berechtigt und nützlich anzuwenden. Aber zum Ich-Stil und gar zu der Ankündigung letzter Eigenheit durch das Wort „Bekenntnisse“ liegt bei der Wiedergabe solcher Allgemeinempfindung kein Anlaß vor. Er berührt peinlich. Diese Ablehnung vorbehalten, findet man das kleine Buch von einer Kennerin geschrieben, deren frische Einzelbilder mancher mit Vergnügen hinnehmen wird, den die Sprache, in der geistliche und weltliche Schulmeister gemeinhin über Luther schreiben, langweilt. — „Die Wartburg im Wandel der Jahrhunderte“ von Wilhelm Nicolai (Heimat- und Weltverlag in Dresden-A.) ist dem Thüringer Waldverein gewidmet; auf der Rückseite des Widmungsblattes findet sich ein kurzer

Prospekt über den Verein. „Auch aus den düstern Katakomben und der dumpfigen Schreibstube ist das Wort siegreich ans Licht gedrungen, seinen Ursprung verleugnend; hier aber wurden goldene Äpfel in silbernen Schalen gereicht: aus lustiger Höhe mit dem herrlichen Blick hier auf die Berge des Thüringer Waldes, dort auf die gesegneten Fluren des Hörteltales drang das Wort zu Thal, in festlich geschmückter Wohnung wurde es geboren“. Der Thüringer Waldvereinsführer verleugnet sich, wie man sieht, auch nicht im Stil; aber er hält sich unter seinesgleichen doch hoch. Zahlreiche Lichtbilder vermitteln die Anschauung von der Burg, wie sie ist und war. Die Bedeutung, die der heilige Ort durch die deutsche Geschichte hindurch bezieht, lassen den Führer auch einen Platz in der allgemeinen deutschen Bücherei beanspruchen. — „Das Luthervolk.“ Ein Gang durch die Geschichte seiner Frömmigkeit von Lic. Dr. Karl Auer (S. C. B. Mohr, Tübingen) verspricht in seinem Vorwort: „Die Idee, die mir bei Beginn der Arbeit vorschwebte, war: für die Geschichte des deutschen Protestantismus daselbe zu tun, was Gustav Freytag's „Bilder“ für die deutsche Kulturgeschichte im allgemeinen getan haben.“ Ob Gustav Freytag gesagt hätte, er wolle „für die deutsche Kulturgeschichte etwas tun“, ist sehr zweifelhaft. Man wird nach diesem Satz vermuten, daß auch die Beschaffenheit des Gemanen von der des Freytagschen Werkes sich unterscheidet. Die Vermutung bestätigt sich. Der Darstellung fehlt der eigene Wuchs, die Anschaulichkeit. Doch ist allerhand Beachtenswertes aus den wissenschaftlich festgelegten Zeitabschnitten der protestantischen Frömmigkeit zusammengetragen, wobei sich die Absicht, von pastoraler Befangenschaft frei zu sein, bekundet und da und dort erfreulich bewährt. Der Leser, dem die wissenschaftliche Literatur über die Geschichte des Protestantismus unbekannt ist, wird viel Anregung durch das Buch gewinnen. — „Die Reformation als deutsches Kulturprinzip“ von Julius Kaerst (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München). Eine geschichtsphilosophische Kollegstunde, die einen guten Überblick über die Grundbegriffe gewährt, mit denen bisher versucht wurde, das Wesen der Reformation zu erfassen. Abgelehnt wird die Einbeziehung der Reformation ins Mittelalter, abgelehnt ihre Kennzeichnung als Renaissancebewegung. Das Wesentliche in Luthers Lehre wäre seine religiöse Auffassung vom menschlichen Beruf. Den Grundfragen über das Verhältnis von Außenwelt und Innenwelt, Natur und Übernatur tritt der Verfasser näher. Mit Recht stark betont ist die Herkunft wenigstens eines Triebes des deutschen Idealismus von der Reformation. — „Luther und Deutschland.“ Eine Reformationsrede im Kriegsjahr 1917. Von Erich Marcks. (Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig.) Man hört viel in diesem Überblick: von der Entstehung des lutherischen Protestantismus, von der anders gearteten romanisch-protestantischen Welt, die dem Werk Calvins entsprang, vom Widerstreit des katholisch bleibenden Südens; man folgt einer Betrachtung über das Nebeneinander der beiden Konfessionen in Deutschland, wobei das Überwiegen protestantischer Kräfte im Aufbau Preußens und der Bildung des neuen Deutschlands wohl mit zuviel Selbstverständlichkeit angenommen wird; ausklingt die Rede in eine Charakterisierung Martin Luthers, des Deutschen. Im ganzen: Vieles, wenn auch nicht eben viel. — „Luther und sein Werk in Gedichten“ von Alfred Knabe und Reinhold Zellmann. (Hermann Gesenius, Halle) ist eine Zusammenstellung von Luthergedichten, die überall da willkommen sein werden, wo für Veranstaltungen an Reformations- oder Lutherfesten nach geeignetem Vortragstoff gesucht wird. Traurig wirkt es, nachdem seit Jahren und insbesondere anlässlich des Jubiläums für das gute Lutherbildnis sowohl Sammlungen wie Kunst- und Buchhändler das

Weihnachtliche Rundschau

Mögliche getan haben, daß einem solchen für das Volk bestimmten Buche das widerwärtige Konterfei des feisten Doktors, wie er niemals gewesen sein kann, vorgefetzt wird — und traurig, daß die als Text zwischen den Gedichten gegebene Lebensbeschreibung an allem Guten, was durch Protestanten und Katholiken seit Jahrzehnten über den Reformator zusammengetragen wurde, rein gleichgültig vorübergeht. — „Die Ursachen der Reformation“ von Georg von Below (R. Oldenbourg, München und Berlin [der Historischen Bibliothek 28. Band]) geben einen anziehenden Überblick über die Gesichtspunkte und Gegengesichtspunkte, die seit den siebziger Jahren für die Beurteilung der Reformation und die ihr vorangehende Zeit gefunden wurden. Sämtlichen bekannten Anschauungen, insbesondere den neuesten, wird ihr „andererseits“ gegenübergestellt; da und dort betont sich der „Historiker“ selbst im Sinne des alle Teile Hörenden, alles Verstehenden. Wenn sich der reine Wissenschaftler so gibt und geben soll, dann erhebt sich am Ende seines Buches um so stärker der Ruf nach dem Künstler. Wenn du, spricht der Leser zum Forscher, alle Für und Wider so genau erwogen hast: flugs nun, sage, wie du es meinst, baue, laß leben. Ob dann nicht auch der „Historiker“ der Einseitigkeit bedürfte? Das Buch ist zur Einführung in die wissenschaftliche Reformations-Geschichtschreibung vorzüglich geeignet. — „Luther im Lichte der neueren Forschung.“ Ein kritischer Bericht von Heinrich Böhmer (B. G. Teubner, Leipzig), ein ausgezeichnete Begleitertext zu der Geschichte der Lutherforschung, ist nicht nur in Worten des Vorwortes, sondern in seiner ganzen Haltung anspruchslos. Um so lieber bezeugt der Leser, daß es gediegen und reichhaltig ist. Angewollt wirkt das Buch persönlich und fesselt darum nicht nur den wissenschaftlich Mitarbeitenden. Es liegt im zwanzigsten Tausend vor. — „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation,“ 1500 bis 1648, von Dr. Arnold Reimann, Stadtschulrat in Berlin (Georg Reimer, Berlin) heißt die andere Festgabe der Stadt Berlin zum Reformationsjubiläum neben dem von Adolf von Harnack gezeichneten Lebensbilde Luthers. Dieses ist den Angelehrten geschenkt. Die zweite Festgabe scheint Größeres zu wollen; ihr Gegenstand ist die allgemeine Geschichte der Reformation in weitgesteckten Grenzen; ihr Stil bediente sich einer in wissenschaftlichen Lehrbüchern üblichen Sprache. Diese Kennzeichnung will aber bei der Verwahrlosung des wissenschaftlichen Deutsch leider auch sagen: einer unklaren, unglücklichen Sprache. Hören wir zwei Sätze aus der Einleitung. „Die Reformation ist eine der größten Revolutionen der Weltgeschichte“ und (die Reformation) „hat in Wechselwirkung mit dem fortschreitenden Prozeß geistiger Befreiung auch über die deutschen Kreise hinaus den entscheidenden Stoß gegeben in dem langen Ringen zur Nationalität, zum Durchbruch des modernen, auf sich allein ruhenden Staates; sie hat Roms Weltherrschaft gebrochen, das politische Denken befruchtet und die Zusammenfassung der nationalen und schöpferischen Kräfte aller Völker, auch der katholischen, ermöglicht und im Laufe der Zeit mehr und mehr gefördert: ohne sie ist das moderne politische Leben undenkbar.“ Zum ersten dieser Sätze kommen uns Sekundaerinnerungen, da uns einst der Unterschied oder Gegensatz von Reformation und Revolution als Aufsatzthema gegeben war. Wir halten doch wohl auch heute noch an der Unterscheidung der beiden Begriffe fest und meinen, daß die Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts entweder eine Reformation oder eine Revolution gewesen ist. Gut, wenn das Buch mit einer Entscheidung zwischen den beiden Möglichkeiten begonnen hätte. Statt dessen erzeugt es die Vorstellung einer revolutionären Reformation und verwirrt die Begriffe. Der zweite der angeführten Sätze spricht von einem „fortschreitenden Prozeß“. Prozeß heißt Fortschritt oder Vorgang. Mit diesem „fortschreitenden Vorgang geistiger Befreiung“ — der im übrigen un-

erklärt und unbekannt bleibt — ist die Reformation „in Wechselwirkung“ getreten. Also hätte einmal die Reformation den Vorgang geistiger Befreiung, das andere Mal der Vorgang geistiger Befreiung die Reformation beeinflusst; was soll und kann man sich unter einem solchen Wort vorstellen? In dieser „Wechselwirkung“ hat die Reformation „den entscheidenden Stoß“ gegeben (also: Wechselwirkung als Mittel eines Stoßes). Wem dieser Stoß gegeben wurde, bleibt unbekannt. Es war ein Stoß „in“ einer geistigen Bewegung, „im Ringen zur Nationalität“. Wechselwirkung — Stoß nach besonderer Richtung — ein irgendwie mit Stoß und Wechselwirkung zusammenhängendes Ringen, was ist das? Und nicht etwa ein Ringen um etwas, sondern „zu“ etwas, und zwar zur „Nationalität“, was anscheinend gleichbedeutend sein soll mit dem „Durchbruch des modernen, auf sich allein ruhenden Staates.“ Was hat die Reformation außerdem getan? „Roms Welt Herrschaft gebrochen“, „das politische Denken befruchtet“, „die Zusammenfassung der Kräfte aller Völker, auch der katholischen, ermöglicht“. War nicht der Stoß im Ringen zum Durchbruch des modernen Staates auch schon „eine Befruchtung des politischen Denkens“? Und wie hängt es zusammen: „Roms Welt Herrschaft gebrochen“ und das „politische Denken befruchtet“? Hatte Roms Welt Herrschaft das politische Denken gehemmt? Wenn das die Meinung ist: warum ist sie weder ausgesprochen noch begründet? Wenn endlich das alles eine besondere Wirkung der Reformation war: wie kommt es dann, daß „auch in den katholischen Völkern“ die Zusammenfassung der schöpferischen Kräfte ermöglicht wurde? Sollte man nicht meinen, daß in diesen Völkern, weil sie des Segens der Reformation nicht teilhaftig wurden, das Gegenteil sich gezeigt hätte? Warum wurde das Wunderbare der Gleichheit nicht einmal ausgesprochen, geschweige denn erklärt? Außerdem: ist nicht die Staatsbildung, die man eigentlich die moderne nennt, von katholischen Ländern ausgegangen, zum mindesten früher in ihnen vorhanden gewesen als in protestantischen? — Wir haben nicht die Einleitung kritisiert, sondern das Buch. Es mußte trotz allen Reichtums an Einzelwissen, trotz wissenschaftlicher Durchprüfung und gelungener Darstellung der äußeren Vorgänge seinen Zweck verfehlen, wenn der Verfasser nicht Zeit fand, auch den Sinn der Vorgänge genügend zu bedenken und einigermaßen verständlich auszudrücken. Das scheint unter den Erfordernissen, denen eine Festgabe gerecht werden müßte, die wichtigste. — „Entscheidungsjahre der Reformation.“ Von Paul Kalkhoff (Georg Müller, München) geht in der Bahn weiter, die der Verfasser in seiner Darstellung von „Luthers römischem Prozeß“ vor mehr als einem Jahrzehnt betrat. War der Begriff eines römischen Prozesses für die Luther-Wissenschaft etwas wie eine Entdeckung, so tritt sein Wert in der neuen, weitergreifenden Arbeit noch deutlicher hervor. Sicherheit über das, was die Kurie vom Einlauf der Meldung über die Thesen bis zum Erlaß der Bannbulle angeordnet, zurückgenommen, geschrieben und verhandelt hat, läßt sich nicht mehr gewinnen. Aber schon in der Erkenntnis, daß das Jahr 1518 als das Jahr dieses Prozesses für Luthers Verhältnis zum Papsttum entscheidend war, liegt etwas Wichtiges. Sie gewonnen und vermittelt zu haben, ist wesentlich Kalkhoffs Verdienst, dessen Arbeit sich den Untersuchungen über die Frühzeit der Reformation als eine der wertvollen anschließt. — „Luther-Anekdoten.“ Von Dr. Adolf Saager. Der Anekdoten-Bibliothek 22. Band (Robert Luz, Stuttgart 1917) hält in glücklicher Zusammenstellung, was sein bestechender Titel verspricht, und kann warm empfohlen werden. — „Luthers Werke.“ Herausgegeben von Arnold C. Berger (Bibliographisches Institut, Leipzig). Eine Auswahl dieses Umfangs gab es noch nicht. Sie besteht in drei Bänden von je ungefähr 350 Seiten. Vielleicht

Weihnachtliche Rundschau

indet Luther, der längst unbekannt Gewordene und als Schriftsteller nicht mehr Bewürdigte, in diesem Format Eingang, wenn er sich mit einem Fünstel des Umfanges neben Ibsen, Strindberg oder Heinrich Mann stellt. Die Auswahl konnte in den durch Erfolg und Überlieferung als den größten feststehenden Werken nicht vorübergehen; gleichwohl ist die Hand des Nichttheologen in ihr fühlbar. Luther rückt sich in dieser Sammlung ein wenig weitmäßiger aus als in anderen. Die Einleitungen sind Anregungen, wie sie es sein sollen, hervorgegangen aus einem einheitlichen Wissen. Sehr beachtenswert ist die Einleitung, ein Lebensbild Luthers auf 92 Seiten, so lichtvoll und vollständig, wie es in dieser Kürze noch nicht geschrieben wurde. Den großen Mangel aller Auswahlen, die die lateinischen Schriften Luthers unberücksichtigt lassen, hat leider auch diese. Die geistig aufmerksame Öffentlichkeit würde staunen, wenn auch aus diesen Schächten Gut für sie gehoben würde. — Die Werke: „Doktor Martin Luther.“ Ein Lebensbild für das deutsche Haus von Georg Buchwald. Dritte Auflage. (B. G. Teubner, Leipzig), „Martin Luther.“ Von Otto Scheel. Erster Band 1916, zweiter Band 1917 (J. C. B. Mohr, Tübingen) und „Luthers Glaube.“ Briefe an einen Freund. Von Ricarda Huch. (Insel-Verlag, Leipzig 1916) beschränken wir uns, als die am meisten Beachtung verlangenden unter den uns vorliegenden, vorläufig anzuzeigen, indem wir auf eine spätere Würdigung verweisen.

4. Verschiedenes.

Schier unübersehbar ist in diesem Jahre wieder die Anzahl der neu erschienenen beziehungsweise neu bearbeiteten gemeinverständlichen wissenschaftlichen Bändchen, die so manche ihrer großen Brüder durch Geschlossenheit und Übersichtlichkeit übertreffen. Wir können mit berechtigtem Stolz auf die Sammlungen „Wissenschaft und Bildung“ (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig) und „Aus Natur und Geisteswelt“ hinweisen, die ihresgleichen in der Literatur aller Kulturvölker suchen. Dem natürlichen Bedürfnis, unser eigenes Volk, das sich in der Gegenwart so herrlich offenbart, durch Beschäftigung mit seiner Vergangenheit tiefer verstehen zu lernen, kommen eine Reihe vortrefflicher kleiner Werke hilfreich entgegen, von denen wir mit Rücksicht auf den knappen Raum, der uns zur Verfügung steht, nur die bedeutendsten bei Namen nennen können. Als Musterbeispiel erweisen sich die „Grundzüge der Deutschen Altertumskunde“ von Hermann Fischer (Quelle und Meyer, Leipzig), in denen der Tübinger Gelehrte mit jener sachlichen Bescheidenheit, die gründliches Wissen und meisterliche Stoffbeherrschung dem wissenschaftlichen Arbeiter zu geben vermögen, ein anschauliches Bild vom Leben im deutschen Altertum wiedererschaffen läßt, soweit es der Fleiß der Jahrhunderte erschlossen hat. Ein besonderer Vorzug des Büchleins ist die allzeit wache Kritik, die die gegenständliche Darstellung begleitet, ohne den behaglichen Vortrag zu unterbrechen. — Eine wertvolle Ergänzung dazu bildet das entsprechende Bändchen der Teubner'schen Sammlung „Germanische Kultur in der Urzeit“ von dem durch seine Kulturgeschichte bekannten Kasseler Bibliotheksdirektor Georg Steinhausen. Gut ausgewählte Abbildungen im Text geben der nachschaffenden Phantasie lebliches Gepräge. — Ein Teilgebiet behandelt Oskar Weises mit liebevollem Verständnis gezeichnete Charakteristik „Die deutschen Stämme und Landschaften“ (B. G. Teubner, Leipzig). Mehr als eine willkommene Beigabe bedeuten die hell sinnig auf die Erzählung ab-

gestimmten Bildtafeln, die besonders glücklich dartin, wie das deutsche Gemüt träumerisch und andächtig in die Landschaft zu schauen pflegt. — Das gemütvollte Spiegelbild, sozusagen die innere Landschaft, durchforscht eine fleißige Abhandlung „Das deutsche Volksmärchen“ von Karl Spieß (B. G. Teubner, Leipzig). Das zum Schluß angeführte „Kriegsmärchen“ zeugt von der unausrottbar urwüchsigem Märchenseligkeit unseres Volkes. — In diesem Zusammenhang sei auf die rühmlichst bekannte, von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert besorgte Ausgabe der „Märchen der Weltliteratur“ (Eugen Diederichs, Jena) hingewiesen, welche im letzten Jahre unsere Kenntnisse um sehr charakteristische „Neugriechische Märchen“, herausgegeben von Paul Kretschmer, und um Paul Hambruchs eigenartige Sammlung von „Südseemärchen“ aus Australien, Neuguinea, Fidji, Karolinen, Samoa, Tonga, Hawaii, Neuseeland u. a. bereicherte. — Ein weiteres Bändchen aus „Wissenschaft und Bildung“ bringt Friedrich Lienhards „Deutsche Dichtung“ in ihren geschichtlichen Grundzügen. Es versucht eine neue Gliederung der deutschen Literaturgeschichte nach drei sunmbildlich vertieften Ortsnamen: Wartburg, Wittenberg, Weimar. Daß die Dichtung der jüngsten Vergangenheit offenbar der Einteilung zuliebe in das klassische Zeitalter mit einbezogen ist, wird auf Widerspruch stoßen. — Eine zweite Auflage von Richard Maria Werners „Lessing“ (Quelle und Meyer, Leipzig) bearbeitete Georg Witkowski. —

Als Anschauungsmaterial für den literaturgeschichtlichen Unterricht möchten eine Reihe von Gedichtsammlungen unterschiedlichen Wertes dienen. Von Avenarius' „Balladenbuch“ veranstaltet der Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München, eine sehr ansprechende, zu ihrem Vorteil gekürzte Taschenausgabe, desgleichen vom „Hausbuch deutscher Lyrik“ und vom „Vergnügten Büchel“, die alle drei ständige Fahrgäste der Feldpost sein sollten. Mehr für den Haus- und Schulgebrauch bestimmt sind vier umfangreichere Dichterbücher, darunter zwei von Adolf Bartels, die alle Vorzüge und leider auch Schwächen seiner zahlreichen Veröffentlichungen tragen. Es gelingt ihm nicht immer, den echten Ton von der wohlgemeinten Phrase zu unterscheiden, ein Mangel, für den unzweifelhafte vaterländische Gesinnung nicht immer entschädigen kann, der uns jedoch nicht hindern darf, seine hohen Verdienste um die Pflege völkischen Bewußtseins zu rühmen. Von den beiden stattlichen Bänden ist das eine, „Ein feste Burg ist unser Gott“, Deutsch-christliches Dichterbuch (Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung [Max Gröffe], Halle [Saale]), unter dem Eindruck des Reformationsjubiläums entstanden. Das zweite: „Volk und Vaterland“ (ebendort) macht sich zur Aufgabe, ein deutsch-völkisches Dichterbuch zu sein, das heißt ein Buch der Bekenntnisse zum deutschen Volkstum. Verfolgt Bartels dabei den Grundsatz, daß jede Zeit sich selbst charakterisieren müsse, so geht die Sammlung „Der Varde“. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg (E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München) bewußt darauf hinaus, die Ereignisse der deutschen Geschichte in der Darstellung irgendeines deutschen Dichters, sei es eines Zeitgenossen oder eines Nachfahren, widerzugeben. Die Auswahl ist naturgemäß durch das Programm erschwert, auch begegnet man, ungeachtet der Verfasser mit ausgesprochenem Schönsinn zu Werke geht, manchem schwächeren Erzeugnis und Namen, die man gerne mißsen würde. Endlich sind noch die Verdienste Wilhelm Lüttekens hervorzuheben, der die vierte, verbesserte Auflage der „Perlen aus dem Schatz deutscher

Weihnachtliche Rundschau

Dichtung". Proben zur Literaturkunde von Dr. Wilhelm Reuter (Herdersche Verlagsbandlung, Freiburg i. Breisgau), mit anerkennenswerter Umsicht aus der neueren und neuesten Lyrik bereicherte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir noch einmal zu unserer Betrachtung der beiden wissenschaftlichen Sammlungen zurück, um noch einige Bändchen besonders anzumerken, vor allem Theodor Virts, des Verfassers der prachtvollen „Römischen Charakterköpfe“ (ebensfalls bei Quelle und Meyer), kunstgeübte Skizzen „Zur Kulturgeschichte Roms“, die in dritter Auflage vorgelegt werden. Desgleichen die vierte Auflage von Oswald Külpes „Immanuel Kant“, die August Messer besorgt hat (B. G. Teubner, Leipzig), und von Adolf Dyroffs gemeinverständlicher „Einführung in die Psychologie“.

Auch die hübschen Bändchen der „Österreichischen Bibliothek“ haben bedeutenden Zuwachs erhalten. Es seien nur die Namen der letzterschienenen genannt: „Tschechische Anthologie“, Adalbert Stifters Briefe“, „Ein österreichischer Kanzler. Der Fürst von Metternich“, „Alpenlagen“ und endlich eine aus ihren deutschen Denkschriften, Briefen und Resolutionen in geschickter Auslese gewonnene Charakteristik „Maria Theresia als Herrscherin“.

Noch wäre von einer Reihe Jugendbücher zu reden, die der rührige Verlag R. Thienemann, Stuttgart darbietet, und ebenso von den neuen „Schweizer Jugendbüchern (im Artistischen Institut Orell Füssli, Zürich), die in Band 5 und 6 mit Teilen von Friedrich von Eschudis „Tiere der Alpen“ und „Bei den Kannibalen“ von Felig Speiser aufwarten. Doch sollen sie demnächst, wie die Romane, in größerem Zusammenhange besprochen werden.

Literarische Notizen.

Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Johannes Dierauer. Fünfter Band, bis 1848. (Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von Hermann Duden. Erste Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes N.-G. 1917.

Mit dem vor kurzem erschienenen fünften Bande hat Dierauer ein Lebenswerk abgeschlossen, das sich den epochemachenden Werken unserer größten Historiker würdig an die Seite stellt. Dreißig Jahre seines Lebens hat der Verfasser in unermüdlicher Arbeit darauf verwandt, die zahlreichen Quellen und die nicht weniger umfangreiche Literatur zusammenzutragen und zu verarbeiten, auf denen er seine „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ aufgebaut hat, ein Werk, das man unzweifelhaft als die beste Arbeit bezeichnen muß, die bisher über die Schweizer Geschichte geschrieben ist, und die wohl kaum so bald eine Rivalin finden dürfte. Von dem ersten Zusammenschluß der wehrhaften alemannischen Bauerngenossenschaften in den Zentralalpen ausgehend, verfolgt der Verfasser den Werdegang des „eigenartigen, ländliche und städtische Gemeinwesen, deutsche und welsche Volkselemente vereinigenden Staatsgebildes“, das sich nach siegreicher Niederkämpfung der feudalen, feindlichen Gewalten schließlich vom Rhein bis zur Tresa, vom Genfer See bis zum Bodensee erstreckte, und das — wie Dierauer ausführt — „für kurze Zeit eine seinem demokratischen Wesen wie seinem beschränkten Umfang freilich wenig angemessene europäische Machtstellung errang“. In anschaulicher, fesselnder Weise sind der Aufschwung des nationalen Lebens der Schweiz im fünfzehnten Jahrhundert und der Anteil der Eidgenossen an der europäischen Politik um die Wende des fünfzehnten und zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts geschildert. Weiter wendet sich die Darstellung der Epoche der konfessionellen Trennung, der Aufnahme des Protestantismus und der sich anschließenden Zeit der Gegenreformation zu, um dann im vierten Bande zur Schilderung des aristokratischen Regiments im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit seinen vielen Schattenseiten überzugehen, die schließlich die Erhebung der Volkskräfte und den Umsturz des alten Staatswesens herbeiführten. Der letzte Band, mit dem nun Dierauer sein Werk abschließt, führt den Leser zunächst in die Zeit der Revolutionskriege und der napoleonischen Herrschaft. Meißterhaft hat es der Verfasser hier verstanden, die Leiden und Kämpfe der Schweizer Eidgenossenschaft in diesen Tagen der französischen Schreckensherrschaft zu zeichnen, wobei er es nicht unterläßt, in objektiver Weise den Parteihader und die inneren Kämpfe zu geißeln, die ein festes Auftreten und eine einheitliche, kräftige Politik nach außen verhinderten. Besonders nachteilig für die Schweiz zeigte sich diese innere Uneinigkeit auf dem Wiener Kongresse, der die napoleonische Epoche abschloß. Einzelne Kantone hatten auf eigene Faust Spezialvertreter nach Wien gesandt, um für ihre engere Heimat irgend einen besonderen Vorteil herauszufechten. „Manche der privaten Agenten traten den eidgenössischen Gesandten in die Quere, und diese selbst kamen nur schwer zu einheitlichen Entschlüssen“, zumal einer von ihnen, der Freiburger Johann von Montenach, „ein Mann von entschiedenster aristokratischer Richtung“, trotz der dringenden Notwendigkeit einheitlichen Handelns es nicht lassen konnte, seine eigenen Wege zu gehen und die Tätigkeit seiner Kollegen, „wo immer sie den Interessen der Patrizierherrschaft entgegenzulaufen schien, durch unbedenkliche Intrigen“ zu lähmen. Kein Wunder also, daß das, was die Schweiz für sich auf dem Wiener Kongreß erreichte, keineswegs den Hoffnungen entsprach, die man auf die dortigen Verhandlungen gesetzt hatte. Doch es würde den Rahmen dieser Besprechung weit überschreiten, wollten wir auch nur einen schwachen Versuch machen, auf den reichen Inhalt des fünften Bandes einzugehen. Wir müssen uns hier damit begnügen, darauf hinzuweisen, daß die beiden letzten Bücher des Dierauer'schen Werkes die Zeit des restaurierten Staatenbundes bis 1830 und die daran anschließende Entwicklung des Staatenbundes zum Bundesstaat behandeln, ein Merkstein

in der Schweizer Geschichte, der endlich im Jahre 1848 nach glücklicher Überwindung einer schweren Krise im Innern erreicht wurde. Scharfe Erfassung der einzelnen Ereignisse, treffliche kurze Charakterisierung der einzelnen führenden Persönlichkeiten, knapper, aber doch klar verständlicher Ausdruck, völlige Beherrschung des gewaltigen Stoffes, gründliche Kenntnis und Verarbeitung der ungeheuren Literatur, das sind einige der Hauptvorzüge, die das Dierauer'sche Werk auszeichnen. Die fesselnde Form, mit der Dierauer die Ereignisse zu schildern verstanden hat, und die es dem Leser ermöglichen, sich hineinzuversetzen in die Zeit der erzählten Begebenheiten, wird jeden, der das Buch vielleicht anfangs wegen seines Umfanges mit einer gewissen Scheu vorgenommen hat, für die aufgewendete Mühe reichlich entschädigen. x1.

Demokratie und Weltkrieg. Von Gustaf F. Steffen. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Der schwedische Sozialdemokrat, Professor und aktive Politiker ist in den Augen der Parteiorthodoxie ein Abtrünniger und eine Gefahr, dagegen für den sich weitenden Kreis derer, die an eine staatsbeherrschende Wandlung des Sozialismus glauben, eine Hoffnung und Stütze. Wenn es jetzt allenthalben zu tagen beginnt in den Anschauungen über das, was unsere Feinde Demokratie nennen, wenn bei uns Gewerkschaftsvorsitzende dieses Thema in „bürgerlichen“ Zeitungen ohne Scheutlappen kritisch erörtern, so darf unter den Pionieren der gesunden Aufklärung Steffens Name nicht fehlen. Seinen zahlreichen in diesem Geiste bei Diederichs erschienenen Schriften gesellt sich die vorliegende als drittes Kriegsbuch. In lockerem Gefüge und gewisser Breite, Wiederholungen nicht ausschließend, manchmal mehr nach Art einer Quellenammlung mit erläuterndem Text, wobei unter Quellen sowohl Presseäußerungen wie politische Reden und literarische Erzeugnisse in Buchform verstanden sind, behandelt Steffen neben den streng im Sinne des Themas konzipierten Kapiteln: „Sozialdemokratische auswärtige Politik“ (vor dem Weltkriege) und „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg“, auch Fragen allgemeinerer Natur, wie die Überschriften: „Deutschland und der Weltfrieden“, „Französische Kriegsummungen und Kampfmethoden“, „Einige deutsche Barbaren haben das Wort“ erraten lassen. Dadurch, daß auch diese meist durch das Medium sozialistischer Urteile und Wertmaßstäbe hindurchgehen oder sozialistischen Vorurteilen der gegnerische Typus hierbei ist Branting) kontrastiert werden, ist die Beziehung zum Ganzen hergestellt. Das unterschiedliche typisch „nationale“ Verhalten der deutschen und der französischen Sozialdemokratie während des Weltkrieges findet eine erweiterte Parallele dadurch, daß Steffens der „couleur morale“ und dem Geisteszustande des Franzosen deutsche „Selbstkritik“ und „Wertung“ des Feindes gegenüberstellt. Zum Schluß werden „die Besorgnisse demokratischer Idealisten“ (Rolland, Bergson, Ellen Key) wegen des Seelenzustandes Deutschlands ohne viel Kommentar als gründliches Mißverstehen deutschen Wesens aufgedeckt. Die Betrachtungen über das Verhältnis der Sozialdemokratie zur auswärtigen Politik und zum Kriege beschäftigen sich zunächst mit den Fehlern der durch Marx verkörperten Parteitheorie, um dann — in innerer Verknüpfung damit (S. 169) — ihr Scheitern an der Wirklichkeit des Weltkrieges zu beleuchten. Dieser hat bewiesen, daß überall „auch dem Arbeiter die Nationalität ein . . . viel stärkeres Band ist als die Internationalität“ und „die Staatsolidarität viel stärker bindet, als die Klassenentzweiung löst“. Das bedeutet aber eine doppelte Neuorientierung für die ernstzunehmenden Elemente der Sozialdemokratie. Die „Internationale“ ist tot, oder aber sie mißste in von der bisherigen völlig abweichender Form wieder auferstehen. Aber auch in der inneren Politik ist nach den „grünen Agitationsjahren“ das „reife Verantwortlichkeitsalter“ gekommen. Insbesondere gelten diese Forderungen für die deutsche Sozialdemokratie. Hat diese doch am längsten an der Fiktion einer Interessengemeinschaft der Arbeiterklasse aller Länder (im Marxschen Sinne) festgehalten und auf der anderen Seite das Dogma vom schlechtregierten Deutschland so gefühllos verbreitet, daß es dem Feinde später erwünschtes Agitationsmaterial in der Schuldfrage des Weltkrieges bot. Hier bleiben ihr — mit Recht — aus dem Munde des neutralen Parteigenossen ernste Vorwürfe nicht erspart. Demgegenüber hat jüngst die Würzburger Tagung die Hoffnungen des 4. August nicht lägen gestraft. Steffens Zeugnis über den vielgeschmähten Geist des deutschen Staatssystems lautet: „Es ist wahrscheinlich, daß Deutschland sich vor einer mit den nationalen Verschiedenheiten des Demokratismus rechnenden Kritik als ein weit weniger undemokratisches Land erweisen wird, als man annehmen muß, wenn man die Antwort auf die ungereimte Frage sucht: ist Deutschland ebenso demokratisch nach französisch-englischem Muster wie Frankreich und England.“ Und gleich darauf: „Sollte nicht ein Sozialist von deutschem Staatsgeiste etwas mehr lernen können, als von englischem oder französischem?“ op.

Kindheitserinnerungen und Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm in Dichtung und Leben. Von Franz Kobes. XII, 280 S. 8°. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1917.

„Mir war's, als stände ich im Abendhain auf einem Berge und sähe von oben hinab tief in den Garten meiner Jugend.“ Dieser Satz, den Theodor Storm einmal an seine Braut schrieb, könnte als Motto über den meisten seiner Novellen stehen. Er ist ein „Erinnerungsdichter“ zur *εξοχή* und berührt sich darin mit Gustav Falke wie dem älteren Eichendorff. Daher das eigentümlich Verschleierte, der gedämpfte Ton, der über seinen Werken liegt. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke von Kobes, an diese oft gehörte Definition in Storms Kunst anzuknüpfen und in seinen Erzählungen die Fäden aufzuweisen, die ihn mit der Kindheit und Jugend verbinden. Scharf tritt dabei, wie nicht anders zu erwarten, Storms Heimatliebe von neuem ins hellste Licht; fest verklammert ist er wie im Leben so auch in der Kunst mit dem geliebten Holstein, von Elternhaus und Schule in Husum bis zur Pfarrtoppel von Hattstedt und dem Müllergehöft des Onkels. Aus ortsgeschichtlichen Werken und alten Chroniken, aus den Briefen des Dichters, aus den Biographien der Tochter und Paul Schüzes baut Kobes sorgsam und liebevoll Stein für Stein das Jugendland Storms wieder auf, verschmählt es auch nicht, die Husumer Archive zu durchkramen und greisen Lebensgefährten Storms ihre Erinnerungen abzufragen. Nicht nur die Biographie wird dadurch aufgehellt, auch zu Storms Werken wird Neues beigebracht. Bisher unentdeckte Quellen tun sich auf für eine Reihe seiner Novellen, für „Renate“ und „Aquis submersus“, für „Carsten Curator“ und den „Schimmelreiter“, für „Unter dem Tannenbaum“ und „Von Jenseit des Meeres“. Das Granitbild von Storms Dichtung erscheint nun noch klarer aufgebaut aus den Erinnerungen seiner Jugend, noch bodenständiger, noch enger verwachsen mit der Heimat, als wir dies bisher schon wußten. Kobes' Buch ist eine der wertvollsten Gaben, die uns der hundertste Geburtstag des Dichters beschert hat. στ.

Der Roßbub. Von Peter Dörfler. Kempten und München, Josef Koesel'sche Buchhandlung.

Das düstere Bild von dem adelsfeinen Bauernbuben, der auf dem verrufenen Hof vom Knecht gequält und verdorben wird, hat der Dichter jahrelang mit sich herumgetragen. Ein Stück bayerisch-schwäbischen Landes, eingezeichnet in die wirre und zuchtlose Zeit nach den Kriegsnöten unter Kurfürst Max Emanuel, sollte erstehen, Not und Jammer jungen deutschen Lebens, das Teufelspiel um eine Knabenseele zum Himmel schreien. Im Krieg, der erst vor den Grenzen furchtbar wird, wandelte sich Peter Dörflers Sinn zu einem Buch um, in dem die Fabel dünn wird und wo zuletzt alles in eitel Blau und Sonne steht. Nur am Anfang taucht aus dem Zusammensein des verwirksteten Knechtes und des unschuldigen Buben das Ursprüngliche der Erzählung wieder auf: der „Trommelbub“, von dem der Knecht dem Kind sagt, das wilde Adelsblut, das in Krieg und Laster zugrunde ging. Der Roßbub Christoph im Buch dagegen läuft mit seinem Schrecken und seinen Träumen davon, der Donau zu, um „den Dheim in Ungarn“ zu suchen, von dem des Buben spintifizierender Vater, der um Haus und Hof gekommene „Wolkenberger“, einmal Glück und Glanz erwartet. Von da an laufen auch Peter Dörfler die Fäden weg, das Gespinnst wird unklar; gewaltsam wird die Arbeit mit kleinen Mitteln zusammengehalten; der Bub im Herrenschloß, die Erscheinung des Zigeuners Strega, deren Dämonie nicht wirklich wird, die Heimkehr, die auch ohne Absicht halb Farce, halb Nüßigung ist. Bei solcher Flüchtigkeit bleibt der Eindruck des Ganzen nicht rein haften. Aber wie vieles darin ist unvergesslich! Wie sind die Landschaft, der junge Mensch und seine Sehnsucht eins in ihrer deutschen Schönheit. Wie wandert der dawongelaufene Bub mit dem tranken Scherenschleifer, den er an der StraÙe gefunden hat, mit Karren und Hund über die Frühlingserde am bayerischen Lech! Wie spricht sich die natürliche Gnade dieser Jugend ins Herz, welch feste Hand bildete die ersten Szenen mit ihrem unterirdischen Geflacker, und wie steht der schwäbische Bauerntroß und Spaß hinter allem Getriebe. Peter Dörfler, der geistliche Herr aus uraltem vielköpfigen Bauerngeschlecht im bergklaren Reichsßuden, kann dem deutschen Volk, dem er schon manches gab, vielleicht bald eines der Bücher geben, die es not hat wie Brot, wenn er sein stattdliches Gut und Erbe an Blut und Seele nicht verzettelt. z.

„Das ist Altösterreichs Siegesschritt!“ Ein Buch von Sabsburgs Kriegen und Siegen von Oskar Hellmann. Glogau und Leipzig, Verlag Hellmann. 1916.

Dieser Schrift, die ausgesprochenemassen „zur besseren wechselseitigen Kenntnis zwischen den Bundesgenossen“ beitragen will, läuft doch nebenbei ein Verschen unter,

das zu charakteristisch ist für den Grad der bisherigen „wechselseitigen Kenntnis zwischen den Bundesgenossen“, als daß es ignoriert werden könnte. Der Verfasser sagt nämlich: wie der Reichsdeutsche seine patriotischen Lieder, so singe der Österreicher begeistert sein altes, ewigjunges „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ Und die meisten Reichsdeutschen sind derselben Meinung. Sollten die Österreicher wirklich so geschmacklos sein, in ihrem Vaterlandslied Gott zu bitten, daß er ihnen einen längst entschlafenen Kaiser, den „guten Kaiser Franz“ der napoleonischen Zeit, am Leben erhalten möge?! Wertwürdigerweise haben sechzig Jahre, seit 1854, noch nicht ausgereicht, die Reichsdeutschen merken zu lassen, daß der alte Text von Lorenz Leopold Haschka, weil er auf Kaiser Franz persönlich gedichtet war, zum alten Eisen geworfen und durch einen neuen ersetzt ist, der mit ihm nur die beiden Anfangsworte gemein hat:

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land.

So verbreitet ist diese Harthörigkeit bei uns, daß sogar ein Verfasser, der in der Dichtung Deutsch-Österreichs wohl bewandert ist, daran leidet. Die vorliegende Schrift selbst ist eine Mischung von Heldengeschichte und Liedgeschichte. In ihrem Kern geht sie bereits in die Zeit vor Ausbruch des Krieges zurück. Sie sollte die Einleitung zu einer bereits im Frühjahr 1914 angedeuteten Ausgabe des „Soldatenbüchleins“ des Freiherrn Joseph Christian von Jedlig bilden. Der Krieg ließ eine Verschiebung des Neudrucks geraten erscheinen, aber seine einleitenden Studien verwertete der Verfasser schon jetzt. Denn da er sah, daß die Verfasser der zahllosen Vorträge, Abhandlungen und Zeitungsartikel über das deutsche Kriegeslied nur seine Entwicklung nach der preußischen Seite verfolgten, beschloß er, hier ein Gegengewicht zu schaffen und sich des deutsch-österreichischen Kriegesliedes anzunehmen. Mit Recht! Er verfuhr dabei so, daß er vier große Männer in den Mittelpunkt stellte, Prinz Eugen, General Laudon, Erzherzog Karl, Graf Radetzky, und ihre wichtigsten Taten hervorhob.

4.

Des großen Königs Erbe. Von A. v. Janzon. 8°. 124 S. Berlin, Gebrüder Paetel. 1917.

Wie oft ist in dem gegenwärtigen Völkerringen schon der Vergleich mit dem Siebenjährigen Kriege gezogen worden; ein Verfahren, das keiner der gewaltigen weltgeschichtlichen Begebenheiten gerecht wird, sobald es sich auf die einzelnen Tatsachen bezieht, das aber wichtige militärische und politische Erkenntnisse vermittelt, sobald es sich mit den Sathandlungen und der ihnen zugrunde liegenden Gesinnung beschäftigt, die Einzigartigkeit und Unvergleichlichkeit der geschichtlichen Erscheinung also zu ihrem Recht kommen läßt. Dies ist der Weg, den einer der besten Militärschriftsteller der Gegenwart mit der vorliegenden Schrift eingeschlagen hat, indem er die Verbindungslinien zwischen dem Geiste der Kriegsführung Friedrichs des Großen und der heutigen knapp und klar zieht und auseinandersetzt, wie die Leitung des deutschen Heeres unter seinem obersten Kriegsherrn den friderizianischen Prinzipien in ihrem Wesen folgt, so stark sich auch die tatsächlichen Verhältnisse geändert haben mögen. Es gilt, auch bei dem Friedensschlusse das Erbe des großen Königs zu wahren: dem Deutschen Reiche die größtmögliche Stärkung diplomatisch zu erkämpfen und zu sichern. Eine Rückkehr zum Zustande vor dem Kriege würde eine Schwächung Deutschlands bedeuten, denn wir haben nicht, wie einst Friedrich der Große Schlesien im Siebenjährigen Kriege, unseren Siegespreis schon vorweggenommen, sondern dieser Kampf soll ihn uns erst eintragen. Unsere politische Lage ist schwieriger als die Friedrichs des Großen am Ende des Krieges, aber seine Gesinnung soll trotzdem die unsrige sein. Die Schrift sei allen nachdentlichen Lesern in militärischen und politischen Kreisen auf das wärmste empfohlen, gerade wegen der vornehmen Zurückhaltung, die der Verfasser in allen seinen Urteilen ausübt.

112.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Paul.** — Der bewußte Jemand. Komödie in fünf Akten von Adolf Paul. 187 Seiten. München, Albert Langen.
- Paul.** — Musiklehre in Erläuterungen, Beispielen und Aufgaben, bearbeitet von Ernst Paul. Zweiter Teil. 134 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1917.
- Peterjon-Berger.** — Breittopf und Särlets Musikbücher. Richard Wagner als Kulturreinigung. Sieben Betrachtungen von Wilhelm Peterjon-Berger. Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. 100 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1917.
- Petri.** — Zwangsverwaltung und Liquidation des feindlichen Vermögens im Inlande. Von Dr. C. Petri, Straßl. Geb. Rat, Unterstaatssekretär a. D. 26 Seiten. Straßburg i. G., R. Schusz und Co. 1917.
- Pfordten.** — Deutsche Musik auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt von Hermann v. d. Pfordten. 336 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.
- Piloty.** — Das parlamentarische System. Eine Untersuchung seines Wesens und Wertes. Von Dr. Robert Piloty, o. ö. Professor der Rechte an der Universität Würzburg. 81 Seiten. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Reithschild. 1917.
- Pischek.** — Die Königin von Lothringen. Dramatische Dichtung in drei Teilen von Adolf Pischek. 239 Seiten. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. 1918.
- Plenge.** — Die Revolutionierung der Revolutionäre. Von Johann Plenge. 134 Seiten. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. 1918.
- Pöck.** — Trina Goots Vermächtnis. Roman aus der Hamburger Elbmark von Wilhelm Pöck. 380 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.
- Pontow.** — Preußen und das Reichstagswahlrecht. Ein Wort in erster Stunde von Max Pontow. 168 Seiten. Leipzig, Theodor Weicher. 1917.
- Pontopyidan.** — Das gelobte Land. Roman von Henrik Pontopyidan. 2. Auflage. 388 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1918.
- Popp.** — Der kunstwissenschaftliche Unterricht, insbesondere auf den Hochschulen und Kunstschulen. Von Dr. Josef Popp, ab. Professor an der Techn. Hochschule in München. 12 Seiten. (69. Flug-schrift des Dürerbundes.) München, Georg v. W. Callwey.
- Presber.** — Notizen am Rande des Weltkrieges. Von Rudolf Presber. 202 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Pulver.** — Igerncs Schuld. Ein Kammerspiel in 4 Akten von Max Pulver. 115 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag.
- Rabes.** — Hinaus ins Freie! Anleitung zum Beobachten unserer heimischen Tiere und Pflanzen von Prof. Dr. O. Rabes, Oberlehrer am Städt. Lyzeum Halle a. S. 172 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917.
- Reimann.** — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 1500—1648. Von Dr. Arnold Reimann, Stadtschulrat in Berlin. 344 Seiten. Berlin, Georg Reimer. 1917.
- Reimwell.** — Mit dem Kaiser für Deutschland und die Welt. Ein Organisationsplan von Eduard Reimwell. 83 Seiten. Quer in Westfalen, Kommissionsverlag von Franz Arenhold, Buchhandlung.
- Reuter.** — Verlen aus dem Schase deutscher Dichtung. Proben zur Literaturkunde von Dr. Wilhelm Reuter. 4. verbesserte Auflage, bearbeitet von Lorenz Lüttken, Seminar-Direktor in Warendorf. 318 Seiten. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1917.
- Rohrbach.** — Die russische Gefahr. 7.: Die russische Revolution. Von Paul Rohrbach und Axel Schmidt. 96 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorn's Nachf. 1917.
- Roethe.** — Bismarck und das Gebot der Stunde. Rede auf dem Bismarck-Kongress des Berliner Bismarck-Ausschusses am 31. März 1917 von Dr. Gustav Roethe, Geb. Regierungsrat, Prof. an der Universität Berlin. 23 Seiten. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1917.
- Rose.** — Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll. Aus dem literarischen Nachlaß von Dr. Paul Rose herausgegeben von Dr. phil. Anton Heinrich Rose. 3. Aufl. 66 Seiten. Leipzig, Grunewald.
- Ruhl.** — Euer, der die Treue hielt. Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert von Ignaz G. Ruhl. 340 Seiten. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1917.
- Russische Revolution.** — Die russische Revolution. Authentische Beweise und Grundgebungen. Leipzig, Felix Meiner.
- Ruville.** — Die Herrin der Meere. Von Dr. Albert von Ruville. Bücher der Stunde. 107 Seiten. Regensburg, Friedrich Pustet. 1917.
- Sandt.** — Das Karussell des Lebens. Novellen- und Erzählbuch von Emil Sandt. Hamburg, Südborn-Verlag G. m. b. H.
- Schaufal.** — Selmat. Von Richard Schaufal. 69 Seiten. Wien und Prag, I. F. Schönböcker-Verlag. 1917.
- Scheel.** — Martin Luther. Vom Katholizismus zur Reformation. Von Dr. Otto Scheel, Professor an der Universität Erlangen. Zweiter Band: Im Kloster. Mit 16 Abbildungen. 458 Seiten. Erlangen, J. C. B. Mohr. 1917.
- Scherer.** — Die stille Stunde 4.: Emil Scherer, Bildner. 57 Seiten. Jhrich, Drei Jhrich.
- Schmidt-Frankfurt.** — Die deutschen Bauern in Südrussland. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation herausgegeben von E. Schmidt-Frankfurt a. D. 2. Aufl. 5. u. 6. Tausend. Mit einer Karte des deutschen Kolonisationsgebietes in Südrussland. Berlin, Deutsche Landwuchshandlung. 1917.
- Schmidy.** — Rudolf Fastenrath: Harald Schonharz, ein nordisches Schaupiel. Literarisch-kulturelle Studie von Dr. Otto Schmidy. 32 Seiten. Lugano-Magliaso, Verlag Ceresio.
- Schoenichen.** — Unsere Volksernährung auf der Grundlage unserer Landwirtschaft. 65 graphische Darstellungen mit erläuterndem Text in Verbindung mit Prof. Dr. Max Popp, Vorsteher der Landw. Versuchsanstalt in Oldenburg i. G. herausgegeben von Prof. Dr. W. Schoenichen. 46 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.
- Schönlank.** — In diesen Nächten. Gedichte von Bruno Schönlank. 72 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1917.
- Schrader.** — Konstantinopel. Vergangenheit und Gegenwart. Von Friedrich Schrader. 246 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1917.
- Schrörs.** — Deutscher und französischer Katholizismus in den letzten Jahrzehnten. Von Dr. Heinrich Schrörs, Prof. d. kath. Theologie an d. Univ. Bonn. 228 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1917.
- Schrott-Fiedtl.** — Sonnseitige Menschen. Roman von Hans Schrott-Fiedtl. 386 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.
- Schuchardt u. Schütte.** — Technisches Hilfsbuch. Herausgegeben von Schuchardt und Schütte. 4. Aufl. Mit 488 Abbildungen und 7 Tafeln. 418 Seiten. Berlin, Julius Springer. 1917.
- Schumacher.** — Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage. Von Prof. Fritz Schumacher, Baudirektor in Hamburg. (Wissenschaft und Bildung 145.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1917.
- Schwering.** — Belgien der Anbruch des Weltkrieges. Von Dr. Leo Schwering. Bücher der Stunde. 114 Seiten. Regensburg, Friedrich Pustet. 1917.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltan, Berlin-Zehlendorf.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Hierische Hofbuchdruckerei, Altenburg. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungserrechte vorbehalten.

Zur Entwicklung der kurländischen Verfassung.

Von

o o o

In den letzten Monaten des verflossenen Jahres haben die gewählten Vertreter aller Stände Kurlands, im Einvernehmen mit der Reichsregierung und entsprechend den Entschliessungen des Reichstagsausschusses, eifrig daran gearbeitet, eine neue, zeitgemäße und den praktischen Bedürfnissen der Gesamtvölkerung Rechnung tragende Form der Selbstverwaltung und Volksvertretung zu finden. Wie in Polen, so muß auch hier diese theils umformende, theils völlig neu aufbauende Tätigkeit in politischer und soziologischer Hinsicht in weit über die lokale Bedeutung hinausgehendes Interesse beanspruchen. Die Gegenwart eines Volkes, der Grad seiner durchschnittlichen politischen Reife, die Vorzüge und Mängel seiner staatlichen oder kommunalen Einrichtungen können meist nur aus seiner Vergangenheit, aus seinen historischen Schicksalen ganz richtig verstanden und gerecht beurteilt werden. Ein Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der kurländischen Verfassung erscheint deshalb heute um so mehr unerlässlich, als bei den buntscheckigen ethnographischen Verhältnissen und der überaus wechselvollen Geschichte des Landes die Erfordernisse der Gegenwart hier sonst ganz besonders leicht an einen falschen Maßstab der Beurteilung geraten könnten.

In den dreieinhalb Jahrhunderten, in denen Kurland zum deutschen Reiche gehörte, bildete es bekanntlich mit Preußen und Livland einen Teil des deutschen Ordenslandes, der während dieser ganzen Zeit geschichtlich weit weniger hervorgetreten ist als die beiden nördlichen Nachbarprovinzen. Der Orden hatte zwar die Hauptstützpunkte seiner Macht in Kurland und seit 1346 auch in Estland; aber die wichtigsten historischen Ereignisse, unter denen die fortwährenden Streitigkeiten zwischen dem Orden und dem Erzbischof von Riga sowie den völlig autonomen Bischöfen von Dorpat und Ösel dauernd in den Vordergrund traten, spielten sich vorwiegend auf dem Boden Livlands ab. Im Gegensatz zu Livland und Estland mit ihren mächtig emporblühenden Hansestädten, ihren reichen Kaufherren und stolzen Patriziergeschlechtern besaß Kurland noch gegen Ende der Ordensherrschaft nur drei kleine Städte, Windau, Goldingen und Bauske, während noch im sechzehnten Jahrhundert Mitau nur ein kleines Hafelwerk, das in neuester Zeit zur Großstadt gewordene Libau wenig mehr als ein unbedeutender Fischerhafen war. Während Riga

und Reval, die ihren Handel bis nach Südfrankreich und Portugal ausdehnten, mit ihrem üppigen Wohlstand schon früh auch zu Pflegestätten der mittelalterlichen Kunst wurden und die norddeutsche Kultur jener glanzvollen Zeit zu hoher Blüte entwickelten, ist Kurland in dieser Hinsicht zu jener Zeit hinter den Schwesterprovinzen wohl mehr als zwei Jahrhunderte zurückgeblieben. Diese mangelhafte Entwicklung des Städtewesens in Kurland ist hinsichtlich der sozialen Gliederung und der gesellschaftlichen Anschauungen dort bis in die neueste Zeit nicht ohne fühlbare Nachwirkungen geblieben.

Bald nachdem die livländischen Schwertritter von Riga aus Kurland erobert hatten, und trotzdem der deutsche Kaiser dem Orden noch 1231 seinen gesamten Besitzstand an der Ostsee feierlich garantiert hatte, griff der Papst Gregor der Neunte nochmals auf den schon von Innocenz dem Dritten ins Auge gefaßten Plan zurück, an der Ostsee einen päpstlichen Vasallenstaat zu begründen. Zu diesem Zweck erhob er den Mönch Balduin aus dem Kloster Alna in Flandern, der die Kuren schon vorher zur Unterwerfung unter die päpstliche Herrschaft bewogen hatte und nach heftigen Streitigkeiten mit dem Orden und dem Erzbischof von Riga Klage führend in Rom erschienen war, zum Bischof von Kurland, obschon der vom Rigaer Erzbischof ernannte Inhaber dieses Bistums, Lambert, noch am Leben war. Außerdem machte er ihn zum Legaten für Gotland, Finnland, Estland und Kurland und stattete ihn mit so weitgehenden Vollmachten aus, daß er wie ein Selbstherrscher im Lande schalten und walten konnte. Als Balduin, der als fanatischer Vorkämpfer der päpstlichen Politik zu den gefährlichsten Feinden Altlivlands gezählt werden muß, 1232 aus Rom wieder nach dem Norden kam, erregte er durch seine ungezügelte Herrschsucht den heftigsten Widerstand der Schwertbrüder, so daß es schließlich zu schweren Unruhen und in Reval zu einem blutigen Gemetzel kam. Der Papst sah sich genötigt, seinen Schützling bald wieder abzurufen und die Lösung der Wirren dem klugen und warmherzigen Legaten Wilhelm von Modena zu übertragen. Nachdem 1237 der Schwertritterorden sich aufgelöst hatte und im Deutschen Orden aufgegangen war, kam es zwischen dem letzteren und dem Bischof von Riga, Nikolaus, sowie dem päpstlichen Legaten Albert Suerbeer zu langjährigen Streitigkeiten, in denen es sich hauptsächlich um den Besitz von Kurland drehte. So sah sich Kaiser Friedrich, an den sich der Orden in dieser Streitsache gewandt hatte, 1245 genötigt, dem Orden nochmals durch eine kaiserliche Botschaft vor Verona die Herrschaft über Kurland feierlich zu garantieren. Der Papst Innocenz der Vierte mußte jetzt die Pläne seiner Vorgänger, aus Kurland einen Kirchenstaat zu machen, endgültig und für immer fallen lassen. Es kam dann 1251 durch ein Schiedsgericht, das auf päpstlichen Befehl in Lyon stattfand, zu einem endgültigen Kompromiß, nach welchem der Papst Kurland als einen Teil Preußens anerkannte und dem Orden zwei Drittel des Landes zusprach, während der vakante Stuhl des Bistums Kurland, das etwa de-

Zur Entwicklung der kurländischen Verfassung

westlichen Hälfte der kurlischen Halbinsel entsprach, mit dem Bettelmönch Heinrich von Luxemburg besetzt wurde. Diese territoriale Abgrenzung Kurlands blieb dann bis zum Ende der Ordensherrschaft und noch lange darüber hinaus bestehen. Der Bischof von Kurland war zwar autonomer Regent in seinem Gebiet, hatte aber — wenigstens nominell — den Orden als Oberherrn des ganzen Landes anzuerkennen. Auch die späteren Versuche der Kirchenfürsten im fünfzehnten Jahrhundert, dem Orden die Herrschaft im Lande streitig zu machen, hatten keinen Erfolg; der unselige Bürgerkrieg, den der Ehrgeiz des Erzbischofs von Riga, Silvester Stodewescher, entfesselt hatte, endete 1491 in der „Aussprüche“ zu Wolmar mit dem vollständigen Siege des Ordens. Die langwierigen Streitigkeiten des Ordens mit einem Hohenzollern, dem Bruder des Herzogs von Preußen, Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts können wir hier übergehen. Zu jener Zeit, als Markgraf Wilhelm als Koadjutor des Erzbischofs von Riga gegen die Ordensherrschaft kämpfte, war Kurland, wo die Reformation schon 1526 von Riga aus Einzug fand, bereits zum allergrößten Teil protestantisch; es gab selbst unter den Ordensbrüdern nur noch wenig gläubige Katholiken strenger Richtung.

Als 1561 dann der livländische Ordensstaat in innerem Elend und äußerem Drangsalen zugrunde ging, da verstand es der letzte Ordensmeister, Gotthard Kettler, ein schlauer und gewandter Politiker, die Herzogtümer Kurland und Semgallen (das Gebiet im Süden der Düna einschließlich Mitau) aus dem allgemeinen Zusammenbruch für sich zu retten. Bei der am 28. November 1561 zu Wilna abgeschlossenen Vereinbarung zwischen Herzog Gotthard und König Sigismund August, die von den Polen als „Unterwerfungspakten“, von den Kurländern wohl zutreffender als „Provisio ducalis“ bezeichnet wurde, erhielt der neue Herzog unter polnischer Lehensoberhoheit das ganze Gebiet, das der Orden bisher im Süden der Düna besessen hatte. Ausgeschlossen blieb zunächst das Bistum Kurland oder Pilten, das der letzte Bischof Johann von Münchhausen dem Herzog Magnus von Holstein verkauft hatte. In drei ungleiche Stücke zerfallend, ringsum von herzoglichem Gebiet umschlossen, war dieses Ländchen unter Umständen ein störendes Hemmnis, jedenfalls aber ein erstrebenswerter Besitz für den Herzog von Kurland. Außerdem kam in Fortfall das Amt Grobin mit Libau, das 1560 dem Herzog Albrecht von Preußen verpfändet worden war. In diesem südwestlichen Teile Kurlands hat sich dank dem preussischen Regiment am frühesten das protestantische Kirchen- und Schulwesen entwickelt; schon 1561 gab es in Grobin eine deutsche Stadtschule, die erste, von der wir in Kurland etwas wissen.

Bei dem Mangel an territorialer und nationaler Geschlossenheit und der Abhängigkeit von der polnischen Krone waren die Aussichten für das neu-entstandene Staatswesen nichts weniger als günstige. Dazu kam noch, daß

der erste Herzog nicht aus fürstlichem Geblüte war und deshalb den stolzen und selbstbewußten Landsassen nur als primus inter pares erscheinen konnte. Alle Verhältnisse des neuen Staates waren noch sehr unfertige; in der Hast und Eile der sturmbewegten Zeit waren vorläufig nur die allgemeinen Umrisse festgestellt worden; der Ausbau der Verfassung im einzelnen mußte der Zeit und den praktischen Bedürfnissen vorbehalten bleiben. Nach der Provisio ducalis sollte der Herzog, der zunächst gleichzeitig auch polnischer Statthalter von Livland blieb, die gleichen Rechte genießen und im gleichen Lebensverhältnis stehen wie der Herzog Albrecht von Preußen. Die fürstlichen Insignien erhielt er vom Könige jedoch erst 1565, nachdem er die Stadt Perna u für die polnische Krone erobert hatte. Als 1569 zu Lublin die litauisch-polnische Union vollzogen war, wurde am 3. August dieses Jahres auch das Herzogtum Kurland feierlich dem polnischen Reiche inkorporiert. Der Herzog hatte darum nachsuchen müssen, denn im Lehnrecht lag es begründet, daß nicht nur jeder neue Herzog nochmals formell die Belehnung verlangen mußte, sondern auch bei jedem Thronwechsel in Polen eine Erneuerung des Lebensverhältnisses vorgeschrieben war. Diese Ordnung ist auch von allen späteren kurischen Herzögen eingehalten worden. — War die Lehnsherrschaft auch polnisch und streng katholisch, so sollte die neue Staatsgründung in Kurland doch eine deutsche und evangelisch-lutherische sein. Die Freiheit des Augsbürgischen Bekenntnisses, das Recht auf deutsche Obrigkeit und die Besetzung aller Ämter durch Deutsche, Rechtsprechung nach dem deutschen Landesrechte waren die wichtigsten Punkte des „Privilegium Sigismundi Augusti“, das für Kurland die gleiche Geltung hatte wie für die polnische Wojewodschaft Livland. Die Landsassen Kurlands traten zur Landesherrschaft in das Verhältnis der „Untertanen“ und mußten eidlich geloben, „ihrem Landesfürsten treue und gehorsame Untertanen“ zu sein. Im übrigen war im königlichen Privilegium ausdrücklich bestimmt, daß die sehr weitgehenden Vorrechte des Adels den landesherrlichen Rechten des Herzogs „nicht präjudizierlich“ sein sollten. Die Landsassen hatten bei der Auflösung des Ordens natürlich nicht vergessen, ihren Vorteil wahrzunehmen und ihre stark bevorrechtete Stellung, die jetzt im königlichen Privileg bestätigt wurde, für die Dauer zu sichern. In der Ordenszeit hatten die Grundbesitzer ihre Güter ursprünglich nur nach Lehnrecht besessen, das sowohl das freie Verfügungsrecht, wie besonders das Erbrecht stark einschränkte. Aber im Laufe der Jahrhunderte hatten die Lehnsgüter schließlich ihren alten Charakter verloren, so daß sie nach Erbrecht auch auf fernerstehende Verwandte übergehen durften und ein Heimfall solcher Güter an den Lehnsherrn wohl nur selten vorkam. Dieser bereits gewohnheitsrechtlich bestehende Zustand wurde im Privilegium Sigismundi Augusti als rechtmäßiger anerkannt, ferner die Befreiung von allen Abgaben und Zöllen, die gutherrliche Patrimonial-Gerichtbarkeit über die auf den Gütern angesessenen Bauern und das Recht der

Zur Entwicklung der kurländischen Verfassung

freien Jagd“ in ganz Kurland, mit Einschluß der staatlichen Forsten (!). In dem „Privilegium Gotthardinum“ vom 25. Juni 1570 wurden die wesentlichsten und besonders für Kurland anwendbaren Punkte des Sigismundischen Privilegs zusammengefaßt und bildeten fortan die Grundlage der Rechte der kurländischen Ritterschaft. Gewisse Lehnspflichten blieben aber auch jetzt noch bestehen, so namentlich der „Kopfdienst“, das heißt die Verpflichtung, im Falle des Aufgebots von je zwanzig „Saken“¹⁾ einen gewaffneten Reiter zu stellen. Der Landtag von 1579 setzte die Kriegsleistung auf dreihundert Rosse fest, von denen der Herzog als größter Grundbesitzer den dritten Teil zu stellen hatte.

Die Regierung und Verwaltung des Landes ruhte vor allem in den Händen der herzoglichen Kammer, die nach der Kanzleiordnung von 1581 aus dem rechtsgelehrten Kanzler, einem gelehrten Räte, zwei Sekretären und drei „Gesellen“ bestand. Daneben hat zunächst auch ein „Landesrat“ fortbestanden, der schon zur Ordenszeit aus von der Landschaft Kurlands und Semgallen gewählten „Landräten“ sich zusammensetzte, aber schon bald verschwunden ist. Die Zahl der Räte des Herzogs wurde 1570 auf drei Kammerräte vornehmen Standes festgesetzt, daneben aber auch „eigliche gelehrte Hofräte“ für nötig erachtet. Die landesherrliche Macht fand ihre Schranke in den Landtagen, deren Zustimmung zu allen Akten der Gesetzgebung erforderlich war. Sie setzten sich aus den herzoglichen Räten, der Ritterschaft und ganzen Gemeinde der Landschaft zusammen; nur für gewisse Ausnahmefälle wurde vom Landtagschluß von 1568 ein Deputiertenauschuß in Aussicht genommen, der später zur Regel geworden ist. In den Zeiten des Krieges und des Überganges zu neuen staatlichen Zuständen waren die Rechtsverhältnisse im Lande vielfach in Unordnung geraten. Für sie wurde deshalb schon auf den ersten Landtagen Sorge getragen. Von den Intergerichten, das heißt den Patrimonialgerichten, den Oberhauptmannsgerichten, die den Bezirken der früheren Ordenskomture entsprachen, und den städtischen Magistraten konnte an das herzogliche Hof- und Kammergericht appelliert werden, zu dessen Bestande fürstliche Räte gehören sollten. Nach dem Landtagschluß von 1572 sollten bei Streitigkeiten zwischen Herzog und Untertanen vom Eide entbundene Kommissarien entscheiden, die von beiden Teilen zu ernennen waren. Wenn auch dieses Mittel zu keiner Einigung führen würde, oder bei offenen Rechtsverletzungen von seiten des Herzogs, sollte die gesamte kurländische Ritterschaft als solche an den König von Polen appellieren können. Dieses für den Herzog sehr nachteilige Recht hat der kurische Adel länger als zwei Jahrhunderte leider nur allzusehr ausgenutzt. Es kam bei allen wirklichen oder vermeintlichen Rechtsverletzungen

¹⁾ Der „Saken“ ist ein dem Reinertrage des Kulturlandes entsprechendes Wertmaß, das etwa der Hälfte eines kleinen Bauernhofes entspricht (untere gesetzliche Grenze 8 Saken).

durch die Herzöge zu unaufhörlichen Appellationen der Landschaft an den polnischen König, die eine immer größere Schwächung der herzoglichen Gewalt und damit schließlich den Ruin des Staatswesens zur Folge hatten. Während in Livland der berühmte Statthalter von Riga Jan Chodkiewicz, ein polnischer Herzog Alba, in rücksichtslos roher Weise die polnische Schandwirtschaft eröffnete, ist die polnische Regierung im Lehnsherzogtum Kurland freilich niemals so brutal aufgetreten, wie Jahrhunderte später die rohe moskowitzische Faust unter Alexander dem Dritten. Sie hat vielmehr diplomatisch stets sehr geschickt gehandelt, indem sie bei jeder durch einen Streitfall sich bietenden Gelegenheit eine Kommission aus Warschau nach Mitau entsandte, die sich stets für den Adel entschied, wenn es gegen den Herzog ging, dagegen für die Städte, wenn diese mit der Ritterschaft einen Konflikt hatten. In dieser unleugbar sehr geschickten Weise suchte Polen die Erstarkung der beiden wesentlichsten Machtfaktoren in Kurland hintanzuhalten und ist für den inneren Frieden des Landes dauernd von verhängnisvollster Wirkung gewesen. Die in Deutschland wohl ziemlich allgemeine Unkenntnis dieser dunklen polnischen Seiten der kurländischen Geschichte ist gegenwärtig auch bei deutschen Reichstagsabgeordneten recht kraß zutage getreten, worauf wir weiter unten noch zurückkommen wollen.

Wie schwer es Herzog Gotthard hatte, mit seinen trozigen Landsassen auszukommen, zeigt unter anderem die Episode mit dem ehemaligen Komtur von Doblen, Thieß von der Recke, der dem Herzog die Huldigung verweigerte, dem Könige von Polen direkt den Lehnseid leistete und als kleiner selbstständiger Dynast in Doblen herrschen wollte. Erst die förmliche Belagerung Doblens zwang ihn zur Unterwerfung. Durch solche Streitigkeiten und die störenden Eingriffe von seiten der polnischen Regierung beständig behindert, hat der erste Herzog von Kurland doch schon recht viel für sein Land tun können, namentlich durch die Entwicklung des protestantischen Kirchen- und Schulwesens, wobei ihn sein trefflicher Kanzler Salomon Henning unterstützte. Nachdem schon 1563 der Superintendent Stephan Bülow durch eine Kirchenvisitation auf Befehl des Herzogs die überaus traurigen kirchlichen Verhältnisse Kurlands festgestellt hatte, kam es 1567 zu einem Landtagsbeschluss von größter Bedeutung, nach welchem nicht weniger als siebenzig Kirchen im Lande erbaut werden sollten, daneben viele Schulen und Armenhäuser. Die Lasten und Kosten nahm der Herzog meist auf sich, doch fiel ein großer Teil der Kirchenbauten der Ritterschaft zu. Aus der letzteren sind vielfach die Kirchenpatronate hervorgegangen, die in neuester Zeit der lettischen Demokratie als besonders beliebter Agitationsstoff dienen. Die für Kurland grundlegende Kirchenreformation und die neue Kirchenordnung erschienen 1572. — Als der Regent des Bistums Kurland, Herzog Magnus von Holstein, 1583 starb, versuchte Herzog Gotthard, das Stift seinem Lande einzuverleiben. Dieser Versuch mißlang, denn die polenfeindliche stiftische Ritterschaft schickte

Zur Entwicklung der kurländischen Verfassung

unter Johann von Behr eine Gesandtschaft an den Bruder des verstorbenen Herzogs Magnus, den König Friedrich den Zweiten von Dänemark, mit dem Ersuchen, ihr Ländchen unter dänische Oberhoheit zu stellen. In der Folge kam es dann zu einem mehrere Monate währenden „Kriege“ zwischen Polen und dem Stift Piltten, der dann noch fast zwei Jahre diplomatisch zwischen Warschau und Kopenhagen fortgesetzt wurde. Schließlich kam es 1585 zu einem Ausgleich, durch welchen das Stift zwar Polen zufiel, aber dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg verpfändet wurde.

Zwei Jahre später starb Gotthard Kettler, über den manches harte Urteil gefällt worden ist, denn durch seine hinterhältige Politik gegen den Orden bis 1561 und seine Intrigen gegen seinen Vorgänger Wilhelm von Fürstenberg hat er in der That eine recht häßliche Rolle gespielt. Trotzdem kann ihm die Geschichte die Anerkennung nicht versagen, daß er als Herzog durch seine umsichtig und voller Hingabe geleistete Arbeit die Grundlagen des heutigen protestantischen Kurlands geschaffen hat. Sein Testament, in welchem er keinen seiner beiden Söhne Friedrich und Wilhelm von der Regierung ausschließen wollte, ist bezeichnend für die privatrechtliche Auffassung jener Zeit vom Staate und Staatsgute. Als der jüngere Bruder mündig geworden war, kam es 1598 zu einem verhängnisvollen Vertrage, nach welchem Friedrich Semgallen mit Mitau und Wilhelm das westliche Kurland mit der Residenz Goldingen erhielt. Herzog Wilhelm erreichte es nach langwierigen Verhandlungen erst 1612, daß ihm das mittlerweile in den Pfandbesitz des Kurfürsten von Brandenburg übergegangene Stift Piltten endlich abgetreten wurde. Durch den heftigen Widerstand des stiftischen Adels und eine polnische Kommission, die 1616 ins Land kam, wurde das so lange erstrebte Gebiet dem Herzog Wilhelm und dem herzoglichen Hause wieder entzogen. Auf die durch die unglückliche Doppelregierung hervorgerufenen inneren Wirren und Zwistigkeiten können wir hier nicht näher eingehen; nur soviel sei bemerkt, daß die erbitterten Streitigkeiten des Adels mit dem Herzog Wilhelm ihren tragischen Höhepunkt in der rohen Niedermetzlung der Gebrüder von Nolde erreichten, die an der Spitze der gegen den Herzog gerichteten Bewegung gestanden hatten. Diese Bluttat, die auf Befehl Herzog Wilhelms 1615 in Mitau vollführt wurde, bot der polnischen Regierung wiederum die willkommene Gelegenheit, mit dem ganzen Vollgewicht ihrer Macht in die kurischen Sündel einzugreifen. Schon am Schlusse dieses Jahres bildete sich auf die Klagen der Ritterschaft eine polnische Kommission unter dem Vorsitz Otto Schenkings, des katholischen Bischofs von Wenden, eines livländischen Renegaten. Im Januar 1616 erging an die gesamte Ritter- und Landschaft das Ausschreiben eines Landtages in Mitau, zu dem die beiden Herzöge als Angeklagte zitiert wurden. Während Herzog Friedrich die Kommission anerkannte, wurde ihre Zitation vom Herzog Wilhelm überhaupt nicht angenommen. Schon vorher waren die Herzöge vor den Reichstag nach Warschau geladen worden,

wo Wilhelm in contumaciam verurteilt wurde, während Friedrich sich durch seine Räte Manteuffel und Dreyling erfolgreich vertreten ließ. In dieser Bedrängnis zwischen der anmaßenden Lehnsherrschaft und dem erbitterten Adel Kurlands suchten die Herzöge mit dem Könige Gustav Adolf anzuknüpfen, um ihr Land unter schwedische Oberhoheit zu bringen. Namentlich Wilhelm ließ durch den Abenteurer Wolmar Farenzbach, der sich vorher als polnischer Statthalter von Livland unmöglich gemacht hatte, mit dem Schwedenkönige verhandeln, der schon längere Zeit mit Polen im Kriege lag. Gustav Adolf hat sich anfänglich durch seinen Rat Adam Schrapffer zwar auf diesen Handel eingelassen, ließ die Sache dann aber fallen, weil das Waffenglück zunächst gegen ihn entschied.

Im Januar 1617 begannen der kurländische Landtag und die polnische Kommission ihre Arbeiten. Die letztere hatte die Aufgabe, die Poldesche Angelegenheit zu untersuchen, alle Beschwerden zu erledigen und vor allem eine Reform des kurländischen Gerichtswesens durchzuführen. Nachdem Herzog Friedrich vor der Kommission einen Reinigungs Eid hinsichtlich des Mitauer Mordes geleistet hatte, kam es zu einer Ausöhnung zwischen ihm und der Ritterschaft, während sein Bruder Wilhelm sein Land verlor und schließlich nach Schweden flüchten mußte. Wichtiger war die Neuordnung der kurländischen Verfassung, bei der die polnische Kommission in erster Linie Geburtshelferdienste leistete. Die neue Verfassung bestand in der „Formula Regiminis“, die das neue Verwaltungsrecht enthielt und alle Landtagsbeschlüsse seit Gründung des Herzogtums einfach aufhob, und in den „Kurländischen Statuten“, in denen das reformierte Landrecht seinen gesetzlichen Ausdruck fand. Nach der Regimentsformel standen fortan dem Herzog als Oberräte (Supremi Consiliarii assessores) der Landhofmeister, der rechtsgelehrte Kanzler, der Oberburggraf und der Landmarschall zur Seite, außerdem zwei gelehrte Räte, die auch „wenn möglich“ Edelleute sein sollten. Diese Räte bildeten zugleich das „Hofgericht“, das als Appellationsinstanz entschied, in allen Kriminalsachen von Edelleuten aber, durch vier Oberhauptleute verstärkt, die erste Instanz bildete. In diesen Fällen konnte auch an die königlich-polnischen „Relationsgerichte“ appelliert werden. Die erste Gerichtsinstanz bildeten die Oberhauptleute von Mitau, Selburg, Goldingen und Tuckum, die allmählich in das Kollegium der Oberräte aufrückten und sich ihrerseits aus den ehemaligen, vorwiegend mit polizeilichen Funktionen betrauten Hauptleuten zusammensetzten. Die Ernennung der Oberhauptleute erfolgte durch den Herzog. In den Städten waren Jurisdiktion und Polizei den Magistraten oder Stadtvögten anvertraut. Von Wichtigkeit war die Bestimmung, daß jeder Streitfall zwischen dem Herzog und einem Edelmann direkt vor dem Könige verhandelt werden sollte, der in einem solchen Falle den herzoglichen Untertanen Sicherheit und freies Geleit zu gewährleisten hatte. Auch in den Fragen des „Rosßdienstes“ und

Zur Entwicklung der kurländischen Verfassung

des „Indigenats“ fiel die Entscheidung für den Adel günstig aus. Der im Gegensatz zu der „Hofesfahne“ des Herzogs unter der Adelsfahne stehende Hofdienst konnte fortan nur vom Könige aufgeboden werden. In der Indigenatsfrage wurde festgesetzt, daß die Aufnahme und der Ausschluß von Edelleuten nur der „Ritterbank“ des Adels, nicht aber dem Herzog zustand.

Die jetzt festgesetzte Landtagsordnung war die folgende: Alle zwei Jahre tritt in Mitau der Landtag zusammen und zwar nur als Versammlung der Deputierten der Kirchspiele, der „Landboten“, denen die Verhandlungsgegenstände (Deliberationen) zeitig mitzuteilen sind. Den Vorsitz hat der Landmarschall zu führen. In dringenden Fällen kann der Herzog noch Rücksprache mit seinen Räten auch außerordentliche Landtage einberufen; tut er es nicht, so werden sie auf königliche Anordnung berufen. Wenn der Herzog sich weigert, zur Erörterung von Beschwerden, die das Recht des Landes betreffen, einen Landtag anzufagen, so hat jeder einzelne Edelmann das Recht, dem Könige davon Mitteilung zu machen. — Nur die neuen kurländischen Statuten entsprachen nicht ganz den Wünschen der Ritterschaft, weil bei ihrer Abfassung das römische Recht in einem Grade berücksichtigt wurde, der dem bisherigen Rechtsleben und den alten baltischen Rechtsanschauungen fremd gewesen war. Auch gegen die von der polnischen Kommission dekretierte Einführung des Gregorianischen Kalenders, der damals noch von allen protestantischen Mächten abgelehnt wurde, sträubten sich die Kurländer, so daß noch Jahrzehnte vergingen, ehe die neue Zeitrechnung in den allgemeinen Gebrauch überging.

Im übrigen hat der Kampf zwischen Adel und fürstlicher Gewalt, der sich zu jener Zeit auch in Polen und anderen Ländern abspielte, in Kurland 1617 mit dem fast vollständigen Siege der Ritterschaft über den Herzog und auch über die Städte geendigt. Während die letzteren bis dahin, namentlich auch während der Ordenszeit, an den Landtagen teilgenommen hatten, waren sie durch die Regimentsformel von jetzt an von diesen ausgeschlossen. Als der Herzog Friedrich 1625 einen „Generalkonvent“ aller und jeder Stände und Einwohner des Landes berief und auf diesem auch städtische Deputierte erschienen, wurde ihnen ausdrücklich erklärt, daß dieser erweiterte Landtag sich nur durch einen „außerordentlichen Notfall“ erkläre und der Formula Regiminis nicht Abbruch geschehen solle.

Auch der Nachfolger des 1642 verstorbenen Herzogs Friedrich, sein Neffe Jakob, bekanntlich der glänzendste Vertreter in der ganzen Reihe der kurlischen Herzöge, fand gleich nach seinem Regierungsantritt eine polnische Kommission im Lande vor, die ihm verschiedene, übrigens wenig belangreiche „Gravamina“ der Ritterschaft vorzulegen hatte. Auch dieser tatkräftige Fürst, einer der bedeutendsten Herrscher seiner Zeit, vermochte, indem er Handel und Industrie entwickelte, überseeische Kolonien erwarb und sich auf das städtische Bürgertum stützte, trotzdem die Macht des Adels nicht zu brechen. Als der

o o o

Herzog 1643 einen außerordentlichen Landtag aller Stände des Landes berufen wollte, scheiterte dieser Versuch am Widerstande des Adels. Auch 1644 und 1648 konnte die Forderung der Städte, an den Landtagen teilzunehmen, trotz der Unterstützung des Herzogs nicht durchdringen. Allerdings erreichte es eine städtische Deputation an den König Wladislaw den Vierten 1649, daß einem neuen Entwurfe des kurländischen Landrechtes die Bestätigung versagt wurde, bis auch die Städte ihn gutgeheißen hätten. Und in einem Reskript verfügte der König, daß den kurländischen Städten dieselben Rechte gehörten, wie denen des Herzogtums Preußen; ein Landstand, wie in Preußen, sind die Städte in Kurland aber niemals geworden. Während der herzoglosen Zeit (1658 bis 1660), als Herzog Jakob als Gefangener der Schweden in Narwa interniert war, wurde das Land von sechs stellvertretenden Oberräten verwaltet, die auf einer kurländischen Landesversammlung in Memel gewählt waren. Nachdem der Herzog auf die energische Forderung seines Schwagers, des Großen Kurfürsten, befreit worden war, betrieben unter anderen auch Ludwig der vierzehnte von Frankreich und die Kurfürsten von Mainz und Köln seine Restituierung im Herzogtum auf der früheren verfassungsrechtlichen Grundlage.

Der seit 1686 regierende Sohn Herzog Jakobs, Friedrich Casimir, hatte gleichfalls schwere Kämpfe mit der Ritterschaft zu bestehen. Nachdem der junge Zar Peter auf seiner Rundreise zu ausländischen Fürstenhöfen 1697 auch Mitau besucht hatte, begann aber jetzt neben dem polnischen Einfluß auch der russische aus dem aufstrebenden Moskau nach dem „Gottesländchen“ zu dringen. Als Friedrich Casimir schon 1698 starb, war sein Sohn Friedrich Wilhelm erst sechs Jahre alt. Nach der Regimentsformel hätte die Vormundschaft den Oberräten zufallen müssen; aber dem Oheim des Prinzen, Herzog Ferdinand, der früher preußischer Generalleutnant gewesen war, gelang es, beim Könige von Polen (August dem Starken) durchzusetzen, daß ihm die vormundschaftliche Regierung übertragen wurde. Es folgten nun erbitterte und langwierige Kämpfe zwischen Herzog Ferdinand und der Ritterschaft, die wieder durch die Vermittlung einer polnischen Kommission ihren landesüblichen, zeitweiligen Abschluß fanden. Das Resultat der diesmaligen Einmischung waren die „kommissarischen Dequisitionen“ von 1717, die im allgemeinen einer völligen Niederlage des Herzogs Ferdinand gleichkamen. In den Verfassungskämpfen, die dieser Entscheidung vorausgingen, begegnen uns zum erstenmal die Bezeichnung „Brüderliche Konferenz“ für Versammlung des gesamten Adels (1712) und der Titel des „Landesbevollmächtigten“ (1715), Ausdrücke, die heute noch gebräuchlich sind. Der Versuch des polnischen Reichstages, nach dem Tode des Herzogs Ferdinand Kurland vollständig dem polnischen Staate zu inkorporieren, scheiterte 1737 in erster Linie an dem Widerstande der russischen Politik.

In diesem Jahre wurde auf Betreiben der Kaiserin Anna ihr Günstling

Zur Entwicklung der kurländischen Verfassung

Ernst Johann von Bühren, genannt Biron, Herzog von Kurland, so daß von jetzt an die Geschichte des Herzogtums in unlösliche Verbindung mit der wechselvollen Geschichte des russischen Hofes gerieten. Endgültig befestigte sich der russische Einfluß in den zwei Jahrzehnten der herzoglosen Zeit (von 1740 bis 1759), als die kurländischen Oberräte das Land regierten. Die eigentlich maßgebende Persönlichkeit in Kurland wurde jetzt der Kammerherr von Buttlar, der bis 1757 russischer Resident in Mitau war. Das Gleiche gilt von seinem Nachfolger Karl von Simolin, der von 1758 bis 1778 die russische Politik in Kurland vertrat. Diese beiden russischen Residenten waren geborene Kurländer und daher ganz besonders geeignet, einen großen Teil ihrer Landsleute für die russische Sache zu gewinnen. Diese Verhältnisse mußte man im Auge behalten, um die traurige Epoche des letzten kurländischen Herzogs Peter ganz zu verstehen. Seine Regierung (1769 bis 1795) war nichts als ein aussichtsloser und verzweifelter Kampf gegen den völlig unmotivierten Uebel. Während ein großer Teil der Ritterschaft beim Zusammenbruche des polnischen Staates ein Fortbestehen des Herzogtums unter russischer Lehnsheerrschaft erstrebte¹⁾, erreichte eine zwar nicht große, aber einflußreiche Partei unter der Führung von Howen die unbedingte und von allen Garantien durch die Nachbarstaaten absehende Unterwerfung unter das russische Zepter. Die von Peter dem Großen schon 1710 für Livland und Estland garantierte Verfassung erhielten jetzt auch die Kurländer, aber nicht auf Grund von Kapitulationen, sondern als „Gnadengeschenk“ der Kaiserin. So endete 1795 das Herzogtum sein durch innere Zerfahrenheit, polnische Intrigen und eigensüchtige Gesinnung zerrüttetes staatliches Dasein in wenig harmonischer Weise.

Unter russischer Herrschaft ist der Zeitraum von 1795 bis 1885, als der polnische Einfluß ausgeschaltet war und die russische Regierung noch fast gar nicht in die Selbstverwaltung des Landes störend eingriff, für Kurland die glücklichste Zeit gewesen, eine Periode ruhiger und stetig fortschreitender Entwicklung. In dieser Epoche ist der durch Energie und Intelligenz sich auszeichnende kurländische Uebel auch zu dem Grade staatsbürgerlicher und sozialpolitischer Reife gediehen, die ihn befähigte, für das Gesamtwohl des Landes Bedeutendes zu leisten, während die übrigen baltischen Ritterschaften schon unter der bis zur Zeit Karls des Ersten vortrefflichen schwedischen Regierung eine sehr nützliche staatsbürgerliche Schulung durchgemacht hatten. Als Marksteine des Fortschrittes im neunzehnten Jahrhundert erscheinen in Kurland die Jahre 1817, als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde und die neue Bauernverordnung erschien, sowie die Jahre 1863 bis 1869, in denen die kurländischen Agrarreformen ihren Abschluß fanden. Im achtzehnten Jahrhundert hatte es in Kurland eine Agrarfrage überhaupt nicht gegeben; aus

¹⁾ Supplik vom 19. November 1794.

den einwandfreien Zeugnissen unparteiischer Zeitgenossen wissen wir, daß damals viele leibeigene Bauern zu großem Wohlstande gelangten, woraus zu ersehen, daß die Leibeigenschaft in Kurland mit hartem wirtschaftlichem Druck jedenfalls nicht verbunden war. Der Übergang von der Leibeigenschaft zum wirklich freien Staatsbürgertum erfolgte in Kurland, ebenso wie in Westeuropa, nur allmählich und schrittweise. Die Schollenpflichtigkeit und die Fronpacht blieben zunächst noch bestehen; die erstere wurde 1833 aufgehoben, jedoch ohne Ansiedlungsrecht in den Städten, während der Landtag von 1845 sich dafür aussprach, die Fronpacht durch die Geldpacht zu ersetzen. Die wichtigsten Reformen brachte erst der Landtag von 1863 mit den neuen „Agrarregeln“, durch welche die Geldpacht erst obligatorisch wurde, ebenso die Entschädigung für Meliorationen, sowie das Vorpacht- und Vorkaufrecht für die seitherigen Pächter des betreffenden Grundstücks; außerdem wurde die Dauer der Pachtverträge auf zwölf Jahre festgesetzt. Nachdem 1866 eine neue Landgemeindeordnung mit „Wohlfahrtsregeln“ eingeführt war, wurde 1867 auf dem Verordnungswege das Bauernlegen ganz untersagt und auf Vorstellung der Ritterschaft durch Beschluß des Ministerkomitees der Verkauf aller zu den Rittergütern gehörigen Pachthöfe gestattet. Seit 1869 wurde von der Regierung auch auf den fiskalischen Gütern der Übergang der Pachtgrundstücke in das Eigentum der Pächter in die Wege geleitet. Die kurländischen Agrarregeln von 1863 gingen in liberaler Richtung nicht ganz so weit, wie die entsprechenden Reformen in Livland und Estland, wo das Bauernland der ausschließlichen Benutzung durch Glieder der Bauerngemeinde vorbehalten blieb; aber die Bauernschaft Kurlands ist trotzdem durchschnittlich zu noch größerem Wohlstand gelangt, als in den Nachbarprovinzen, was sie in erster Linie der Fürsorge und Liberalität des Adels zu danken hat. Dabei ist sehr zu beachten, daß die Arrondierung der zerstreuten bäuerlichen Grundstücke, die in Preußen wegen der gebundenen Flurverfassung dem Staate ungeheure Kosten verursacht hat, in den drei baltischen Provinzen vom Adel ohne jede staatliche Beihilfe durchgeführt wurde.

Die unterste Selbstverwaltungseinheit bildet in den baltischen Provinzen die Landgemeinde mit den Gemeindeversammlungen und dem Gemeindeauschuß. Das Kirchspiel ist dagegen in Kurland nicht wie in Livland eine Selbstverwaltungseinheit, denn die dreiunddreißig „politischen“ Kirchspiele (im ganzen gibt es in Kurland hundertdrei Kirchspiele in acht Sprengeln) bilden nur Abteilungen des Landtages. Abgesehen von der Landgemeinde, ruht demnach in Kurland die ganze ländliche Selbstverwaltung in den Händen des Landtages und der sonstigen ritterschaftlichen Institutionen, zu deren Geschäftskreis alle das Wohl der Ritterschaft und des ganzen Landes betreffenden Angelegenheiten gehören. Personen bürgerlichen Standes konnten erst seit dem Landtagsbeschluß von 1866 Eigentümer von Rittergütern werden; seit 1881 erhielten sie auch Sitz und Stimme auf den Landtagen, wodurch die

Zur Entwicklung der kurländischen Verfassung

bisherige Adelsverfassung sich in eine reine Agrarverfassung wandelte. Unter Alexander dem Dritten wurden von 1886 bis 1889 das Schulwesen, die Polizei und die Justiz der Kompetenz der Landtage entzogen, im übrigen aber von ihm und seinem unglücklichen Nachfolger die ländliche Selbstverwaltung nicht angetastet; an Stelle der städtischen durch die Magistrate war schon 1877 die allgemeine russische Städteordnung eingeführt worden, die den Städten ein nicht geringes Maß von Selbständigkeit verlieh, aber bereits 1892 durch eine neue, ganz reaktionäre und die Selbstverwaltung fast völlig einschnürende Städteordnung ersetzt wurde. Die in ihren Grundzügen schon 1617 festgesetzte und bis zum Schlusse des Jahres 1917 bestehende Landtagsordnung hatte die nachstehend geschilderte Form.

Den 648 Rittergütern in Kurland entsprechen ebensoviele Landtagsstimmen, so daß der Eigentümer mehrerer Güter auch mehrere Stimmen abzugeben hat. Versammlungen aller Stimmberechtigten finden nur in besonders wichtigen Fällen statt und heißen „Allgemeine oder brüderliche Konferenzen“, die von einem für die Dauer der Session gewählten „Konferenzdirektor“ geleitet werden. Zu den gewöhnlichen Landtagen treten dagegen nur die drei- und dreißig politischen Kirchspiele zusammen, die dort auf den „Konvokationen“ unter Leitung des „Konvokanten“ gewählt werden. Zuerst finden hier „Relations-Konvokationen“ statt, auf denen eine genaue Instruktion für die Landboten entworfen wird. Die letzteren treten dann zum „Relationstermin“ in Mitau zusammen, um unter Vorsitz eines aus ihrer Mitte gewählten „Landbotenmarschalls“ über alle dem Landtage vorliegenden Angelegenheiten zu verhandeln. Hierauf finden wieder „Instruktions-Konvokationen“ in den Kirchspielen statt, auf denen die Landboten Bericht erstatten. Das Ergebnis der hier erfolgten Abstimmung wird alsdann im „Instruktionstermin“ zusammengestellt, zu dem die Landboten wieder nach Mitau kommen. — Außer den Landtagen werden auch Kreisversammlungen zur Entgegennahme der Berichte der Kreismarschälle abgehalten; in dringenden Fällen können auch „Oberhauptmannschafts-Versammlungen“ (zwei Kreise entsprechend) berufen werden, deren Vorsitzende gleichfalls die Kreismarschälle sind. Die laufende landschaftliche Geschäftsführung war bis 1915 ausschließlich dem „Engeren Ritterschaftskomitee“ übertragen, das unter dem Vorsitz des Landesbevollmächtigten aus den drei in Mitau residierenden Kreismarschällen, dem Obereinnehmer und dem Ritterschaftssekretär besteht. An den Plenarversammlungen dieses Komitees, das die Landtagsvorlagen zu begutachten hat, nehmen auch die sieben übrigen Kreismarschälle teil.

Man mag diese einseitig ständische Vertretung, die durch ihre historischen Ausgangspunkte und den kolonialen Charakter des Landes bedingt war, eine „Junkerherrschaft“ nennen, obschon die heutigen baltischen Edelleute das Gegenteil von Junkern sind; jedenfalls aber wird jeder unbefangene Beurteiler zugeben müssen, daß wie die gesamte baltische Ritterschaft, so auch die kur-

ländische das Land weit gewissenhafter verwaltet und ihre sozialen Pflichten weit besser erfüllt hat, als zum Beispiel der englische Adel in Irland. Gerade die ständische Einseitigkeit der Landesverwaltung und die korporative Geschlossenheit des Adels haben besonders im neunzehnten Jahrhundert erzieherisch gewirkt und ein Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Gesamtwohl des Landes großgezogen, das jede nur einseitige Berücksichtigung des eigenen Vorteils ganz ausschloß. So wird zum Beispiel in Kurland nur das Hofesland, nicht aber das Bauerland, mit den sogenannten „Landespräsidenten“, das heißt den freiwilligen Kommunalsteuern durch Bewilligungen der Landtage, belastet. Der baltische Adel war sich überhaupt schon lange dessen bewußt, daß zwar „Verfassungen stillstehen, Völker aber fortschreiten“, und hatte deshalb schon 1885 den Entwurf einer erweiterten Landesverfassung, der namentlich die Bauern zu den Kreisversammlungen heranziehen wollte, der Regierung eingereicht. Dieses Projekt ist in Petersburg einer Prüfung überhaupt nicht gewürdigt worden; ebenso erging es den liberalen Reformprojekten, die im Sommer 1905 von den Landtagen aller baltischen Ritterschaften der Regierung zur Bestätigung vorgestellt wurden. Auch die Verfassungsentwürfe, die 1906 bis 1907 von den auf Bitte der Ritterschaften aus allen Ständen zusammengesetzten Provinzialräten ausgearbeitet wurden, fanden bei der Regierung keine Berücksichtigung. Da der Regierung bei ihrer Verhegungspolitik die Legende von der „Unterdrückung“ der Letten und Esten durch die „gewalttätigen Barone“ besonders brauchbar erschien, konnte sie liberale, vom Adel ausgehende Reformen natürlich unter keinen Umständen zulassen.

In der kurzen Zeitspanne von 1906 bis 1914, in den Kinderjahren der russischen Konstitution, bildeten sich in Kurland zahlreiche politische Gruppierungen, die zum Teil nur lokalpolitische Bedeutung hatten. Während die deutsch-baltischen Abgeordneten in der Reichsduma sich bekanntlich sämtlich den Oktobristen angeschlossen, entstanden in Kurland eine konservative „monarchisch-konstitutionelle“ und eine liberale „konstitutionelle“ Partei. Die erstere bestand aus dem Adel und dem größten Teil des deutschen Bürgertums; während die letztere ihre Stütze hauptsächlich unter den Deutschen Libauen fand. Unter den Letten traten die Sozialdemokraten, Kadetten und die konservative „lettische Volkspartei“ besonders hervor; die Progressisten, die der Oktobristen nahestehende „lettische Reformpartei“ und die Radikaldemokraten hatten nur geringe Bedeutung. Wir brauchen auf diese Parteibildungen hier um so weniger näher einzugehen, als sie gegenwärtig zum Teil ganz verschwinden, zum Teil einer völligen Umformung unterliegen müssen.

Nachdem die in sehr tüchtiger Hand ruhende deutsche Verwaltung Kurlands in zwei Jahren festen Boden im Lande gewonnen hatte, konnte auf der historischen, in Jahrhunderten gefestigten Grundlage endlich der schon lange von der gesamten Bevölkerung ersehnte Neubau der kurländischen Ver-

fassung in Angriff genommen werden. Eine namentlich den Lebensbedingungen der vorherrschend ländlichen Bevölkerung Rechnung tragende Selbstverwaltung und eine aus allen Ständen und Nationalitäten bestehende Volksvertretung waren die Ziele und wesentlichen Richtlinien dieser Arbeit. Noch bevor das zustimmende Gutachten des Reichstagsausschusses erfolgt war¹⁾, sind in deutschen Kreisen hier und da Stimmen laut geworden, die einen engen Anschluß Litauens und Kurlands an das selbständige Königreich Polen befürworteten. Die Auslassungen der Tagespresse über dieses Thema können wir hier als unwesentlich übergehen; aber eine schon 1916 verfaßte, 1917 veröffentlichte Schrift des Reichstagsabgeordneten Gothein²⁾ darf nicht übersehen werden, gerade weil sie in ihrem wirtschaftlichen Teil und in ihrer Darlegung der russischen Gefahr viel Beachtenswertes enthält. Der Verfasser entwickelt in dieser Arbeit den Plan eines „polnisch-litauisch-kurlischen“ Staates und meint, daß Polen damit die schwierige Aufgabe überkomme, die nationale und kulturelle Eigenart der verschiedenen Nationalitäten zu pflegen, sowie den Frieden unter ihnen zu wahren(!). Solche Anschauungen kann nur jemand vertreten, der nichts aus der Geschichte gelernt hat oder der polnischen Geschichte überhaupt ganz ahnungslos gegenübersteht. Gothein selbst zweifelt daran, daß die Polen imstande wären, eine solche Aufgabe zu erfüllen, und rät daher, „die verfassungsmäßigen Rechte der einzelnen Völkerschaften so festzulegen, daß nicht daran gerüttelt werden könne“. Schon die oben nur kurz skizzierten Beziehungen des alten Herzogtums Kurlands zu Polen zeigen uns zur Genüge, wie es in einem solchen Zukunftsstaate trotz aller Garantien und Verträge um den inneren Frieden bestellt sein würde.

Bei dem Ausbau der neuen Verfassung mußten die beiden Grundpfeiler, auf denen das ganze Leben Kurlands ruht, die deutsche Kultur der Oberschicht und der überwiegend agrare Charakter des Landes, natürlich fest im Auge behalten werden. Die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes, das so vielen Ideologen als die unerläßliche Vorbedingung für jeden politischen Fortschritt erscheint, wäre bei den immer noch sehr schroffen Kulturkontrasten innerhalb Kurlands hier einem politischen Selbstmorde gleich gekommen. Wenn schon an sich alle Staatsbildungen, auch die demokratischen Republiken, nur von einer Aristokratie in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, das heißt von einer Auslese der Besten des Volkes, gut regiert werden können, so gilt das ganz besonders vom Baltikum mit seiner eigenartigen historischen Entwicklung. Bei der Kompliziertheit der völkischen Ver-

¹⁾ Bei der in Deutschland weit verbreiteten Unkenntnis der deutschen Reichsverfassung ist es wohl nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß weder dem Reichstage noch dem Kaiser, sondern dem souveränen Bundesstaat das Recht zusteht, die Entscheidung über die politische Gestaltung eroberteter Gebiete nach dem Friedensschlusse zu fällen.

²⁾ „Das selbständige Polen als Nationalitätenstaat.“ Von Georg Gothein, M. d. R. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1917.

hältniſſe einerſeits, der Einfachheit der ſozialen Gliederung andererseits konnte deshalb in Kurland eine ſolche Ausleſe nur durch ein beruſſändiſches Wahlſyſtem ſichergeſtellt werden¹⁾.

Man hatte anfänglich die Abſicht, eine Landesvertretung zu wählen, in welcher die Zahl der ſtädtiſchen Abgeordneten etwa ein Drittel betragen ſollte. Maßgebend für dieſen Plan war die Thatſache, daß auch vor dem Kriege die ſtädtiſchen Verwaltungen in allen Städten Kurlands ſich in deutſchen Händen befanden, ſo daß man auf dieſe Weiſe dem Deutſchtum den möglichſt ſeiner kulturellen und wirtſchaftlichen Bedeutung entſprechenden Einfluß zu ſichern hoffte. Es zeugt von dem politiſchen Weitblick der Kurländer, daß ſie trotdem dieſes Projekt fallen ließen und es vorzogen, ſich bei dem neuen Wahlſyſtem in ſtreng gerechter Weiſe an die Statiſtik zu halten, nach der die ſtädtiſche, in Handel und Induſtrie wenig hervortretende Bevölkerung Kurlands nur 23 v. H. beträgt. Es war ja auch im Auge zu behalten, daß ſchon in nächſter Zukunft die nationalen und ſozialen Verhältniſſe einer weſentlichen Verſchiebung unterliegen dürften, indem durch die Landflucht der Letten ſowohl das ſtädtiſche Lettentum, wie durch die deutſche Beſiedelung das ländliche Deutſchtum ſich voraussichtlich bald erheblich vermehren werden.

Am 18. September trat der Landtag der kurländiſchen Ritter- und Landſchaft zum erſtenmal, ſeit deutſche Truppen den Boden Kurlands betraten, unter Führung des Landesbevollmächtigten Fürſten Lieven-Neuhof in althergebrachter Weiſe im Ritterhauſe zu Mitau wieder zuſammen. Der zum Vorſitzenden gewählte Landbotenmarſchall Herr v. Hoerner-Ihlen eröffnete die Sitzung mit einer Anſprache, in der er die außerordentliche politiſche Bedeutung dieſes Tages hervorhob und darauf hinwies, wie jezt der alte deutſche Gedanke an der Oſtſee wieder zu neuem Leben und zu neuen Hoffnungen erwache. Es folgte dann der Beſchluß über die Bildung einer allgemeinen, allſtändiſchen Landesverſammlung, die zur Beratung und Beſchlußfaſſung über allgemeine Landesangelegenheiten aus Vertretern des Groß- und Kleingrundbeſizes, des Adels, der Geiſtlichkeit und der Städte beſtehen ſoll. Die Zahl der Deputierten wurde auf 80 feſtgeſetzt, von denen je 27 vom Groß- und Kleingrundbeſitz, 4 vom Adel, 5 von der evangeliſch-lutheriſchen und katholiſchen Geiſtlichkeit und 17 von den Städten gewählt werden. Die Wahlen erfolgen mit einfacher Stimmenmehrheit innerhalb der einzelnen Stände. Die Vertreter der Bauernſchaft werden von Kreisverſammlungen der Gemeindeälteſten gewählt, und zwar je 4 aus den größeren, je 3 aus den kleineren Kreiſen. Die Ritterschaft wird durch die

¹⁾ Als Graf Hertling in ſeiner Rede im Abgeordnetenhauſe am 5. Dezember Biſmarck zitierte, vergaß er übrigens zu erwähnen, daß der eiſerne Kanzler das Dreiklaſſenwahlrecht deshalb abfällig beurteilt hat, weil er auch für Preußen das beruſſändiſche für beſſer hielt.

Zur Entwicklung der kurländischen Verfassung

Blieder des ständigen Ritterschafts-Komitees vertreten. Da vom Grund und Boden 40 v. H. den Großgrundbesitzern, 37 v. H. den Kleingrundbesitzern gehören, so entspricht die Vertretung der ländlichen Bevölkerung in der Landesversammlung fast ganz genau den Besitzverhältnissen. Zu den Domänen gehören 22 v. H. des Landes, und 1 v. H. ist Kirchenland oder städtischer Grund.

Schon am 21. September wurde die erste Sitzung der neuen Landesversammlung Kurlands im Thronsaal des alten herzoglichen Schlosses zu Mitau eröffnet. Erschienen waren alle 80 Vertreter der kurländischen Bevölkerung, unter denen sich 49 Deutsche, 29 Letten, 1 Litauer und 1 Jude befanden. Diese lettischen Vertreter, auf welche die wüste, immer zügelloser auftretende Pöbelherrschaft in Livland sehr stark einwirken mußte, haben sich auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes aus vollster Überzeugung und einmütig an die Seite der Deutschen gestellt, die, wie sie wissen, schon seit drei Jahrzehnten vergeblich für die Rechte der lettischen Bevölkerung eingetreten waren. In der Sitzung vom 22. September wurde aus der Mitte der Landesversammlung ein kurländischer Landesrat gewählt, der aus je 5 Vertretern des Groß- und Kleingrundbesitzes, einem der Ritterschaft, 3 Vertretern der Geistlichkeit und 4 der Städte bestehen soll. Damit hatte der Ausbau der neuen kurländischen Verfassung vorläufig seinen Abschluß erreicht. — In der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages vom 29. November teilte der kurländische Verwaltungschef, Abgeordneter von Gofler, mit, daß die gesamte kurländische Landesvertretung sich einmütig auf die Seite Deutschlands gestellt habe; der Landesrat könne erst zu gegebener Zeit einberufen werden. Er fügte hinzu, daß durch das Selbstbestimmungsrecht der Völker natürlich das deutsche Interesse nirgends in den Hintergrund gedrängt werden dürfe. — Die am 6. Dezember zusammengetretene außerordentliche Tagung der kurländischen Ritter- und Landschaft in Mitau war mit Kommissionswahlen beschäftigt, vor allem aber mit den Einzelheiten der Abtretung eines Drittels aller Rittergüter zum Zweck der staatlichen Wiederbesiedelung, die schon lange geplant war und auf dem Septemberlandtage ihre Bestätigung erhalten hatte. Dieses großzügige Opfer des kurländischen Adels ist natürlich an die Bedingung geknüpft, daß Kurland mit dem Deutschen Reiche vereinigt wird.

Die staatsrechtliche Stellung Kurlands kann erst endgültig bestimmt werden, wenn auch das Schicksal Livlands und Estlands entschieden ist. Unter dem Schutz und Schirm des Deutschen Reiches werden der kulturelle Hochstand der deutschen Kurländer und der tatkräftige, gesunde Kern des lettischen Bauernvolkes das fruchtbare Land jedenfalls zu ungeahnter Höhe emporblühen lassen.

Die märkische Ritterschaft und die preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820.

Von
Ernst Müsebeck.

Im zweiten Bande seiner Deutschen Geschichte erwähnt Heinrich v. Treitschke bei der Darstellung des Umschwunges, der bei der Beurteilung der Verfassungsfragen in den Kreisen des preußischen Hofes und der Berliner Regierung nach der Ermordung Rozebues und den Karlsbader Beschlüssen sich geltend machte, als besonders herausforderndes Anzeichen altständischer Angriffslust eine Immediateingabe der zauche-havelländischen Ritterschaft an den König vom 15. November 1819. Als er für seine Vorarbeiten die Akten des Geheimen Staatsarchivs benutzte, boten sie ihm weiter kein Material als die Eingabe nebst der scharfen ablehnenden Antwort des Königs, stellten also nur die Tatsachen selbst fest. Und diese nicht ganz richtig, denn der Plan zu jener Vorstellung und ihre Abfassung fallen bereits im wesentlichen vor die Zeit, als die Karlsbader Beschlüsse in Berlin bekannt wurden. Zwanzig Jahre später konnte Paul Bailieu in der Historischen Zeitschrift, Band 87, einen Brief des Kronprinzen an den Staatskanzler vom 25. Mai 1820 veröffentlichen, der mit jener Eingabe und der ablehnenden Antwort in ursächlichem Zusammenhange stand: das erste verhängnisvolle Eingreifen des Thronfolgers in die Verfassungsfrage. Neue Kenntnisse über jene Vorgänge vermittelte das inhaltreiche Buch „Vom Leben am preußischen Hofe“, nach Aufzeichnungen von Karoline v. Rochow, geb. v. d. Marwitz, und Marie de la Motte Fouqué. Danach sei die Anregung zu jener Eingabe an einem geselligen Tage in Reckahn entstanden, dem Sitze Gustav v. Rochows, des späteren bekannten preußischen Ministers des Innern, Gatten der Karoline. Für die Abfassung habe man den Publizisten Ludolph Beckedorff in Anspruch genommen, von dessen Feder die Aufgabe glänzend gelöst sei. Die Petition sollte von allen Ständen der Provinz unterschrieben werden, aber es habe zahlreiche „mécomptes“ gegeben, viele hätten sich zurückgezogen, so daß schließlich nur zwei Kreise, eben die genannten, unterzeichneten. Doch seien bald die meisten andern Kreise gefolgt. Einen dieser Rechenfehler wies das Promemoria des alten Landrates v. Pannwitz auf, betreffend die Vorstellung an des Königs Majestät und an des Herrn Staatskanzlers Fürsten Hardenberg

Märkische Ritterschaft und preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820

Durchlaucht, d. d. Schönfließ bei Berlin, 26. September 1819. Friedrich Meufel veröffentlichte das interessante Schriftstück im zweiten Bande seines Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz. Hiermit schien die Überlieferung über diese Handlung abgeschlossen zu sein, denn der zu Friedersdorf ruhende Nachlaß von Marwitz, dem Schwager Rochow's, enthält offenbar weiter keine Schriftstücke, die sich auf jene Eingabe beziehen. Da eröffnete sich eine neue, reichhaltige Quelle in dem Nachlasse des Ministers Gustav v. Rochow, der vor einigen Jahren an das Geheime Staatsarchiv gelangte. Nunmehr gewinnen wir auf Grund der erhaltenen Aufzeichnungen und Briefe ein fast lückenloses Bild aller dieser Vorgänge und ihres Zusammenhanges mit den vorausgegangenen Tatsachen. Sie gewähren für sich genommen einen reizvollen Einblick in die mannigfaltigen Anschauungen und Ziele der politischen Gruppen der märkischen Ritterschaft, und sie bilden als Gesamtheit ein eigentümliches Glied in der Kette von Tatsachenreihen, die schließlich das bis zu seinem Lebensende festgehaltene Ziel Hardenbergs, die Krönung der Reform durch eine einheitliche Gesamtstaatsverfassung, für lange Jahrzehnte scheitern ließen. Es wird sich also bei der folgenden Untersuchung nicht darum handeln, die gesamte Verfassungsfrage in diesen Jahren neu darzustellen, sondern vielmehr darum, die Position der märkischen Ritterschaft in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung eingehend zu würdigen. —

Entsprechend den Aufrufen aus Breslau vom 17. März 1813 hatte Friedrich Wilhelm der Dritte aus Paris am 3. Juni 1814 zwei Kabinettsordres „an mein Volk“ und „an mein Heer“ erlassen. Sie zeigten das Ende eines ungeheuren Kampfes an, aus dem Preußen siegreich hervorgegangen war. Der Friede sollte „in einer neuen Ordnung“ die Wunden heilen, die das letzte Jahrzehnt dem Lande geschlagen hatte. Aber wie würde diese neue Ordnung“ sich gestalten, würde sie das Reformwerk beendigen, das trotz aller vorhergehenden Pläne doch erst die Not der Zeit heraufgeführt hatte, oder würde sie zurücklenken in jene Bahn, die einst die ständische Opposition 1811 dem Staatskanzler hatte vorschreiben wollen? — Raum waren jene Kabinettsordres, die am 18. Juni in den Berliner Zeitungen erschienen, im Lande bekannt geworden, da hielten die adligen Stände der Ereignis mit der Rückkehr des Königs in seine Hauptstadt den Zeitpunkt für gekommen, von ihm „die Herstellung unserer alten beglückenden Verfassung zu erbitten“. Am 27. Juli kamen sie mit den Vertretern des benachbarten havelländischen Kreises zu Dyroß bei Nauen zusammen. In Verhinderung des Rittmeisters v. Brieft, eines alten Veteranen der friderizianischen Zeit, führte der Major v. Bardeleben auf Ribbeck den Vorsitz. Hier sowie auf den weiteren Zusammenkünften zu Berlin am 9., 11. und 14. August, die sieben Vertreter der kur- und neumärkischen Ritterschaft mit Einschluß der altmärkischen Kreise abhielten, wurde die Eingabe festgesetzt, die dem König überreicht, in Abschrift auch dem Staatskanzler und auch dem Minister des

Innern v. Schuckmann mitgeteilt werden sollte¹⁾. Diese Eingabe vom 13. August 1814 bildet den Ausgangspunkt aller weiteren Bemühungen der märkischen Ritterschaft, den Gang des Reformwerkes in andere, in die altständischen Bahnen zu lenken. Die Zugeständnisse, die in den vorhergehenden Jahren gemacht sind, erscheinen als ein Opfer an die Not des Staates. Aber nun, nach ihrer Beseitigung, ist das erste und wichtigste, warum die Ritterschaft bittet, die Wiederherstellung der vormaligen Verfassung. Notwendige, durch den Lauf der Zeit bedingte Veränderungen will sie tragen, aber in der Überzeugung, daß solche sich auf Gerechtigkeit gründen werden, bittet sie, „uns über die Notwendigkeit dieser Veränderungen gnädiges Gehör zu bewilligen“; mit anderen Worten: sie will mitberaten über die neue Ordnung, die jetzt getroffen werden soll. Aber sie forderte mehr. Die Ritterschaft bat um die Wiederherstellung der früheren Aufsicht über die Verwaltung der landschaftlichen Fonds in dem Landschaftsverein, um Wiedervereinigung der Altmark mit der Kurmark wegen der gemeinschaftlichen alten landschaftlichen Schulden und wegen der Kriegsschulden bis zum Tilsiter Frieden, um Neubegründung des alten Landratsamtes und der damit verbundenen Kreisverfassung, so daß die Stellen nur mit kreiseingefessenen Rittergutsbesitzern nach der Wahl der Ritterschaft und unter Genehmigung des Königs besetzt und ihre Inhaber nicht verpflichtet würden, gleich den Bureaufkraten in der Stadt zu wohnen, und schließlich um Wiederzulassung der eigenen Führung der Hypothekenbücher der entfernteren Kreise Prieegnitz und Uckermark sowie Festsetzung der in der Lehnasssekuration bestimmten Sportelsätze als nicht zu erhöhender Normen und Zubilligung des den Landräten an den Sporteln zustehenden Anteils. Anknüpfend an den Schlusssatz des Ediktes über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben vom 27. Oktober 1810, daß der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen wie für den Gesamtstaat gegeben werden solle, betonte die Eingabe zum Schlusse, daß zur Vollendung jener Wohltat, der allgemeinen Repräsentation, die Provinzialverfassung ein wesentliches Bedürfnis sei; ohne diese ständen „die Repräsentanten mit der Provinz in keiner gesetzlichen Verbindung“; sie blieben „nach ihren Wünschen unbekannt“, könnten „daher auch nicht das wirkliche Organ der Provinz sein“. So bittet sie um Wiederherstellung der Provinzialverfassung überhaupt. Auffallend ist es, daß in der Eingabe der vorhandene wirtschaftliche Notlage der Gutsherren nicht gedacht wird. Die Aufhebung

¹⁾ Außer dem Rittmeister v. Briest nahmen von bemerkenswerten Persönlichkeiten die uns weiterhin begegnen werden, an diesen Verhandlungen teil: Landrat v. Pannow für den Kreis Lebus, Rittmeister v. Rochow-Plessow für die Zauche und den zur Provinz Brandenburg geschlagenen Kreis Luckenwalde. — W. Stephan, „Die Entstehung der Provinzialstände in Preußen 1823 mit besonderer Beziehung auf die Provinz Brandenburg“, Berlin, berührt die einleitenden Vorgänge gar nicht.

es Indultes vom 3. Juni, die in anderen Eingaben wegen der zu befürchtenden Geldknappheit immer den düsteren Hintergrund abgibt, spielt gar keine Rolle. Von der drohenden Besteuerung des ritterschaftlichen Grundbesizes wird nicht geredet. Aber die erhaltenen Protokolle der Sitzungen und ein Schreiben des Rittmeisters v. Briest an die Stände des havelländischen Kreises, Neunhausen 22. August 1814, weisen darauf hin, daß man absichtlich solche Beschwerden verschwiegen hatte. Die Vorstellung hatte nicht die Aufgabe, etwas Tatsächliches zu erreichen, sie sollte nur „das Terrain reognoszieren, erforschen, welche Gesinnungen man für uns hege und was wir nach dem jetzigen durch die Zeitumstände vielleicht moderierten System zu hoffen, oder zu fürchten haben“. Einstimmig waren die Deputierten der Meinung, daß der Zeitpunkt gegenwärtig noch nicht gekommen sei, „alle Beschwerden, welche überdem im Zusammenhang aufzustellen sein würden, zur Sprache zu bringen, daß es aber allerdings, wenn wir mit unserem jetzigen Antrag abgewiesen werden sollten oder sich überhaupt näher erwiese, daß man uns ferner zu unterdrücken beabsichtige, notwendig sein würde, uns abermals zu versammeln und alsdann eine zwar bescheidene, aber freimütige und kräftige Vorstellung, wozu bereits einige sehr zweckmäßige Entwürfe gemacht worden sind, einzureichen“. Mit partikularistischer Enge, in ständischer Abgeschlossenheit sah die märkische Ritterschaft nur die eigene Provinz, das Interesse der eigenen Macht. Gebunden an eine durch die Reform überwundene Epoche patriarchalischer Bevormundung, die in der Stellung des Landrates zu den Bauern deutlich zum Ausdruck kommen sollte, dachte sie nur daran, die eigenen, verlorenen Privilegien wiederzugewinnen. In ihrer Wiederherstellung erblickte sie die Sicherheit, die neue Ordnung des gesamten Staatswesens. Wieviel weitblickender und politisch klüger ist der Geist, den demgegenüber die Eingabe des Komitees der ostpreußischen und litauischen Stände, Königsberg, den 5. April 1815, atmet! Ausgehend von den wirtschaftlichen Bedrängnissen, denen ihre Provinz während der letzten Jahre ausgesetzt war, erklären sie sich doch einmütig bereit, in alter Weise, mit der vollen Kraft christlichen und heldenmütigen Glaubens, mitzuhelfen an dem Vernichtungskampfe gegen Napoleon, der von neuem auf Frankreichs Boden erschienen ist; mit dieser Glaubenskraft vertrauen sie darauf, „daß die gefährlichsten Verbündeten Bonapartes, die den guten vaterländischen Geist aufs höchste verderbenden französisch-westfälischen Grundsätze, Einrichtungen und Verwaltungsarten und alles, was als deren Stütz- und Beförderungsmittel angesehen werden kann, durch diesen Kampf endlich mit der Wurzel ausgerottet werden. Aber dann“, so fahren sie fort, „wird wieder der alte Ruhm der preußischen Staatsverwaltung, jede durchaus wesentliche und edle Eigentümlichkeit der Provinzen, ganz unbeschadet oder vielmehr zum höchsten Gewinn für die Gesamtkraft der Monarchie, weise und gewissenhaft zu berücksichtigen und Treue und Glauben aufs unverletzteste zu halten, von neuem

herrlich begründet werden; dann wird durch die veredelte und vervollständigte Wiederbelebung der Provinzialstände, durch die aus denselben hervorgehenden und mit denselben in der zweckmäßigsten Wechselwirkung sich befindenden allgemeinen Stände, unterstützt von Pressefreiheit, Öffentlichkeit der Verhandlungen und Freiheit der Beratschlagungen, sich eine wahrhaft ehrwürdige öffentliche Stimme bilden, dann wird jene weise und edle, das Fortschreiten in allem Guten so sehr erleichternde Festigkeit und Stetigkeit in den Formen und Grundsätzen der Gesetzgebung und Staatsverwaltung entstehen“¹⁾.

In dem Adel der Mark Brandenburg war noch der partikularistische Geist des alten Ständestaates lebendig, in den Ständen Ostpreußens und Litauens der Geist der Steinschen Reform, der unter voller Wahrung provinzieller Eigentümlichkeiten doch als das oberste Prinzip den Gedanken der Gesamtmonarchie unter der verpflichtenden Mitarbeit aller Staatsbürger statuiert hatte. Einst, in den sechziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, hatte der Große Kurfürst mit den Ständen der Marken einen Ausgleich gefunden, der ihm in sorgenvoller Zeit einen starken Rückhalt gewährte, während im Osten seine landesherrliche Gewalt stark bedroht war. Das Verhältnis hatte sich gewendet. Von dem ritterschaftlichen Stande der Mark Brandenburg erhob sich der erste Widerstand, der gegen die Gesamtstaatsidee und ihre repräsentative Vertretung Bedenken trug, weil er die eigenen Rechte durch sie bedroht sah. In einem Punkte freilich bestand zwischen den ostpreussischen und märkischen Ständen völlige Einigkeit: in der Opposition gegen den Geist einer einseitig bürokratischen Regierung, das heißt gegen die Hardenbergsche Verwaltung.

Zunächst freilich kam es zu keinem Zusammenstoße. Der Staatskanzler sowohl wie Schuckmann nahmen, so berichtet Briest in seinem Rundschreiben an die Stände des havelländischen Kreises vom 22. August 1814, die Deputationen, welche die Eingabe überreichten, „sehr gütig“ auf und gaben im allgemeinen beruhigende Versicherungen ab. Eine Antwort vom Könige sei noch nicht eingetroffen. Anscheinend blieb sie ganz aus. Weder findet sich in den Akten des Kabinetts und des Staatskanzlers das Konzept zu einer solchen noch bewahrt der Nachlaß Rochows ein königliches Schreiben auf, das Briest seinem Enkel gewiß nicht vorenthalten hätte.

*

Durch den Rittmeister v. Briest gelangte die Leitung der ständischen Angelegenheiten der Kurmark in die Hände eines Herrengeschlechts, das einst zu den vornehmsten und mächtigsten des Landes gehört hatte. Aus der Altmark, wo das Stammgut zwischen Stendal und Osterburg lag, waren die Rochows im zwölften Jahrhundert über die Elbe gen Osten geritten,

¹⁾ Geh. St. Arch. Rep. 89 B, III 11 vol. I.

etreue Weggenossen der askanischen Markgrafen, die ihnen einen großen Teil des Landes Zauche zu Lehen gegeben, Golzow, das befestigte Schloß gegen Sachsen daselbst, anvertraut hatten. Nicht weniger als zwanzig Ortschaften verzeichnet das Landbuch Kaiser Karls des Vierten 1375 als zu diesem Burgwart gehörig, darunter Redahn und Pleßow. Nur wenige Jahre in dieser langen Zeit ist der Besitz nicht in Rochowschen Händen gewesen: 1335/51, als Markgraf Ludwig wegen der Anhänglichkeit der Familie an die Fürstenhäuser Anhalt und Sachsen es für bedenklich hielt, ihr einen so wichtigen Punkt des Landes zu lassen, und 1414/16, als Wichard v. Rochow sich weigerte, den neuen Herrn, Burggraf Friedrich von Hohenzollern, als solchen anzuerkennen. Ihre Besitzungen erstrecken sich noch jetzt in weitem Halbkreise um die Stadt Brandenburg von Norden über Osten nach Süden. Dazu kommt die große Herrschaft Stülpe bei Luckenwalde. Fürwahr ein großes Erbteil, das dieses alte, schloßgefessene Rittergeschlecht der Mark in das neunzehnte Jahrhundert herübergerettet hatte, wohl dazu angetan, seine Glieder zu zähen Vorkämpfern alt erworbener und erfessener Herrenrechte zu machen. Da war zunächst der alte Landrat des Kreises Zauche, Rochus v. Rochow, erbgefessen auf Golzow, südlich von Brandenburg, ein alter Beamter der friderizianischen Schule, wohlbewußt der dem Adel von dem Könige gelassenen Privilegien, der am 24. Januar 1820 auf seinem Herrensitze den „Jahrestag des unsterblichen Friedrich“ mit seinen Altersgenossen aus der Zauche und dem Havellande feierte. Ein wenig abseits saßen die beiden Brüder Adolf und Hans v. Rochow. Adolf, der Adjutant des Prinzen Wilhelm, des Bruders Friedrich Wilhelms des Dritten, kam bald nach den Freiheitskriegen durch Erbschaft in den Besitz der Herrschaft Stülpe, wo er ein für sich abgeschlossenes, aristokratisches Landleben führte, ohne tätig in die ständische Bewegung einzugreifen. Dann nahm er die Stelle eines Hofmarschalls bei seinem alten Chef an, wurde 1831, nachdem Marwis die Würde niedergelegt hatte, Landtagsmarschall der Provinz Brandenburg, als solcher auf dem vereinigten Landtag von 1846 Marschall der zweiten Kurie; ein Amt, das er mit großer Unerkennung verwaltete. Mit dem Landtage von 1848 wurde sein politisches Schicksal besiegelt. Sein Bruder Hans hatte in allen Kriegen von 1806 bis 1815 gefochten. Auf Pleßow am Pleßower Havelsee gefessen, vertrat er leidenschaftlich die Wiederherstellung des alten Feudalismus mit allen seinen Rechten und Pflichten, das innige und unauflöbliche Verwachsensein der adligen Familie mit dem festen Besitze, ihre besonderen Aufgaben in den Offiziersstellen des Heeres, die ihr allein vorbehalten bleiben sollten. Und neben diesen ein zweites Brüderpaar: Gustav Adolf und Theodor v. Rochow, von denen der erste bald zur leitenden Führung des Ständetums in der Mark empornachsen sollte. Er war 1792 geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der das alte Stammgut Besezig besaß, wurde er im großväterlichen Hause Brieszt zu Nennhausen bei

Rathenow erzogen. Seine Mutter Karoline, selbst als Schriftstellerin tätig, heiratete in zweiter Ehe Friedrich de la Motte Fouqué. Zu Nennhausen waltete der Geist des gebildeten Landjunkers, der sich mit den Kreis- und Provinzialinteressen seit langen Jahren aus Pflicht und Neigung beschäftigt hatte, und der Geist eines romantisch-politischen Ästhetizismus in traulicher Harmonie. Von beiden hat der reichbegabte Gustav tiefe Einwirkungen erfahren, doch so, daß in ihm das Politische bald der bestimmende Faktor wurde. Auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster vorgebildet, bezog er im Frühjahr 1810 die Universität Heidelberg, wurde ein eifriger Schüler Hugos, des Begründers der historischen Rechtsschule, und Zachariäs, jenes geistreichen Elektrikers, der bald mittelalterlich und bald modern, bald aristokratisch und bald demokratisch denkend in keinem Lager fest wurzelte, aber in allen seine Freunde fand. Wie sollte sein mit der Geschichte der märkischen Heimat vertrauter Geist hier nicht reiche Nahrung finden? — Für seine Denk- und Handlungsweise ist dieser historische Sinn, der aus der Familientradition erwachsen, durch das Studium vertieft war, von bestimmendem Einfluß geblieben. Davon zeugen noch aus seinen letzten Lebensjahren die zahlreichen Auszüge, die er für die Geschichte seines Hauses liebevoll anfertigte. Eifrigen Verkehr pflegte er im Hause des Grafen Hubert v. Andlaw, eines Gliedes des uralten alemannischen Herrengeschlechts zu beiden Ufern des Oberrheins, der sich 1810 mit der jungen Charlotte Freiin v. Falkenstein vermählt hatte. Zwischen ihr und Rochow bestand ein inniger, echt romantischer Seelenaustausch; als er ihr einst von Nennhausen aus 1812 eine lange Epistel gesandt hatte, ohne seine Gedanken und Gefühle zu berühren, da bittet sie inständigst in ihrer Antwort: „parlez-moi de votre intérieur!“ Anscheinend im Herbst 1812 bezog Gustav v. Rochow die Universität Göttingen. Der Befreiungskrieg rief ihn zu den vaterländischen Fahnen. Er eilte nach Breslau, trat als Freiwilliger in die Jägereskadron des brandenburgischen Kürassierregiments, wurde nach dem Waffenstillstande Offizier und Adjutant daselbst, erhielt am 8. Dezember das Eiserne Kreuz¹⁾. Der Feldzug des Jahres 1814 führte ihn nach Paris und in die Bretagne. 1815 rückte er wiederum mit der Reservekavallerie des vierten Armeekorps ins Feld, um gleich nach dem Friedensschlusse den Militärdienst zu verlassen und die Verwaltung der väterlichen Besitzungen sowie der ihm und seinem Bruder zugefallenen Reckahn'schen Lehngüter zu übernehmen, die einst sein Onkel Eberhard v. Rochow, der Pestalozzi der Marken, bewirtschaftet hatte. Bald nach seiner Rückkehr erfolgte am 17. März 1816 seine Ernennung zum Kammerherrn. Bedeut-

¹⁾ Vgl. zu G. v. Rochow außer dem Nachlasse „Neuer Nekrolog der Deutschen 1847“, II. Teil, Nr. 199, Weimar 1849. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes datiert nach dem Patente erst von dem angegebenen Datum, nicht, wie dort angegeben, vom 10. Oktober 1813 nach dem Gefechte bei Guldengossa. So auch „Vom Leben am preussischen Hofe“, S. 7: „Dies hinderte ihn nicht, in der Schlacht bei Leipzig das Eiserne Kreuz zu verdienen.“

samer wurde es, daß die Kreisstände der Zauche den erst Vierundzwanzigjährigen zum Kreisdeputierten erwählten. Das Reskript vom 18. April 1753, durch das nach dem Vorbild der schlesischen Kreisverfassung für jeden Kreis der Marken zwei Deputierte als ständische Gehilfen des Landrates bestimmt wurden, schrieb ausdrücklich vor, daß die Bestätigung durch das Generaldirektorium, also jetzt nach der veränderten Behördenorganisation durch das Ministerium des Innern, erfolgen sollte. Schuckmann jedoch hatte die Potsdamer Regierung damit beauftragt, die sich der ministeriellen Anordnung durch die Verfügung vom 11. September 1816 entledigte. Für Gustav v. Rochow ist es bezeichnend, daß er die Wahl wegen der von der „verfassungsmäßigen Form abweichenden Verfahrensart“ sowie der darin enthaltenen Bedingungen nicht annehmen zu können erklärte, obwohl er diesen Posten bisher für einen so ehrenvollen gehalten hätte: „Nur die Überzeugung, daß das Verhältnis als Kreisdeputierter ganz vorzüglich geeignet sei, die jedem Staatsbürger obliegende, mich aber als Vasall und Stand ganz besonders und doppelt verbindende Pflicht, für das Interesse des Königs und die Wohlfahrt des Vaterlandes, meiner Mitbürger und zwar in specie meiner Mitstände und Kreiseingefessenen nach Kräften möglichst zu arbeiten, auf eine wirksamere und ausgedehntere Weise zu erfüllen, machten mir die Erlangung der Kreisdeputiertenstelle wünschenswert¹⁾.“ Anscheinend hat der Landrat v. Rochow ihn dennoch bald bewogen, den ihm übertragenen Posten anzutreten, denn wir finden Gustav v. Rochow von nun an eifrig tätig bei der Neuordnung der ständischen Verhältnisse des Kreises, vor allem bei der Regulierung der Kriegsschulden. Politisch war es bedeutsam, daß ihn diese Stellung mit den ritterschaftlichen Ständen der ganzen Provinz in enge Fühlung brachte. Sie wurde noch verstärkt durch seine Vermählung mit Karoline, der Schwester des Generals v. d. Marwitz, des anerkannten Führers der märkischen Adelspartei, am Schlusse des Jahres 1818, und durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Minister v. Voß, dem alten Gegner der Reform. Von weit geringerer Begabung als Gustav war sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Theodor, der im Regiment Gardeducorps den Feldzug mitgemacht hatte und nach Friedensschluß Adjutant des älteren Prinzen Wilhelm geworden war. Der ständischen Bewegung diente er hinfort „mit reger Lebendigkeit als eine Art Zwischenträger der Nachrichten und Korrespondenzen“, in unwandelbarer Treue seinem Bruder ergeben, dessen Auffassungen und Ziele allezeit der Leitstern seines Lebens blieben²⁾.

Das sind die Persönlichkeiten, die jetzt in den Vordergrund der Fronde des märkischen Adels gegen den Staatskanzler treten: nicht erstklassige Naturen, aber von dem harten Willen beseelt, die alten Rechte ihres Standes im

¹⁾ An Landrat v. Rochow, Reckahn 24. Sept. 1816.

²⁾ So „Vom Leben am preußischen Hofe“, S. 120.

preußischen Staate wieder zur Geltung zu bringen; fest verwachsen mit der Scholle, aber nicht in junkerlicher Welt- und Lebensabgeschlossenheit auf ihr sitzend; eng verbunden mit der höfischen Gesellschaft des alten Absolutismus und mit den militärischen Kreisen, aber nirgends hineinragend in die Welt des neuen Beamtentums der Reformzeit; Vertreter jener ostdeutsch-preußischen Herrenkultur, die von den Regenten des Landes bewußt in die Geschichte des Machtstaates hineingezogen war. Obwohl selbst befangen in festen Theorien der Staatsanschauung, glaubte dieser Lebenskreis doch ganz allein gegenüber den theoretischen, alles Geschichtliche angeblich umstürzenden Doktrinen Hardenbergs die Geschichte und die Erfahrung zu vertreten. „Wollen wir aber“, so schreibt Marwis am 13. Februar 1821 gelegentlich der Übersendung einer Widerlegung der Bülow-Cummerowschen Ansichten an Gustav v. Rochow, „gegen die Ideologen streiten, so müssen wir nie zugeben, daß in Staatsfachen die Theorie für etwas gelte. Die Theorie ist für die Wissenschaft. Der Staat ist eine Erscheinung in der Zeit und muß daher immer rein praktisch aufgefaßt werden. Die Politik muß sich einzig und allein auf Geschichte und Erfahrung stützen.“

Schon zeigten sich die Erfahrungen, die Zeugnis davon ablegten, daß der alte Gegner, der Staatskanzler, gesonnen sei, trotz der notwendigen Verwaltungsorganisation, trotz der unumgänglichen Einführung eines gleichmäßigen Steuerwesens für die ganze Monarchie, den Weg für die Vollendung seines Lebenswerkes, für die Gesamtstaatsverfassung, weiter zu ebnen¹⁾. Am 22. Mai 1815 war die Verordnung über die zu bildende Stellvertretung des Volkes von Wien aus erlassen, mitberaten während der gemeinsamen Arbeiten in Frankfurt während des Sommers 1814 sicherlich von Stein, in ihrer letzten Fassung das Werk Stägemanns und des Staatskanzlers. Grundlage der Verfassung sollten — das war ein verhängnisvolles Zugeständnis an die Altpreußen — die Provinzialstände bilden. Dort, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch bestehen, sind sie ganz wiederherzustellen und dem Bedürfnisse der Zeit gemäß einzurichten; wo keine Provinzialstände vorhanden sind, sollen sie angeordnet werden. Aus ihrer Mitte wird die Versammlung der Landesrepräsentation mit dem Sitz in Berlin gewählt. Ihre Wirksamkeit sollte sich auf die Beratung über alle Gegenstände der Gesetzgebung erstrecken, welche die persönlichen und Eigentumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen. Eine Kommission, die mit dem 1. September zusammentreten sollte, erhielt die Aufgabe, sich mit der Organisation der Provinzialstände und der Landesrepräsentation sowie mit der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den aufgestellten Grundsätzen zu beschäftigen.

¹⁾ Über das Vorgehen Hardenbergs und die Stellung des Königs sind wir jetzt genau unterrichtet durch den Auffas von Paul Haake, König Friedrich Wilhelm der Dritte, Hardenberg und die preußische Verfassungsfrage in „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte XXVI (1913), XXVIII und XXIX (1915 und 1916).

So konnte Hardenberg sich nicht eines vollen Sieges erfreuen; aber bei allen Zugeständnissen an die Gegner war doch der Gedanke der Gesamtrepräsentation festgehalten. Gegen ihn wandte sich von Anfang an die Opposition, deren Wortführer bei dem Könige wohl Ancillon war. Zustatten kam ihnen die weitere Hinausschiebung des Termins. Die Kommission konnte sich zu dem festgesetzten Tage schon aus dem einfachen Grunde nicht versammeln, weil die Staatsmänner noch gar nicht aus Paris zurückgekehrt waren. Bald erregten der Widerstand in den neuen Provinzen und die altständischen Bewegungen auch in den Regierungskreisen Besorgnisse über die Pläne Hardenbergs, so daß Klewiz in seiner Denkschrift vom 24. September 1816 dem Staatskanzler bereits empfehlen konnte, die Provinzialministerien wieder herzustellen und vorläufig nur Provinzialstände zu bilden in der Hoffnung, daß die Nation alsdann die Staatsverfassung ruhig abwarten werde.

Aber dieser blieb fest. Und wenige Tage nach der Bildung des Staatsrates erging am 30. März 1817 die Kabinettsorder, welche die Verfassungskommission ins Leben rief. Sie bestand aus zweiundzwanzig Mitgliedern, darunter dreizehn Anhängern einer Gesamtstaatsverfassung. Der alte Absolutismus war durch den Fürsten Wittgenstein, den Minister des Innern v. Schuckmann und den Justizminister v. Kirchheim vertreten. Zu den Anhängern der ständischen Bewegung zählten wohl nur der General Kneseseck, ein Vertrauter des Königs, und Ancillon; nahe stand ihr Klewiz. Die Haltung der übrigen war gewiß leicht zu beeinflussen. Aus allen Provinzen sollten Eingeseffene hinzugezogen werden. Klewiz hatte eine neue Denkschrift vom 28. April ausgearbeitet, die aber Hardenberg erst am 7. Juli überreicht wurde. Eine provinzialständische Verfassung galt ihm für ratsamer als „eine Konstitution für Verfassung des Königreichs, die für Selbständigkeit des preußischen Landesherrn in Fassung und Ausführung nicht ohne Schwierigkeiten und Bedenken sein möchte“. Der Staatskanzler widersprach, stimmte jedoch dem Vorschlage von Klewiz zu, erst die ständischen Verhältnisse, wie sie in den einzelnen Landesteilen bestanden hätten, zu ermitteln, zu dem Zwecke die Provinzen durch Abgesandte des Staatsrates bereisen zu lassen, weil die Einberufung von Notabeln bedenklich sei. So beschloß in der That die einzige Sitzung dieser Verfassungskommission am 7. Juli. Die Ansprache des Staatskanzlers an die Versammlung offenbarte deutlich den Abgrund, der zwischen ihm und der Anschauung der ständischen Opposition sich aufthat. Die Geschichte lehre, so sagte er, daß die älteren preußischen Landstände nicht zum Nutzen des Staates wirkten, sondern eigentlich nur „Wächter der Privilegien einzelner Abteilungen der Staatsbürger und wahre Hemmräder in der Staatsmaschine“ waren¹⁾; Preußens Regenten allein, so betonte Hardenberg mit Recht und

¹⁾ Ähnlich heißt es in der Antwort Hardenbergs an Herrn v. Schierstädt auf Schöningen b. Ganz i. Pommern, Carlsbad, 27. Juli 1817, auf dessen Eingabe; „er könne nicht glauben, daß es seine Absicht gewesen sei, in demselben Augenblick, in welchem die

offenbar mit Absicht, verdanke der Staat seine Macht. Eine angemessene Verfassung sei notwendig, die preußische Nation reif und würdig für eine dauernde Verfassung und Repräsentation. Der König wolle „die künftigen Stände gerne über die zu gebenden Gesetze hören“, aber sein bestimmter Wille sei es, ihnen nur eine beratende Stimme einzuräumen mit ausdrücklicher Ausschließung von jeder Einmischung in die Verwaltung.

Die Marken fielen bei der Vereisung der Provinzen dem Minister Kiewitz zu¹⁾. Am einheitlichsten war die Stimmung in der Altmark; allerdings gehörten hier die sechs Befragten alle dem Adel an. Der allgemeine Wunsch ging auf Wiedervereinigung des Landes mit der Kurmark wegen des Kredit- und Schuldwesens, das von ihnen bis 1807 gemeinsam verwaltet wurde. Eine Abneigung gegen die ständische Landesrepräsentation wurde von keinem laut. Sie sollte beratenden Anteil an der Gesetzgebung haben. Alle würden dies dankbar anerkennen, wenn auch die Mehrheit vielleicht das Recht zur Annahme und Verwerfung von Gesetzen beanspruche. Einer Mitwirkung bei der Verwaltung wurde widerraten, höchstens die der Provinzialstände bei größeren Kommunal-sachen gutgeheißen. Niemand widersetzte sich der selbstständigen Vertretung des an ein Minimum des Besitzes gebundenen Bauernstandes, wofern nur der Großgrundbesitz stärker berücksichtigt würde. Auseinander gingen die Meinungen in der Frage, ob die Wissenschaft zu vertreten sei. Beachtenswert ist der Hinweis des Landrates und Domherrn v. Bismarck zu Stendal, Hauptsache bei der Repräsentation sei es, den Gemeingeist zu bilden und zu stärken. Aus der Neumark wurden vier Stimmen gehört, die auffallenderweise alle dem Beamtenstande angehörten. Der mit Stagemann eng verbundene Regierungspräsident v. Wiffmann antwortete kurz und bündig, daß seiner Überzeugung nach allgemeine Repräsentation für alle Stände unvermeidlich und Bedürfnis sei. Von den drei Landräten schlossen sich ihm zwei unbedingt an. Der Landrat v. Knobelsdorf warnte davor, bei der Gärung der Gemüter und bei der geographischen Lage des Staates halbe Maßregeln zu ergreifen. So seien nicht Provinzialstände, sondern eine allgemeine Landesrepräsentation zu bilden. Aus einem anderen Grunde hielt

Regierung mit der Bildung einer Verfassung nach den Forderungen der Zeit und den Bedürfnissen des Volks beschäftigt, zugunsten sogenannter Stände, durch welche das Volk niemals, sondern nur das Interesse der Privilegierten vertreten worden ist, Rechte gegen den Souverän zu vindizieren, welche weder mit den bestehenden Gesetzen noch mit dem in der Verordnung vom 22. Mai 1815 bereits erklärten Willen Sr. Majestät zu vereinbaren sind“.

¹⁾ Die Protokolle über die Vernehmungen berücksichtigt zwar der Aufsatz von Alf. Stern: Die preußische Verfassungsfrage im Jahre 1817 und die Rundreise von Altenstein, Kiewitz, Beyme, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1893, IX, S. 62 ff., ohne jedoch ihren tatsächlichen Inhalt zu erschöpfen. Zur Ergänzung sind unbedingt notwendig die Privatkorrespondenzen, und wir können nur hoffen, daß die Privatarchive für diese Fragen sich immer mehr dem Forscher öffnen.

der Landrat v. Troschke Provinzialstände für bedenklich. Bei der allgemeinen Richtung des Zeitgeistes, daß die Repräsentanten aus dem angeesehenen Adel, dem Bürger- und dem Bauernstande genommen würden, befürchtete er die gemeinsame Opposition dieser beiden Stände gegen den Adel, so daß dieser in der Provinz stets die Minorität bilden werde. Der Landrat v. Knobelsdorf verlangte vor der Einführung der Verfassung eine Regeneration des Adels, die sich ganz an die Urndtschen Anschauungen angeschlossen: Gründung von großen, unteilbaren Majoraten, deren Besitzer allein nach englischem Vorbilde den Adel erben, sonst Begünstigung der Teilbarkeit, also Schaffung eines Standes von mittleren Besitzern. Die Repräsentation sollte in zwei Kammern erfolgen, so daß der neu begründete Adel die Mitglieder der Pairskammer wählt, während in der Kammer der Gemeinen alle übrigen Stände, Grundbesitz, Handel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, vertreten werden. Auch ihm genügte wie den Altmärkern eine beratende Teilnahme an der Gesetzgebung; die Nation werde das Vertrauen haben, daß der Monarch ein von den Kammern verworfenes Gesetz nicht ohne Not erlassen werde. Die Regierung dürfe keine Besorgnis vor der Repräsentation haben; die näheren Bestimmungen würden am besten aus der französischen Konstitution genommen. Eine Landesrepräsentation hielt dagegen für unnützlich, ja vielleicht für gefährlich der Landrat v. Normann, er war ein Anhänger der provinziälständischen Verfassung.

Bei weitem am meisten wurden aus der Kurmark befragt: acht Angehörige des Adels, fünf städtische Beamte und Vertreter der Wissenschaft, drei den bäuerlichen Kreisen Nahestehende. Von den acht Angehörigen des Adels trugen drei gegen die Bildung einer Landesrepräsentation große Bedenken. Die beiden v. Winterfeld, Vater und Sohn, aus dem Kreise Prenzlau fürchteten, daß eine Gesamtverfassung für die ganze Monarchie bei ihren heterogenen Bestandteilen stets große Schwierigkeiten finden werde. Um so eifriger traten sie für die Bildung von Provinzialständen ein, die nach ihren und der Mehrheit Wünschen nicht bloß mittraten, sondern auch, namentlich bei dem Abgabewesen, mittaten sollten. Der Präsident v. Goldbeck auf Blumberg, im Grunde seines Herzens Absolutist, hielt doch dafür, daß bei dem gegebenen Wort und bei mancher Spannung etwas geschehen müsse, aber das Neue sei nicht nach einem Ideale der Zukunft, sondern nach der jetzigen Lage der Dinge einzurichten. Zu jenem Ideale rechnete er Reichsstände. Nötig sei ein lokales Gegengewicht bei der Gesetzgebung und Verwaltung, da jetzt die Fürsorge der Provinzialministerien fehle. Das seien die Provinzialstände, die bei den größeren Provinzial-, Kreis- und Kommunalangelegenheiten hinzugezogen werden sollten. Für die Zusammenfassung genüge der Staatsrat. Eine abwartende Haltung nahmen der Landrat v. Rochow und der Staatsminister v. Voss ein. Nach beider Meinung sind die alten Landstände und deren Gerechtfame nicht als aufgehoben zu

betrachten. Da, wie Rochow meint, ein wohlgeordneter Staatsverein nicht ohne Landstände zu denken sei, so wäre eine wohlengerichtete ständische Repräsentation dringendes Bedürfnis, die aber nur aus der Beratung mit den Ständen hervorgehen dürfe. So bilde das erste Erfordernis die Konstituierung der Provinzialstände; aus diesen sei dann die zu schaffende Nationalrepräsentation zu wählen. Bei den Provinzialständen muß auch der Bauernstand vertreten sein, aber nur aus seiner Mitte. Bei den Gesetzen, namentlich den Finanzgesetzen, kommt ihnen beratende Stimme zu; ein Zustand, der den Regenten nie nachtheilig werden könne, denn die Vertretung, besonders die Ritterschaft, dient als Stütze des Thrones; der Adel „ist das große Bollwerk, welches ihn gegen das ungestüme Andrängen schützt“. v. Rochow hält die allgemeinen Wünsche für gerecht, deshalb müsse man sie hören und unbefangen prüfen. So werde das gegenseitige Vertrauen wiederhergestellt. Äußerst skeptisch klang das Votum des Staatsministers v. Voß. Eine Konstitution sei wünschenswert und fast unvermeidlich, aber nur in Form einer ständischen Verfassung, die mit den Provinzial- und Kreisständen beginnen müsse. Selbst über deren Zusammensetzung rate er sehr zunächst die Überbleibsel der alten Stände zu hören. So werde man am sichersten die Zwecke des Königs, zum Beispiel wegen Repräsentation des Bauernstandes, erreichen. Die Erfahrungen mit den Provinzial- und Kreisständen würden dann den richtigen Maßstab abgeben für die Einrichtung der allgemeinen Landesrepräsentation, die man allenfalls ankündigen, keineswegs aber bereits konstituieren dürfe. Er stellte sich also auf den Grundsatz, als ob die Verfügung vom 22. Mai 1815 noch gar nicht erlassen sei. Bei den Provinzialständen sollten nach seiner Meinung Grundbesitz des Adels, der Bauern und der Städte, Gewerbe und Handel, geistliche und Schulbehörden vertreten werden, bei den Reichsständen außerdem noch die Mediatistierten und die Standesherrn, die Majorate und Bistümer, die als erste Kammer in ihrer festen Zusammensetzung das bleibende Element darstellen, während die zweite, aus dem Adel-, Bürger- und Bauernstand bestehende Kammer das wechselnde bildet. So werde am besten deren Opposition durch die erste gemildert, die gewissermaßen vermittelnd zwischen Thron und Volk trete. Sehr wünschenswert sei deshalb die Beförderung von Majoraten. Für die Wirksamkeit der Stände hielt v. Voß eine geringere Tätigkeit bei der Gesetzgebung als die wirklich beschließende nicht für möglich; in Betracht käme höchstens noch ein Veto in der Hand der Stände oder der oberen Kammer. Die Kreis- und Provinzialstände müßten besonders mit den größeren Kommunalangelegenheiten der Kreise und Provinzen beauftragt werden. Von den Stimmen, die unbedingt für eine Gesamtrepräsentation eintraten, befürworteten der Rittmeister v. Jena-Röthen und Landrat v. Zietzen-Wustrau zu gleicher Zeit die Bildung von Provinzialständen, doch nur in erster Linie für den Zweck, daß sie die Gesamtstände über die Wünsche und Stimmungen

der Provinzen unterrichteten. Wie v. Goldbeck waren auch sie im Grunde absolutistisch gesinnt. v. Zietzen sprach es offen aus, daß die beste Konstitution ein guter Regent sei, daß keine Konstitution eine Schutzwehr gegen eine despotische Regierung gewähre, aber weil eine ständische Verfassung versprochen sei und sehnlichst erwartet werde, müsse etwas, und zwar nicht nur scheinweise, geschehen. Höchst bedeutsam war das Gutachten des Generalintendanten der Domänen und Forsten Grafen Ikenpliz auf Gr.-Bähnis im Havellande und Cunersdorf-Friedland. Er hatte einst 1792 als junger Kriegs- und Domänenrat mit seiner Gattin, Henriette Charlotte v. Borcke, der Erbin von Cunersdorf-Friedland, England besucht, um für eine rationelle Bewirtschaftung seines Besitzes Erfahrungen zu sammeln. Sein Vorbild hatte die Agrikultur weiter Distrikte der Mark und Pommerns auf eine höhere Stufe gebracht. Die schwierigen Verhältnisse der Gutsherrschaft zu den Bauern waren von ihm unter freiem Übereinkommen schon vor der Reformgesetzgebung dahin geregelt, daß der Hofdienst in mäßige Geld- und Kornabgaben umgewandelt wurde. Dieser wahrhafte Freund aller notwendigen Reformen vertrat die Überzeugung, daß nur eine Verfassung und eine volle Wirksamkeit der Repräsentation aus den gegenwärtigen Nöten helfen könne. Wollte man beides nicht, so sei es ratsamer, nichts als Halbes zu gewähren. Jede halbe Maßregel schade. Statt dessen zerstöre man lieber alle Überbleibsel ständischer Wirksamkeit und sei unumschränkt monarchisch. Jene volle Wirksamkeit umfasse aber nicht bloß die Gesetzgebung, sondern auch alle Zweige der Verwaltung. Am besten seien zwei Kammern. Solle nur eine errichtet werden, so würde es am ratsamsten sein, alle Feudalüberbleibsel ganz zu vernichten. Die Zahl der Landesrepräsentanten müßte nach der Volksmenge bestimmt werden, etwa einer auf hunderttausend. Die Wahl sollte ganz dem Vertrauen der Wähler anheimgestellt, also nicht jeder Stand einzeln repräsentiert werden. Unentgeltliche Funktion der Repräsentanten ist ihm wie fast allen andern selbstverständlich. Die Provinzialstände fallen ganz weg, denn sie taugen ebenso wenig als bloße Beratung der Landesrepräsentation. Im Anschluß an Steinsche Gedanken während der Reformzeit vertrat dagegen Graf Ikenpliz die Forderung, daß in den Provinzen die Regierungsbehörden sich mit einsichtsvollen und wohlgesinnten Insassen über alle Hauptgegenstände der Verwaltung beraten sollten.

Von den fünf städtischen Beamten und Vertretern der Wissenschaft votierten vier für eine bei der Gesetzgebung beratende Landesrepräsentation, die der König seinem Volke als ein Geschenk geben solle. Wenn in ihr alle Provinzen einzeln und aus jeder auch alle Stände vertreten würden, dann seien Provinzialstände unnötig. So Arnold, der Direktor der Ritterakademie zu Brandenburg, der zwar eine patriarchalische, das heißt rein monarchische Regierung für die beste hielt, aber es doch für notwendig erachtete, dem Zeitgeiste so weit entgegenzukommen. Zu vermeiden wären auf jeden Fall

Gesetzesberatungen mit Provinzialständen, deren Tätigkeit, falls sie eingerichtet werden sollten, auf Provinzial-, Kreis- und Kommunalangelegenheiten zu beschränken sei. Interessant ist sein Urtheil über die Stände: der Bauer sei gut gesinnt, der Bürger weniger, weil ihn der Übergang zur Gewerbefreiheit drücke, ein Übelstand, der vielfach hervorgehoben wird, am wenigsten der Adel, weil er alle Rechte verloren zu haben glaube. Doch fügte Arnold beschwichtigend hinzu, auch in diesem Stande gäbe es sehr wohlgesinnte Männer, er nenne nur den Landrat v. Rochow, den Leutnant v. Rochow-Redahn und den Grafen Ikenplitz. Für den Ausgleich der Stimmung und Volksmeinung erwartete er sehr viel von einer festeren Gesetzgebung. Deshalb sei es auch wünschenswert, die repräsentative Verfassung mit einer solchen Bestimmtheit zu geben, daß, wenn auch die nachherige Erfahrung Mängel ergebe, doch nicht sogleich wieder daran geändert werde. Der Wechsel und die Versuche, das Interimistische und Provisorische mache das Publikum unruhig und besorgt. Für bedenklich und viel zu frühzeitig hielt dagegen eine Landesrepräsentation der Stadtsyndikus St. Paul zu Potsdam. Er sah schon im voraus die Möglichkeit, daß in ihr der Groll zwischen den einzelnen Ständen ausbrechen würde, aus ihr die Revolution hervorgehen könne. Für die Beratung der Gesetze genüge der Staatsrat vollkommen. Das dringendste Bedürfnis sei wirtschaftlicher Natur: die Verminderung und Gleichheit der Abgaben. Für nützlich hielt dagegen St. Paul die Schaffung von Provinzialständen durch indirekte Wahlen.

Und nun zum Schlusse die drei den bäuerlichen Kreisen nahestehenden Männer. Der eine, Amtsrat Karbe aus Blankenburg bei Prenzlau, hielt wegen der Verschiedenheit der Provinzen Provinzialstände für notwendig; für das Ganze sei es dann hinlänglich, wenn im Staatsrate Mitglieder aus den Provinzen wären, die mit den Provinzialständen zusammenhingen. Rein billig Dentender wünsche mehr als Beratung bei der Gesetzgebung, besonders bei dem Abgabewesen, sowie Steuergleichheit zwischen größerem und bäuerlichem Besitz. Gleich St. Paul widerriet auch er eine weitere Ausdehnung der indirekten Steuern und befürwortete eine Einschränkung des stehenden Heeres, sobald die Landwehr sich bewährt hätte. Der zweite, Ortschulze Leist zu Dölln, gab auf die Frage nach einer Repräsentation keine direkte Antwort, sondern bestätigte nur, daß dem Bauernstande 1812 die Berufung zu den ständischen Beratungen sehr wohl gefallen habe und daß die bäuerlichen Abgeordneten ihnen zu folgen gut imstande gewesen wären. Wie dieser, so hatte auch der Schulze Hinz zu Deez im Kreise Zauche der Nationalrepräsentation 1814/15 beigewohnt, und er bestätigt es ausdrücklich, daß die versprochene Verfassung bei dem Bauernstande viel Zufriedenheit und Vertrauen erweckt habe, um so mehr, als zwischen ihm und dem Adel noch ungleiche Lasten beständen. Ihm erschien eine allgemeine Landesrepräsentation aus allen Provinzen und Ständen ungleich besser als Provinzialstände,

weil jene sich über verschiedene Interessen der Provinzen in der Debatte vereinigen, diese hingegen Differenzen noch schärfer und einseitiger hervorheben würden. Er sowohl wie die verständige Mehrheit im Bauernstande habe die Überzeugung, daß in allen höheren Staatsangelegenheiten die Stände den Willen des Monarchen nicht beeinflussen dürften, daß den Ständen also nur die Beratung über Gesetze zukomme, die das Innere der Provinzen, die eigenen Angelegenheiten der Bewohner, besonders ihre Abgaben und die Landeskultur betreffen. —

Soweit die Einzelzüge des reichen und mannigfaltigen Bildes, das sich dem Leser aus dem Berichte des Ministers v. Klenow entrollt. Versuchen wir, den Gesamteindruck, den er hinterläßt, zusammenzufassen, all den Bestrebungen und Tendenzen, die hier zum Ausdruck kommen, gerecht zu werden. Fast ausnahmslos tritt in allen Voten der Wille dieser Männer aus den verschiedenen Volksklassen nach Mitarbeit am Staate in irgendeiner Form hervor. Selbst die Anhänger einer patriarchalisch-absolutistischen Regierungsform beugen sich vor dem Geiste der Zeit, den die Reform und die Befreiungskriege wachgerufen haben. Nirgends ein Merkmal politischer Erschöpfung oder Gleichgültigkeit nach den schweren Jahren der Not und der Erhebung, aber auch nirgends ein Zeichen unkluger Forderungen, die das Maß des Möglichen überschritten, auf das Vorhandensein radikaler Geister nach rechts oder nach links hindeuteten. Verschwindend ist unter den Stimmen die Zahl der Schwarzseher, die eine allgemeine Landesrepräsentation für gefährlich halten. Von einer geschlossenen Opposition des Adels gegen das Verfassungswerk läßt sich keine Spur finden. Der Adel der Altmark, darunter Angehörige der ältesten Geschlechter v. d. Schulenburg und v. Bismarck, v. Quitow und v. Jagow, v. Rundstedt und v. Kröcher, trat geschlossen für eine ständische Gesamtstaatsverfassung ein. Alle ohne Ausnahme stellten sich auf den Boden der durch die Reform geschaffenen Verhältnisse, daß dem freigewordenen Bauernstande eine selbständige Vertretung gewährt werden müsse, wenn sie auch an einer stärkeren Berücksichtigung des Großgrundbesitzes im Anschlusse an die geschichtlichen Rechte festgehalten wissen wollten. Der Wille zur Verständigung fehlte fast nirgends. Selbst der Minister v. Voß hielt sich diese Möglichkeit offen. Nicht einmal die Anhörung der Überreste der früheren Stände wurde als eine *conditio sine qua non* gefordert. Die Verfassung ein Geschenk des absoluten Königtums an ein getreues Volk: das ist der die Voten beherrschende Gedanke. War nicht zu erwarten, daß der Staatskanzler, wenn er nur seine früher gehegten Pläne auf eine nach französischem Muster gebildete Repräsentation aufgeben würde — und hatte er nicht bereits mit der Verordnung vom 22. Mai 1815 in aller Form auf sie verzichtet? — in allen Ständen der Mark willige Helfer finden, ja auch noch abseits des Weges stehende Geister mit sich fortreißen würde, wofern er nur gleich mutig und entschlossen seine Bahn verfolgte? — Eine längere Verzögerung der Ver-

fassungsfrage andererseits — das zeigen die Voten der Ritterschaft mit der offenen Erklärung, so weit möglich an den eigenen Rechten festzuhalten, namentlich für die Erhaltung und Neuschaffung der Provinzialstände mit ihren verwaltungsrechtlichen Befugnissen einzutreten, deutlich — konnte einer dahin arbeitenden Bewegung in diesen Kreisen leicht einen starken Rückhalt verschaffen. —

Die Reisen der drei Minister nahmen den Rest des Jahres 1817 in Anspruch; die Unterredung von Kiewitz mit dem Staatsminister v. Voß fand gar erst am 5. April 1818 statt. Und wie hochbedeutsame Aufgaben hatte Hardenberg selbst zu erledigen, bevor er an die Wiederaufnahme des Verfassungswerkes gehen konnte: die Ausarbeitung einer Kommunal- und Kreisordnung sowie die Neuregelung der Finanzen, zwei Angelegenheiten, die auch in den Voten der Eingeseffenen immer wieder zur Sprache kamen, die aber der Staatskanzler naturgemäß nicht der Abstimmung oder Beratung einer eben einberufenen Gesamtvertretung anvertrauen wollte. Beide erfuhren während des Jahres 1817 keine Förderung. Das Steuerreformprogramm des Finanzministers Grafen Bülow wurde von der Kommission des Staatsrates nicht gebilligt, der Entwurf einer neuen Gemeindeordnung war gar nicht in Angriff genommen worden. Die Neuordnung der Ministerien am Schlusse des Jahres 1817, durch die Kiewitz, Beyme und Altenstein selbständige Ressorts von Bülow, Kirchheim und Schuckmann, das heißt dem Finanz- und Justizministerium sowie dem Ministerium des Innern, zugewiesen wurden, verzögerte die Vollendung der Umfragen.

Und die Erscheinungen im staatlichen und geistigen Leben Deutschlands während dieses Jahres waren nicht dazu angetan, die Bedenken des jeder kühnen Initiative abholden Königs gegen eine Verfassung zu zerstreuen. Der „jetzige lebendige Zeitgeist“ war seiner Meinung nach einem „bedächtigen Verfahren“ wenig günstig; er zweifelte an der Dauerhaftigkeit eines ohne Übereilung aufgerichteten Gebäudes, „so lange dieser Zeitgeist der herrschende bleibt“¹⁾. Warnend standen vor seiner Seele die anspruchsvollen und politisch unklugen Forderungen der Altwürttemberger gegenüber ihrem Landesherrn, die zur Auflösung des Landtages, zur Wiedereinführung des Absolutismus auf zwei Jahre führten. Sollte der ebenfalls aus so vielen verschiedenen Landesteilen zusammengesetzte preußische Staat Ähnliches erleben, wenn die Stände etwa in Berlin sich versammelten? — Tief beunruhigten Friedrich Wilhelm den Dritten die Vorgänge auf dem Wartburgfeste. Hatten nicht auch die Burschen der eben neu gegründeten Universität der Hauptstadt an ihnen teilgenommen? — Der preußische Gesandte in Paris, Graf Holz,

¹⁾ Handschreiben König Friedrich Wilhelms des Dritten an General v. d. Knefbeck, Berlin, 11. Januar 1817, im Königl. Hansarchiv, Rep. XLIX E, Einführung einer allgemeinen ständischen Landesverfassung, vol. I.

meldete immer von neuem seit dem März des Jahres, daß Wellington und Richelieu ihn vor dem Wagnis einer preußischen Verfassung gewarnt hätten, daß beide die Ansicht verträten, bei seiner eigenartigen Zusammensetzung müsse sich das Land mit Provinzialständen begnügen, Anschauungen, wie sie am Hofe bereits Herzog Karl von Mecklenburg, der Schwager des Königs, und Wittgenstein verträten, wie sie bald Metternich dem Monarchen aufdrängte.

So begann das neue Jahr unter schlechten Auspizien für die Fortführung des Verfassungswerkes. Als Hardenberg nach Schloß Engers im Rheinlande während des Januars 1818 übersiedelte, vielleicht um die Verhältnisse im Westen des Landes, namentlich das vom Osten so ganz verschiedene Kommunalwesen, selbst zu studieren, überreichte ihm eine Adelsdeputation die von dem hochkonservativen Schloffer unter Mitarbeit Steins verfaßte „Denkschrift die Verfassungsverhältnisse der Lande Jülich, Kleve, Berg und Mark betreffend“, die bei allem Entgegenkommen gegen den Bürger- und Bauernstand doch das Verlangen enthielt, die alten Stände zu berufen, um mit ihnen die neue Verfassung vertragsmäßig zu beraten, also eine ähnliche Forderung, wie sie 1814 der märkische Adel gestellt hatte. Der Kanzler antwortete ausweichend. Am Hofe fand der rheinische Adel einen hochgestellten Freund, der bald stärker hervortreten sollte. Der Kronprinz sprach dem Freiherrn v. Sövel sein besonderes Wohlgefallen aus. Ebenfowenig gelegen kam Hardenberg die von Görres verfaßte, von mehr als dreitausend Bürgern und Bauern der Umgegend unterschriebene Koblenzer Adresse, die phrasenhaft um „Wiederherstellung der Freiheiten der Landschaft und der uralten wahrhaft deutschen Verfassung“ bat, mit gehässigen und wegwerfenden Bemerkungen über den preußischen Staat und die alten Provinzen. Sie konnte ebenso wie die Görres'sche Broschüre, die Mitte Januar erschien, nur dazu dienen, den Widerwillen des Königs gegen eine Gesamtpäsentation und den Einfluß der reaktionären Kreise zu vergrößern. Herzog Karl von Mecklenburg hatte jetzt für seine Einflüsterungen wirkliche Fakta zur Hand, mit denen er die „Störung der innigen Vereinigung des Regenten mit dem Volke, Trennung des Hauptes vom Körper“ betreiben konnte. Immer von neuem malte er dem Könige das Bestehen einer revolutionären Partei vor, führte ihm die Gefahr eines Umsturzes als vorhanden und bevorstehend vor Augen. Am 25. Januar 1818 überreichte der unerschrockene Mahner und getreue Eckart des Monarchen, sein Generaladjutant Job v. Wizleben, ihm eine Denkschrift über die ungeheuerlichen Anschuldigungen des Herzogs Karl gegen das preußische Volk, wies sie als die Sicherheit des Staates bedrohend sehr bestimmt zurück und gab eine Reihe von Maßregeln an, die den bedenklichen Erscheinungen der Zeit entgegenarbeiten sollten. Eine der wichtigsten war die „möglichst schleunige Beendigung der Verfassungsangelegenheit“, der Bruch mit dem Zögern und mit allen halben Maßregeln; er verlangte die Initiative der Regierung, hielt es für gefährlich, sich mit Provinzialständen in Unterhandlungen einzulassen:

„Wenn der Staat eine Verfassung haben soll, so muß sie frei aus der Hand des Königs hervorgehen. Sie auszuarbeiten kann höchstens Sache des Staatsrates sein.“ Also entweder: schnelle Vollendung der Arbeiten oder offene Erklärung, daß die Einführung der ständischen Verfassung zur Zeit nicht geraten sei¹⁾.

So drängten beide Parteien auf den König ein, um ihn ganz für sich zu gewinnen. Sollte der märkische Adel, als sich die Frage so zugespitzt hatte, lange zögern, auf seine bereits 1814 geltend gemachten Gerechtsame zurückzukommen? — Jetzt war vielleicht die Möglichkeit gegeben, nicht nur wie damals das Terrain zu sondieren, sondern wirkliche Vorteile für die Ritterschaft von der Krone zu erlangen. Am 5. Februar 1818 hatte der preussische Gesandte der deutschen Bundesversammlung die Übergabe einer Anzeige von dem Fortgange der Einrichtung einer landständischen Verfassung zugesichert. Hieran knüpften die Deputierten des großen Ausschusses der kur- und neumärkischen Ritterschaft für die landschaftlichen Schoßangelegenheiten, der mit Genehmigung des Ministeriums des Innern in den ersten Märztagen zusammengetreten war, an, als sie am Schlusse der Tagung, am 17. März, zwei Immediatgesuche und eine Eingabe an das Staatsministerium richteten. Die Eingabe an das Staatsministerium stellte aus Anlaß von Einzelfällen das Ansuchen, den Verkauf von Rittergütern mit Inbegriff aller Ehrenrechte, das heißt der Gerichtsbarkeit, der Polizeiverwaltung, des Patronatsrechtes und der Jagd, an Bauerngemeinden zu untersagen, weil diese nicht fähig seien, die Wahrnehmung dieser Rechte auszuüben. Das bedeutete eine Einschränkung des Ediktes vom 9. Oktober 1807 betreffend den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner. Es setzte ausdrücklich fest, daß „die bisher durch den persönlichen Stand des Besitzers begründete Einschränkung und Suspension gewisser gutsherrlicher Rechte“ gänzlich wegfallen sollten. Die erste Immediatengabe bat, die 1810 anläßlich der Säkularisation vollzogene Einziehung der Güter der beiden Domkapitel Brandenburg und Havelberg sowie der weiblichen Stifter und Klöster der Kurmark, deren Einkünfte bis dahin den Angehörigen der Ritterschaft zugute gekommen waren, wieder zurückzunehmen, denn die finanziellen Verlegenheiten des Staates, die damals jene Maßregel veranlaßt hätten, seien nunmehr gehoben. Den umfassendsten Vorstoß machte jedoch die zweite Immediatengabe. Sie bat um die „Wiederherstellung unserer Verfassung“ als „die wichtigste Angelegenheit der Provinz und den dringenden Wunsch der Stände“. Die Deputierten, darunter

¹⁾ Die Denkschrift Wislebens wurde bereits 1842 von Dorow veröffentlicht, doch ohne die oben angeführte Stelle; vgl. meinen Aufsatz, Siegmund Peter Martin und Hans Rudolph v. Plehwe, zwei Vertreter des deutschen Einheitsgedankens von 1806 bis 1820, in Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung II, 1911, S. 170 ff.

B. v. Rochow und der später vielgenannte Geheime Staatsrat v. Quast, betonten mit aller Schärfe, daß die landständische Verfassung „nur dann allgemeine Zufriedenheit und feste Dauer erlangen könne, wenn sie an dem, was besteht, sich anreicht, wenn sie auf früheren rechtsbeständigen Verträgen beruht und wohlhergebrachte Befugnisse bestätigt“. Sie bezogen sich auf die Rezesse vom 26. Juli und 19. August 1653 als die in rechtlicher Hinsicht unverfehrte Grundlage der märkischen Verfassung, „indem einseitige Abweichungen solche zu verletzen nicht vermögen“. Zwar gestand die Eingabe zu, daß es keineswegs die Absicht der Stände sei, sich von Staatslasten, welche die Zeitumstände erfordern, zu befreien oder gar um Herstellung dessen zu bitten, „was mit den Rechten und der angeborenen Freiheit des Menschen sich nicht verträgt und wohin wir Leibeigenschaft und Untertänigkeit des bäuerlichen Standes rechnen“; aber zum Schlusse beantragten die Deputierten noch einmal, daß die übrigen grundherrlichen Rechte, besonders die Teilnahme an Gesetzgebung und Besteuerung, folglich auch an den bevorstehenden Verhandlungen über die verheißene Einrichtung der landständischen Verfassung, gemäß jenen Landtagsrezessen erhalten blieben.

Die beiden ersten Eingaben scheinen ad acta gelegt zu sein. Auf die dritte erhielten die Bittsteller die Antwort, daß sie dem Staatskanzler zugefertigt wäre, da ihm die landständische Verfassung übertragen sei, und der König nach dessen Rückkehr Vorschläge wegen dieser Fragen zur Genehmigung erwarte.

Die Berufung auf jenes Versprechen des Grafen v. d. Goltz am Bundestage war von den Deputierten geschickt gewählt. Hardenberg hatte es ohne Wissen des Monarchen abgeben lassen, trotz der bestimmten Order vom 12. April 1817, daß er in der landständischen Angelegenheit von jedem Schritt unterrichtet sein wolle. Jetzt erhielt er von dem Vorgehen, das er durchaus nicht billigte, erst durch die Zeitungen vom 17. Februar Kenntnis. Ihm mißfiel es schon, daß diese nur die Krone Preußen angehende Frage vor einer nicht zuständigen Versammlung zur Verhandlung gebracht wurde. Und er war durchaus nicht damit einverstanden, „daß diese mit großen Schwierigkeiten verknüpfte Sache darum, weil sie verzögert zu sein scheint, jetzt beeiligt werde“. Der König hielt es für fraglich, ob sie binnen Jahresfrist sonderlich vorgerückt sein werde; ja wir dürfen sagen: er war zu jener Zeit gar nicht willens, sie schnell vorrücken zu lassen¹⁾. Bereits erwähnt wurde die Wirkung, die die Württemberger Angelegenheiten und das Wartburgfest, die Koblenzer Adresse und die Broschüre von Görres auf den König ausgeübt hatten. Und noch in den letzten Tagen des Januars hatte Wittgenstein ihm jene Auszüge aus einem Berichte Zichys, des österreichischen Gesandten

¹⁾ Kabinettsorder an Hardenberg vom 18. Februar 1818, bei Saake a. a. O. XXIX, S. 361 ff.

in Berlin, vorgelegt, die ihm von Metternich übermittelt waren: man müsse streng einschreiten gegen die ganz revolutionären Anschauungen; überall, vor allem in Berlin selbst; sie unschädlich machen oder sie angesichts ihrer eigenen Partei durch die Tat selbst bloßstellen, welche sie an demselben Tage aufschieben würden, an dem sie sich angegriffen sähen. Wittgenstein bezog in seiner Antwort solche Anschauungen direkt auf den Staatskanzler, wenn er schrieb: „Wenn hier und da in einzelnen Fällen denen Anträgen des Fürsten Hardenberg nachgegeben worden ist, so hat dieses allein aus persönlichen Rücksichten gegen diesen sonst so verdienten Staatsmann stattgefunden¹⁾).

Die Deputierten der märkischen Ritterschaft konnten keinen günstigeren Zeitpunkt für ihre Immediateingabe wählen. Erreichten sie auch zunächst nichts Tatsächliches: der psychische Druck auf den König verstärkte sich. Er wurde bereits von allen Seiten vor dem Gedanken einer Gesamtrepräsentation gewarnt, dadurch der einstweiligen Beschränkung des Versprechens auf Provinzialstände zugänglich gemacht. In seiner nächsten Umgebung widerstand allein Witzleben. Immer einflussreicher gestaltete sich die Stellung der absolutistisch gesinnten Hofpartei. Wie würde ihr Einfluß noch wachsen, wenn sie erst den Zusammenhang mit der ständischen Bewegung in der Mark fand! Für Wittgenstein hatten alle Verfassungsberatungen nur formellen Wert ohne jede politische Verbindlichkeit; sie waren ein Köder, der Hardenberg hingeworfen wurde, um ihn in dem Glauben zu bestärken, daß sein „bester Freund“ für sie eintrete. Und wenn er in der Antwort an seinen königlichen Herrn vom 10. März schreibt: „der Andrang nach repräsentativen Verfassungen ist allgemein, es ist das immer lauter werdende Verlangen der gegenwärtigen Epoche; es wird fast allgemein nicht bloß in Deutschland, sondern in Europa durch die Landesherrn selbst theils aufgeregt, theils gewährt. E. K. M. dürfen nicht dem Anschein Platz geben, als ob Höchstdieselben zurückblieben; alles kommt darauf an, den Gesichtspunkt festzuhalten und von den Untertanen nicht verlassen zu sehen, daß E. K. M. als freies Geschenk bewilligen, was Sie bewilligen“, so waren solche Sätze nicht mehr dazu angetan, den Zeitpunkt dieses freien Gesentes zu beschleunigen. Oder traf es nicht vielleicht richtiger den Kernpunkt der Sache, wenn Witzleben in seiner Januarentschrift betonte, daß man jetzt, 1818, eine Verfassung nicht mehr wie 1815 als ein Geschenk, sondern als die Erfüllung eines gegebenen Versprechens ansehen würde?²⁾ —

Die weiteren Ereignisse der zweiten Hälfte des Jahres 1818 und der ersten Monate des Jahres 1819 waren nicht dazu angetan, den König der Verfassungsfrage geneigter zu machen, ihren Lauf zu beschleunigen. Die Schwäche der Hardenbergschen Position offenbarte sich in den Maßnahmen

¹⁾ Vgl. Saake ebendasselbst S. 365, Anm.

²⁾ Der Wortlaut mitgeteilt von Saake, a. a. O., S. 363.

gegen Urndt bei Veröffentlichung des vierten Teiles des „Geistes der Zeit“ im Herbst 1818. Wittgenstein war es wiederum, der dem Könige das Buch in die Hände spielte. Er wies ihn hin auf die Angriffe gegen die geheime Polizei, deren Leiter er ja selbst war, auf die Warnung Urndts vor jenen rückläufigen Kräften, die die Regenten dazu bringen wollten, „das gegebene Wort — wegen der Verfassung — nicht zu halten.“ und er forderte seine Entlassung als Polizeiminister, weil er doch nicht helfen könne, denn der König sei davon überzeugt, „daß alles schlecht gehen müsse“. Wittgensteins meisterhaftes Ränkespiel hatte das Nötige dazu beigetragen, den Monarchen in dieser Gesinnung zu bestärken, und Hardenberg war sich der Schwäche seiner persönlichen Stellung bei dem Könige so sehr bewußt, daß er alles tun mußte, um Wittgenstein zum Bleiben zu bewegen. Nur im Bündnis mit ihm, dem entschiedenen Gegner der Verfassung, glaubte er die Frage der Gesamtrepräsentation lösen zu können. Die durch die Urndtsche Schrift veranlaßten Briefe des Staatskanzlers an Wittgenstein bedeuteten eine moralische und politische Niederlage Hardenbergs: er machte sich ganz von der Aktion der Gegenpartei abhängig¹⁾. Nehmen wir dazu die Verhandlungen auf dem Aachener Kongreß und jene Organisationspläne Metternichs für den preußischen Staat mit ihrer dringenden Warnung gegen jede Zentralrepräsentation und ihrer Beschränkung auf Provinzialstände, die er Wittgenstein am 14. November mit der Bestimmung über sandte, sie dem Könige zur gegebenen Stunde vorzulegen, so waren es in der Tat schlechte Auspizien, mit denen Hardenbergs letztes großes Werk in das neue Jahr hineinging. Und es brachte ihm Hindernis über Hindernis, mochte die bekannte, von ihm selbst verfaßte Kabinettsorder vom 11. Januar auch ausdrücklich betonen, daß es in des Königs Absicht liege, „eine angemessene ständische Verfassung zu geben“. Die süddeutschen Höfe klagten über ihre neuen Stände. Im ersten bayrischen Landtag verlangte der Antrag Hornthal die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung und rief dadurch scharfe Gegensätze in der Armee wach. Die Krone rief den Beistand der Großmächte an, sie gedachte die Verfassung aufzuheben. Die Nachrichten von den Zuständen in München trafen in Berlin gleichzeitig mit der Kunde von der Ermordung Rosebues durch Sand ein. Theodor v. Rochow schrieb seinem Bruder Gustav: „Mag er noch so schlecht gewesen sein, so bleibt diese Sache doch schändlich, empörend, und da sie gerade von dieser Rotte ausgeführt ist, so muß das Gericht um so strenger sein. Vielleicht macht diese Tat die Regierungen aufmerksamer“; jene Regierung eines Staatskanzlers, der zwar, wie Rochow schreibt, die Turnübungen einstellen läßt, aber ihrem Urheber Jahn mit einer ansehnlichen Pension „das Maul stopfen“ will, Urndt und Görres als Lehrer

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz: „Die Einleitung des Verfahrens gegen E. M. Urndt, Historische Zeitschrift 105, S. 514 ff.

an der neuen Universität Bonn anstellt, „während man auf fast allen Universitäten Anheil der verschiedensten Art erlebt“¹⁾.

Wie diese Kreise die Tat Sands auffaßten, davon legen zwei Schriften Zeugnis ab, die sogleich aus ihrer Mitte veröffentlicht wurden. Die erste, „Der Mord Augusts v. Rogebue, Freundesruf an Deutschlands Jugend“, ein breiter poetischer Herzenserguß in ungefügten Jamben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, war politisch wenig bedeutsam, aber doch „gar nicht übel, rein praktisch und das Beste, was ich seit langer Zeit von ihm las“²⁾. Die zweite verfaßte Ludolph Bedendorff, zuerst Theologe, dann Mediziner, 1810 der Erzieher des Kurprinzen von Hessen und 1811/1818 der des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg, der seitdem, „ein privatissierender Krypto-Katholik und geschworener Fanatiker“, als Schriftsteller in Potsdam lebte und zu den Rochows in nahe Beziehungen getreten war. Bereits in den ersten Maitagen erschien seine Schrift „An die deutsche Jugend. Über der Leiche des ermordeten August v. Rogebue“. Sie „trifft den Nagel auf den Kopf, ist vortrefflich — das Beste, das einzig Richtige, was über diese Tat geschrieben werden kann“: so empfiehlt sie Theodor v. Rochow dem Bruder am 11. Mai. Die Tat ist „ausgegangen, ausgesandt von einer gemeinschaftlichen Besinnung, von einem weit verbreiteten Geiste“, sie ist „gemeinschaftlicher, ansteckender Wahnsinn“. Die ganze deutsche Jugend muß sich öffentlich losagen von diesem Frevel, wenn sie gerechtfertigt sein will. Aber damit nicht genug. Die deutschen Regierungen müssen auf der Stelle ein gemeinschaftliches Verfahren vorläufig verabreden und demnächst diese wichtige Angelegenheit der aufmerksamsten Gesamtberatung unterziehen. Gemeinsame Beschlüsse sind zu fassen über den Zustand der Schulen und Universitäten, über das ganze Erziehungswesen Deutschlands. Es genügt nicht, eine verschärfte Disziplin einzuführen, sondern vor allen Dingen muß „der Zustand der Lehre, der Wissenschaft wohl erforscht, die Unterweisungsart genau untersucht, der Einfluß der Lehrer, ihre Denkart, Richtung, Absicht ernsthaft geprüft werden“. Nicht blinder Glaube, Unterwerfung unter persönliche Autorität wird verlangt, denn „es gibt nur eine Autorität, das sind die Jahrhunderte, es gibt nur ein Untrügliches, das ist die Erfahrung“. Das gilt es für die Jugend zu erkennen, zu achten, zu lieben, zu verteidigen, sich abzuwenden von jenem Kampfe, „der die Einzelnen vielfältig auf Tod und Leben entzweiet und die Welt in zwei große Hauptparteien scheiden will“. Das waren Sätze und Folgerungen aus der einen Tat, an denen Metternich und Benz, Herzog Karl v. Mecklenburg und Wittgenstein ihre reine Freude haben konnten; es war ein Programm, das sie nur in die politische

¹⁾ Theodor an Gustav v. Rochow, Berlin, 30. März 1819.

²⁾ So Theodor an Gustav v. Rochow, Berlin, 11. Mai 1819. Scharf verurteilte beide Schriften Stägemann, vgl. Fr. Rühl, Briefe von Stägemann an Oläner, Berlin 1901, S. 50 und 53.

Wirklichkeit umzusetzen brauchten, um der freien Entwicklung des Geisteslebens einen Hemmschub anzulegen. —

Damit sind wir in den Kreis jener politischen Anschauungen eingetreten, die zu den Maßnahmen gegen die angeblich demagogischen und revolutionären Umtriebe, zu den Beschlüssen von Teglitz und Karlsbad führten. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, ob Hardenberg wirklich innerlich von der Gefährlichkeit der Bewegung überzeugt war. Seine politischen Maßnahmen mußten so ausfallen, als ob er es wäre, um sich Wittgensteins Freundschaft zu erhalten, seine sicherste Stütze bei dem König, und dadurch nach seiner Meinung das Verfassungswerk zu retten. Er gab seine Zustimmung zu den von Wittgenstein und Kampf geforderten Maßregeln unter der Bedingung, daß „Allerhöchstdieselben wegen der Verfassungssache einen Entschluß nähmen“¹⁾. Und wie fiel der Entschluß aus? — Die Teglitzer Punktation setzt ausdrücklich fest, daß Preußen entschlossen sei, „erst nach völlig geregelten Finanzverhältnissen diesen Artikel — Artikel dreizehn der deutschen Bundesakte — in seinem reinen Begriff auf seine eigenen Staaten anzuwenden, das heißt zur Repräsentation der Nation keine allgemeine, mit der geographischen und inneren Gestaltung seines Reichs unverträgliche Volksvertretung einzuführen, sondern seinen Provinzen landständische Verfassungen zu erteilen und aus diesen einen Zentralauschuß von Landesrepräsentanten zu bilden“. Auch Wittgenstein hatte den Teglitzer Beratungen beigewohnt, und es ist wohl kein Zweifel, daß die Abmachung durch ihn dem märktischen Adelskreise sofort bekannt geworden ist.

Raum war Hardenberg am 5. August nach Glienecke zurückgekehrt, da begann der neue Ansturm gegen ihn, dessen Werk soeben wieder eine empfindliche Niederlage erlitten hatte. Vielleicht gelang es jetzt, es ganz zu Fall zu bringen.

Am 12. August waren die ritterschaftlichen Stände des Sauche-Belzig-schen Kreises zur Abnahme der Kreisrechnungen in Beelitz versammelt. Gustav und Hans v. Rochow teilten einander ihre Ansichten und Besorgnisse über die gegenwärtigen inneren politischen Verhältnisse mit und waren lebhaft von der Notwendigkeit ergriffen, diesen Zeitpunkt zu benutzen, um durch entschiedene Schritte dem Monarchen zu beweisen, daß der alte Adel des Landes trotz allem, was in neuerer Zeit zwischen ihn sich gedrängt hätte, doch an Gesinnung der alte geblieben sei. Hans v. Rochow machte den Vorschlag, „eine Eingabe der kurmärktischen Ritterschaft an den König zu veranlassen, worin wir lebhaft und mit Hinweisung auf die politischen Zeitereignisse bitten,

¹⁾ So Hardenberg an den König, Berlin, 4. Juli 1819, im Königl. Hausarchiv, a. a. O.; er fährt dann fort: und bitte, „den Anträgen des Fürsten Wittgenstein gnädigstes Gehör und Beyfall zu schenken, da ich weit entfernt bin, ihnen an sich nicht beizupflichten, vielmehr dafür halte, daß wir darunter mit den süddeutschen Höfen gleichen Schritt halten müssen!“

uns mit einer Konstitution neuer Art zu verschonen". Daß war eine Wiederholung der Abmachung, die soeben die Tseplizer Punktation festgesetzt hatte.

Noch auf derselben Sitzung wurde der Landrat v. Kochow ins Vertrauen gezogen. Die Führung übernahm alsbald Gustav v. Kochow. Aufzeichnungen, die er am 16. August seinem Vetter Hans übergab, geben deutlich seine Anschauungen kund. Dankbar begrüßte er die Weisheit des Königs, daß er nicht wie viele Regenten mit der Erfüllung des Artikels 13 der Bundesakte geeilt habe, im Hinblick auf so viele Verfassungen, die alle Elemente einer ständischen Repräsentation vermissen ließen, nur die einer „jakobinischen Repräsentation“ zeigten. Die jüngst zusammengetretenen Kammern, so heißt es im Hinblick auf die süddeutschen, vertreten im Geist ihres Instituts die Revolution, so daß Volk und Fürst, Regierung und Justiz gegenüberstehen, denn sie sehen ihr eigentliches Geschäft darin, Maßregeln der Regierung zu kontrollieren. Ihre Sitzungen sind ein Beweis, „daß noch immer ein wirriges, neuerungsfüchtiges, republikanisches, mithin revolutionäres Streben unstät und kampflustig in der Welt umherfährt“. Ganz anders dagegen eine wirklich ständische Verfassung, das heißt eine Vertretung nicht der einzelnen Menschen, sondern der verschiedenen Interessen der natürlichen Bestandteile. Sie will nur die Wünsche, Bedürfnisse in Worten und Rechten dem Fürsten kundgeben, sie will vermitteln und ausgleichen, damit in dem Monarchen die gesetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt vereint bleiben könne. Nach Kochows Anschauung erhält die altständische Verfassung die Rechte des Thrones unangefochten, während das moderne Repräsentationswerk ganz unmonarchischer Art ist und die Gewalt des Regenten schwächt.

So kamen beide Kochows sofort dahin überein, daß jeder einen Entwurf für eine Eingabe an den König ausarbeiten solle. Doch schien es Gustav v. Kochow angemessener, die endgültige Fassung „einer Feder von metier“ anzuvertrauen, die sie überzeugend und hinreichend vorzutragen vermöge. Und als er wenige Stunden später in Potsdam Beckedorff traf, teilte er ihm, die Übereinstimmung seiner Ansichten mit denen des Adels kennend, das Vorhaben mit. Beckedorff versprach, sogleich einen Entwurf für eine Eingabe an den König und für ein Mitteilungsschreiben an den Staatskanzler auszuarbeiten. Bereits zwei Tage später übersandte er die Schriftstücke an Kochow mit dem Bemerkten, daß der Minister v. Voß das Immediatgesuch an den König nicht ganz billige, „weil der eigentliche Gegenstand nicht klar genug herausgehoben sein soll“. Trotzdem habe er sich nicht entschließen können, etwas zu ändern; er denke, „daß ein gewisses Halbdunkel hier gar nicht übel sei. Wenn mit einem bloßen Ja oder Nein geantwortet werden sollte, so möchte Voß recht haben; allein eine etwas unbestimmte Bitte kann eine ähnliche Antwort veranlassen und so vielleicht den Weg zu Unterhandlungen bahnen, die sonst leicht abgeschnitten werden möchten“.

(Schluß folgt.)

Biologie und Wahlrecht.

Von

J. von Uexküll.

Da das Wahlrecht dem Einzelnen immer näher rückt, so werden auch die Biologen vor die Frage gestellt, wie sie sich zum allgemeinen Wahlrecht verhalten wollen? Ich glaube, alle Biologen werden am Wahlrechtsentwurf die Klausel vermissen, die sie als Biologen des Wahlrechts enthebt. Sie geraten nämlich durch das Wahlrecht von vornherein in einen Konflikt, den sie nicht lösen können: Soll ein Volksvertreter oder ein Staatsvertreter gewählt werden? Diese Frage wird durch das Wahlgesetz nicht gelöst.

Sie ist für alle übrigen Wähler, die Staat und Volk nicht zu unterscheiden vermögen, unerheblich. Für den Biologen aber, der den Gegensatz zwischen Staat und Volk deutlich durchschaut, liegt darin ein wesentliches Hindernis, seinem Wahlrecht zu genügen.

Auf die Gefahr hin, auch in anderen Wählern Zweifel an der Vollkommenheit des Wahlgesetzes aufkommen zu lassen, will ich den Gegensatz zwischen Staat und Volk in wenig Worten darlegen. Es gibt Völker, die keinen Staat bilden, wie die Weddas auf Ceylon, und es gibt einen Staat, der nicht aus dem Volke hervorgeht — die römische Kirche. Daraus ergibt sich bereits, daß die Begriffe von Staat und Volk sich nicht decken.

Volk ist ein Begriff, der sich auf die Blutsverwandtschaft der Menschen bezieht. Der Begriff des Staates dagegen bezieht sich auf ihre Arbeitsgemeinschaft.

Die Weddas leben in einzelnen Familien, von denen jede für sich allein sorgt und arbeitet. Die Weddas verkehren alle freundschaftlich untereinander, ihrem sanften Charakter entsprechend. Sie tauschen ihre außerordentlich fein empfundenen Ansichten über Gott und Natur miteinander aus. Von den niedriger stehenden Nachbarvölkern werden sie als Weise verehrt, und selbst die Europäer können nicht umhin, ihrer ebenso poetischen wie männlich starken Weltanschauung Bewunderung zu zollen. Dabei besitzen sie nicht im mindesten staatlichen Zusammenhang, sie heiraten untereinander und leben streng monogamisch. Das ist alles.

Niemand wird leugnen, daß sie ein Volk bilden, das die reichen und hochstehenden Eigenschaftsanlagen seiner Einzelwesen in immer neuen Ver-

knüpfungen in den Kindern emporblühen läßt. Wodurch eine durchaus einzigartige Einheit entsteht, die sich von allen übrigen Volkseinheiten wohl unterscheidet.

Das Gleiche gilt auch vom deutschen Volke. Es besitzt einen Strauß von Charakteranlagen, der viel zu reich ist, als daß der einzelne Deutsche ihn in seiner ganzen Fülle beherbergen könnte. Es ist völlig ausgeschlossen, daß der einzelne Deutsche alle Schattierungen des deutschen Charakters aufweisen könnte, und doch bildet die Gesamtanlage des deutschen Charakters eine Einheit, die vom ersten Auftreten deutscher Stämme in der Geschichte bis zum heutigen Tage die gleiche geblieben ist.

Das Gleiche gilt auch von anderen Völkern, so daß der Anblick aller Völker, die die Erde bewohnen, einen überaus reichen und reizvollen Eindruck hinterläßt, der unabhängig vom Wechsel der Zeitereignisse einem immer blühenden Garten gleicht, der heute die gleichen Blumen wie in der Urzeit beherbergt.

Der Volkscharakter wird dadurch gewahrt, daß die Einzelpersonen durch die geschlechtliche Verbindung ihre Charakteranlagen wohl austauschen, aber nicht verändern. Die Charakteranlagen bilden in den Kindern stets neue Verknüpfungen und können sich gelegentlich zu unerwartet hohen Charaktergebilden steigern, die dem ganzen Volk als Vorbild dienen.

Die Familie ist der elementare, lebendige Baustein eines jeden Volkes, in dem sich die Charaktermischung vollzogen hat und immer von neuem sich vollziehen wird.

Fragt man sich nun, ob im Wahlgesetz eine Vertretung der Familie bezweckt wird, so wird man das verneinen müssen. Die Beeinflussung der Charakterbildung in den Nachkommen war wohl im platonischen Staate vorzusehen; in unseren modernen Staaten ist davon keine Rede mehr.

Nun wird man erwidern, daß zum Bestehen einer Familie mehr nöthig ist als die bloße Eheschließung, nämlich gesunde Wohnung, bekömmliche Nahrung, Schutz vor bösen Nachbarn und gefährlichen Krankheiten und gerade der Erhaltung dieser wichtigen Lebensbedingungen diene die Wahl der Abgeordneten.

Die Behauptung wird man kaum aufrecht erhalten können. Die Notwendigkeit dieser Faktoren wird von keiner Partei bestritten. Alle Parteien nehmen es für sich in Anspruch, den Familien ihr Gedeihen zu sichern. Es wäre ja auch vollkommen lächerlich, wenn man behaupten wollte, die Diphtherie könne man besser auf konservative Methoden als durch liberale Behandlung bekämpfen. Und die Erzeugung und Aufbewahrung der Kartoffeln geschehe besser nach einer sozialdemokratischen als nach einer nationalliberalen Vorschrift.

Alle Faktoren, von denen das Gedeihen der deutschen Familien abhängt, sind sachlicher Art. Nur Sachverständige können darüber urteilen. Und

unter den Sachverständigen wird es Meinungsverschiedenheiten geben. Diese sind aber gänzlich unabhängig von ihrer Parteistellung.

Es ist zweifellos wünschenswert, daß es ein Forum gebe, bei dem die einzelnen Familien ihre Bedürfnisse und Klagen vorbringen können. Aber warum dieses Forum aus Parteipolitikern zusammengesetzt sein sollte, ist völlig unerfindlich. Die Behebung sachlicher Mißstände kann nur durch Sachkenner erfolgen, und diese heranzuziehen liegt allerdings im Interesse des Volkes. Im neuen Wahlrechtsentwurf ist aber davon keine Rede.

In den Landtag sollen Parteigrößen gewählt werden, an denen das Volk als solches nicht das mindeste Interesse hat. Sie können daher nicht als Volksvertreter angesprochen werden. Vielleicht sind sie Staatsvertreter? Das gilt es nun zu untersuchen.

Diese Frage kann nicht beantwortet werden, bevor wir wissen, was ein Staat ist. Eine landläufige Definition erkennt den Staat als einen Organismus an. Damit ist uns wenig gedient. Schon die nächstfolgende Frage: Gleicht der Staatsorganismus mehr einem tierischen oder einem pflanzlichen Organismus? ist bereits sehr schwer zu entscheiden; denn es handelt sich hier offenbar um einen neuen Organisationstypus, der durch keine Definition logisch erschlossen, sondern nur auf Grund der Anschauung erkannt werden kann.

Wir werden uns daher vorerst die Frage vorlegen müssen: Wie sieht ein Staat aus? Diese Frage kann nicht unmittelbar durch Beobachtung und Beschreibung beantwortet werden. Dazu sind die Staatsorganismen viel zu mannigfaltig und unübersichtlich. In solchen Fällen verfährt die Biologie genau wie die anderen Naturwissenschaften: sie sucht die in der Anschauung gegebenen Faktoren in der Vorstellung übersichtlich zu ordnen, denn Vorstellung bedeutet nichts anderes, als geordnete Anschauung. Ob es sich hierbei um menschliche oder tierische Organismen handelt, ist prinzipiell gleichgültig.

Schon der Anblick eines Tierstaates, mag es sich um einen Ameisenhaufen oder einen Bienenstock handeln, hat etwas Verwirrendes. Das Hin- und Herlaufen der Ameisen und das Ab- und Zufliegen der Bienen gibt uns keinen Aufschluß über den Zusammenhang dieser Handlungen. Erst ein genaues Studium der Handlungen der einzelnen Bienen und Ameisen und ihrer Wirkung auf die Handlungen der übrigen Staatsgenossen ermöglicht es uns, in der Vorstellung ein einigermaßen zutreffendes Bild von der Organisation des Ganzen zu entwerfen.

Ein Bienenstock zum Beispiel stellt sich als ein sackförmiges Gebilde dar, das aus Tausenden von Wachszimmerchen besteht, die zum Teil als Wohnung für die Larven, zum Teil als Vorratsräume dienen. In der Nacht beherbergt der Stock alle Bienen, am Tage fliegen die Arbeiterinnen aus, um Honig und Blütenstaub zu sammeln.

Der ganze Stock kann als ein lebendiger Staatsorganismus betrachtet werden, dessen Knochengerüst aus Waben besteht. Nur sind im Staats-

organismus die Einzelorganismen, die mit den Zellen unseres Körpers auf gleiche Stufe gestellt werden müssen, nicht miteinander verwachsen, sondern bloß ihre anorganischen Produkte — die Waben bilden eine anatomische Einheit. Trotzdem bilden auch die freibeweglichen Einzeltiere des Bienenstaates eine einheitlich funktionierende Gemeinschaft. Diese wirft tagsüber ein flüchtiges Spinnennetz aus, das zur Nahrungszufuhr dient und nachts in den Stock zurückgezogen wird. So stellt sich uns der Bienenstaat in groben Umrissen als ein rhythmisch arbeitender Saß dar. Er ähnelt gewissen einzelligen Protoplastmatieren, die ebenfalls in einer gekammerten sackförmigen Schale hausen und ihre lebendige Substanz netzförmig ausstrecken und wieder einziehen, um die Nahrung zu fangen.

Die weitere Ausgestaltung des Bienenstaates interessiert uns hier nicht. Es genügt, wenn wir eine Vorstellung seiner äußeren Form gewonnen haben.

Leichter ist es, die Gestalt gewisser Ameisenstaaten zu übersehen, die sich unmittelbar dem Auge darbietet. So gleicht der Staat der afrikanischen Wanderameise einem sehr langen Wurm, dessen Haut aus einem zarten Gewebe besteht, das durch abertausend Soldaten gebildet wird, die sich gegenseitig mit den Füßen festhalten und ihre gefährlichen Riefer drohend nach außen strecken. Unter dieser schützenden Hülle laufen die Verdauungsorgane und Geschlechtsorgane des Staates, die aus tausend Einzelameisen gebildet sind, auf eigenen Füßen hin und her.

Wie stellt sich nun ein menschlicher Staat dar, wenn wir die verwirrende Anschauung in der Vorstellung geordnet haben?

Beginnen wir damit, irgendeine große Handelsstadt in der Vorstellung zu ordnen, indem wir die meist nur zufällig gegebene Anordnung ihrer Teile auseinandernehmen und räumlich ordnen. Den Mund bildet der Bahnhof, auf dem die Nahrungsmittel und Rohstoffe eingefahren und die fertigen Produkte hinausbefördert werden. An den Mund schließt sich ein kreisförmiger Platz, um den wir die Nahrungsmittel und Kohlen gesondert in Lagerhäusern ringsum anordnen. Um diesen Platz verlegen wir die Wohnungshäuser der Menschen, die durch strahlenförmige Straßen getrennt sind, welche nach der Peripherie führen, woselbst in gleichen Abständen die Fabriken für alle Erzeugnisse der Stadt angeordnet sind, Kleiderfabriken, Schuhfabriken, Töpfereien, Möbelfabriken usw. Nach dem freien Lande zu ist die Stadt durch ringsförmige Anlagen, Gärten und Promenaden abgeschlossen. Die Straßen und Häuser sind so gebaut, daß alle notwendigen Nahrungsmittel und Waren bis in jede einzelne Wohnung gebracht werden können. Dadurch ist für alle Familien, die die Stadt bewohnen, die Grundlage ihrer Daseinsbedingungen geschaffen.

Während in jedem lebenden Einzelwesen die einzelne Zelle dadurch am Leben erhalten wird, daß im kreisenden Blutströme alle Nahrungsmittel enthalten sind, aus dem sich eine jede Zelle den ihr zukommenden Nahrungsanteil ent-

nimmt, ist das in der Stadt unmöglich. Man kann nicht dauernd die Gesamtheit aller Nahrungsmittel, Kohlen und Waren durch alle Häuser zirkulieren lassen, sondern muß sie in Läden möglichst gleichmäßig verteilt ablagern. Aus dem Laden entnimmt ein jeder Haushalt das ihm Zukommende. Dann wird der Laden durch den Nahrungs- und Warenstrom wieder frisch aufgefüllt.

Jedes Nahrungsmittel und jede Ware stellt nun ihrerseits eine Leistung einzelner oder mehrerer Menschen dar und kann nur bei entsprechender Gegenleistung den anderen Menschen mitgeteilt werden. Um den allzuläufigen direkten Warenaustausch zu umgehen, hat man sich darauf geeinigt, alle menschlichen Erzeugnisse gegen eine einzige Ware, die von allen als Tauschmittel anerkannt wird, einzuwechseln, — das Gold.

Dieses Tauschmittel, dessen Verbrauch verschwindend ist, kreist nun seinerseits dauernd in ganz bestimmten Bahnen. Der Kreislauf des Goldes (oder des ihn vertretenden Geldes in seinen bekannten Abarten) ist das Objekt eingehender Untersuchungen gewesen, die uns eine anschauliche Vorstellung ermöglichen. Man kann sich die Goldbahnen mit großen und kleinen pulsierenden Herzen (den Geldbeuteln der einzelnen Bürger) besetzt denken, die den Kreislauf hervorrufen und ihm seine Richtung vorschreiben. Der Kreislauf des Goldes erfolgt im modernen Leben mit einer solchen Sicherheit, daß man bereits an physikalische Gesetzmäßigkeiten gemahnt wird. Überall, wo Waren erzeugt und verbraucht werden, entsteht eine „Warenspannung“, die mehr oder weniger hoch sein kann, je nachdem die Erzeugung den Verbrauch bedeutend übersteigt oder nicht. Die Warenspannung drückt sich im Preis aus, das heißt in der Menge des Goldes, die man für die einzelne Ware eintauscht. Das ergibt sich bereits aus dem bekannten Satz, daß Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen.

Der Handel, das heißt bestimmte Volksgenossen, die den Warenaustausch besorgen, ist nun bemüht, die Waren von dem Ort der höchsten Spannung (die den niedersten Preis bedeutet) nach dem Ort der niedersten Spannung (die sich im höchsten Preis ausdrückt) zu leiten. Dadurch entstehen immer neue Handelswege für die verschiedenen Waren. Das hat aber den Nachteil, daß die Erzeuger, die an einem bestimmten Ort mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und deshalb keine hohe Spannung erzeugen können, durch die Zufuhr der Waren aus einer leicht erzeugenden Gegend ernstlich geschädigt oder zugrunde gerichtet werden können. Die Erzeuger werden daher in solchen Fällen den freien Warenaustausch zu verhindern suchen. Sie werden dabei freilich stets die Handelstreibenden wie die Verbraucher gegen sich haben, und wenn die Majorität das Entscheidende ist, ist ihr Spiel verloren. Die am freien Handel am stärksten beteiligten Volkskreise in England haben es versucht, für den freien Handel ein Naturgesetz in Anspruch zu nehmen, und den Grundsatz des Laissez faire et aller aufgestellt, der eigentlich laissez nous faire lauten sollte.

Nachdem das Transportgeschäft der Waren sich selbständig gemacht hatte, gewann der Kreislauf des Goldes erst seine volle Unabhängigkeit. Es war nicht mehr notwendig, das Gold vom Erzeugungsorte der Ware zum Bestimmungsort direkt hinzuleiten, sondern es bildeten sich größere Zentralherzen aus, die den Geldaustausch auch über größere Strecken einheitlich regelten. Und schließlich gelang es London, sich zum Goldherzen für den ganzen Erdball aufzuschwingen.

Je weniger Hindernisse sich dem freien Warenaustausch der Welt in den Weg legten, um so einheitlicher wurde auch der Kreislauf des Goldes von London aus geleitet. Dem Auge der großen Finanzleute muß sich die Welt als ein Doppelspiel des Waren- und Goldverkehrs darbieten, das noch verwickelter ist als der Kreislauf des Blutes im menschlichen Körper, aber genau wie dieser bestimmten Gesetzen unterliegt.

Alle staatlichen Grenzen mit ihren Zollschranken sucht der internationale Gold- und Warenverkehr zu beseitigen, damit das eine Herz alles in Bewegung setze und leite, zum Glück der Menschheit, wie die englischen Geldleute behaupten. In Wahrheit nur in ihrem eigenen Interesse und ohne jede Rücksicht auf das Wohl der menschlichen Einzeleristensen, mit der durch nichts gemilderten Grausamkeit eines Naturgesetzes.

Das Interesse des einzelnen Staates deckt sich keineswegs mit den Kreislaufstendenzen des internationalen Handels, sondern spricht sich gerade in den Hemmungen aus, die ein auf das eigene Wohl bedachter Staatsorganismus dem internationalen Handel entgegensetzt. Ein jeder starke Staat wird es versuchen, sich sein eigenes Goldherz zu bewahren, das den Kreislauf des Goldes und der Waren in seinem eigenen Organismus regelt, und es nicht dulden, daß ihm das eigene Herz aus dem Leibe gerissen und nach London verpflanzt werde.

Bewahrt sich der Staat sein eigenes Goldherz, das im Takt mit der eigenen Erzeugung und dem eigenen Verbrauch schlägt, so ist die Aussicht vorhanden, daß auch die abertausend kleinsten Goldherzen der einzelnen Familien beim täglichen Kreislauf des Haushaltes gesund bleiben und normal funktionieren, was als das Ideal eines jeden Staatsorganismus angesehen werden muß.

Wenn sich die Staaten einen eigenen Kreislauf bewahrt haben, so bilden sie eine Gesellschaft gleichwertiger Nachbarn, die sich gegenseitig verständigen, ohne zu Knechten der größten Goldmacht herabzusinken.

Dann bilden die gegebenen geographischen Grenzen auch die wirklichen Grenzen des Staates. Die Grenzbahnhöfe werden zu Mündungen des Staates, deren Öffnung und Schließung er nach seinen Bedürfnissen regelt. Die Goldleitungen besitzen regulierbare Klappen und Ventile, die im Interesse des eigenen Staatskörpers arbeiten.

Innerhalb der geographischen Grenzen vermögen wir uns nur den Staatsorganismus einzuzeichnen, indem wir das oben gegebene Stadtschema

kleinerem oder größerem Ausmaß, je nach den vorliegenden tatsächlichen Verhältnissen wiederholen. Die Stadt aber ruht nur auf dem Erdboden, ohne wirklich zu durchdringen. Anders die Dörfer. Die Dörfer, die die Landwirtschaft betreiben, sind wirklich wurzelecht, denn hier sehen wir die menschlichen Einzelwesen, je nach den Jahreszeiten mit anderen Werkzeugen versehen, den Erdboden bearbeiten und ihm seine Erzeugnisse abringen.

So gleicht der ganze Staat einer Pflanze, die mit tausend Wurzeln im Erdboden haftet und zum Teil bei den Bergwerksbetrieben tief in die Erde eindringt. Wie die Pflanze erscheint der Staat unbeweglich und odenständig, wenn auch die Einzelwesen beweglich sind. Wie die Pflanze durchdringt den Staat ein Säftestrom, welcher die der Erde abgerungene Nahrung allen Organen zuführt. Aber bereits die Einrichtung vom pulverenden Goldherzen stellt den Staat in Parallele mit den tierischen Organismen.

Noch eindringlicher wird diese Analogie, wenn wir das System der Erregungsübertragung im Staate betrachten. Die Möglichkeit, die Erregungsübertragung im Einzelorganismus mit der Erregungsübertragung innerhalb des Staates zu vergleichen, beruht auf dem Umstande, daß sich die Zellen des Körpers der Erregung gegenüber wie selbständige Einzelwesen benehmen. Die Vorstellung, daß die Erregung von der Sinneszelle durch das Zentrum hindurch bis zur Muskelzelle analog dem Strome in unseren elektrischen Anlagen laufe, ist durchaus irreführend. Jede einzelne Zelle empfängt einen Reiz und wandelt ihn in ihre eigene Erregung um, ehe sie selbst einen neuen Reiz erzeugt, der die Nachbarzelle erregt. Es ist durchaus nicht notwendig, daß jeder Reiz immer den Anprall einer elektrischen Welle darstellt, wie das innerhalb des Nervensystems die Regel ist. Selbst im menschlichen Körper kommt es vor, daß eine Zelle einen spezifisch erregenden chemischen Körper in die Blutbahn wirft, der in bestimmten auf diese Reizart eingestellten Zellen als Reiz wirkt und dort die Erregung auslöst.

Es ist also die Erregungsübertragung im Organismus nicht an die anatomische Verknüpfung gebunden, sondern kann auch durch frei bewegliche Zwischenträger erfolgen. Diese können chemischer oder physikalischer Art sein. Eine Luftwelle kann ebenso als Erregungsüberträger dienen wie ein Lichtstrahl. Es ist auch prinzipiell nicht notwendig, daß die Erregungsübertragung stets durch dasselbe Mittel erfolge. Es kann sehr wohl die Erregungsübertragung von der einen Zelle zur zweiten durch einen bestimmten chemischen Körper erfolgen, bei der Übertragung von der zweiten zur dritten Zelle aber durch einen anderen chemischen Körper. Ebenso ist es möglich, daß die Erregungsübertragung in einem Staate von dem Individuum A zum Individuum B eine optische, von B auf C aber eine akustische ist.

In den anatomisch fest verbundenen Zellen des Organismus, die ihre Erregung durch Nerven übertragen, bleibt das Mittel der Übertragung stets

dasſelbe, nämlich die elektriſche Welle, die zwar der Intenſität nach, aber nicht ihrer Qualität nach wechſelt.

Der Hauptunterschied zwiſchen der Erregungsübertragung im Staate und der Erregungsübertragung im Einzelweſen liegt darin, daß das Erregungsmittel im Staate nicht bloß der Stärke nach, ſondern auch dem Inhalte nach viel größeren Schwankungen unterworfen iſt.

Im übrigen laſſen ſich in beiden Fällen zwei Haupttypen der Erregungsübertragung nachweiſen, die wir ſogar bei unſeren mechanischen Einrichtungen kennen — die diffuſe und die zentraliſierte, die man auch als die koordinierte und die ſubordinierte bezeichnen kann. In den Lichtleitungen eines Hauſes iſt überall dauernd ein elektriſcher Strom vorhanden, der in jede Lampe eintritt, ſobald dieſe eingeklinkt wird. Die Lampen ſind ſämtlich miteinander koordiniert, und die Lichtzentrale hat nicht den mindeſten Einfluß darauf, welche Lampen brennen ſollen und welche nicht. Die Lichtzentrale liefert bloß den elektriſchen Strom, gibt ihm aber keine Direktive mit auf den Weg. Anders die Telephonzentrale, deren Hauptaufgabe nebit der Stromerzeugung darin beſteht, den Strom beſtimmten Telephonen zuzuleiten die dauernd für den Strom eingeklinkt ſind. Die Klinkungsvorrichtungen ſind bei der Lichtleitung diffuſ zerſtreut, bei der Telephonanlage aber zentraliſiert. Die Lampen ſind einander koordiniert, die Telephone aber, die nur durch Vermittlung der Telephonzentrale miteinander verkehren, ſind ſubordiniert.

Beide Methoden der Erregungsübertragung ſind in den Körpern der höheren Tiere verwirklicht. Bei uns Menſchen zum Beiſpiel iſt die Erregungsübertragung in der Darmmuſkulatur koordiniert, in der Muſkulatur der Extremitäten aber ſubordiniert. Daher beſitzt die Darmnervatur kein eigentliches Zentralorgan; die Nervatur der Bewegungsmuſkeln aber beſitz ein ſolches im Rückenmark und Gehirn.

Bei niederen Tieren, wie den Seeiegeln, iſt auch die Nervatur der Bewegungsmuſkeln koordiniert. Bei dieſen Tieren bilden die Einzelorgane ein Republik, während bei den höheren Tieren die Bewegungsorgane ein monarchiſche Spitze beſitzen. Ich habe das folgendermaßen ausgedrückt Beim Seeigel bewegen die Beine das Tier, beim Hund bewegt das Tier die Beine.

Leider erſcheint dadurch die Natur ſelbſt „reaktionärer“ Neigungen verdächtig.

Wenden wir uns nun der Erregungsübertragung zwiſchen den einzelnen Tieren zu, ſo ſehen wir am Beiſpiel einer Häſin, die, durch den Anblick eines Hundes in Erregung verſetzt, mit den Pfoten auf den Boden trommelt und dadurch die aufhorchenden Jungen gleichfalls in Erregung verſetzt, die erſte Andeutungen, wie aus der Erregungsübertragung eine Nachrichtenübertragung werden kann. Denn ſehen wir den Fall, die Häſin trommelt in andere

Rhythmen auf den Boden beim Erscheinen eines Hundes wie beim Erscheinen eines Raubvogels und veranlasse das eine Mal die Jungen zum Fortlaufen das andere Mal zum Niederducken, so kann man schon von einer Zeichensprache reden.

Wer jemals in einem Bienenstock den hellen Ruf einer jungen Königin und den tiefen Ton vernommen, den die alte Königin ausstößt, der hat eine Vorstellung davon gewonnen, wie die diffuse Erregungsübertragung vor sich geht. Die alten Bienen sammeln sich um die Erzeugerin des tiefen Tones, die jungen um die Erzeugerin des hellen Tones.

Im Ameisenhaufen besteht die Erregungsübertragung durch das Trillern der Antennen, worauf die Verteilung der Nahrung durch den Nahrungsträger auf die hungernde Ameise erfolgt. Wie weit es sich in diesem Falle um eine spezialisierte Erregungsübertragung, das heißt eine Nachrichtenübertragung, handelt, ist sehr schwer festzustellen. Doch hat man bereits eine Art kleinen Lexikons für die Ameisensprache entworfen.

Es läßt sich wohl mit Sicherheit annehmen, daß in den Tierstaaten nur eine diffuse Nachrichtenübermittlung vorkommt, und die höhere Stufe der zentralisierten Übermittlung erst bei menschlichen Staaten erreicht wird. Aber auch im menschlichen Staate, der eine Subordination kennt, baut sich diese auf der breiten Unterlage der Koordination auf.

Deshalb vor allen Dingen macht die menschliche Stadt den Eindruck eines Ameisenhaufens, weil sich die diffuse Nachrichtenübertragung in weit verzweigten wechselnden Bahnen bewegt, denen zu folgen dem Auge des Beobachters unmöglich ist. Dagegen ist die zentralisierte Übermittlung der Nachrichten in das Stadtbild leicht einzutragen, wenn man die Zentralstellen, in denen die städtischen Behörden tagen, in regelmäßigen Abständen aufzeichnet und das Netz der Nachrichtenübermittlung, das sich zwischen ihnen und den einzelnen Bürgern ausspannt, ähnlich dem Telephonnetz, auf den Stadtplan bringt.

Fügt man dann alle Stadtpläne auf der Landkarte aneinander, so erhält man eine Vorstellung eines großen zentralisierten Systems von Fäden, die bei den höchst entwickelten Staaten im Schloß des Monarchen zusammenlaufen.

Sehr deutlich scheiden sich die Grenzen der verschiedenen Staaten voneinander ab, weil jeder Staat durch den Besitz eines eigenen Regierungssystems und Verwaltungssystems charakterisiert ist.

Über die diffuse Verbreitung der Nachrichten wären wir sehr im unglücklichen, wenn wir ihr nachgehen müßten auf all ihren Pfaden, wie sie von Mund zu Ohr weiter wandert und dabei dauernd durch den Einfluß des einzelnen Überträgers an Inhalt und Stärke wechselt. Zum Glück gestattet uns die Einrichtung der Zeitungen, einen großen Teil der diffusen Übermittlung des Tageslichts zu heben.

Eine Zeitung geht immer von einer kapitalkräftigen Stelle aus, ist also ganz lokal an ein Goldherz gebunden und übermittelt alle Nachrichten in der Form, die dem Interesse ihres Goldherzens entspricht. Mit Recht schrieb daher der geistreiche Chinese Chen-Ki-Tong: „In Europa dienen die Zeitungen nicht zur Verbreitung von Nachrichten, sondern von Meinungen.“

Nach dem Gesagten wird es nicht wundernehmen, daß die größten Goldherzen auch den größten Meinungsmond in ihren Zeitungen besitzen. Der Zusammenhang zwischen dem Goldherzen und seinem Meinungsmond wird meist sorgfältig verschwiegen, um den Eindruck nicht abzuschwächen, als spräche aus der Zeitung die unbeeinflusste Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit. In Wirklichkeit wird jede Nachricht in jenes Meinungsgeband gekleidet, das der Goldquelle der Zeitung zum Vorteil gereicht. Da die Nachrichten wechseln, die Meinungen aber dieselben bleiben, setzt sich die Zeitungsmeinung bei den Lesern dauernd fest. Auf diese Weise wächst der Einfluß der großen Goldherzen immer mehr und mehr. Am schnellsten nimmt der Meinungseinfluß des Weltgoldherzens in London zu.

Das Goldherz London hat, wie wir sahen, ein wesentliches Interesse daran, alle Schranken der verschiedenen Staaten zu beseitigen, damit der freie Gold- und Warenverkehr der ganzen Welt vollkommen von seinem Rhythmus abhängig werde und sich schließlich die reine, ungeteilte Goldherrschaft Londons über die ganze Welt verbreite.

Darum arbeiten die Londoner Zeitungen daran, alle Mächte, die dem Einfluß ihres Goldherzens widerstehen, zu beseitigen. Darum versuchen sie, alle nationalen Kräfte und Einrichtungen in allen fremden Staaten in Mißkredit zu bringen, indem sie diese als rückständig, reaktionär, selbstsüchtig oder chauvinistisch verächtlich zu machen suchen.

Im Interesse Englands, das zugleich das internationale Interesse darstellt, arbeiten in allen Ländern diejenigen Kräfte, die aus irgendwelchem Grunde nicht national sind, sei es, daß sie überhaupt einer anderen Nation angehören, sei es, daß sie einem internationalen Bunde dienen.

Man wird es nicht vergessen, was Fürst Bismarck dem Herausgeber einer großen jüdischen Zeitung zurief: „Alles, was der Vorredner hier gesagt hat, ist auf Schwächung der Institutionen und auf Schwächung der inneren Festigkeit des Reiches, auf Diskreditierung der Personen, die an der Spitze des Reiches stehen, berechnet“¹⁾.

¹⁾ Ein objektiver Beurteiler wird in dieser „neutralen“ Haltung der jüdischen Blätter bloß ein Mittel der Selbstbehauptung erkennen und nur bedauern, daß ihre Neutralität nicht auch staatsrechtlich zum Ausdruck kommt. Wer den Juden wohl will, kann nur wünschen, daß sie sich in irgend einer Form zu einem neutralen Gemeinwesen zusammen schließen. Solange dieses nicht ins Leben tritt, werden die Juden in jedem Kriege gezwungen sein, gegen ihre eigenen Brüder zu kämpfen.

In Italien haben sich die Blätter der Freimaurer restlos in den Dienst Englands gestellt.

Jedem, der sich für die Anschauung der Dinge interessiert, wird es ein Leichtes sein, die Weltkarte herzunehmen und auf ihr die größeren Goldherzen mit ihrem nationalen und internationalen Kreislauf einzuzichnen. Fügt er die hauptsächlichsten Zeitungen und die von ihnen ausgehenden nationalen wie internationalen Meinungsströmungen hinzu, so wird er über den Parallelismus der beiden Stromarten keinen Augenblick im Zweifel sein. Diese Anschauung wirkt zwar nicht beruhigend, aber aufklärend; denn ein jeder wird sich überzeugen können, in wie hohem Grade London nicht bloß zum zentralen Goldherzen, sondern bereits zum zentralen Meinungsgehirn geworden ist.

Jedermann wird sich davon überzeugen können, daß, während das zentrale Meinungsgehirn in sämtlichen außerenglischen Ländern den Pulsschlag des Meinungsstromes beherrscht, nirgends eine Beeinflussung des englischen Meinungsstromes durch einen ausländischen stattfindet. Das ist technisch ebenso unmöglich, wie der Versuch, einen Strom den Berg hinauf fließen zu lassen.

Legt man, um diesen Gesichtspunkt hervorzuheben, eine Höhenkarte der Welt an, so wird sich England auf einem Berge befinden, während alle übrigen Länder sich ihm gegenüber in weiterem oder geringerem Abstand in der Niederung befinden. Darum bedarf ein jeder Staat, der sich seine Selbstständigkeit bewahren will, besonderer Absperrungsvorrichtungen England gegenüber.

Das wirksamste Mittel gegen das Eindringen des englischen Einflusses wird immer das eigene Wachstum eines Landes sein. Wenn sein wirtschaftlicher Reichtum es ihm erlaubt, den eigenen Goldstrom selbständig zu regeln, so folgt ihm auch der eigene Meinungsstrom. Und es kann der Moment eintreten, da die Höhendifferenz sich ausgleicht; dann ist es mit dem Einfluß Englands vorbei.

Der rasche Aufstieg Deutschlands wurde von England erkannt und brachte es zum Entschluß, Deutschland durch einen Krieg wirtschaftlich derart zu schwächen, daß die Höhendifferenz für alle Zeiten festgelegt bleibe. Dieser Gefahr ist Deutschland trotz aller Siege keineswegs entronnen.

Im Gegenteil wird diese Gefahr durch das neue Wahlrecht noch erheblich gesteigert, weil es, wie die national gefestigten Volksschichten befürchten, die Macht in die Hände der von London aus geleiteten roten Internationalen legt. Die radikalen Zeitungen lenken bei dem inneren Kampfe die Aufmerksamkeit von der Hauptfrage ab, ob nämlich an Stelle des „rocher de bronze“ des preußischen Königshauses der Goldsumpf der Londoner City treten soll. Die City wird nicht eher rasten und ruhen, bis sie außer der Käuflichkeit aller Waren auch die Käuflichkeit aller Meinungen durchgesetzt

hat. Dann erst werden die Weltshmaroker ihre Herrschaft für alle Zeiten befestigt haben und sich ihrem Verdauungsgeschäft ungehindert widmen können.

Inwieweit die Verherrlichung des neuen Wahlrechts mit hohen Phrasen von Volksfreiheit, Volksherrschaft usw. durch die radikale Presse ernst gemeint oder bloße Spiegelfechterei im Dienste Englands ist, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls führen sie alle zum gleichen Ziel.

Man kann es daher wohl verstehen, daß die produktiven Volkstreife, die ihre eigene Existenz unmittelbar bedroht sehen, wenn der gesamte Warenaustausch im Interesse Londons geregelt wird, sich aufs äußerste gegen das neue Wahlrecht sträuben.

So berechtigt diese Bestrebungen sind, so bilden sie doch nicht die Ursache, warum der Biologe das Wahlrecht ablehnen sollte. Für ihn ist bloß die Frage entscheidend: Sieht das Wahlrecht überhaupt eine Staatsvertretung vor oder nicht?

Noch sind wir mit der Erfassung des Staates als Organismus nicht zu Ende, um diese Frage beantworten zu können. Ein jeder Staat ist den Einzelwesen gegenüber, aus denen er sich zusammensetzt, darin im Nachteil, daß er nicht wie diese ein eigenes Auge besitzt.

Verfolgen wir das Leben innerhalb des Staates, indem wir das Tagewerk der produktiven Einzelbürger betrachten, so kann man erkennen, daß ein jeder im Kreislauf des Tages, wenn er seinem Berufe nachgeht, unmittelbar dem Staate dient. Ob er mit Hacke und Pflug die Erde aufreißt, ob er als Bergmann in der Erde schürft, ob er Maschinen baut oder Waren verfertigt — er kann immer als ein ausführendes Staatsorgan aufgefaßt werden. Sein Auge dient genau wie seine Hand seiner Berufshandlung, und der Staat gleicht einem über einen weiten Raum ausgebreiteten Tiere, das aus der Erde die Schätze gräbt und verarbeitet mit hunderttausend Händen und Füßen, die bald einzeln, bald gemeinsam arbeiten. All diese Füße und Hände sind bewehrt durch allerlei Krallen und Klauen, die beständig in Bewegung sind. Dabei bedürfen sie ihrer eigenen Augen und sonstigen Sinneswerkzeuge, um sich in Tätigkeit setzen zu können. Kein Auge scheint überflüssig, um hinauszuschauen aus dem engen Kreis der eigenen Tätigkeit.

Womit sieht nun der Staat?

Ganz dasselbe gilt von all den Einzelwesen, die dem Waren- und Goldaustausch innerhalb des Staatskörpers dienen, oder die die Nachrichtenübermittlung übernehmen — sie alle brauchen ihre Sinneswerkzeuge zur Ausführung ihres eigenen Berufes. Sie sehen nur ihre Nachbarn, ihre Berufsgenossen, ihre Familienglieder. Ein jeder besitzt nur seine eigene beschränkte Umwelt. Keiner von ihnen kennt den Staat mit seiner Umwelt. Leider ist er sich dieser Grundtatsache meistens nicht bewußt, sondern hält seine eigene Umwelt für die einzig existierende Welt überhaupt und glaubt sich daher in der Lage, über die gesamte Welt urteilen zu können. Zwar ist er sehr ent-

rüstet, wenn ein anderer ihm in seine Welt hineinreden will; „Schuster, bleib bei deinem Leisten,“ antwortet er; aber dabei schlägt er selbst alle fremden Welten über seinen eigenen Leisten. Nicht aus Bosheit, sondern aus Blindheit.

In der gleichen Lage wie der Menschenstaat befinden sich auch alle Tierstaaten. Auch sie besitzen keine Staatsäugen. Wie hilft sich bei ihnen die Natur? Darüber geben uns die Wanderameisen und die Bienen Auskunft. An der Spitze des Heerwurmes befinden sich immer eine Anzahl von Soldaten, die nach allen Seiten hin vorstoßen und zurückgekehrt den folgenden Heermassen die Richtung angeben, die sie einschlagen sollen. Bekanntlich gibt es auch in den festen Ameisenkolonien solche Auskundschafter, die häufig die Anlage einer neuen Kolonie dadurch bewirken, daß sie einfach die nächsten Ameisenbürger aufpacken und nach dem erkundeten neuen Platz hinübertragen.

Bei den Schwärmen der Bienen sind ebenfalls bestimmte Arbeiterinnen als Rundschafter tätig, die der Königin, die das Signal zum Aufbruch gibt, den Weg zeigen.

Die Mitglieder des Ameisen- und Bienenstaates zeigen in ihrem äußeren Bau bedeutende Abweichungen, die es uns leicht machen, die verschiedenen Berufe zu unterscheiden. Wie es scheint, geht aber die Berufsgliederung viel weiter, als es die groben anatomischen Unterschiede angeben. Möglich ist es, daß schon die räumliche Verteilung am Körper des Heerwurmes auf die Berufsbildung von Einfluß ist und die am vorderen Ende befindlichen Soldaten dadurch zu Rundschaftern macht, daß es Eigenschaften in ihnen auslöst, die bei den anderen Soldaten latent bleiben.

Die anatomische Differenzierung der Berufsarten nähert den Staatsorganismus dieser Tiere dem Organismus des Einzeltieres, in dem jede Zelle für ihren Beruf anatomisch ausgebildet ist. Das ermöglicht uns, die Brücke vom Einzelorganismus zum Staatsorganismus der Menschen zu schlagen. Wir brauchen bloß die verschiedenen Instrumente, deren sich die einzelnen Menschen bei Ausführung ihres Berufes bedienen, als ihre anatomische Differenzierung anzusprechen, so wird mit einem Schlage der menschliche Staat zu einem wohl differenzierten Einzelorganismus.

Menschliche Staaten ersetzen den Mangel an Staatsäugen genau wie die Tierstaaten durch Ausbildung bestimmter Berufe. Die Mitglieder dieser Berufe haben die Aufgabe, die Äußerungen des gesamten Staates zu überwachen und die Nachbarstaaten zu beobachten.

Wenn die Berufe sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigen, so können sie trotzdem nicht durch beliebige Bürger, die aus einem anderen Beruf stammen, ersetzt werden, auch wenn diese sich in ihrem Beruf ausgezeichnet haben. Denn die neue Umwelt verlangt eine völlige Neueinstellung aller Fähigkeiten. Oft kann diese in einem höheren Alter überhaupt nicht mehr erreicht werden, sondern ist an das Aufwachsen im Hause eines älteren Berufsvertreters gebunden, damit der junge Berufsvertreter von Kindheit an seine

Aufmerksamkeit auf jene Merkmale zu richten lerne, deren richtige Verwertung erst die richtige Ausübung des Berufes verbürgt. Mehr noch als die Handhabung bestimmter Instrumente, die einer langen Übung bedarf, bedarf die Einstellung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Merkmale einer langjährigen Vorbereitung.

Die individuelle Geschicklichkeit vermag es nicht, die von Jugend auf erworbene Kenntniß einer bestimmten Umwelt zu ersetzen.

So finden wir die tüchtigsten Diplomaten nur in jenen Ländern, die eine bestimmte erbliche Berufsklasse für diesen Dienst besitzen, in der sich die Kenntniß der staatlichen Umwelt von Vater auf Sohn überträgt, wie in England. Während in Preußen die hervorragenden Feldherren deshalb so zahlreich sind, weil es dort noch einen erheblichen Schwertadel gibt.

Es wird in völliger Unkenntniß der wahren Verhältnisse so oft über Prinzenziehung gespottet. Sie mag im einzelnen Fall gut oder schlecht sein — sie muß jedenfalls anders sein als in jedem andern Beruf. Die Prinzenziehung soll den Thronerben dazu befähigen, nach den Worten des großen Friedrich: „wie ein König zu leben, wie ein König zu denken und wie ein König zu sterben“.

Der Einfluß des Elternhauses und des väterlichen Berufes auf die Erziehung der Kinder wird in neuerer Zeit vielfach verkannt und sogar für schädlich gehalten, weil man im Gegensatz zu früheren Zeiten die sogenannten freien Berufe unwillkürlich als maßgebend auch für die übrigen Berufe ansieht. Weil bei dem freien Berufe eines Künstlers oder eines Forschers die persönliche Beanlagung die Hauptrolle spielt, die häufig unter der festen Tradition des elterlichen Hauses zu leiden hat, glaubt man diese Verhältnisse auf alle Berufe ausdehnen zu müssen und die Tradition überhaupt zu verwerfen.

Hier liegt ein prinzipieller Irrtum vor, der wiederum in der völligen Unkenntniß des Staates seinen Ursprung hat. Ein Blick auf den Staat wird uns eines besseren belehren.

Der Staat ruht einerseits auf dem festen Erdboden, aus dem seine Bauern und Bergleute die Rohstoffe für alle Lebensbedürfnisse gewinnen. Die Verarbeitung der Rohstoffe und ihres Transportes liegt den Arbeitern und Handwerkern ob. Das ist die eine Seite des Staatskörpers, der sich mit abertausend Händen in die Erde gräbt. An sie schließt sich der innere Kreislauf unmittelbar an. Die zweite Seite des Staatskörpers grenzt an die Nachbarstaaten an. Hier hat er seine äußere Haut, seine Sinnesorgane und seine Mündungen, hier ist er verwundbar. Deshalb bedarf er der Rundschaffer und Soldaten. In früheren Jahrhunderten wurden als Kampfmittel gegen die Feinde besondere Berufssoldaten ausgebildet. Heutzutage begnügt man sich damit, Berufsoffiziere und Unteroffiziere auszubilden und außerdem alle Bürger neben ihrem Beruf auch mit der Waffe auszubilden. Die Grenzen

werden mit besonderen Verteidigungsorganen, den Festungen, versehen, die wie Nesselorgane die äußere Haut zu schützen berufen sind.

Alle diese animalen wie vegetativen Berufe des Staates stehen in durchaus festem Verhältnis zu ihrer Umgebung. Ihre Aufgabe ist es, den Staatskörper am Leben zu erhalten. Dazu ist eine feste Ordnung des Staatsgetriebes erforderlich. Ein jeder Einzelteil des Staates muß wissen, was er zu tun hat, damit die Räder richtig ineinander greifen. Um zu wissen, was er zu tun hat, muß ein jeder Einzelne mit der Umwelt seines Berufes völlig vertraut sein und das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden. Darin zeichnet sich der Fachmann vor dem Dilettanten aus. Nun ist das Wesentliche in jedem Berufe etwas anderes. Der Schuster muß seinen Blick für andere Einzelheiten anderer Gegenstände geschärft haben als der Bauer. Der Diplomat für andere als der Kaufmann. Je früher der Einzelne in seinen Beruf eingeführt wird, je sicherer wird er seine Umwelt gestalten. Um so besser wird er seines Amtes walten. Die natürliche Begabung des Einzelnen wird zwar in seinen Leistungen zum Ausdruck kommen; aber je fester die durch Tradition erworbenen Fähigkeiten und Anschauungen in ihm haften, um so besser wird er seinem Beruf dienen. Alle Mitglieder der festen Berufe haben ihre staatsbürgerliche Pflicht erfüllt, wenn sie sorgfältig auf die Änderungen der Merkmale innerhalb ihrer Umwelt achten und ihre Arbeitsleistung dementsprechend einrichten. Es soll der Einzelne nicht wie eine sinnlose Maschine weiter arbeiten, sondern als ein sinn- und vernunftbegabtes Wesen sich nach den wechselnden Merkmalen in der Umwelt richten und sich ihnen anpassen — was ihm um so leichter fallen wird, je mehr er seines Faches kundig ist¹⁾.

Bisher haben wir zwei Oberflächen des einer flachen Scheibe gleichenden Staatskörpers betrachtet, deren untere erdwärts gerichtet ist, während die seitliche an die Nachbarn grenzt. Er besitzt aber noch eine dritte, die himmelwärts schaut. Nur geringfügig an Zahl sind die Organe, die wie die Flügel der Windmühlen oder die Segel der Schiffe, die nach oben gerichtet sind,

¹⁾ Zu dieser gefundenen Auswertung des ganzen Menschen steht die Art und Weise, wie jetzt in den Großbetrieben Amerikas nach dem verruchten Taylorsystem die menschliche Arbeit immer mehr der rein maschinellen genähert wird, in schroffem Gegensatz. Hier werden von dem einzelnen nur noch reflektorische Handlungen gefordert, die auf gewisse Signale unweigerlich einzutreten haben. Das führt notwendig zur Degeneration der Umwelt. In diesem gepriesenen Lande der Freiheit herrscht eine bewußt betriebene, systematische Entwertung des Lebens, die bisher ohne Beispiel dasteht. Damit einige Milliarden an Goldverfettung zugrunde gehen können, wird in Millionen von Arbeitern die Fähigkeit tot geschlagen, sich eine Umwelt zu bilden. Eine Reflexmaschine ist kein lebendes Wesen mehr, geschweige denn ein Mensch. Und das Staatswesen, das diese Vernichtung von unerfesslichen Qualitäten zugunsten mechanischer Quantitäten duldet, wagen nicht bloß amerikanische Zeitungen als das Ideal des Fortschrittes und der Freiheit zu preisen. Man sieht, woher sie ihre Meinungen beziehen.

um die Bewegungen des oberhalb gelegenen Mediums der Luft zu benutzen. Meist schauen nur die Dächer der Häuser nach oben, die Schutz vor Regen, Schnee und Sonnenschein den Einwohnern bieten.

Aber außer ihnen ragen auch Kirchtürme nach oben, deren Bedeutung eine ganz andere ist als die der sonst bekannten Instrumente der Menschen.

Im Gegensatz zu den Tieren, die mit ihren körperlichen Eigenschaften und Fähigkeiten in eine ein für allemal gegebene Welt hineingebaut sind, besitzt der Mensch die Fähigkeit, seine Welt zu erweitern und zu ändern. Die Welt der Menschen allein zeigt den Unterschied zwischen Naturfaktoren, die er beherrscht, und Naturfaktoren, von denen er beherrscht wird. Nur der Mensch vermag die Naturfaktoren, die ihn früher beherrschten, sich dienstbar zu machen. Er allein hat das Feuer unter seine Gewalt gezwungen. Nur der Mensch vermag sich neue Werkzeuge und Instrumente zu erbauen, mit denen er der Welt immer neu gewappnet entgegentritt. Zwar kann er seinen Körper ebensowenig ändern wie jedes Tier, aber die Bewaffnung des Körpers kann er jederzeit ändern und umformen. Die Werkzeuge der Tiere wie die Krallen der Käfer, die Flossen der Fische und die Schwinge der Vögel sind zwar vollkommener als die Pflugchar des Dampfpluges, die Schraube des Schiffes und der Propeller des Flugzeuges, aber sie sind unwandelbar mit dem Tiere verwachsen — während der Mensch bald dieses, bald jenes Instrument benutzen kann.

Zu diesem Reichtum ist der Mensch gelangt, indem er die Natur nicht als etwas Selbstverständliches hinnahm wie jedes Tier, sondern sie erst verehrte und bewunderte, dann beobachtete und nachahmte und schließlich beherrschte. In allen Fällen ist der Fortschritt der Menschheit entsprungen aus der Religion, die ihm die Verehrung der Naturgewalten lehrte. An sie schloß sich die fragende und nachahmende Forschung, und erst ihr Ergebnis, die Wissenschaft, ermöglichte die Technik, das heißt die Beherrschung der Naturkräfte.

Dabei offenbarte es sich, daß die Natur mit der fortschreitenden Forschung immer reicher und reicher wurde; was anfangs einfach erschien, erwies sich als ein wunderbares Geflecht von tausend schillernden Fäden. Dadurch änderte sich die Umwelt der Menschheit immer mehr. Kein einzelnes Menschenauge vermag heutzutage den Reichtum der Natur, den die Wissenschaft aufdeckte, zu überschauen. Und dabei sind wir gewiß, daß diese Mannigfaltigkeit endlos wachsen kann.

Die Aufgabe des Staates wurde es nun, durch Errichtung von Universitäten und Forschungsinstituten den erworbenen Reichtum festzuhalten und späteren Generationen zu übermitteln. Sie alle zusammen bilden ein Auge des Staates, das nach oben gerichtet ist. Im Dienste dieses Auges zeigt sich nun die ausschlaggebende Bedeutung der verschiedenen Beanlagungen der Menschen. Die Forscher, die immer weiter fragend die Umwelt, die sich ihnen bietet,

immer noch zu bereichern trachten, werden durch die feste Tradition gefesselt. Sie dürfen nicht auf bestimmte überkommene Vorstellungen festgelegt sein. Die Lehrer hingegen werden immer in Versuchung geraten, die neu erworbene Umwelt festzulegen, indem sie der Natur eine endgültige Formel geben, die als leicht faßliche Grundlage bei der Übertragung des Wissens auf die kommenden Generationen benutzt werden kann. Die Lehrer sehen überall ein Ende, während die Forscher überall nur Anfänge sehen. Der Darwinismus war ein solches Ende, der Monismus ist es heute; beide Doktrinen geben etwas Endgültiges und bilden die beiden reaktionären Großmächte im Geistesleben der Gegenwart. Sie sind für die große Menge der Staatsbürger, die an eine feste Umwelt gewohnt sind, sehr bequem und beruhigend, verwandeln aber gerade dadurch die Wissenschaft in ein Handwerk, das nur auf fester Tradition weiter arbeitet.

Der Staat hat aber ein dringendes Interesse daran, daß sein Auge nicht erblindet; sonst hört die Steigerung der Mannigfaltigkeit für ihn auf.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse für die Kunst. Auch sie wurzelt in der Religion als der Verehrung des endlos Mannigfaltigen der Natur. Auch die Kunst erweitert die Welt durch Beobachtung und Nachahmung. Nur wendet sie sich nicht an den Verstand, sondern an das Gemüt. Auch die Kunst ist ein Auge des Staates, das sich in den Kunst- und Musikakademien verkörpert. Auch hier liegen die gleichen Gefahren im Lehrbetrieb wie bei der Wissenschaft.

Die Religion, die die Verehrung der endlosen Mannigfaltigkeit der Machtfaktoren in der eigenen Seele wach erhält, findet im Staat als Kult in den Kirchen seinen Ausdruck. Auch die Kirchen sind ein Auge des Staates, das durch Dogmen erblinden kann.

Alle drei Augen sind für den Staat gleich wichtig. Das wissenschaftliche Auge erspäht immer von neuem neue Seiten in dem physikalisch-chemischen und biologischen Gewebe der Natur. Das führt zur Anwendung bisher unbekannter Mittel, mit denen der Staat seine Stellung in dem ihn umgebenden Medium verbessert. Die neuen Instrumente, mit denen der Landwirt und der Bergmann dem Erdboden zu Leibe gehen, erzielen einen höheren Ertrag, und die neuen Maschinen, die der Verarbeitung der Rohstoffe dienen, steigern den Nutzen, den der Staat gewinnt.

Das künstlerische Auge, das dem Leben der Natur immer neue Seiten abgewinnt, dient nicht dem Berufsleben des einzelnen Bürgers, sondern seinem Gemütsleben, das sich im Schoße der Familie entfaltet. Dieses wird immer reicher und beglückender und ermöglicht es dem Einzelnen, das Familienleben auf eine höhere Stufe zu erheben und damit den gesamten Staat auf eine höhere Lebensstufe zu bringen.

Das religiöse Auge entdeckt immer neue Mannigfaltigkeiten jener Einheit, die der Seele des Menschen die Richtung in die Freiheit weist, die jenseits

aller Fesseln der Erscheinungen liegt. Sie lehrt ihn den Weg der Sittlichkeit zu beschreiten und vermag den ganzen Staat zu einer sittlichen Persönlichkeit zu machen.

Nach allen drei Richtungen betätigen sich die Menschen, je nach ihrer Anlage als Umweltbildner oder als Umweltträger. Man kann den ganzen Staat als bestehend aus Tausenden von Trägern kleiner lichtspendender Lampen auffassen. Ein jedes Lämpchen bescheint auf kürzere oder weitere Strecken den täglichen Lebensweg des Einzelnen.

Die Umweltbildner sind es, die die Lampen bauen, entzünden muß sie ein jeder selbst. Jede Lampe ist nun derart konstruiert, daß sie einen ganz bestimmten Ausschnitt des Lebensweges beleuchtet, wobei die eine mehr diese, die andere mehr jene Eigenschaften und Dinge erhellte. Der beleuchtete Kreis bildet für jeden seine Umwelt, die er für die allein wirkliche Welt hält, weil alles übrige für ihn in Nacht getaucht bleibt.

Neue Lampen zu bauen mit einem immer größeren und reicheren Wirkungskreis ist Aufgabe der Umweltbildner.

Natürlich verstehen sich die Leute der gleichen Berufskreise am besten, weil sie die gleiche Lampe besitzen. Aber eine durchgehende Verständigung kann nur erzielt werden, wenn die Lampen einen so großen Lichtkegel ausstrahlen, daß auch Leute aus verschiedenen Berufskreisen wenigstens einen Teil des Lichtkreises gemeinsam haben. Der gemeinsame Lichtkreis wird vorzüglich durch die Kunst- und die Religionslampen geschaffen.

In dem immer vielgestaltiger sich ausbreitenden Berufsleben wird es immer schwieriger, die verschiedenen Umwelten zu übersehen. Deshalb erhebt sich immer allgemeiner die Klage, daß derjenige Berufsstand, der die zentralisierte Nachrichtenübermittlung besorgt, wohl die Nachrichten des Zentrums an die Einzelpersonen zentrifugal richtig weiter gebe, aber in der zentripetalen Übermittlung der Nachrichten der Einzelpersonen aus den mannigfaltigsten Berufsumwelten versage.

Um diesem Übelstande abzuhelpfen, ist man bemüht, die zentripetale Nachrichtenübermittlung zu verbessern, was allein durch Vertretung der verschiedenen Berufsumwelten im Zentrum geschehen kann. Wie das in Praxis auszuführen ist, ist natürlich ein außerordentlich schwieriges Problem, das nicht von heute auf morgen gelöst werden kann. Nur diejenigen Personen, die ihre eigene Berufsumwelt genau kennen und zugleich eine klare Anschauung vom Staatsganzen besitzen, eignen sich für eine solche Vertretung.

Eine klare Anschauung des Staates als eines lebendigen einheitlichen Gebildes werden nur diejenigen, die sich daraufhin geschult haben, die Vorgänge des Lebens in ihre Anschauung aufzunehmen und in der Vorstellung zu ordnen, bilden können. Dazu muß man Staatsbiologie treiben.

Nun beginnt die Lehre vom Lebendigen, die Biologie, eben erst von einem langen Todesschlaf zu erwachen. Weil die physikalisch-chemischen Vor-

stellungen die gesamte Betrachtung der lebendigen Natur abgetötet hatten, um an ihre Stelle Zahlenberechnungen zu setzen. Der unverföhnliche Gegensatz zwischen Physik und Biologie besteht darin, daß die Physiker sämtliche Eigenschaften in Zahlen verwandeln wollen, während die Biologie die Zahl wie eine Eigenschaft unter vielen anderen behandelt.

Noch heutzutage wird ein wahrer Fetischdienst mit der Zahl getrieben, und doch vermag man nicht einmal die einfachsten Beziehungen der Eigenschaften zahlenmäßig zu erfassen. Welch ein Unterschied rot von salzig oder hart von hell trennt, vermag uns keine Zahl zu sagen. Um wieviel weniger sind die Unterschiede zwischen den verschiedenen Gegenständen, die außer verschiedenen Eigenschaften auch noch verschiedene Behandlungsregeln besitzen, durch Zahlen auszudrücken. Welche Zahlenwerte können uns jemals über den Unterschied zwischen einem Pflug und einem Mikroskop aufklären?

Man wird bei den Versuchen, alles unter zahlenmäßige Formeln zu bringen, immer wieder an das bekannte Rinderrätsel erinnert: „Wenn das Schiff 30 Meter lang und 10 Meter breit ist — wie alt ist der Kapitän?“

Die Biologie ist eben damit beschäftigt, die Lehre vom Lebendigen, von dem Zahlenwust der physikalisch-chemischen Vorstellungen zu säubern, der sie zu einem wahren Augiasstall gemacht hat — woher soll sie die Kräfte nehmen, auch noch Staatsbiologie zu treiben?

Die heutigen Biologen können nichts anderes tun, als sich an die gesunden Sinne ihrer Mitbürger zu wenden und sie aufzufordern, gefälligst selbst die Augen aufzumachen und sich zu fragen, ob der Staat (mit seinen drei Oberflächen, die sich durch tausenderlei verschiedene Sinnes- und Handlungsorgane auszeichnen, welche innerlich auf das feinste und planmäßigste miteinander im Zusammenhang stehen) wirklich wie ein Käse behandelt werden soll, der sich, wo man ihn auch anschneidet, stets gleich bleibt. Denn nichts anderes bedeutet das allgemeine, direkte, geheime, gleiche und lokale Wahlrecht.

Gegen das allgemeine Wahlrecht hat niemand etwas einzuwenden; im Gegenteil ist es für ein gesundes Staatsleben Voraussetzung, daß auch die von wenig Personen ausgeübten Berufe, die aber nicht minder wichtig sind als die großen Berufe, im Zentralrat vertreten sind und gehört werden.

Das direkte Wahlrecht ist nur eine Frage der Technik. Es kann bei dem einen Beruf am Platze sein, bei anderen nicht.

Das geheime Wahlrecht, das von Bismarck stets bekämpft wurde, ist bloß eine Verbeugung vor der Feigheit der Menschen und deshalb ebenso praktisch wie unmoralisch.

Das gleiche Wahlrecht kann nur von Leuten gefordert werden, die keinerlei Anschauung besitzen. Nie wird man einem Biologen einreden können, daß bei einem Stuhl vier Stimmen den Füßen und nur eine dem Sitz eingeräumt werden müßten, obgleich alle vier Füße zusammen nur eine Leistung

ermöglichen, der Sitz aber für sich allein gleichfalls eine ebenso wichtige Leistung vollbringt.

Und doch soll nach der Wahlrechtsvorlage eine richtige Vertretung des Staates im Zentralrate zustande kommen, indem man die Verufe nach der Zahl ihrer Mitglieder gegeneinander abwägt. Immerhin wäre das gleiche Wahlrecht, wenn auch prinzipiell falsch, so doch erträglich, wenn es nicht noch lokal wäre. Diese Eigenschaft des Wahlrechtsentwurfes wird freilich verschwiegen, obgleich sie die wichtigste ist.

Der Wahlrechtsentwurf kümmert sich nicht im mindesten um die Leistungen oder Verufe der Bürger, sondern trennt diese örtlich voneinander, als ob es sich um die Körner eines Sandhaufens handelte.

Nicht einmal einen Stiefel, der doch durchweg aus demselben Stoff besteht, kann man so behandeln. Einen Staatskörper aber mit seinen tausend verschlungenen Bahnen, die abertausend verschiedene Berufsvertreter aneinander binden, wagt man an beliebigen Stellen zu zerschneiden und dann zu behaupten, jedes Stück vertrete einen lebendigen Teil des Ganzen. Die bloß nach ihrer Zahl abstimmenden Einzelwesen, welche ohne jede Rücksicht auf ihren Beruf und Zusammenhang zur Wahlurne getrieben werden, sind nur noch die Trümmer eines Staates, wie die einzelnen auseinander gerissenen Ziegelsleine eines Hauses auch kein Haus, sondern nur noch seine Trümmer darstellen.

Die Vertreter, die aus den Trümmern des Staates hervorgehen, teilen sich in sogenannte Parteien, die nach dem einzigen Gesichtspunkt gegliedert sind, wieviel Macht sie beanspruchen dürfen und ob die bestehende Zentralstelle weniger oder ganz zu verdrängen sei.

Damit ist unsere Frage entschieden: Die nach dem Wahlgesetz erwählten Männer sind weder Volksvertreter noch Staatsvertreter. Sie sind weiter nichts als Massenvertreter. Das Wahlgesetz behandelt Volk und Staat wie einen gleichförmig aus lauter gleichen Einheiten bestehenden Brei und läßt diesen seine Vertreter entsenden. Es ist völlig blind für das Gefüge des Staatskörpers und kann daher nur Unheil anstiften.

Wenn man die Noten eines Musikstückes nach dem gleichen Prinzip abstimmen lassen wollte, so würden sämtliche seltener vorkommenden Noten verschwinden. Welch herrliche Kataphonie wäre das Ergebnis!

Wollte man im allgemeinen nach diesem Prinzip verfahren, so würden nur die Referenten der Bücher davon Vorteil ziehen, denn sie brauchten dann nur die Worte eines Buches zusammenzuzählen, um seinen Wert endgültig festzustellen. Die Leser freilich würden dagegen revoltieren. Warum revoltieren sie nicht, wenn man ihnen ein nach demselben Prinzip gewonnenes Referat des Staatsbuches vorzusetzen wagt. Gleichet etwa der Staat eher einer Masse als ein Buch?

Über das Wesen der Masse sind wir durch Gustave Le Bon völlig aufgeklärt worden. Sobald mehrere Menschen in freier Versammlung zusammenkommen, in der sie alle Fesseln ablegen, welche ihnen ihre berufliche Verantwortung auferlegte, so verlieren sie damit ihren Kompaß, der bisher ihre Handlungen regelte und ihren Gedanken eine feste Richtung gab. Sie passen sich gemeinsam einer neuen Umwelt an, die um so ärmer wird, je zahlreicher und verschiedenartiger die Umwelten der Einzelnen sind. Es bleiben schließlich nur noch die einfachsten Reflexe nach, die sich auf die größten, allen Menschen gemeinsamen Merkmale einstellen. Eine solche einheitliche Menschenmasse gleicht dann in allen Punkten einem grobhirnlosen Tiere, das die Dummheit in ihrer reinsten Form verkörpert.

Das Wertwürdigste an der Masse ist, daß sie wie ein Strudel anziehend auf alle einzelstehenden Personen wirkt. Je größer der Strudel ist, um so mehr Fernstehende reißt er mit sich fort. Das kann man immer beobachten, wenn ein großer Volkshaufe sich nach einer bestimmten Richtung fortbewegt. Je größer der Haufe ist, um so mehr schließen sich ganz unbeteiligte Passanten ihm an, wodurch er lawinenartig anschwillt.

Das gleiche geschieht, wenn sich um eine gemeinsame Parole eine große Zahl von Menschen geschart haben, wie heute um das gleiche, allgemeine Wahlrecht. Selbst die Vorsichtigen und Mißtrauischen schließen sich an, weil sie in dem durch die Dummheit erzeugten Strudel den Zug der Zeit zu erkennen glauben, dem niemand, der nicht für rückständig gelten will, sich entziehen darf.

Nur die Biologen, worunter ich alle diejenigen verstehe, die ihre Kenntnis der Dinge bis zur lebendigen Anschauung des planmäßigen Weltgefüges gesteigert haben, sind gefeit gegen jede Massensuggestion. Sie erkennen aufs deutlichste, wohin heute die Reise geht, wenn im stärksten Bundesstaat des Deutschen Reiches an Stelle des Gefüges die Masse tritt — zur Auflösung des Staates.

Deshalb fordern die Biologen eine Ausnahmeklausel im Wahlgesetz, in dem sie nur ein frivoles Attentat auf das Leben des Staates erblicken können. Sich durch die Ausübung des Wahlrechtes zu Mitschuldigen zu machen, verbietet ihnen ihr Gewissen.

An Deutschlands Esse.

Sonette.

Von

Herbert Martens.

Leitwort.

Heilige Flammen: Flammen des Herdes,
Flammen des Jornes, Flammen des Streits!
Heilige Flammen: Flammen der Freiheit,
Flammen der Liebe, Flammen des Leids!
Schütze, behüte sie, göttlicher Vater!
Heilige Flammen, aus brodelndem Krater
züngelt empor bis ans himmlische Zelt!
Heilige Flammen, o läutert die Herzen,
läutert die Freuden und läutert die Schmerzen,
läutert den Weltbrand zum Frieden der Welt!

1.

Es gilt in dieser eisenharten Zeit
den Seelenblick ins schwarze Land zu richten,
wo Rauch und Dampf zu Wolken sich verdichten,
die es umhüllen wie ein Trauerkleid.

Doch nicht des Hades namenloses Leid
wird in Visionen sich zum Bilde lichten,
es gilt dem Lande unsern Dank entrichten,
das Deutschland stählt in seiner schwersten Zeit.

Wie im Inferno flammen dort die Weiten,
in denen Weißglut strömend sich ergießt,
wo flüssig Eisen in die Formen schießt,

Wo tausend Hämmer unsern Stahl bereiten,
wo die Maschinen still wie Schlangen gleiten,
der Geist der Arbeit würdevoll uns grüßt.

Un Deutschlands Esse

2.

Rein Eden ist's, das uns entgegenlacht
mit grünen Auen, die der Tau erquickt:
was an der Ruhr noch sprießt, scheint qualmerstücht
im ersten Keim, Gewächse grauer Nacht.

Wie Kraterschlünde gähnen Schacht an Schacht;
hier lebt kein Volk, das singend uns entzückt,
die Menschen sind dem Sonnenlicht entrückt
in einem Leben, das verschwiegen macht.

Der deutsche Ernst, der deutsche Eisenfleiß
sind Früchte dieser qualmbedeckten Erde.
Die laßt uns lieben inbrünstig und heiß!

Die reifen nur gedüngt mit starkem Schweiß.
Die hochgereehte, prächtige Gebärde
des Hämmernden erweckt ein neues „Werde“.

3.

Es ist ein Land, wo Tag und Nacht sich gleichen,
die Nacht noch heller leuchtet als der Tag.
Die Riesenhämmer donnern Schlag auf Schlag,
Hochöfen reden wie in blutigen Zeichen.

Es ist kein Land, wo träg die Stunden schleichen,
wo Zeit zum Träumen, Zeit zum Lustgelag;
hier spornt der Tag die Nacht, die Nacht den Tag
zur Arbeit an, die sich die Hände reichen.

Hier gilt nur eines Mannes starker Arm,
der sich den Weg im Flöze eisern bahnt,
der einhält nur beim Schlagwetteralarm.

Hier gilt nur Kraft, die Leid vergift und Harm,
die nicht nach Lebensfreuden lüstern fahnd't,
hier gilt der Mann, der Gott im Schaffen ahnt.

4.

Die Esse Deutschlands nennen wir das Land,
 das unsre Schwerter, unsre Panzer schmiedet.
 Je heißer hier das Kesselwasser siedet,
 je heißer schmerzt die Feinde unsre Hand.

Hier schmieden Deutschlands Männer unverwandt
 die große Zukunft, die uns einst umfriedet,
 hier schmieden Deutschlands Männer unermüdet
 des Deutschen Reiches neues Stahlgewand.

Laßt uns der schwarzen Helden nicht vergessen,
 die eisern stehn an unsern Feueressen;
 auch ihnen unsern vaterländischen Gruß.

Den Männern, die bei Weißglut und in Ruß
 die Stirn sich trocken, wäre Hieb und Schuß
 ein stärkerer Lebensreiz, als wir ermessen.

5.

In ihnen ist die Sehnsucht nach dem Licht,
 die in der Tiefe ihren Weg sich bahnen,
 doch auch die Sehnsucht, unter wehenden Fahnen
 den Feind zu schlagen, bis er niederbricht.

Sie lauschen oft, Verzückung im Gesicht,
 als hätte sie erfaßt ein tiefes Ahnen,
 die alte Schlachtensehnsucht der Germanen,
 die sich ums Haupt wie Dornenkrone flicht.

Dann schlagen sie mit Ingrimme ins Gestein,
 daß aus der Haue helle Funken sprüh'n,
 und dumpf erdröhnt der schmale Stollenschrein.

Wohl kann auch hier der Funke Mensch verglüh'n,
 doch schätzen sie das Leben niedrig ein,
 wo nur kristallne Kohlenblumen blüh'n.

An Deutschlands Esse

6.

Es wölbt sich domhoch Halle dicht an Halle,
die Werdestätte deutscher Kruppgeschütze.
Hochöfen flammen. Weißglut. Funkenblitze.
Dampfhämmer gleiten kraftbewußt im Falle.

Des Goliathkranes starre Riesentralle
hebt rohe Gußform aus des Schmelzes Hitze
hinüber zu dem Schweiß- und Schmiedeseize,
wo Hämmer lärmen wie im Chaoschwalbe.

Dem Schwalch entzuckt die Flamme. Birnen sprühn
im Rippwerk. Myriaden Funken glühn.
Ventile fauchen und Sirenen heulen.

Jedwede Männerhand voll Schwielen, Beulen,
schafft hier in harter Zeit am Friedensgrün
und formt die Quadern zu den Sieges Säulen.

7.

Wie blinde Riesen ragen die Fanale,
die grauen Türme an der grauen See,
seit uns der Brite, einer Welt zum Weh,
bedroht mit brudermörderischem Stahle.

Doch um so röter leuchten dir, Westfale,
die Gluten deiner Öfen auf dem Schnee
und sprühen ihre Flammen in die Höh. —
Befrahlt uns, Englands rote Rainsmale!

Aus dichtem Nebel gieren Mörderaugen
noch blut- und beutelüstern am Kanal,
um unser bestes Heldenblut zu saugen.

Sinab mit euch in Höllenpfuhl und -laugen!
Uns hilft die Zeit, bald bleicht ihr totenfahl,
und eine Welt jauchzt auf aus Nacht und Qual.

8.

Rinnt, Ströme heißen Erzes, fließt, erstarrt
in strenger Form, die euch der Meister weist!
Ihr braunen Männer, schmiedet, tiegelt, schweiß,
macht uns die Panzerplatten demanthart!

Kein schwacher Feind ist's, der uns höhnisch narrt.
Das alte Britenreich zu stürzen, heißt
die schwere Losung, das noch prunkt und gleißt
und doch schon leise in den Angeln knarrt.

In hohen Lüften schwebt ein Adler, kreist
der Sonne zu! Du Sinnbild deutscher Art:
Zu höchst, zu höchst als starker Friedenswart!

Rinnt, Ströme heißen Erzes, fließt, erstarrt
in strenger Form, die euch der Meister weist!
Ihr braunen Männer, schmiedet, tiegelt, schweiß!

Theodor Fontanes „Effi Briest“.¹⁾

Von

Conrad Wandrey.

1.

Das Vollkommene pflegt nicht selten auch das Mühelose zu sein. Die rastlose Arbeit, der Wille zur Meisterschaft wird bei jedem starken Schaffenden einmal zu einem Punkte führen, wo das früher mühsam Errungene sich ihm als ein zwanglos und natürlich werdendes gibt. Dann scheidet das Problematische, lediglich Gewollte aus, das Persönliche ist restlos ins Objektive hinübergehoben, sein Wert ist ganz positiv, ganz seiend, ist freilich nicht mehr kühner Vorstoß in neue Zonen, Arbeit des Pioniers, mit den Merkmalen, dem Schweiß der Arbeit, dafür aber Symbol sicherer Herrschaft, festen Besitzes. Unter diesem Zeichen steht „Effi Briest“. Hat Fontane auch nach Helene Hermanns Nachweis (vgl. „Die Geschichte eines Romans“, Die Frau XIX, S. 543 ff.) den ersten, noch über das Jahr 1889 zurückreichenden Entwurf vielfach abgeändert und an der vollständigen Niederschrift im einzelnen die mannigfachsten Verbesserungen vorgenommen, es gilt doch sein späteres Bekenntnis: „Vielleicht ist mir Effi Briest so gelungen, weil ich das Ganze träumerisch und fast wie mit einem Psychographen geschrieben habe. Sonst kann ich mich immer der Arbeit, ihrer Mühe, Sorgen und Etappen erinnern — in diesem Falle gar nicht. Es ist so wie von selbst gekommen, ohne rechte Überlegung und ohne alle Kritik.“ Deutlich spricht das Gefühl der Inspiration bei Effi Briest aus dem Bekenntnis an Schlenker: „Nachträglich, beim Korrigieren, hat es mir viel Arbeit gemacht, beim ersten Entwurf gar keine. Der alte Witz, daß man Mundstück sei, in das von irgendwoher hineingetutet wird, hat doch was für sich, und das Durchdrungensein davon läßt schließlich nur zwei Gefühle zurück: Bescheidenheit und Dank.“

Die erste Anregung zur Konzeption gab eine befreundete Dame, die auf seine zufällige Erkundigung nach einem gemeinsamen Bekannten — einem Offizier, den der Roman in Innsbrücken transponiert — Fontane „die ganze Effi Briest-Geschichte“ erzählte. „Und als die Stelle kam, zweites Kapitel, wo die spielenden Mädchen durchs Weinlaub in den Saal hineinrufen: ‚Effi, komm‘, stand mir fest: ‚Das mußt du schreiben‘. Auch die äußere Erscheinung wurde mir durch einen glücklichen Zufall an die Hand gegeben. Ich saß im Sehnpsfundhotel in Thale, auf dem oft beschriebenen großen Balkon, Sonnen-

¹⁾ Der Essay ist ein Bruchstück aus einer umfassenden Fontane-Monographie, die nach dem Krieg im Verlag von C. S. Beck, München, erscheint.

untergang', und sah nach der Kofstrappe hinauf, als ein englisches Geschwisterpaar, er zwanzig, sie fünfzehn, auf den Balkon hinaustrat und drei Schritt vor mir sich an die Brüstung lehnte, heiter plaudernd und doch ernst. Es waren ganz ersichtlich Dissenterkinder, Methodisten. Das Mädchen war genau so gekleidet, wie ich Effi in den allerersten und dann auch wieder in den allerletzten Kapiteln geschildert habe: Hänger, blau und weiß gestreifter Rattun, Ledergürtel und Matrosenträger. Ich glaube, daß ich für meine Heldin keine bessere Erscheinung und Einkleidung finden konnte, und wenn es nicht anmaßend wäre, das Schicksal als ein einem für jeden Kleintram zu Diensten stehendes Etwas anzusehen, so möchte ich beinah sagen: das Schicksal schickte mir die kleine Methodistin."

Man wird solch gelegentliche Geständnisse von Künstlern, wie das hier vorliegende Fontanes, in ihrem Wert für die Erklärung und Entstehung der betreffenden Werke nicht überschätzen dürfen. Die gehörte „Geschichte“ war wohl der Anlaß, der einen dichterischen Prozeß in Bewegung brachte; aber das eigentliche Material zum Roman lag in Fontane selbst, im anschaulichen Reichtum seines bewegten Lebens, in der seelischen Fülle seiner gereiften Menschlichkeit. Er habe die Geschichte „umgestaltet“, sagt er zwar später mit einem viel zu bescheidenen Ausdruck, der das Wesentliche des dichterischen Prozesses gar nicht berührt. Aber in einem Brief an Friedrich Spielhagen, den Modellwütigen, der einen Vergleich zwischen Effi Briest und den Wahlverwandtschaften plante und dann wirklich vom Zaun brach, heißt es — und in dem eingeschobenen Passus liegt der ganze Gegensatz zweier künstlerischer Gesinnungen beschlossen —: „Meinem herzlichsten Dank will ich nur folgende kurze Angaben — freilich immer noch in bloßen Andeutungen — hinzufügen. Innstetten ist ein Oberst Baron v. A., früher Husar, jetzt Dragoner. Effi ist ein Fräulein, wenn ich recht berichtet bin, aus der Gegend von Parez, nicht aus der Mark, sondern aus jenem Teil des Magdeburgischen, der am östlichen Elbufer liegt. Soviel ich weiß, lebt die Dame noch, sogar ganz in der Nähe von Berlin. — Alles spielte, um auch das noch zu sagen, am Rhein, nicht in Pommern. Das ist das Wenige, was ich weiß.“

Was wäre nun eine „Effi Briest“ ohne Hohen-Emmen, mit einem Rheinstädtchen statt Kessin? Wer möchte wohl allen Ernstes von „Einkleidungen“, „Umgestaltungen“ reden, daß die Erzählung der alten Dame das Wesentliche sei, von Fontane mit beliebigen Zutaten ausgestattet, daß er den Roman hätte am Rhein spielen lassen, wenn ihn nicht die Rücksicht auf die lebende Heldin davon abgehalten hätte? Eine Effi Briest ohne märkische Luft, ohne das Kessiner niederdeutsche Milieu ist etwas Undenkbares. Fragen wir also lieber statt nach dem Rohstoff, der Fontane von außen zukam, nach dem Material der Verarbeitung, das er in sich vorfand, und den Kräften, die dieses Material verarbeiten. Die eigentlichen Motive, das Bewegende, liegen ja immer tiefer, als in stofflichen Anlässen.

Der persönliche Gehalt Fontanes verbindet sich in Effi Briest am reinsten einer hohen Allgemeinheit. Damit hängt ein anderes nahe zusammen: es ist auch dasjenige Werk, in dem Fontane am weitesten über sich hinauskommt, das am vernehmlichsten in die Zukunft weist. Es ist die schmerzlich zugestandene Überwindung der vom Dichter verkörperten Ordnungswelt, deren hohes Lied und volle Verklärung „Irrungen, Wirrungen“ gewesen war.

Ordnungsgefühl bezeichnet ja, richtig verstanden, Fontanes Lebensgefühl schlechthin. Es hat nichts mit Philiströsität, trockener Nüchternheit und Unlebendigkeit zu tun. Man hat das aus den Romanen Fontanes oft herauslesen wollen, oft seine Kälte gerügt oder ihn zum Typus eines ängstlich weltfremden Bürgertums stempeln wollen, das durch eine alles überhängende Mäßigkeitstafel das quellende Leben zu normieren sucht. Doch Fontanes Ordnungsfinn ist nicht das von außen herangeholte Mittel eines bequemen Menschen, um die Welt zu schablonisieren, sondern die ursprüngliche Art eines besonderen Weltergreifens: Fontane ordnet nicht die Welt, sondern seine Welt ist geordnet. Ordnung ist bei ihm ein Lebendig-Gefühltes, kein Gehirnllich-Gefordertes.

In diesem Grunde wurzelt auch noch Effi Briest, aber die Beleuchtung hat gewechselt. Fontane ist noch der Alte, aber die Welt um ihn, in der er lebt und leben muß, hat sich verändert. Es liegt etwas tragisch Ergreifendes darin, daß der Meister gerade in diesem Roman höchster Vollkommenheit den Tribut zahlte, zu dem schon so mancher alternde Künstler dem jungen, neu emporkwachsenden Geschlechte gegenüber sich genötigt fand, wenn seine Welt, die für ihn die Wirklichkeit schlechthin bedeutete, als ein Begrenztes im historischen Verlauf sichtbar wurde, als eine Wirklichkeit, die nur noch neben oder gar nach anderen ihr Recht haben soll.

Die ersten, dunklen Schatten, die Fontane um sein tiefes, wissendes Werk gebreitet hat, sind sinnlich-künstlerischer Ausdruck und Symbol dafür, daß er die volle Breite des Lebens und Glaubens seiner Zeit in Frage gestellt sieht. Man wird an Ibsens Baumeister Solness gemahnt, bei dem die Jugend anpocht, die als bloße Jugend schon das Recht auf ihrer Seite hat. In den Gesprächszenen zwischen Innstetten und Willersdorf, gegen den Schluß der Effi Briest, rückt Fontane dem nordischen Skeptiker, dem Herold der neuen Generation, so nahe, wie es bei der Verschiedenartigkeit ihres Lebensgefühls nur irgend möglich war. Aber trotz dieser Näherung — welche Klust! Für Ibsen ist die ironische Skepsis, die Lockerung der alten Fundamente der bürgerlichen Ordnungswelt, die Verneinung des Hergebrachten, des ihm von vornherein Schlechten, Überständigen, seelische Grundhaltung, natürlicher und selbstverständlicher Ausdruck seiner Gesinnung, Mittelpunkt seines Schaffens. Für Fontane ist sie eine äußerste Konzession, eine notwendige Konsequenz, die sein unerschrockener Wirklichkeitsfinn wohl einmal zog, angesichts der neuen Begebenheiten sich schmerzvoll abrang, bei der er aber nicht

hätte verweilen können, ohne sich selbst zu zerstören und sein gesamtes Lebenswert in Frage zu stellen.

Effi Briest ist wohl in Hinsicht der Form, des künstlerisch Entscheidenden, ein realistisch-gipfelhaftes Werk; aber ein wesentlicher Teil des Gehaltes, den diese Form birgt, die spezifische Note des Ethos, weist doch so weit über die Zeit hinaus, die den realistischen Stil zur Reife brachte, daß wir mehr als einen Zufall und wenigstens eine sehr gütige Fügung darin sehen müssen, daß Effi Briest nicht Fontanes letztes Werk blieb. Es war ihm beschieden, sich zu sich selbst und den alten Werten zurückzufinden, die Erschütterung seiner Grundfesten blieb eine vorübergehende, sein heiterer Lebensglaube siegte, auf Effi Briest folgte der Stechlin.

In den Gesprächsszenen zwischen Innstetten und Wüllersdorf wird der geistige Nährboden sichtbar, der Effi Briest gezeitigt hat, die seelische Bedrängnis, die nach Aussprache und Lösung verlangte. Aber der Gehalt tritt in ihnen so nackt und beinahe abstrakt zutage, daß die Fülle anschaulichen Lebens, die bis dahin sich ausbreitete, notwendige Voraussetzung seiner künstlerischen Wirkung bleibt. Eine Dichtung ist ja nie Folge der Schlichtung von tiefen Nöten im Dichter, sondern durch die Gestaltung und in ihr, im allmählichen Werden des Wertes, schlichtet sich alle Bedrängnis. Diese Gespräche sind ein geistiger Rechenschaftsbericht, der Fontane erst dadurch möglich wird, daß das Leben seiner Gestalten und ihre Schicksale bis zu diesem Punkte gediehen und geführt wurde; sie sind, von der Dichtung aus gesehen, Frucht, nicht Kern des Gebildes. Man muß erst dessen Werden bis zu ihnen hin verfolgen.

2.

Der technische Bau der Effi Briest zeugt von souveräner Meisterschaft. Wenn irgendwo, so muß angesichts dieses Romans das verschleppte Urteil von Fontanes Lässigkeit und behaglichem Ausschweifen auf Kosten der Hauptsachen und der Komposition korrigiert werden. Dem näheren Zusehen ergeben sich drei gerundete Hauptmassen von nahezu gleicher Ausdehnung (Kapitel 6 bis 14, 15 bis 22, 23 bis 31), unterbaut und überdacht von einem einleitenden (Kapitel 1 bis 5) und einem beschließenden Teil (Kapitel 32 bis 36), die, bei ebenfalls gleicher Länge, zu den Hauptteilen im Größenverhältnis von eins zu zwei stehen. Diese wohlproportionierte Gliederung mag sich bei Fontane ganz von selbst ergeben haben, ist aber jedenfalls mehr als ein dürres Schema und trägt viel dazu bei, den Eindruck des fest Gefügten zu verstärken, die sicher, wenn auch instinktiv formende Hand des Dichters spüren zu lassen, dem die Romanform nicht Freistatt eines chaotisch dahinflutenden Profaströmes ist.

Der äußeren Gliederung verbindet sich die sachliche, beide wirken ineinander und heben einander. Der innere Fortgang wird, wie auch in anderen Werken (Vor dem Sturm, Cécile), dem Wechsel der Schauplätze verknüpft, der ein-

leitende Teil ist in Hohen-Emmen angesiedelt, der Schluß in diese Szenerie zurückgelenkt. Dazwischen führt der Weg nach Kessin und von da nach Berlin. Immer entspricht der Ortsveränderung ein seelischer Einschnitt. Der Hohen-Emmer Teil zeigt Effi als Mädchen, die beiden Kessiner das Eheleben, mit Gieszhübler im ersten und Crampas im zweiten Hauptteil als Gegenspielern, der Berliner bringt das scheinbare Ausklingen, den latenten Zwiespalt und jähren Zusammenprall, der letzte Sühne, Ausgleich und Ende.

Noch einmal sind in einem Werk alle Vorzüge fontanischer Kunst vereinigt: der wohlproportionierte Bau des Ganzen, das Durchkomponierte des Einzelnen, das Ablichten der Szenen und Situationen bis in die Winkel, das ausgesprochen Sinnvolle auch des nicht eigentlich Berechneten — kurz, alle Tugenden der sogenannten Verstandespoeten von Lessings Ahnenschaft her. An Lessing erinnert die meisterhafte Exposition, an der nicht das Kleinste und scheinbar Nebensächlichste geändert, weggelassen oder umgestellt werden könnte, ohne den Organismus des Werkes zu gefährden. Was aber Fontane gegenüber Entwicklungen, wie sie stark reflektierende Literaturwerke der vorrealistischen Zeit meistens gaben, auszeichnet, liegt in der Unabsichtlichkeit und Unauffälligkeit des in sich Zweckvollen, das erst hinterher als zweckvoll bewußt wird. Es ist konzipiert und gibt sich auch der unbefangenen erstmaligen Rezeption zunächst als eine bloße sinnliche Gegenwart, ein lebendig Wirkliches, das wohl einen Sinn hat, eine besondere Funktion im Gefüge, aber dergestalt, daß diese erst aus dem sinnlich-anschaulichen Stück Leben, mit dem wir vertraut gemacht werden, sich ergeben, statt dessen Anlaß und Voraussetzung zu sein. Es ist einer der wesentlichsten Werte fontanischer Kunst, daß das Bewußte, Planmäßige, Geordnete erst im Werden seiner Werke sich auswirkt und erst am Gewordenen sich kundgibt, statt ihr reinlich ablösbarer, in gedanklicher Form präexistenter Ursprung zu sein. Gewiß spielt das reflexive Element auch bei ihm und seinen Gestalten eine große Rolle, aber es ist doch nicht Quelle und Kernpunkt des Schaffens.

Daran muß bei Effi Briest noch einmal prinzipiell erinnert werden, weil erst damit der ungewöhnliche ästhetische Rang dieser geistig tieferschürfenden Dichtung gewonnen wird. Dächte man aus dem Roman alles fort, was Fontane über seine Personen und diese übereinander lediglich zum Zwecke der Verdeutlichung dessen sagen, was sich durch das lebendige Dasein dieser Menschen an Ereignissen abspielt und an Erkenntnissen auswirkt, so bliebe doch das Ganze ein Lebendiges, aus sich heraus verständlich. Fontanes Menschen mögen noch so gut in und über sich Bescheid wissen, er mag noch so oft zur Sache reden, verdeutlichen, erklären — das, was seine Geschöpfe von Natur aus sind, ist doch am Ende stärker als alle Rede und Anmerkung. Seine reifen Werke sind Gaben der Inspiration, Dichtung im tieferen Sinn, mag die Reflexion an dem aufsprießenden Gebilde der unbewußten Empfängnis dann auch noch so reichen Anteil bekommen.

Die Exposition der Effi Briest bietet das beste Beispiel für das Primäre der anschaulichen Phantasie in Fontanes reifer Dichtung. Knapp und doch ungezwungen, wird ihre sinnliche Fülle nicht gedrückt durch das Bedeutungs-volle, wie zumeist im realistisch intentionierten Drama Hebbels; das Natürliche ist nur kunstmäßig organisiert. Schnell und sicher wird die Gestalt der Effi mit wenigen Zügen umrissen. Ein paar Griffe, ein paar Linien, und ein lebendiger Mensch steht da. Nicht naturalistische Geschicklichkeit in der Zusammenstellung empirischer Beobachtungen feiert hier ihre Triumphe — wie blaß und fadenscheinig wirken oft die Gestalten Zolas —, es waltet die unerlernbare, schlafwandlerische Sicherheit der inneren Anschauung. Aus einer genialen dichterischen Intuition heraus ist die Gestalt der Effi Briest geboren und steht gleich so plastisch und wirklich da, daß Fontane schon jetzt wagen kann, über seine Gestalt zu sprechen und sprechen zu lassen, ohne daß das als ein Notbehelf, ein unumgängliches Zubehörfkommen der Reflexion wirkte. Wir beziehen die Bemerkungen im Gespräch der Frau von Briest und ihrer Tochter (Kapitel 4) und des Briestschen Ehepaares (Kapitel 5) auf einen Menschen, den wir bereits kennen, ein lebendiger Ausgang, den nichts, auch die feinste psychologische Bemerkung nicht, ersetzen könnte.

3.

Unfäglicher Reiz, bezwingende Anmut geht von dieser entzückenden Mädchengestalt aus. Ist es nicht seltsam, daß gerade Fontane, für den einer seiner feinsten Kenner von heut und ein Dichter obendrein das Alter als die ihm gemäße Stufe dichterischer Aussprache, der er möglichst schnell zugeeilt sei, bezeichnete, daß gerade er diese klassische Gestalt eines kindlichen Weibes von ewiger Jugend geschaffen hat? Effi ist übermütig, aber nie altklug, voll natürlicher Liebe und Ehrfurcht, die in ihrer Ungezwungenheit um so stärker wirken, ganz frisch und gesund, ganz unsentimental, das Kind ebenso gesunder, frischer, unbefangener, praktisch-weltläufig gerichteter Menschen.

Aus diesem Charakter und Weltgefühl seiner Gestalten weiß Fontane ebenso rasch wie überzeugend die Verlobung Effis mit Innstetten herzuleiten, den Anfang und Ursprung allen Unheils.

Frau von Briest hat einst ihre Liebe zu Innstetten, der nun um Effi wirbt, geopfert. Beide waren blutjung, und bloße Liebe ist „ein Papperlapapp“ wie Herr von Briest sagt, der als Ritterschaftratsrat und Eigentümer von Hohen-Emmen dem noch nicht zwanzigjährigen Leutnant Innstetten den Rang abließ. Interessen des Standes, der repräsentativen Verpflichtung entschieden vor der Neigung, die darum noch nicht ganz aus dem Spiel blieb. Die Ehe der alten Briests ist eine gute, achtbare Durchschnittsehe. Er, von ausgesprochener Bonhomie und ein wenig frivol bei guter Laune, gleich Fontanes Vater, stellt keine hohen Ansprüche ans Leben, zufrieden, auf

seinem märkischen Besitztum frei schalten zu können, statt als Beamter ständig den Blick nach oben richten zu müssen, ein Naturmensch, der auch seine Effi als Naturkind aufwachsen läßt. Und sie hat sich in ihren Gatten „gefunden“, ist aus angeborenem Feingefühl gegen jede Versuchung, jede bloße Wünschbarkeit gefeit, die das Leben etwa noch an sie herantragen könnte, ein Frauentypus, wie man ihn im deutschen Adel am häufigsten antreffen wird, von einem gewissen seelischen Konservatismus, der in diesen Kreisen so überaus gut kleidet.

Es liegt nahe, daß Frau von Briest die Verlobung Effis mit Innstetten billigt, trotz des Unterschiedes der Jahre. Sie urteilt von ihrem Naturell aus, sieht, einfach und ehrlich aber nicht eben geistig differenziert wie sie ist, nur das Schickliche und Günstige der Verbindung. Die Frage ist bei ihr und dem alten Briest, der Problematisches ein- für allemal mit der agrarisch geprägten Redensart: „Das ist ein weites Feld“ von sich schiebt, ja auch bei Effi, die hierin ganz den Eltern gleicht, nicht: soll sie ihn heiraten? sondern: warum soll sie ihn nicht heiraten? Man handelt nach bester Einsicht, jeder seiner Natur gemäß, jeder hat recht, und alles scheint in bester Ordnung. Aber es scheint eben nur. Fontane gibt das Mögliche und Natürliche der Verlobung, zugleich aber auch ihre Problematik, aus der der Konflikt erwachsen soll. Ohne aufdringlich zu interpretieren, läßt der Stimmungsgehalt, der psychische Akkord der einleitenden Kapitel keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ein Mißgriff geschieht. Wir werden in der scheinbaren Heiterkeit der Vorgänge umfassen von einer latenten Tragik.

Eine Fülle kleiner Züge und Szenen macht es überaus schwer, Effi verheiratet vorzustellen. Noch dazu mit Innstetten. Denn Innstetten ist ein Formelmensch und Effi eine kleine phantastische Person, ein Freiluftkind. Effi gleicht einem Wesen im Naturstand, für das Ordnung in dem Sinn, wie wir sie als Zentralbegriff der bürgerlich-realistischen Welt, als Zentrum des fontanischen Lebensgefühls und als geistigen Hauptnerv seiner Romanschöpfungen nachgewiesen haben, noch gar nicht existiert. Sie ist menschliche Verkörperung einer Daseinsform vor aller sozialen Ordnung und Einordnung; ihr Bewußtsein verläuft in Kreisen, die solche noch gar nicht benötigen. Eine Existenz, die als der eine Pol am weitesten von Fontanes seelischem Herd abliegt.

Der andere Pol ist Innstetten, der Ordnungsmensch par excellence, aber nicht im guten, positiven Sinn. Ihm bedeutet Ordnung nicht mehr gefühlte, zugleich eigene und überpersönliche Gesetzmäßigkeit, sondern nur noch äußeres Gebot, das er respektiert, weil sich das so schickt, um dessen lebendigen Sinn er aber nicht mehr weiß, und nach dem er auch nicht fragt. Er hat im Waldemar der „Stine“ seine Vorstufe, ist Ausklang und Ende der fontanischen Menschenwelt, wie Botho, Lene und die Pittelkow deren Mitte sind; nicht nur seinem Beruf nach ein Bureaukrat, ein preußischer Landrat mit Akten- und Formelbehang — er könnte trotzdem wahrhaftig lebendig sein, gleich Gideon Franke —, sondern seiner Paragraphentätigkeit entspricht eben leider auch eine

Paragraphenseele, wenn man den Ausdruck, eigentlich eine *contradictio in adjecto*, gestatten will. Warum bleibt dieser vorzügliche Beamte, dem niemand etwas nachsagen kann, dem alle mit Verehrung und Hochachtung gegenüberstehen, doch im Grunde so unerquicklich? Nur weil ihm die menschliche Güte, das eigentlich Lebendige, das Mensch mit Menschen Verbindende und Fortwirkende fehlt. In ihm überlebt sich die Ordnungswelt Fontanes, wird fragwürdig in selbem Maße, als sie aus innerer Befähigkeit sich in äußere Sägung gewandelt hat.

4.

Effi ist in Kessin aus ihrer vertrauten Umgebung herausgerissen, unter fremde Menschen, in ein neues Milieu hineingeraten. Je fester ihr Wesen im Heimatboden wurzelte, um so schwerer findet sie sich in das Neue, mehr noch, es bedeutet eine Unmöglichkeit für sie. Eine bloße Natur, wird Heimatlosigkeit ihr Schicksal; sie verkümmert und irrt schließlich ab, kann, pflanzenhaft, aus dem heimatischen Nährboden gerissen, trotz Pflege und Sorgfalt nicht mehr recht gedeihen. Sie bleibt fremd in Kessin, fremd im eigenen Hause. Denn Innstetten ist bei all seinen Vorzügen nicht der Mann, sich in ihre Bedrängnis hineinzufinden.

Meisterlich im Ton hat Fontane schon die Briefe getroffen, die sie von der italienischen Hochzeitsreise nach Haus sendet. Wie steht da das Wichtigste und Eigentliche zwischen den Zeilen, wie offenbart sich Fontane wieder, und hier, wo das Schreiben zugleich die Schreiberin gegen ihren Willen charakterisieren soll, so recht am notwendigen Plage, als Dichter des beredten Verschweigens! Solche Briefe gehen dann oft von Kessin nach Hohen-Emmen und schaffen, zu dem seelisch-psychologischen Gut, das sie mit sich führen, eine glückliche, immer wieder einmal aufgenommene Erinnerung und Verbindung mit der wahren Heimat der Heldin, die sie nie hätte verlassen sollen und zu der ihr Weg erst nach Irrtum und unheilbarem Leid als dem einzig bergenden Hafen zurücklenkt.

Der erste Kessiner Teil des Romans, ohne eigentliche Handlung, enthält in der Schilderung der Innstettenschen Ehe die tieferen Voraussetzungen der späteren Entwicklung. Die latente Tragik wächst merklich an, der Gegensatz zwischen Effi und Innstetten, bislang nur angedeutet, wird im täglichen Zusammenleben beider ganz stark fühlbar. Es fehlen in dieser problematischen Ehe, wie in L'Adultera, Cécile, Irrungen Wirrungen, die tieferen Seelentöne einer schönen Gemeinsamkeit. Die innere Leere wird nur verdeckt durch die tadellosen Formen des Gatten, der, immer Kavalier, auch gegen Effi eine läbliche Distanz wahrt, die im Familienleben oft verloren geht, aber eben nur Kavalier ist, zuvorkommend ohne rechtes Zutrauen, liebenswürdig ohne rechte Liebe. Effi, deren Hufchigkeit und Rindlichkeit manchmal von fern an Rätche Rienäcker denken ließe, die dalbrige Gattin Bothos, ist das wärmespendende

Element. Nicht zuletzt bleibt das freilich der epischen Kunst Fontanes zu verdanken. Die Objektivität der Darstellung, die so gern mit Kühle verwechselt wird, ist in diesen Partien durchpulst von dem liebevoll verstehenden und nachfühlenden Herz des Dichters.

So sehr es bei dieser seelischen Detailschilderung voll feinsten Nuancen auf das Psychologische ankommt, Fontane verliert sich doch nie mehr ins Abstrakte, wie im Schach von Wuthenow, bleibt nicht gebunden im forscherlich Objektivem, wie noch in Cécile. Die Darstellung ist ganz seelisch durchglühte, sinnlich-epische Gegenwart; Kessin gibt eine niederdeutsch-kleinstädtische Szenerie von kräftigem, atmendem Kolorit, für die Fontane die rechten Farben in der Belebung jener heiteren, frühesten Eindrücke von Swinemünde fand. Man spürt die Nähe der „Kinderjahre“, deren Abfassung mit Effi Briest zeitlich zusammenfällt. Und die Schilderungen von Land und Leuten sind nicht mehr selbständige Komponenten wie noch in Cécile. Die natürliche Tendenz des Romans als dichterische Form, die Tendenz zur Ausbreitung nach allen Seiten, vermählt sich in Effi Briest einer eigentümlich dramatischen Bewegtheit. Ist Vor dem Sturm ganz ein Werk der Addition, so möchte man Effi Briest ein Werk der Multiplikation nennen. Das Extensiv-Epische ist geladen mit einer Intensität, die unwillkürlich an Spannung und Auftrieb der dramatischen Form denken läßt.

Fontane zeigt von der Kessiner Honoratiorenschaft und vom Landadel nur so viel, als zum Verständnis der Effi-Gestalt nötig ist. All diese Menschen haben gewiß ein rundes, selbständiges Eigenleben, aber sie bleiben doch merklich der Romanmitte, der seelischen Entwicklung der Effi Briest zugewandt. Und dadurch kommt eine Komprimiertheit zustande, die die Lebensdichte der Irrungen, Wirrungen noch übertrifft. Auch das scheinbar Nebensächlichste wirkt nicht mehr als willkommene Zugabe. Sidonie von Grafenabb und die Trippelli, Alonzo Gieshübler und Roswitha sind im Kessiner Dasein Effis ebenso wichtige Elemente und Wirkungen, wie Hulda Niemeyer, Bertha und Hertha und die Eltern in der Hohen-Cremmener Sphäre. Sie modellieren mit an der Gestalt der Heldin, sind unentbehrliche Faktoren des Romans. Keiner ist so ausschließlich um eine Gestalt kristallisiert, selbst Schach und P'Abultera nicht, denn da konnte die formende Kraft Fontanes mit seinem Willen noch nicht gleichen Schritt halten.

Zu Effi und Innstetten treten zwei Personen als Gegenspieler, der Apotheker Alonzo Gieshübler und Major von Crampas. Gieshübler beherrscht den ersten, Crampas den zweiten Teil der Kessiner Zeit; beide sind Markpunkte der inneren Entwicklung, die Effi durchmacht.

Gieshübler ist mit Recht eine der beliebtesten Figuren der fontanischen Menschenwelt geworden, ganz Ausdruck jener tapferen und gütigen Menschlichkeit, die durch ein schweres Schicksal sich zu vollem Verzicht und zur Höhe reiner Betrachtung hinaufgeläutert hat, ohne daß ihm die Welt darüber zum Zammertale geworden wäre. Ein Weiser, der das Leid als besten Vertrauten

kennt, aber nicht wehleidig, weltgläubig-fromm wie Fontane selbst, der auch durch Kämpfe und Zweifel sich immer wieder durchrang und den heiteren Lebensglauben nicht sinken ließ. Je ausgesprochener Effi Briest das bewegte Symbol solcher Kämpfe und Zweifel darstellt, um so wohlthuender geht die Gestalt des kleinen Verwachsenen als guter Geist durch die ernste, fragenschwere Welt des Romans. Er kann in rührend zärtlicher, schlichter Verehrung der jungen Frau für das Ersatz bieten, was ihre Ehe sie vermissen läßt, Zuflucht sein, wenn die Sehnsucht nach Hohen-Emmen immer von neuem sich einstellt. Aber freilich vermag er nicht dauernd seine schützende Hand über ihr Leben zu halten, das instinktiv jedem äußeren Einfluß erliegt. Sie wird vom Schicksal geformt, statt ihr Schicksal zu formen.

Effi scheint bei ihrem Besuch in Hohen-Emmen noch die alte, als wäre sie noch immer hier zu Haus, als wäre sie ein Jahr in Kessin zu Besuch gewesen. Dann aber wendet sich das Blatt. Ihre Mutterschaft hat sie verändert, ihr Hang zum Alparten, Interessanten fixiert sich, sie wird sich ihrer weiblichen Reize bewußt. In diese Situation trifft Crampas hinein, der neue Landwehrbezirkskommandeur. Er hat so gar nichts von einem Ordnungsmenschen und versteht sich anscheinend so viel besser als Innstetten, der Mann der Gesetzhlichkeit, auf Effis Art. „Muß denn alles so furchtbar gesetzlich sein?“ fragt er gelegentlich, „Alle Gesetzhlichkeiten sind langweilig,“ und bekennet ein andermal: „Wer gerade gewachsen ist, ist für Leichtsin. Überhaupt ohne Leichtsin ist das ganze Leben keinen Schuß Pulver wert.“

Fontane schildert nun im Gegensatz zu Irrungen, Wirrungen das langsame Hinübergleiten Effis zu Crampas. Dort liegt, dem Novellencharakter des Werkes gemäß, eine breite Kluft zwischen dem Abschied Bothos von Lene und dem Auftauchen Gideon Frankes. Fontane füllt diese Kluft nicht, gibt Tatsachen statt Entwicklungen, Querschnitte, typische Momente, statt den Stoff in voller Breite romanmäßig auszumünzen. In Effi Briest, wo die eine Gestalt den einen Hauptakzent trägt, wäre ein solches Verfahren nicht statthaft gewesen, und so leitet denn eine ganze Reihe sorgsam gestufter Szenen, meist Seelenmonologe und Gespräche, die, so psychologisch berechnend sie an sich auch sind, doch immer zwanglos aus den Charakteren und Situationen erwachsen, in steter, allmählicher Steigerung ganz natürlich zu der entscheidenden Schlittenfahrt. Von ihr gilt dasselbe wie von der oft beanstandeten Palmenhauszene in L'Abultera: es gibt keinen „Zufall“ als notwendig bestimmendes Moment bei Fontane. Lang Vorbereitetes wird durch Situationen, die der Zufall heranzuführt, lediglich ausgelöst, sie sind äußeres Mittel, nicht unumgängliche Voraussetzung des Gestaltungsverlaufes. Effi wäre Crampas doch verfallen, wenn auch jene Fahrt nicht stattfände. Das eigentlich Entscheidende liegt vor dieser Szene, spielt als seelische Handlung in Effi, die ohne Fähigkeit ist zu kämpfen und sich zu behaupten, über die das Verbotene Macht bekommt, weil es lockt, ihr Temperament anspricht, ohne darum leidenschaftlich begehrt zu sein.

Die Menschen sind und bleiben das Wesentliche bei Fontane, dem Ergebnis und Handlung sich unterordnen. Auch in Effi Briest. Man wird kaum eine Ehebruchsgeschichte finden, in der es so dezent hergeht; aber es ist verkehrt, den Roman deshalb zu loben, wie es oft geschehen ist, zu meinen, Fontane habe „verschönert“, den, ach, so beliebten „Schleier“ der Dichtung über das empirisch Unerfreuliche gebreitet. Solche Schleier gibt es für den realistischen Künstler nicht. Was man in Effi Briest als anständig begrüßt hat, ist durch die Eigengeschlichkeit des Werkes gefordert, nicht ein Belieben Fontanes, ein Entgegenkommen gegenüber zweifelhaften Geschmacksansprüchen des Publikums. Wie fügt sich doch das Disparateste seiner Darstellungskraft! Effi und die Witwe Pittelkow sind mit gleicher Sicherheit gestaltet, Anständigkeit und Unanständigkeit wohlweise, mit künstlerischer Absicht und ohne moralischen Klügel verteilt, wie und wo es von der besonderen Aufgabe gefordert wird.

Das Lob der Dezenz in Effi Briest könnte sich nur auf die Notwendigkeit gründen, mit der diese ganz meisterhafte Art indirekter Darstellung durch den Gang des Romans, die psychologische Entwicklung der Effi-Gestalt nicht nur gerechtfertigt ist und glücklich gewählt, sondern durchaus gefordert erscheint. Fontane hat die Schilderung des Ehebruchs in Effi Briest nicht übergangen, denn es war nur sein Reflex im Gebaren Effis zu zeigen. In ihrem Tun und Reden spiegelt sich, immer leise und in abgetönten Graden, auf ihren Stimmungs- und Bewusstseinszustand bezüglich, der Verkehr mit Crampas. — Gewiß stellt diese Subtilität auch der Vornehmheit des fontanischen Empfindens das allerbeste Zeugnis aus; aber an sich würde sie sehr wenig bedeuten. Ein vornehmer Mensch bleibt immer ein unzureichender Dichter, wenn er nur menschlich tüchtige Eigenschaften besitzt. Das eigentlich Wertvolle liegt in der unlöslichen Durchdringung von Dichter und Werk, Willen und Forderung, Form und Gehalt, wie sie Effi Briest aufs höchste auszeichnet und auch bei größeren Dichtern eben nur in seltenen Stunden sich einstellt.

Fontane weiß ganz glaubhaft zu machen, wie Effis jeder Verstellung fremdes Wesen sich in dem Augenblick ins Gegenteil verkehrt, wo es etwas zu verbergen gilt. „Natürlich“ bleibt sie aber auch jetzt noch. Ein durchaus naives Raffinement ermöglicht ihr manches verbotene Stelldichein, ohne daß ein Schuldgefühl in ihr aufkäme. Sie läßt sich treiben, weil sie nichts ändern kann und nichts ändern will. Und mit dem eigentlichen Schuldgefühl fehlt ihr auch jedes Verlangen nach Selbstrechtfertigung. Sie sieht, echt fontanisch, alles klar, beschönigt nichts, und nur Angst ist in ihr. Aber Crampas schreibt: „Du mußt dich nicht um alles so bangen. Wir haben auch ein Recht. Und wenn du dir das eindringlich sagst, wird, denk ich, alle Furcht von dir abfallen. Das Leben wäre nicht des Lebens wert, wenn das alles gelten sollte, was zufällig gilt. Alles Beste liegt jenseits davon. Lerne dich

daran freuen.“ Wenn das alles gelten sollte, was zufällig gilt, die Werte, die der ordentliche Innstetten vertritt! Sie weiß kaum von diesen Werten, die Crampas als Hazardeur des Lebens willentlich brüskiert! Und doch sind beide in ihre Geltung einbezogen, jenes tyrannisierende Gesellschafts-Etwas, das ihm „Zufall“ heißt, ihr nur eine Denkbareit bedeutet, ihrem Blute fremd. Als Innstetten nach Berlin versetzt wird, schreibt Crampas denn auch: „Ich bin außer mir, und nur darin hast du recht: es ist die Rettung, und wir müssen schließlich doch die Hand segnen, die diese Trennung über uns verhängt.“

Es ist einer der schönsten Augenblicke des Buches, wenn Innstetten Effi seine Berufung ins Ministerium mitteilt, die ihr wie eine Erlösung erscheinen muß, ein Zeichen, daß sie noch aus all dem heraustrann, was wider Willen über sie kam, und nun plötzlich eine Möglichkeit aufleuchtet, daß beide in Bekenntnis und wirklichem Verstehen sich finden. Aber wie Effis Abirren gerade aus ihrer Naturhaftigkeit heraus dem Zufall, dem Schicksal, der Stimmung tief verhaftet bleibt, so ist auch ihr halbes Geständnis nur eine Wallung des Augenblicks. Sie fühlt sofort mit instinktiver Sicherheit, daß sie diesem Mann nichts gestehen darf, weil er nie begreifen würde. Sie bleibt zur Verstellung verurteilt, weil in ihrer Ehe für menschlich schönes Bekennen und Verzeihen kein Raum ist.

5.

So handelt denn der vierte Teil des Romans, in dem der Schauplatz nach Berlin verlegt wird, von dem, was an Glück in solcher Ehe möglich bleibt. Sie leben ähnlich wie Botho und Käthe Rienäcker dahin, nur daß die Rollen vertauscht sind: Innstetten der Zufriedene, dem nichts fehlt, und Effi die von Erinnerung Beunruhigte. Aber sie ist nun dem unerträglichen Einerlei Ressins entrückt; in die neue Umgebung weiß ihr munterer Sinn sich viel leichter und zwangloser zu finden; die Vergangenheit verblaßt von Jahr zu Jahr, verliert ihren quälenden Druck. Denn Effi büßt auch in Berlin ihre Naturhaftigkeit nicht ein, und Natur pflegt so gern nur im Gegenwärtigen sich auszubreiten, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft. So geht Jahr auf Jahr dahin. Innstetten hat die besten Aussichten auf eine hohe Karriere, Effi ist der Freundschaft der jungen Ministerin gewürdigt. Beide leben sich mehr und mehr ineinander ein. Effi denkt kaum noch an das, was vergangen ist, was vergangen sein soll, wohl einmal Wirklichkeit war, aber weit weg, wie auf einem anderen Stern.

Würde nicht ein Romancier der nachfontanischen Generation den Roman vielleicht nur bis zu diesem Punkte geführt und auf diesen Abschluß einen vernehmlichen Nachdruck gelegt haben? Ein Abschluß etwa, wie ihn Fontane scheinbar selbst in Irrungen, Wirrungen bildet, ohne Katastrophe, mit einem

Sichvergleichen der Gegensätze? Das Lebensgefühl dieser neuen Generation fühlte sich ja den ethischen Verbindlichkeiten der älteren Zeit nicht mehr verpflichtet und hätte die Stoffwelt der Effi Briest in einer Weise durchdringen können, daß eine ganz andere Gesinnung aus ihr spräche, der Glaube etwa, daß keineswegs sich alle Schuld auf Erden räche und das Leben trotzdem seinen guten und fruchtbaren Gang weiter gehe.

Fontanes ausgeprägte Persönlichkeit bleibt diesen naturalistischen Möglichkeiten fern. Indem er aber die neuen Forderungen und Ausblicke, trotzdem sie seinem innersten Wesen fremd sein und bleiben mußten, doch in sein Werk einbezieht, wird dieser letzte Teil des Romans zum ragenden Gipfel, von tragischer Stimmung umweht, die erst den rechten Sinn des Ganzen enthüllt.

Schon die starken Akzente, mit denen die kurzen Rückblicke nach Kessin ausgestattet sind, lassen keinen Augenblick darüber im Zweifel, in welche Richtung dieser Sinn des Werkes zielt. Die eigentümlich lastende Gesamtatmosphäre der Effi Briest steigert sich in dem scheinbar auf glückliche Lösung hinarbeitenden Berliner Teil zu einer Intensität, die die Katastrophe wie eine willkommene Lösung des dauernden schwülen, verhaltenen Druckes empfinden läßt. Welche Wirkung wird, auf der Herbstreise nach Rügen, ganz ungesucht aus dem Umstand gezogen, daß ein Dorf zufällig „Crampas“ heißt! Und erst, wenn Effi, in Hohen-Cremmen auf Besuch, spät abends allein am Fenster sitzt und zum mondbeschienenen Garten hinuntersteht wie Lene einst in Hankels Ablage über die nächtliche Flußlandschaft in Erwartung Bothos und vollem Gefühl ihres Glücks! Welcher Abstand im seelischen Gehalt der beiden Werke. Damals Einklang und Aufrichtigkeit, Wissen, klares Streben, willentliche Beschränkung; jetzt Unfreiheit, Verstellung, planloses Getriebensein, ein Leben ohne festen Grund und rechtes Ziel. Effi weiß wie Lene in sich Bescheid, beide sind fontanisch mit natürlichem Drang zur Selbsterkenntnis ausgestattet. Aber welche Gegensätze deckt diese Einkehr auf. Lene war jede Anwandlung von Reue fremd, sie handelte aus einem festen Verantwortlichkeitsgefühl heraus. Effi fühlt sich von einer Schuld belastet, die doch wiederum als keine rechte Schuld empfunden wird. Und wie könnte es anders sein, da auch sie „ihrer Natur folgte“, freilich nicht aus freiem Entschluß wie Lene, sondern instinktiv, mit der unklaren Vorstellung, daß irgendwelche Gesetze, denen auch sie unterstellt sei, dadurch verletzt würden. „Wenn alle Weiber so sind, dann ist es schrecklich, und wenn sie nicht so sind, wie ich hoffe, dann steht es schlecht um mich, dann ist etwas nicht in Ordnung in meiner Seele, dann fehlt mir das richtige Gefühl.“

Fontane lenkt den inneren Gang des Werkes mit sicherer Hand. Auch flüchtig kann nicht die Meinung aufkommen, es würde ethischen Relativitäten das Wort geredet. Die Basis, auf der die gesamte Romanwelt Fontanes steht, gilt auch für Effi Briest, unter wie starken Erschütterungen auch immer. Die Katastrophe läßt nicht auf sich warten.

Wieder ist das stoffliche Motiv angefochten worden: die Entdeckung der Crampas'schen Briefe in Effi's Nähtischchen durch Innstetten. Wieder mit Unrecht. Denn läßt nicht Fontane die Geheimrätin Zwicker, die bedenkliche Gefährtin Effi's beim Badeaufenthalt in Ems, an eine Freundin schreiben: „Es ist unglaublich — erst selber Zettel und Briefe schreiben und dann auch noch die des anderen aufbewahren! Wozu gibt es Öfen und Kamine?“ Effi ist eben nicht die Zwicker und dieses Aufbewahren der Briefe ein wohlgelungener Charakterzug, der ihr unbedachtes, naives Wesen aufs neue beleuchtet und bestätigt. Genug, daß das Motiv möglich und nicht unwahrscheinlich wirkt. Fontane hatte noch „eine Menge anderer Entdeckungen im Vorrat. Aber ich habe nichts davon benutzt, weil alles wenig natürlich war“. Es kommt nur darauf an, was dieser mechanische Hebel der Geschichte an innerem organischen Geschehen auslöst.

*

Damit sind wir in unserer Analyse bis zum Gespräch Innstettens mit Geheimrat Willersdorf vorgerückt. Es ist, soweit ich sehen kann, die größte Sprechszene des deutschen Romans. Ihre Bedeutung liegt in der nach Präzision und Eindruck unüberbietbaren Art, mit der hier die Grundfesten eines ganzen geistigen Zeitalters, der fontanischen, realistischen Weltanschauung ans Licht treten, und gleichzeitig ihre Erschütterung gezeigt wird, die das besondere Charakteristikum des Effi Briefe-Romans ist.

Innstetten sieht sich plötzlich vor die Entdeckung der Antreue seiner Frau gestellt, seine wohl abgezirkelte Welt erfährt einen unheilbaren Stoß, der ihn zu tiefst aufrütteln muß, wenn anders in ihm, dessen Dasein und Tun in vorgeschriebenen Bahnen, in übernommenen Meinungen verläuft, überhaupt noch ein Funken wahrhaften Lebens steckt. — Aber nun zeigt sich: er bleibt auch jetzt, obgleich unerbittlich über das Meinen der anderen und der Allgemeinheit auf sich selbst, auf sein persönliches, ursprüngliches Gefühl verwiesen, bleibt auch jetzt noch dieser Welt bloßer Ordnungen, des leblos gewordenen Herkommens überantwortet. Es wird nichts in ihm laut, als die gebieterische Frage nach dem Entscheid seines persönlichen Wohls und Wehes an ihn herantritt, weil nichts in ihm ist. Und diese Leere muß ihm recht eigentlich jetzt erst als sein Schicksal bewußt werden, ihn mit immer zunehmender Klarheit darüber vergewissern, daß er „nie gelebt hat“, wie Ibsens Irene sagt. Auch hier wacht ein Toter auf, der für einen Lebenden galt, sich für einen Lebenden hielt.

Als Innstetten Willersdorf bittet, die Forderung an Crampas zu überbringen und sein Sekundant zu sein, antwortet dieser: „Fühlen Sie sich so verletzt, beleidigt, empört, daß einer weg muß, er oder Sie? Steht es so?“ „Ich weiß es nicht.“ „Sie müssen es wissen.“ Und nach einiger Zeit erkennt und bekennt er: „Nein, so steht es nicht.“ Er ist ohne jedes Gefühl von Haß oder gar

von Durst nach Rache. Nur Menschen, die ihr Leben wirklich leben, sind solcher Gefühle fähig. Er ist sich selbst zum Trotz in seinem „letzten Herzenswinkel zum Verzeihen geneigt“, denn ohne rechte Liebe, kann er auch das Vergeben Effis nicht als unfühnbare persönliche Kränkung empfinden. Und trotzdem sieht er keine Möglichkeit als Duell und Scheidung. „Man ist nicht nur ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm . . . Den, der einem das Glück genommen hat, den braucht man nicht notwendig aus der Welt zu schaffen. Man kann ihn, wenn man weltabgewandt weiter existieren will, auch laufen lassen. Aber im Zusammenleben mit den Menschen hat sich ein Etwas ausgebildet, das nun mal da ist und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die andern und uns selbst. Und dagegen zu verstoßen, geht nicht.“

Das ist tiefster fontanischer Glaube, aber zugleich von unsichern Lichtern umspielt, weil Innstetten es ausspricht. Das Bekenntnis der Ordnungswelt aus einem Munde, der nur noch einer tönenden Schelle gleicht. Es ist nur folgerichtig, ergreifend konsequente Inkonsequenz, wenn Willersdorf auf das Recht der „Verjährung“ hinweist und Innstetten so weit überzeugt, daß dieser gesteht: „Vor sechs Stunden, diese Konzession will ich Ihnen machen, hatt' ich das Spiel noch in der Hand, konnt' ich noch das eine und noch das andere, da war noch ein Ausweg. Jetzt nicht mehr, jetzt stecke ich in einer Sackgasse . . . Ich ging zu Ihnen und schrieb Ihnen einen Zettel, und damit war das Spiel aus meiner Hand . . . Weil dieser Mitwisser da ist, kann ich nicht mehr zurück.“ Was bleibt zu tun in einer Welt, in der die Menschen leblose Marionetten am Draht einer plumpen, dummen Konvention geworden sind? „Die Welt ist einmal wie sie ist, und die Dinge verlaufen nicht wie wir wollen, sondern wie die andern wollen . . . Unser Ehrentaktus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, so lange der Göze gilt.“

Das ist ihrer Weisheit letzter Schluß. Was wissen die beiden Ministerialräte davon, daß ihr „Götzendienst“ einmal lebendiger Menschen innerster Kern, wirklichstes Leben war?

Aber auch ihnen kann wenigstens die Ahnung ihrer schattenhaften Existenz, der Erstarrung jedes gesunden Empfindens nicht ganz verborgen bleiben. Als Crampas mit wundervoller Gefastheit gestorben ist, gleichgültig gegen das Dasein, in dem er doch so gern verweilte, mit einem schmerzlichen Lächeln, als wollte er sagen: „Prinzipienreiterei, lieber Innstetten, Sie konnten es mir ersparen und sich selber auch“, da schreibt Willersdorf, der in Kessin zurückbleibt, um alles zu ordnen, einen Brief an Innstetten, in dem die Worte stehen: „Es wäre zu wünschen, daß es mehr Gieshübler gäbe.“ Und Innstetten selbst, obgleich von der Richtigkeit seines Handelns überzeugt, grübelt und grübelt: „Es muß eine Verjährung geben, Verjährung ist das einzig Vernünftige . . . Wenn ich die Briefe fünfundzwanzig Jahre später gefunden

hätte, so war ich siebzig. Dann hätte Wüllersdorf gesagt: „Innstetten, seien Sie kein Narr . . .“ Aber wo fängt es an? Wo liegt die Grenze?“ Und er findet die Lösung, die freilich für ihn selbst keine Lösung bedeutet. „Ja, wenn ich voll tödlichem Haß gewesen wäre . . . Rache ist nichts Schönes, aber was Menschliches und hat ein natürliches menschliches Recht. So aber war alles einer Vorstellung, einem Begriff zuliebe, war eine gemachte Geschichte, halbe Komödie. Und diese Komödie muß ich nun fortsetzen und muß Effi fortschicken und sie ruinieren und mich mit . . .“

Er muß weiterleben nach dem Gesetz, wonach er angetreten, ein wenig unsicherer vielleicht wie bisher, innerlich wenigstens, wenn auch nicht vor den Leuten, aber alle Freude wird aus seiner Nähe verbannt sein, er wird, einmal heilsüchtig geworden, sich nun auch selbst mehr und mehr als das begreifen müssen, was er in Wirklichkeit ist und immer war: ein Ausgestoßener vom Tisch des Lebens.

Man muß die zweite Innstetten-Wüllersdorffzene (Kapitel 35) mit der ersten zusammenhalten. Da ist Innstetten nach Jahr und Tag Ministerialdirektor geworden. Aber was bedeutet ihm das noch, dem Einsamen? „Je mehr man mich auszeichnet, je mehr fühle ich, daß dies alles nichts ist.“ Die Sehnsucht nach dem Einfachen, Naturhaften erfasst ihn. Seine Paragraphenwelt, die er mit der Welt schlechtthin verwechselte, erscheint ihm nun als eine „sehr fragwürdige Geschichte“. Aber er ist zu alt, um umzulernen. Es heißt Resignation üben, in der Bresche stehen und aushalten, bis man fällt. Wüllersdorf vergewissert und tröstet ihn des. „Einer, dem auch viel verquer gegangen war, sagte mir mal: ‚Glauben Sie mir, Wüllersdorf, es geht überhaupt nicht ohne „Hilfskonstruktionen“‘. Der das sagte, war ein Baumeister und mußte es also wissen. Und er hatte recht mit seinem Satz. Es vergeht kein Tag, der mich nicht an die ‚Hilfskonstruktionen‘ gemahnte.“

6.

Seiner Natur folgen und die Konsequenzen auf sich nehmen. Für Innstetten führt dieses Grundaxiom Fontanes zur Skepsis, der selbst das Lächeln fehlt und fehlen muß, das seinen verzichtenden Menschen sonst eigen zu sein pflegt. Effi wird eines gütigeren Schicksals teilhaftig. Auch sie muß die Konsequenzen bis zur Tragik auf sich nehmen. Aber dann umgibt sie Fontane gegen den Schluß mit immer behutsamerer Zärtlichkeit, ja sein volles Gefühl durchbricht einmal (Kapitel 36), ihren Tod ankündigend, offen und erschütternd die epischen Schranken.

Als das Unheil mit dem Brief der Mutter über sie hereinbricht, wird gleichzeitig durch die Kontrastgestalt der Rätin Zwickler ihr eigentliches Wesen noch einmal resumierend vor Augen gestellt. Raffiniertheit tritt der Naivität, Berechnung der Harmlosigkeit gegenüber und macht begreiflich, in wie hohem

Mäße Effi, das Naturkind, ein bloßes Opfer der Verhältnisse und Gesellschaftskonventionen wird. Aber diese Gestaltung, aller Schönfärberei fern, ist vielmehr dazu angetan, den Eindruck des herben Schicksals der Heldin zu verstärken. Fontane läßt die Dinge ihren ungehinderten Lauf nehmen, die Bitternis voll auskosten, ist gegen sich und seine Gestalten von einer Annachlässigkeit, die eine ebenso hohe Meinung von seinem Künstlertum wie von seiner Menschlichkeit erweckt. Keineswegs gesonnen, gemütvollen Ansprüchen irgendwelche Konzessionen zu machen, bleibt er stark und männlich, bis der Fug des Werkes ihm gestattet, Gefühl und Verklärung um so eindringlicher in ihre Rechte treten zu lassen.

Effis Mutter schreibt: „... wir können Dir keinen stillen Platz in Hohen-Cremmen anbieten, keine Zuflucht in unserem Hause, denn es hieße das, dies Haus vor aller Welt abschließen, und das zu tun, sind wir entschieden nicht geneigt. Nicht weil wir zu sehr an der Welt hängen und ein Abschiednehmen von dem, was sich ‚Gesellschaft‘ nennt, uns als etwas unbedingt Unerträgliches erschiene; nein, nicht deshalb, sondern einfach, weil wir Farbe bekennen und vor aller Welt, ich kann Dir das Wort nicht ersparen, unsere Verurteilung Deines Tuns aussprechen wollen.“ So muß Effi ihre Tage in einer kleinen Mietswohnung der Königgräzerstraße verbringen, zum zweiten Male herausgerissen aus ihrer gewohnten Umgebung, abgetrennt von allen Menschen, nur in Gesellschaft der alten Roswitha, die sie als Kindermädchen in Kessin ins Haus nahm und die ihr nun in rührender Anhänglichkeit in ihre Abgeschiedenheit folgt, mit der sie über alles einfach Menschliche sprechen kann, ohne daß ihr dies freilich vollen Ersatz für das Verlorene bieten könnte. Es vergehen drei Jahre. Dann läßt die Begegnung mit Annie allen Schmerz noch einmal frisch aufbrechen, die „Konsequenzen“ ins kaum Erträgliche steigern, ehe die Rückkehr nach Hohen-Cremmen und damit die Sühne und Lösung gestattet wird.

Effi ist ihrer zehnjährigen Tochter zufällig begegnet. Trotz klarer Einsicht in das Selbstverschuldete ihrer Lage regt sich eine dunkle Auflehnung in ihr gegen Innstetten, dem sie recht und zugleich unrecht gibt. Sie will nicht länger von ihrem Kinde getrennt sein und ermöglicht sich durch Fürsprache der Ministerin — eine wundervolle Frauen- und Mütter Szene, in der sich Recht und Menschlichkeit unvergeßlich durchdringen — einen Besuch Annies. Aber das Wiedersehen fällt anders aus, als sie vermeint. Annie ist eine rechte Innstetten-Tochter geworden; er hat ihr für diesen Besuch, den er einer Ministerin nicht abzuschlagen vermochte, genaue Verhaltensmaßregeln eingeschärft. Noch einmal triumphiert, um so brutaler und abstoßender, da es sich um das Heiligste und Ehrwürdigste, das Gefühl einer Mutter für ihr Kind, handelt, die bloße Regel, der Schematismus über die Stimme der Natur. Blitzartig erleuchtet Effi dieses schmerzliche Erlebnis ihre freudlose Ehe, die trüben Tage Kessins. Nun erst blickt sie Innstetten bis auf den

Grund und bricht in leidenschaftlichen Verwünschungen zusammen. „Mich ekelt, was ich getan, aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Jugend.“

Mit dieser seelisch bewegtesten Szene, die Fontane je geschaffen hat — ihr Abstand von der stoffgleichen der *L'Adultera* zeigt den Riesenweg, den Fontane als Künstler zurücklegte —, ist dem Recht genug geschehen, und die Menschlichkeit kann wohlthuend Platz greifen. Der alte Briest telegraphiert auf den Brief Dr. Rummshüttels, der Effis zunehmende Kränklichkeit nach Hohen-Cremmen meldet, ganz einfach: „Effi, komm!“ Der kurze Dialog der alten Briests, in dem Effis Kommen beschlossen wird, ist das positive Komplement zu den Innstetten-Wüllerödorf-Gesprächen. Erst beide zusammen ergeben Fontanes Meinung, der in jenem so gut wirkt und spricht wie in diesen. Beide Male läuft diese Meinung nicht neben dem Werke her, sondern wächst aus ihm selbst heraus, als unterschiedliches Urteil unterschiedlicher Menschen. Diesmal lautet sie: „Als Innstetens Brief kam, ein Blitz aus heiterem Himmel, damals war ich deiner Meinung. Aber das ist nun schon wieder eine halbe Ewigkeit her; soll ich hier bis an mein Lebensende den Großinquisitor spielen? Ich kann dir sagen, ich hab' es seit lange satt . . .' ‚Mache mir keine Vorwürfe, Briest; ich liebe sie so wie du, vielleicht noch mehr; jeder hat seine Art. Aber man lebt doch nicht bloß in der Welt, um schwach und zärtlich zu sein und alles mit Nachsicht zu behandeln, was gegen Gesetz und Gebot ist und was die Menschen verurteilen und, vorläufig wenigstens, auch noch mit Recht verurteilen.‘ ‚Ach was. Eines geht vor.‘ ‚Natürlich, eines geht vor; aber was ist dies eine?‘ ‚Liebe der Eltern zu ihren Kindern.‘“

Es kann kein Zweifel sein, daß die beiden alten Briests Fontanes Herzen näher standen, als der Ministerialdirektor, ja vielleicht als Effi selbst. Sie sind Menschen, wie sie nach seiner Meinung sein sollen, Verkörperungen des weisen Sowohl-Als-auch, Botho und Lene verwandt, nicht des Entweder Oder, wie Effi und ihr korrekter Gatte. Die alten Briests haben das letzte Wort im Roman.

✱

„Effi, komm!“ Dieser Ruf ist schon einmal im Beginn erklingen, war sogar der Anstoß zur Konzeption des Werkes gewesen, jener Erzählung der alten Dame entnommen, von der Fontane schreibt: „Die ganze Geschichte ist eine Ehebruchsgeschichte wie hundert andere mehr und hätte, als mir Frau L. davon erzählte, weiter keinen großen Eindruck auf mich gemacht, wenn nicht die Szene beziehungsweise die Worte ‚Effi, komm!‘ darin vorgekommen wären. Das Lufttauchen der Mädchen an den mit Wein überwachsenen Fenstern, die Rotköpfe, der Zuruf und dann das Niederducken und Verschwinden machten solchen Eindruck auf mich, daß aus dieser Szene die ganze lange Geschichte entstanden ist.“ Jetzt weisen diese Worte zum Ende, das mit lösender Gewalt in die Szenerie des Anfangs zurücklenkt.

Effi ist wieder daheim, in der Mark, in Hohen-Cremmen. Nie hat Fontane einen schöneren Schluß gebildet. Alles menschliche Weh verrauscht in die geliebte heimatliche Landschaft. Wie die Kapitel von Santels Ablage in Irrungen, Wirrungen konnte auch diese nur der Wanderer durch die Mark schreiben.

Sie geht über die weiten Felder ins Luch, sieht die Ranunkeln und roten Ampferstauden blühen, die sich im Winde bewegen, atmet beglückt den Duft, der von den Raps- und Kleefeldern herüberkommt, und folgt dem Aufsteigen der Lerchen und dem Zug des Viehs zur Tränke, und leises Geläute dringt zu ihr herüber. Still und entrückt blickt sie auf die Natur und vergißt, was ihr das Leben versagt hat. Sie trägt wieder, wie in Jugendtagen, ihr blauweiß gestreiftes Kittelkleid, ist wieder ganz Kind, eine Verklärte. „Lethe, Lethe,“ sagt der alte Briest wohl, als Effis Brustleiden sich verschlimmert. Aber sie leidet eigentlich gar nicht mehr an der Vergangenheit, auch die rückt nun in ein verklärtes Licht. Und als ein Jahr ins Land gegangen ist und sie das Ende nahen fühlt, bleibt ihr letzter Wunsch: „Es liegt mir daran, daß er erfährt, wie mir hier in meinen Krankheitstagen, die doch fast meine schönsten gewesen sind, wie mir hier klar geworden, daß er in allem recht gehandelt. In der Geschichte mit dem armen Crampas — ja, was sollt' er am Ende anders tun? Und dann, womit er mich am tiefsten verletzte, daß er mein eigen Kind in einer Art Abwehr gegen mich erzogen hat, so hart es mir ankommt und so weh es mir tut, er hat auch darin recht gehabt. Laß ihn das wissen, daß ich in dieser Überzeugung gestorben bin. Es wird ihn trösten, aufrichten, vielleicht versöhnen. Denn er hatte viel Gutes in seiner Natur und war so edel, wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist.“

Trost und Schönheit liegt über dieser Sterbestunde. Aber die Herbeheit ist um nichts gemildert. Es ist ein unendlich wehes Gefühl über den Ausgang des Buches gebreitet, ein Gefühl, das Fontane nachzuerleben zwingt mit derselben Stärke, demselben Schmerz, den er selbst empfand. Kein Schmerz über ein einzelnes Schicksal. Das Einmalige wird am Ende durch und durch symbolisch, wie Effi sich gleichsam in der Landschaft auflöst. Jenseits von bloßer Schuld und Verschuldung klagt ein Schmerz um das Ganze der Welt, um den Weltzusammenhang. Nirgendß ist Fontanes Blick in die Tiefe und Problematik des Daseins länger und beredter gewesen als hier, wo keiner der „Schuldige“ ist, Effi nicht anders als Innstetten schließlich als schuldig Unschuldige vor unserem geistigen Auge stehen.

Aber Fontanes Blick bleibt nicht dort unten gefangen. Die ernste Resignation des Ausgangs der Effi Briest zwar darf seine tapfere Weltgläubigkeit nur als leise Nebenstimme umspielen, die Passion sollte nicht abgeschwächt werden. Aber sein tiefstes Wort über den Welt- und Menschenzusammenhang, in den er hineingestellt war, ist doch nicht sein letztes geblieben, sein eigentlichsstes gewesen. Dies blieb dem Stechlin aufbehalten.

Kreuz- und Quer-Züge

von

August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von seinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Fortsetzung.)

Neununddreißigstes Kapitel.

Mein Quartier in Salamanca. Beschreibung der Stadt. Gebe das zweiunddreißigste Regiment ab und werde nach Ledesma detachiert.

Am 30. November ging's, nachdem wir beinahe zu lange geschlafen, wieder fort, und nachdem ich, da es der Wunsch des Kolonels war, daß ich einen Tag eher wie das Regiment in Salamanca eintreffen möchte, meine Eskorte hier gelassen, nahm ich einen Wegweiser, ritt weiter und erreichte nach einem starken Marsche endlich zehn Uhr abends im Mondschein die Brücke vor obengenannter Stadt, tränkte mein Maultier im Flusse, genannt die Tormes, ritt dann zum Thor hinein, worauf ich nach vielem Fragen endlich einen Mann, der mir das Haus des Assistent-Quarter-Master Generals zeigen mußte, der die Billette ausgab, fand. Am anderen Morgen meldete ich meine Ankunft dem Generalkommissar Kennedy und lief in der Stadt herum, um teils meine Geschäfte für das Regiment zu besorgen, teils das Merkwürdigste in Augenschein zu nehmen. Fast die ganze englische Armee lag hier, und ich sah auf einem herrlichen viereckigen, mit prachtvollen Gebäuden umgebenen Plaze eine große Parade. Nichts wie Rotröcke auf allen Straßen; unser Regiment wird das letzte sein, was einrückt. Salamanca, so berühmt geworden durch Le Sages' Gil Blas von Santillana, liegt auf drei kleinen Sandsteinhügeln an einer Bucht, welche der Fluß Tormes formiert, der einige Leguas weiter endlich in den Duro fällt. Nur der Mangel an Bäumen stört den schönen Effekt dieser Landschaft. Über die Tormes geht eine hübsche massive, altertümliche Brücke von fünfundzwanzig Bögen, von denen dreizehn restauriert, zwölf aber noch ganz unversehrt römischen Ursprungs sind. Von der Brücke geht man unter einem alten Bogen, ebenfalls noch von den Römern erbaut, durch und gerät dann in ein Labyrinth von engen

Kreuz- und Quer-Züge

Gassen, von denen eine an der Kathedralekirche vorbeiführt, neben welcher eine Masse von Gebäuden stehen, die, ehemals den Jesuiten gehörig, nunmehr einem anderen Orden verliehen sind, ich glaube den Canonicis von St. Mark. Indem man hier rechts durch eine enge Gasse geht, kommt man in eine prachtvollere Square oder großen viereckigen Platz, mit schönen, hohen Häusern umgeben, an denen ein bedeckter Säulengang herumführt. Hier war die Parade. Unter den Korridors oder Piazzas wimmelte es von englischen Offizieren, Studenten und anderen Personen, welche da spazieren gingen oder nach Neuigkeiten fischten. Nicht weit davon kommt man auf den Gemüsemarkt-Platz, wo es bunt herging und sich die Weiber mit den englischen Soldaten, deren Sprache sie nicht verstanden, herumschalteten, daß es eine Lust war. Die Straßen wimmeln von schwarzgekleideten Geistlichen mit großen Hüten, die an beiden Seiten aufgeklappt sind. Salamanca ist groß, hat wenigstens achttausend Häuser, einige schöne Universitätsgebäude und prachtvollere Kirchen; Mauern und Thürme, auf deren Ruinen Häuser gebaut sind, umringen die Stadt und geben vermöge ihrer hohen Lage, ihrer vergitterten Fenster, ihrer abwechselnden Formen, verbunden mit den verzierten Turmspitzen, welche dahinter hervorragen, eher das Ansehen einer im Morgenlande als im kleinen Königreich Leon gelegenen Stadt. Das Jesuiten- oder nun irländische Kollegium ist ebenfalls ein großes Gebäude. Im unteren Stock lag das achtunddreißigste Infanterieregiment, oben wohnen mit ihrem Professor sechs- und zwanzig junge Irländer, die hier erzogen werden. Ich vermute daher, daß, nach dieser Zahl zu urtheilen, auch die anderen Kollegia dieser Universität nicht sehr florieren. Die jungen Irländer werden von irländischen Bischöfen hingesandt und nach sieben Jahren zurückberufen und als Priester angestellt; sie können die Grade von Baccalaren, Lizentiaten und Doktoren sich dort erwerben. Nachdem die Jesuiten vertrieben, wurde ein Teil ihres magnifiken Klosters zum irländischen Kollegium bestimmt von Karl dem Dritten. Sobald die Retirade begann, entließ der Rektor, besorgt für seine irländischen Studenten, und da er fürchtete, sie möchten von den Franzosen mißhandelt werden, dieselben und empfahl sie dem englischen General, durch welchen sie im Kommissariat angestellt wurden und so nach England entkamen.

Unsere Armee, die hier liegt, besteht nur aus dreizehntausend Mann und ist in Klöstern und anderen religiösen Nestern in und um die Stadt einquartiert. Sie rückt täglich auf die Esplanade außerhalb der Stadt regimentenweise zweimal aus, hat sich von den Strapazen sehr erholt und sieht formidabel aus; die strengste Manneszucht wird gehalten; ein betrunkenener Soldat soll etwas Seltenes sein. Obgleich die Gegend weit umher von unseren Piketts besetzt ist, so hat sich derselben doch noch kein Franzose genähert, daher man vermutet, daß Bonaparte nur so tut, als sähe er uns nicht, um erst die Spanier abzumeyern und sich dann der Hauptstadt zu bemächtigen; dann wird die Reihe auch wohl an uns kommen!

Die spanischen Damen sind berühmt wegen ihrer Schönheit; sie sind

Engel; der Nationalanzug bleibt meist derselbe, obgleich andere Moden, englisch oder französisch, hie und da von den höheren Klassen getragen werden. Mantilla oder ein Schleier von Spitzen, seidenes Kleid mit Samt verbrämt, darüber ein seidenes Negwerk mit Samt verziert, das bis zu den Knien reicht, mit langen Fransen, die von der Wade beim Gehen geteilt; auch wird bisweilen dieser Anzug in weiß getragen, zur Messe aber immer schwarz.

Am 2. Dezember verfügte ich mich zum Generalkommissar und vernahm, daß meine Mission beim zweiunddreißigsten Regiment beendigt sei, ich zu einem anderen Dienst und zur Abreise nach Ledesma mich ungesäumt fertig machen solle, auch im Bureau des Kommissars Mr. de Vells einen Dolmetscher erhalten würde. Da ich den mir bestimmten Dolmetscher Mr. Nesbit nicht erhalten konnte, so wurde mir ein anderer, ein Portugiese namens Senhor Antonio Falludo, zugeteilt. Dieser sprach aber weder englisch noch deutsch; ein schöner Dolmetscher, dachte ich. Indessen hatte ich schon so viel Portugiesisch gelernt, um mich mit ihm verständigen zu können. Er wäre daher eigentlich gar nicht nötig gewesen; da er mir aber ein pffiffiger, munterer Kauz zu sein schien, so nahm ich ihn auf Kosten John Bulls als eine Art Gesellschafter gern mit. Den folgenden Tag und nachdem ich vom zweiunddreißigsten Regiment Abschied genommen, verließ ich Salamanca, diese berühmte Stadt, und zwar mit vielem Leidwesen, denn es war daselbst noch mancherlei zu sehen! Aber der Soldat hat ja kein bleibendes Quartier, er muß vorbei an der Städte Glanz — also vorwärts! Es war bereits Nachmittag geworden, und bis Ledesma waren acht Leguas! Wir hatten kaum drei Leguas gemacht, so war der Abend da, und wirkehrten in einem kleinen Dorfe ein, wo wir bei einem Pfaffen Quartier erhielten. Hier wurden wir abermals mürrisch empfangen. Ich gab unserem Wirte daher Geld, ein Souper für uns zu bereiten. Mein Senhor Falludo, ein verschmizter Kerl, und für mich sehr importiert, merkte aber gar bald, daß man von dem Gelde, so ich gegeben, ein Huhn usw. zu doppeltem Marktpreise angerechnet hatte. Als nun besagter Pfaffe am Morgen unserer Abreise — ohne Frühstück versteht sich — ein Attestat verlangte, daß er uns wohl und gastfrei aufgenommen habe, riß uns der Geduldsfaden. Wir gaben ihm daher in englischer Sprache folgenden Zettel: Unterzeichneter ist bei dem Vorzeiger dieses, einem Pfaffen, Quartier angewiesen worden; der Empfang war unfreundlich. Für ihr eigenes Geld hat man auf vieles Bitten endlich ein mageres Huhn usw. zu doppeltem Marktpreis, etwas Brot, Wein und Furage, aber nur gegen einen Bon, hergegeben, letztere aber durch den Hausknecht erwiesenermaßen nachts halb wieder aus der Krippe gestohlen. Bei unserem Abzuge wünscht Vorzeiger dieses ein Attestat zu haben, daß er sich gegen uns als ein loyaler, gastfreier Spanier, der seine Bundesgenossen, die Engländer, hochschätze und ehre, benommen habe. Ob er nach obigem solches getan hat, überlassen wir den Lesern dieses zu beurteilen. (Unterzeichnet) A. Schaumann; Zeuge: Antonio Falludo.

Mein Amt in Ledezma. Spanischer Patriotismus. General Beresford. Siehe gen Zamora.

Am folgenden Morgen erreichten wir mittags Ledezma, eine Stadt an den felsigen Ufern der Tormes mit alten Mauern und einer massiven Brücke, die zu einem befestigten Bogentore führte, und erhielten bei ein paar jungen Eheleuten, die sehr freundlich waren, Quartier. Sie gaben uns ein sehr schönes Zimmer, einen warmen Brasero, gute Betten und gute Stallung für unsere Tiere. Am andern Morgen, wie ich noch schlief, puffte mich jemand am Arm; — ich erwache und erblicke eine hübsche Magd, welche mir auf einem silbernen Teller eine große Tasse Schokolade, geröstete Brotschnitten und ein ungeheueres Glas kaltes Wasser — das wahre spanische Frühstück — präsentierte. Verwunderungsvoll betrachtete ich Magd, Schokolade und Wasser; erstere mit besonderem Wohlgefallen, letztere Artikel, aber besonders das Wasser, mit Widerwillen. Aus Respekt indessen für die Landes sitten trank ich die glühend heiße Schokolade, dann das kalte Wasser, welches aber nicht munden wollte. Besser mundete ein Ruß, den ich aber erst nach vielem Kapitulieren erhielt. Ich bedankte mich nachher bei meinen jungen Wirtzleuten, gab ihnen aber zu verstehen, meine Art, um zehn Uhr mit Beefsteak, Tee und Eiern zu frühstücken, sage mir besser zu. Die schlechten Nachrichten, die ich in Ciudad Rodrigo vernommen, bestätigten sich; die Franzosen haben bedeutende Verstärkungen über die Pyrenäen erhalten und den General Cuesta am 10. November nebst seinen vierzehntausend Mann bei Burgos total geschlagen. Man spricht schon davon, daß wir nach Portugal zurückgehen würden. General Baird, der von Corunna kommt, soll auch bereits wieder umgekehrt sein und die schweren Geschütze und Armeebedürfnisse zu Almeida und Ciudad Rodrigo haltgemacht haben. Die Franzosen sollen besonders stark in Kavallerie sein, haben vor vierzehn Tagen eine Reconnaissance auf Valladolid mit zwölfhundert Mann derselben gemacht und daselbst eine Kontribution erhoben. Wir haben wenig Kavallerie bei uns (dritte Husaren von der Legion, zehnte und achtzehnte englische Husaren, mehr nicht, und davon sind zwei Schwadronen ausgenommen, die übrigen mit General Hope über Badajoz marschirt). Der arme General Moore ist daher in einer fatalen Lage, und je mehr man von Spanien sieht, je mehr verliert man den Mut. Alles, was vom spanischen Enthusiasmus, von den großen Armeen, vom Zulauf zu denselben, von Aufopferungen usw. in den Zeitungen so pomphaft ausposaunt wird, sind Lügen. Oft sieht es gar nicht aus, als ob Spanien sich zu wehren gewillt sei. In allen Dörfern, Städten und Flecklungen die Einwohner, in ihre braunen Mäntel gewickelt, in völliger Apathie, gleichgültig, finster und bei Hunderten herum. Nach den neuesten Nachrichten sind die Spanier unter Castanos und Palafox in einer blutigen Affäre abermals bei Tudela geschlagen worden. Die Offiziere von der Beresfordschen

Brigade zweifeln sehr an einem guten Ausgange; wir können aus Mangel an Kavallerie nicht einmal gehörig rekonoszieren. General Hope wird mit seiner Infanteriedivision und der Kavallerie nebst aller Artillerie zwar in der Nähe des Estorials nunmehr angekommen sein, allein man fürchtet, er wird abgeschritten werden, und dann wehe uns! Man verdankt es dem General Moore sehr, daß er alle Kavallerie und Artillerie unter Hope hat gehen lassen; man bedenkt aber nicht, daß auf den Wegen, auf denen wir unter Moore marschirt sind, besonders letztere nicht durchkommen konnten. Da man nun darauf gerechnet hat, daß die spanischen Armeen zusammenhalten und die Vereinigung von Hope und Moore gedeckt haben würden, erstere aber bereits vernichtet worden sind, so hat dieses alle Konzepte dermaßen verrückt, daß keiner weiß, was nun geschehen muß. Ein Faktum aber ist der Umstand, daß wir uns in einer sehr kritischen Lage befinden. Order soll an General Baird ergangen sein, nach Corunna umzukehren, und wir auf Portugal zu retirieren. Dieses würde aber eine Verzweiflung unter den Spaniern hervorbringen, deren aufgeklärterer Theil übrigens das Gute an sich hat, daß er das Unglück nicht bemäntelt, sondern kalt und besonnen darüber spricht, auch auf uns und die Zukunft seine Hoffnungen setzt. Nach den Madrider Zeitungen ist der alte würdige Graf von Florida Blanca an die Spitze der Junta getreten. In unserm Generalorders wird der Armee anbefohlen, die Religion und andere Eigentümlichkeiten des Spaniers zu ehren und nicht zu verspotten; auch haben wir alle die spanische Nationalkotarde (scharlach) mit den Worten: Viva Fernando settimo, in Gold gestempelt, an unsere Hüte stecken müssen. Diese tragen auch die Spanier, sowohl der Grande wie der Bettler, allein außer diesem patriotischen Signo ist auch alles so ruhig, wie im tiefsten Frieden; keine Energie, kein Treiben, keine militärischen Anstalten, keine allgemeinen Bewaffnungen usw., sondern es ist, wie Shakespear sagt: Every thing dead, flat and unprofitable.

4. Dezember 1808. Man ist wegen der Division des Generals Hope noch immer sehr in Ängsten. Sobald sie ankommt, heißt es, werden wir zurückgehen. Oberst Brähm soll von seiner Mission, nämlich den Zustand der spanischen Armee zu untersuchen, mit schlechten Nachrichten zurückgekommen sein. Über die Bewegungen der Franzosen ist man sehr im dunkeln, allein der Sage nach werden sie stündlich in Madrid erwartet, wo ein spanischer, — wollte sagen panischer — Schrecken und große Volksunruhen herrschen sollen, welche durch die Proklamationen des Don Thomas Morla und Duke de Castel-Franco kaum gedämpft werden können. Die Spanier haben mit den Trümmern ihrer Armeen unter einem General Don St. Juan den starken Paß El puerta de Somosierra im Guadarrama-Gebirge besetzt und versichern (in den Zeitungen), diesen Paß, es koste, was es wolle, halten zu wollen. Gott gebe es!

6. Dezember. Ich wurde heute zum Brigadier Beresford gerufen. Er lag über Tische voll Landkarten hingebückt und schien sehr übler Laune. Er

wollte ein Verzeichniß meiner Vorräte haben; ich gab solches und bat bei dieser Gelegenheit, er möge ein paar Offiziere als ein Board of Survey erlauben, mein lahmes Maultier mit einem gespaltenen Hufe zu besichtigen, mir darüber ein Zertifikat bewilligen, denn das Maultier sei nicht mein Eigentum, sondern Public property, und mich dadurch in den Stand setzen, ein anderes kaufen zu können. Dazu könne er keinen Board beordern, antwortet er rauh. Um ihn guter Laune zu machen, nahm ich mir die Freiheit, auf die Landkarten zu deuten und dabei bemerklich zu machen, daß, wenn man Stecknadeln nähme und deren Köpfe in rot, schwarz, grün oder blau gefärbten Siegellack oder Wachs tauche oder sonst conspicuous mache und damit die Karte bestecke, man hiermit den Stand des Feindes und unserer Armee, die verschiedenen Truppengattungen, die Hauptquartiere, die Märsche, Seitenmärsche usw. sehr deutlich und gemüthlich andeuten und immer von neuem verändern, also die Übersicht sich sehr erleichtern könne. Er maß mich von oben bis unten: I dont want your advice, Sir, mind your own business, and tax yourself of this instant! schnob er mich grimmig an, indem sich seine kolossale Figur mit dem schielenden Blick erhob, worauf ich mich schnell zur Thür hinaus machte.

8. Dezember. Mein großes Maultier hatte sich unterdessen bei gutem Futter und Ruhe vollkommen erholt, wurde blank und fett. So sah es der Müller vor der Stadt, als es zur Tränke geritten wurde, und es gefiel ihm ausnehmend; — daß es einen gespaltenen Huf hatte, konnte er nicht sehen, da es nicht hinkte, wenn es lange geruht hatte. Er wünschte es zu kaufen. Ich beschied ihn zu mir. Nun wurde die Vorste im Hufe eiligst mit Wachs zugeschmiert und mit Glanzwische, sowie die anderen Hufe recht blank und eben gepußt. Er ritt darauf ein paarmal hin und her, und wir wurden um hundert spanische Taler einig. Es war von einer solchen seltenen Größe und Stärke, daß es dreihundert Taler wert gewesen wäre, wenn es nicht einen gespaltenen Huf gehabt hätte. Dem Kerl war anzusehen, daß er glaubte, er habe einen Engländer angeführt. Was wird er aber für Augen machen, wenn dereinst beim Beschlagen der Hufschmied den gespaltenen Huf entdeckt! Mundus vult decipi, ergo decipiatur! Am folgenden Tage kaufte ich mir einen Gaul um fünfundachtzig spanische Taler. — General Hope soll zu Salamanca denn endlich am 4. Dezember bei Alva de Torres angekommen und seine Vereinigung mit General Moores Avantgarde bewirkt haben. Er hat über Avila und Villa Castrini gehen müssen, um die französische Kavallerie zu vermeiden. Der Feind hat hierauf Segovia besetzt, auch unter dem Schutze eines dicken Nebels am 29. den Paß von Somosierra gestürmt, genommen und den General Don St. Juan herausgeworfen; darauf sind die Franzosen aus dem Eskurial und in Madrid eingerückt. Nachdem nun ein französischer Kurier von General Hopes Truppen beim Eskurial aufgefangen und dem General Moore zugeschickt worden, so hat ein großer Kriegsrat zu Salamanca stattgefunden, und dem Vernehmen nach soll ein anderer Plan gemacht und

die Retirade nach Portugal aufgegeben werden, die französischen Privatbriefe und Zeitungen, die dieser Kurier getragen, aber vom extravagantesten und lächerlichsten Inhalt gewesen sein. Nach ihnen sind wir verloren!! und es sollen sich einige französische Offiziere in Bayonne sogar in ihrem Verdruß ausgedrückt haben, daß sie nicht dabei sein könnten, wenn wir ekrafiert, kühlbütiert und unsere Bagage geplündert werden würde! Auch bittet einer seinen Freund, ihm ein paar hübsche englische Kavallerie-Offizierpferde aufzuheben!! In Madrid soll es beim Einzug der Franzosen schrecklich hergegangen sein.

9. Dezember. Heute kam der Kommissar Mr. Mackenzie hier durch und beordnete mich nach Zamora, um dem dortigen Kommissar Mr. Kearney zu assistieren. Ich traf also meine Anstalten, lieferte ab und zog am 10. von dannen, blieb die Nacht in Zamayon und erreichte Zamora um Mittag.

Einundvierzigstes Kapitel.

Wie Herr Augustus in Zamora Zwiebäcke backt, ein lustiges Leben führt, endlich austneifen tut.

Ich erhielt ein gutes Quartier bei einem sehr wohlhabenden freundlichen Sidalgo, der mit seiner Frau, ein paar hübschen Töchtern einsamlich wohnte. Unser Geschäft hier war, Biskuit zu backen, weshalb eine ungeheure Menge Weiber engagiert und auch viele Stadtöfen mit Embargo belegt waren. Auch in den umliegenden Dörfern wurde gebacken. Der fertige Biskuit wurde alsdann in ein großes leeres Kloster gebracht, welches wir zuletzt ganz damit anfüllten. — Auch passierten hin und wieder viele Detachements durch, die wir mit Provision versehen mußten. Das alles gab uns reichlich zu tun. Nie habe ich solchen köstlichen Biskuit gesehen als den, der hier von gebeuteltem Weizenmehle (die Spanier essen nur Brot von gebeuteltem, feinem Weizenmehl) gebacken wurde. Groß wie ein Pfannkuchen, hart, außen blank und goldgelb, innen im Bruch schneeweiß. Ein wahres Konfekt. — Die Stadt Zamora ist sehr alt und liegt etwas hoch am Duro, über den eine gotische massive Brücke von zehn Bogen mit einem festen Tore führt. Die Stadtmauern sind zwar etwas verfallen, aber noch stark genug, um mit ihren alten viereckigen maurischen Thürmen einen Coup de main abzuhalten. Die meisten Straßen sind eng, aber reinlich und laufen in ein paar öffentliche Plätze aus. Die Stadt Zamora hat ungefähr achttausend Einwohner, die sehr umgänglich und freundlich, auch ziemlich aufgeklärt sind, denn alle freuen sich darüber, daß die Inquisition abgeschafft wird. Hier wurde auch das Regiment errichtet, welches unter dem Marquis Romano aus Deutschland entfloh und von der Insel Sühnen wieder nach Spanien gelangte. Dieses Regiment soll damals vierzehn deutsche Meilen in vierundzwanzig Stunden, um zu entinnen, marschiert haben. Auch soll dieses Regiment — vielleicht

Kreuz- und Quer-Züge

zu eben der Zeit, wie ich in Zamora war — in Hannover gelegen haben. Welch ein komischer Wechsel!

12. bis 25. Dezember. Madrid ist durch Kapitulation von dem Herzog de Castel Franco und Don Thomas Maila, wie man sagt, durch die Verrätherei dieser Herren an die Franzosen übergeben worden, denn der Generalkapitän nebst einer Menge hoher Offiziere haben diese Kapitulation nicht anerkennen wollen, sondern Madrid verlassen. Jedermann bedauert unsern General Moore und die kritische Lage, in welche er durch das eigensinnige britische Ministerium, welches den Lügen und Insinuationen der spanischen Junta und ihrem Gesandten Mr. Frere unbedingtes Gehör gibt, versetzt worden ist. General Moore soll wegen seiner ihn kompromittierenden fatalen Mission nach Schweden, wo er wegen der verrückten Zumutungen des Schwedenkönigs flüchten mußte, und wegen des kritischen Kommandos, so man ihm hier abermals gegeben, auch darüber, daß man den Spaniern, nicht aber seinen Depeschen Glauben schenkt, mit Lord Castlereagh sehr zerfallen sein. Sir John Moore wird allgemein geachtet, denn er ist ein Mann von hohem Ehrgefühl, eifersüchtig auf den Ruhm seines Vaterlandes, sehr kenntnisreich und von sehr gefühlvollem Charakter; dazu ist er ein braver, erprobter Soldat und ein vollkommener Gentleman. Was soll er nun mit seiner kleinen Armee gegen die Franzosen anfangen? Es heißt, die Armee wird nach Valladolid marschieren, denn durch das untätige Liegen in Salamanca kann nichts Gutes mehr bewirkt werden. Detachements passieren hier täglich hin und her; durch sie hören wir viel Neues: Unsere Kavallerie unter Lord Paget ist neulich hier durchpassiert und hat den Krieg dann endlich von unserer Seite damit eröffnet, daß General Stewart mit dem achtzehnten Husarenregiment eine französische Kavallerie-Furage-Partie in Rueda angegriffen, fünfunddreißig Gefangene gemacht und sechzehn getötet hat, unter welchen letzteren ein Major ist.

15. Dezember. Das Hauptquartier unserer Armee ist von Salamanca über Calizal, Alaejos nach Toro gegangen. Der Plan, nach Valladolid zu ziehen, soll inolge aufgefangener Depeschen aufgegeben sein, wogegen nach Sahagun marschiert werden wird, um den Herzog von Dalmatien anzugreifen.

Alaejos, durch welches die Armee marschiert, wenn sie Salamanca verläßt, liegt halbwegs zwischen und Valladolid, einige Meilen westlich vom direkten Wege.

16. Dezember. Die Armee wird westwärts abmarschieren. Hauptquartier in Castro nuevo. Wir erhalten alle Augenblicke Briefe vom Generalkommissar Kennedy, der uns bittet, ruhig fortzubacken, indem er uns schon frühzeitig avertieren wolle, wenn uns Gefahr drohe. Es fängt an, sehr kalt zu werden, so daß die Gassen in den Straßen überfüllt sind und mir oft die Finger und Füße in dem Zwiebackskloster nicht wenig frieren und schmerzen, wenn ich mit der Schreibrtafel in der Hand oft stundenlang auf den kalten Steinen dastehen und Schiffszwieback empfangen und wiegen lassen muß. (Alle Tage zirka 25000 Pfund.) Dann aber tröste ich mich mit der angenehmen Aus-

sicht auf einen komfortablen Abend am warmen Brafero. Auch die armen Truppendetachements, die des Nachts auf den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen mit allerhand Karren und anderem Fuhrwerk bivakieren, dauern mich sehr. Mehrere Regimenter Infanterie sind hier durch und nach Toro marschirt. — Unterdessen habe ich auch meine eigene Wohlfahrt nicht außer acht gelassen, habe mir ein paar spanische, mit Silber ausgelegte, in sarazenischem Geschmack kurios gearbeitete Pistolen gekauft, mein Sattelgeschirr herausstaffirt, mir eine starke und warme Reithose machen lassen usw., auch meinen Gaul ganz famos herausgefüttert; der wird mich nicht stecken lassen, wenn's los geht! Und losgehen wird es bald, und das vielleicht auf eine schreckliche Weise.

17. Dezember. Heute kam ein Offizier von Ciudad Rodrigo und wollte zum Hauptquartier. Er meldete einen großen Zug Karren und Maultiere mit Geld und Kleidungsstücken für unsere Armee beladen. Wir sagten ihm, er würde wohlgetan haben, wenn er dort geblieben wäre, denn wahrscheinlich würde sich sein Zug mit der Armee, die sich schon bewege, nicht mehr vereinigen können. Auch der dicke General Hamilton vom Wagentrain ist mit seinem nichtsnutzigen Wagenkorps hier eingerückt. Alles fängt an, sich zu bewegen.

18. Dezember. In der Stadt wird man auch unruhig, und man hat eine Junta formirt, zu der wir auch eingeladen sind. Man denkt daran, die Stadt zu verteidigen. Der dicke General Hamilton, dem man das Kommando antrug, deklarierte in großer Wut, man solle ihm vom Leibe bleiben, er wolle sich mit seinem Wagentrain hier nicht belagern lassen.

19. Dezember. Heute ist Kapitän Waters vom Hauptquartier eingetroffen, um zu sehen, wie und ob dieser Ort im Falle der Not sich verteidigen lasse. Er hat mit der Junta Konferenzen gehabt, die Wälle und Mauern beschaut usw.

24. Dezember. Den neuesten Nachrichten zufolge hat unsere Kavallerie zwei glänzende Streifzüge ausgeführt. Ehe nämlich die Avantgarde nach Sahagun gelangte, hatte Lord Paget auf seinem Wege von Mayorga dahin vernommen, daß sechs- bis siebenhundert Mann französische Kavallerie in Sahagun wären. Morgens vier Uhr bricht er dahin auf, um sie zu überfallen. Unglücklicherweise wird zwar eine Vedette die Engländer zu früh gewahr, galoppiert in die Stadt und alarmiert die Franzosen, die herausrücken und sich hinter einigen Weingärten formieren, damit die englischen Pferde über die alten Weinranken und Wurzeln fallen sollen; allein nach einigen Pistolenschüssen greift Lord Paget mit dem zehnten und fünfzehnten Husarenregiment in Karriere an, und hier sind nun die englischen Pferde und Leute den Franzosen dermaßen überlegen gewesen, daß der größte Teil der letzteren buchstäblich um- und übergeritten worden ist, so daß Kerls und Pferde die Beine in die Luft gehehrt haben. Eine andere brillante Geschichte ist die, daß eine Abteilung des achtzehnten Husarenregiments fünfzig große Karren genommen hat, die mit feiner Merinowolle beladen nach Frankreich transportirt werden

Kreuz- und Quer-Züge

Sollten. Selbige ist nach Salamanca aufgebracht, um von da als Beute nach Portugal in Sicherheit gebracht zu werden.

25. Dezember. Auch ein spanischer Offizier ist als Spion hier, aber krank angekommen und kann unser Hauptquartier daher nicht mehr erreichen. Die Junta ist deshalb schon mehrere Male zusammen gewesen, und heute Abend habe ich bis ein Uhr aufsitzen müssen, um einen langen Bericht des obengenannten spanischen Offiziers, der von Kearney ins Englische übersetzt wurde, ins Reine zu schreiben, der noch diese Nacht per Kurier weggehen soll. Die Sachen stehen schlimm. Bonaparte formiert drei Armeen. Eine, uns zu amüsieren und demnächst zu eskasieren, eine, um uns in den Gebirgen von Leon den Weg durch Spanien nach Corunna, und eine andere, um uns über Avila von Portugal den Rückzug abzuschneiden. Ein lieblicher Plan!

26. Dezember. Um drei Uhr ließ mich Kearney wecken, und ich mußte zu ihm kommen. Schöne Nachrichten! General Moore hat Kuriere über Kuriere an den General Romana gesandt, damit die versprochenen großen spanischen Armeen kommen und sich der englischen Armee anschließen möchten. Letzterer hat geantwortet, die großen spanischen Armeen wären geschlagen und zerstreut; er habe von den intendierten achtzigtausend erst zehntausend Mann und meistens Rekruten beisammen und gäbe daher den Rat, eiligst zu retirieren. Der Generalkommissar Kennedy hat geschrieben, wir sollen uns zur Abreise bereit halten und nicht mehr backen, auch so viel wie möglich vom Magazin zu retten suchen. Demzufolge wurde heute morgen alles Fuhrwerk embargiert, mit Biskuit beladen und nach Benevente geschickt. Auch wir wurden auf die Junta beschieden; die Mauern, Thürme, Wälle und alles Geschütz (meistens untauglich) wurde in corpore besehen. Das Resultat war, daß man sich in keine förmliche Belagerung einlassen dürfe, sobald die englische Armee die Gegend verlasse, wohl aber gegen Streifpartien das Brückentor so lange verbollwerkt halten könne, bis das englische Magazin nach Benevente transportiert worden sei. Ich bin Tag und Nacht auf den Beinen und habe diese beständige Unruhe herzlich satt.

27. Dezember. Die englische Armee retiriert bereits. Alles, was zurück ist, geht hier eiligst durch. Alles verläßt uns, nur wir müssen noch bleiben, denn nach unserer Instruktion und solange das Magazin nicht geleert ist, dürfen wir nicht eher davonreiten, bis die Franzosen noch eine Meile von der Stadt sind. General Hamilton zog heute ab. Wie er nun sein Pferd vor unserer Office zwischen anderen Offizierspferden einen Augenblick angebunden hatte, um mit uns noch etwas zu arrangieren, mausten ihm unterdessen die müßig umherstehenden und gaffenden Spanier seine schönen Pistolen aus den Halftern! Auch kam Kapitän Inglis, Zahlmeister glaube ich vom ersten oder zweiten Bataillon der R. D. L., frühmorgens angeritten und rapportierte, die Franzosen wären in Salamanca (zwölf Leguas von hier) eingerückt. Dieser Kapitän Inglis war kommandiert worden, die schöne Beute von fünfzig Karren Wolle nach Portugal zu transportieren. In

Salamanca angekommen, stellen ihm die Maultierfuhrleute zu Gemüte: ihre Tiere wären müde, er möge doch hier ablösen lassen! Er ist dumm genug, hierauf einzugehen, läßt die Wolle abladen, und während man bemüht ist, anderes Fuhrwerk zu engagieren, rückt plötzlich der Vortrab der Franzosen vor und in die Stadt, nehmen die schöne Wolle, Mr. Inglis muß flüchten, und so kam er zu uns. Ich wurde von Mac Kearneys Wirt gebeten, den Weihnachtsabend in seiner Familie zuzubringen. Ich war wehmütig und ernst gestimmt, denn ich dachte an die liebe Heimat; freundliche Erinnerungen an die Jugendzeit, wo dies der größte Freudentag im ganzen Jahre ist, zogen an mir vorüber; kein Tag schlingt um einen Familienkreis engere Bande der Liebe. Hier stand ich nun fern von allen Lieben, und die Spanier ahnten nicht, wie diese Stunden mit ihrem heiligen Abendrot den ganzen Lebenshimmel mit glühenden Wölkchen süßer Erinnerungen übergoldeten. Mehrere Damen waren da. — Es wurde am Brasero geschäkert und gelacht, dann ein sehr einfaches Souper serviert; aber die eigentliche spanische Festlichkeit oder das Weihnachtsdessert bestand in einer ungeheuren Schüssel warmer Kastanien, Wein und einem großen Kuchen von weißem Zucker und Mandeln, so hart wie ein Fels gebacken, denn die Stücke mußten mit einem Zuckermesser und Hammer abgeschlagen werden; das war alles! Wie ganz anders die Christabende und Weihnachtsbäume Deutschlands! Wir waren indessen sehr vergnügt und gingen erst spät auseinander. —

28. Dezember. Ein Kurier ist angekommen; wir sollen uns davonmachen, sobald wir hören, daß wir nicht mehr sicher sind; übrigens allen Biskuit, den wir nur können, nach Benevente schicken. Unsere Pferde stehen daher Tag und Nacht gesattelt und gepackt. Mr. Kearney ließ frühmorgens alle Individuen, welche beim Backen geholfen, vor seinem Fenster auf der Straße sich versammeln, um sie abzulohnen und zu entlassen, setzte einen großen Beutel voll Piaster auf den Tisch, breitete eine von mir angefertigte Zahlkiste aus, nahm zwei Spanier von der Junta als Zeugen, rief die Namen ab, und sowie der Abgerufene draußen rief: son io! oder a qui sta! so wurde das Geld durch das Gitter auf die Straße geworfen; denn es waren der Leute so viele, daß wir uns mit Weitläufigkeiten nicht aufhalten konnten. Nachmittags vier Uhr ließ uns die Junta sagen, sie habe Nachricht, daß eine starke französische Chasseurpatrouille sich auf dem Wege von Salamanca nach Zamora befinde. Nun wurde der Korregidor gerufen, feierlich ihm die Quantität des noch im Kloster befindlichen Biskuits, etwa 200000 Pfund, der nachher alle in des Feindes Hände gefallen ist, überantwortet; ja er mußte sogar für die Schlüssel zum Kloster einen Empfangschein ausstellen. Vieles blieb noch zu arrangieren. Mehrere Karren mit Biskuits wurden vorwärts beordert, unsere Mantelsäcke aufgeschnallt. So verging mit Blitzschnelle die Zeit, und es fing eben an dunkel zu werden, als ein Geschrei in der Stadt entstand: die Franzosen sind an der Brücke, auch zu-

Kreuz- und Quer-Züge

gleich die Junta uns sagen ließ, daß es nun wahrlich an der Zeit wäre, uns davonzumachen! Hastig bestiegen wir unsere Pferde, und unter einem allgemeinen Viva, viva los Ingleses! — denn wir hatten hier viele Freunde — ging's in plein carrière vorwärts, daß Ries und Funken stoben und Roß und Reiter schnoben! An der Ecke einer Straße stand aber ein vermaledeiter Schieblarren, über welchen mein Pferd dermaßen stürzte, daß ich besinnungslos liegen blieb. Man half mir wieder auf; ich hatte außer einigen blauen Flecken keinen Schaden gelitten; nur das Glas meiner Uhr und die Korbflasche am Sattel waren zerbrochen. Raun waren wir vor's Thor gekommen, als Kearney sich erinnerte, einen Beutel mit Geld in der Schieblade seines Siches stehen gelassen zu haben. Wir hielten daher an, und sein armer Diener Juan, ein Spanier, mußte unter Heulen und Zähneklappern zurück, brachte den Beutel aber glücklich mit, und nun ging's wieder weiter. Es wurde Abend und fing an zu regnen. Spät hielten wir in Pedreira, drei oder vier Leguas von Zamora, von den Anstrengungen des Tages ermüdet an und beschlossen, hier zu füttern und ein wenig auszuruhen, indem wir voraussetzten, daß man die Franzosen vor Nacht nicht in Zamora eingelassen haben werde, auch diese zu müde sein dürften, um uns auf der Stelle nachzusetzen. Wir aßen daher etwas kalte Küche, legten uns dann auf Stroh hin und schliefen ruhig ein, indem wir um Mitternacht weiterzureisen gedachten, verschliefen aber, von den Strapazen der vorhergegangenen Tage äußerst ermüdet, die Zeit, denn der Morgen graute schon, als wir erwachten, dennoch, während gefattelt wurde, ruhig erst unsere Schokolade tranken und dann aufsaßen. Als wir — am 26. Dezember — Uriego, zwei Meilen von unserem Nachtquartier entfernt, erreicht hatten, holten wir fünfundzwanzig von unserm tags zuvor abgeschickten Biskuit, sowie auch andere mit Gepäck oder mit Kranken und englischen Soldatenweibern beladenen Karren ein, welche wir zu eilen ermahnten. Nach Lagranja, eine Meile weiter, gekommen, ritten wir eben einen Hügel hinauf, als hinter uns einige Schüsse fielen. Wir drehten schnell unsere Pferde, schauten in die Ebene und sahen mit Hilfe von Mr. Kearneys Fernrohr deutlich, wie französische Chasseurs mit blinkenden Säbeln um die Karren herum flankierten und alles gefangen nahmen. Diese Kanillen müssen nur ein paar Minuten zu spät gekommen sein, sonst würden sie uns in unserem Nachtquartier ebenfalls überfallen haben. Wir setzten also unseren Pferden die Sporen in die Seiten, und fort ging's, daß Ries und Funken stoben und Roß und Reiter schnoben, über St. Antonio, eine Meile nach La Barca, wo wir über ein Wasser setzten, den Fährmann von der Nähe der Franzosen avertierten, auch ihm den Rat gaben, seine Fähre zu versenken und sich davonzumachen. Von da hatten wir noch eine Meile bis Benevente.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben Martin Luthers.

Erzählt von
Eugen Fischer.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später hatte sich an der Luft zu Augsburg nicht viel geändert; gleich heiß lag die Sonne auf der Stadt von einem Morgen zum andern.

Der Luther stand zum dritten Male vor der Macht des Kardinals.

Eine halbe Stunde, ehe der Haufe, den man mit ihm erwartete, da sein konnte, wurden die Flügel des Tores, das den großen Hofeingang schloß, von zwei Knechten fest verriegelt. Von diesem Hof konnte man über eine kleine Holzterrasse, die auf dem Umgang, der den Wänden entlang lief, endigte, an einen Hintereingang kommen, der gerade in das Vorzimmer für den Verhandlungsraum führte. Als geschlossen wurde, befand sich ein schlanker holländischer Maler schon im Hof. Die Knechte wußten nicht, was er für einen Auftrag hatte. Sie glaubten, er solle die Wände, die den Hof umschlossen, oberhalb des Umgangs ausmalen. Mehrmals in den letzten Tagen war er dagewesen, um dem Anscheine nach die Verhältnisse der zu malenden Flächen in einer Zeichnung aufzunehmen. Es machte den Knechten besonderen Eindruck, wenn sie merkten, daß er durch die Türe über der kleinen Treppe in die Räume des Herrenflügels eintrat, und sie dachten sich, er halte mit den Herren Besprechungen über das, was er malen solle. Heute also befand er sich wieder im Hofe. Er zeichnete und ließ sich scheinbar auch dann nicht darin stören, als die Knechte, innen im Stall an einem Fenster stehend, den Zugang von Menschen beobachteten und mit lauten Rufen beschrieben. Nur hatte er seinen Standort so gewählt, daß er jedes Wort von ihnen verstehen konnte. Ob die Bewegung über ihm am Fenster, aus der sich schließen ließ, daß Menschen in das wohlbekanntes Zimmer geführt wurden und hindurchgingen, von seiner Aufmerksamkeit erfaßt wurde? Als alles still war, machte er noch eine Zeitlang die Bewegungen des Zeichnenden, dann packte er mit einem Ruck zusammen und ging mit stillen und geschwinden Schritten zu der Treppe. Durch den kurzen Flur kam er in dasselbe Zimmer, in dem Luther, sein Feind, kaum vorher gestanden hatte. Die Nasenflügel des Eintretenden hoben sich. Er hätte hier sofort sein Ohr an den Türspalt legen können. Aber es war ihm da doch zu hell. Wenn einer herausgetommen wäre! Obgleich er als der,

Das Leben Martin Luthers

Der er war, von einer Entdeckung nichts zu fürchten hatte, zog es ihn ins Dunkel. Er stellte sich auf dem Mittelgang an die kleine Türe zum Saal, und, wahrhaftig, nach wenigen Sekunden lag sein Ohr am Holz, sein Hinterkopf am Pfosten der eingelassenen Türe. Und wenn er hineingefallen wäre, falls einer auftrat, es war ihm gleich. Im Anfang hörte er nichts als gedämpfte Stimmen, aus deren Tönen er, so unlieb es ihm war, schloß, daß eine geschäftsmäßig fortschreitende Rede und Gegenrede im Gange war. Aber als er schon fürchtete, die beiden drinnen möchten Frieden schließen, wurde es lauter von der Stimme des Kardinals. Der las etwas. Der Lauscher strengte seine Sinne an.

„Verflucht,“ sagte er sich, „daß ich nicht weiß, was es ist. Wahrscheinlich aber eine Schriftstelle, über die sie streiten. Der Kardinal schnaubt.“

„Ha, nun will er zu Wort kommen, die Bestie. Welche Frechheit, dem Kardinal zu widersprechen! Was sagt er da? Die Deutschen verstehen auch noch Latein! Ja, wenn man vom Größenwahnsinn besessen ist, wie jetzt leider das halbe Deutschland, und sich der römischen Zucht ent schlagen will!“

„Was ist das, was er da zusammen redet? Christus — erworben Schatz der Kirche — nicht dasselbe wie: Verdienst Christi ist Schatz der Kirche — — er ist verrückt! Uha, die Erklärung kommt. Sünden vergeben! Ja, — vergeben, vergeben, vergeben!“ Bei diesen Worten spuckte der verkleidete Mönch beinahe, sein Gesicht verzerrte sich, und wenig fehlte, so hätte er laut geschrien. „Wenn er nur von vergebenen Sünden reden kann! Nur nicht verdienen! Das Wort ‚müssen‘ fürchtet er wie den leibhaftigen Teufel.“

„Aber jetzt“ — —

Des Kardinals Stimme erhob sich scharf. Der gekränkte Gelehrtenstolz wollte nichts mehr von Zurückhaltung wissen. So oft der Strom seiner Rede sich eines Gedankens Kürze staute, suchte Luther einzusetzen. Sechsmal, achtmal vergebens. Jedesmal lauter hielt ihn des Kardinals Stimme nieder. Plötzlich aber schrie auch Luther laut auf.

Der Lauscher schwitzte vor Erregung. Es war nur noch ein kurzes Hin und Her. Luther mußte sich's gefallen lassen, als der Schwächere zu erscheinen. „Geh“, rief der Kardinal, da ihm der Atem zur Erwiderung ausging, „geh und komm mir nicht mehr unter die Augen.“

Was folgte, merkte sich der Zuhörer nicht. Ihn ergriff ein Schauern. Als müßte er mit dem, was er wußte, auf die Straße unter die Leute, drehte er sich um und ging weg. Er wollte seinen Helfern, die er an einem bestimmten Punkt in der Stadt traf, Weisungen geben. „Diese Nacht,“ wollte er ihnen sagen, „gibt es keine Ruhe. Der Zeitpunkt ist vielleicht gekommen.“

Im Innern des Raumes, an dessen Türe das vernommen worden, vollzog sich nichts anderes als damals, da die erste Sitzung abbrach. Die römischen Würdenträger standen auf und zogen hinaus; die Deutschen warteten eine kurze Zeit, bis Luther in ihrer Mitte war, und verließen dann im Schwarm den Saal.

Im Arbeitszimmer des Kardinals aber fand sich eine Viertelstunde später der Sekretär und noch ein Ratgeber ein. Durch die Wiederholung der Vorgänge im Geist war des Kardinals Empörung auf den Gipfel gestiegen. Es schien, er wollte ein Ende machen. In der dunklen Ecke des Zimmers befand sich ein Stuhl; rechts und links saßen die beiden Berater. Durchs Fenster drang von der Straße Gemurmel. Es wäre vielleicht möglich gewesen, den Abziehenden oder wenigstens das Ende seiner Schar noch zu sehen.

„Jetzt muß ein Ende gemacht werden,“ begann der Kardinal aus leuchtender Brust. „Es ist ganz zwecklos, mit dem Menschen zu reden. Was will er denn? Wenn er nicht verrückt ist, so muß er den Plan haben, alles umzustürzen, was besteht. Man mag ihm kommen, womit man will, immer hat er noch ein ‚Nein‘. Was denkt sich der vom Leben? Ich bin bereit, allen Maßnahmen zuzustimmen, die geeignet sind, ihn schnellstens nach Rom zu schaffen.“

Der zweite Ratgeber, ein Ordensmann, der erst in den letzten Tagen in Augsburg eingetroffen war, nahm das Wort.

„Es wird darauf ankommen, Euer Eminenz, daß sich die Obergewalt auch seiner beiden gefährlichsten Gehilfen bemächtigt. Zu diesen rechne ich Link, den Nürnberger Augustiner“

— eine Erläuterung dieses Urteils wurde durch ein Kopfnicken des Kardinals überflüssig —

„Frosch, den Karmeliterprior, würde ich empfehlen, unbehellig zu lassen“, — auch mit diesem Urteil schien der Kardinal einverstanden zu sein — „unbedingt aber bedarf die Sicherheit des apostolischen Stuhles“ — —

hier unterbrach den Redner eine unwillige Bewegung des Kardinals, als hätte er dem Luther zuviel Ehre oder dem römischen Stuhl Unehre angetan, wenn er dachte, daß jener diesem gefährlich werden könnte. Aber eine unmerkliche Senkung der Mundwinkel des Vortragenden verriet, daß er durch des Kardinals Widerwillen nicht betreten wurde, denselben vielmehr erwartet hatte. Im gleichen Satz sprach er weiter:

„der Verfügung über Generalvikar Staupitz, aus dessen Verbindungen der Angeklagte den größten Nutzen ziehen könnte.“

„Ich bin einverstanden,“ unterbrach der Kardinal, ehe noch der Vortrag zu Ende war. Um so leichter kam der Vortragende zu seinem Schluß:

„Die ausdrückliche Vollmacht an Euer Eminenz, im Namen des Augustinergenerals zu handeln, liegt hier vor“ — er wies dem Kardinal ein Pergament —, „Euer Eminenz würden nur die Haftbefehle zu unterzeichnen haben.“

In des Kardinals Gesicht malte sich Entschluß.

„Dabei glaube ich nicht einmal, daß wir der bürgerlichen Gewalt bedürfen werden,“ setzte der Ratgeber hinzu.

„Gut,“ sagte der Kardinal, ohne den Einzelheiten des Verfahrens, die ihm noch vorgelegt werden sollten, Teilnahme zuzuwenden.

Das Leben Martin Luthers

Der Sekretär wechselte mit dem bisherigen Redner einen Blick. Es war jetzt an ihm, zu sprechen.

„Euer Eminenz Entschluß,“ wandte er sich zum Kardinal, „stimmt mit einer Denkschrift Dr. Eck's, des Ingolstädters, vollkommen überein. Er rät dem geistlichen Gericht, zuzugreifen. Sofort werde sich zeigen, daß der Angeklagte bei den angesehenen Kreisen weit weniger Unterstützung finde, als man denken möge. In Übereinstimmung mit diesem Gutachten glaube ich, daß heute abend der Zeitpunkt sein wird, die Verhaftung zu bewirken. Sie muß natürlich zusammen mit der der beiden andern vorgenommen werden. Doch besteht, glaube ich, Grund zu der Berechnung, daß wir alle drei beieinander an einem für die Verhaftung günstigen Ort finden werden, nämlich im Karmeliterkloster oder beim Kanonikus Langemantel.“

„Ich stimme zu,“ erwiderte der Kardinal und setzte sich zurecht, zwei Schriftstücke, die ihm der Sekretär hinbot, zu unterzeichnen.

Da hörte man auf dem Gang einen Streit. Offenbar wollte einer sofort vorgelassen werden, während der Diener weisungsgemäß sich weigerte, es zu gestatten. Um dem Lärm ein Ende zu machen und weil er die Stimme erkannte, öffnete der Sekretär die Tür. Mit abgerissenen Kleidern und aufgeregtem Gesicht stand der Maler da und holte Atem. Sobald er den Sekretär sah, ging er ohne Umstände auf ihn zu und an ihm vorbei ins Zimmer. Der Sekretär horchte noch einen Augenblick auf das dumpfe, dröhnende Geräusch, das von dem Hauseingang zu kommen schien. Auch im Zimmer hörte man es. Der Herren bemächtigte sich eine unheimliche Erregung. Schon sprach der Maler. Über seine Person hatte der Sekretär, ehe er die Tür zum Gang aufmachte, seinem Herrn und dem Mitberater ein erklärendes Wort zugeworfen. Der Kardinal sah sofort nach der Wirbelschur, um den Mönch und Priester zu erkennen. Sie war nicht da. Aber merkwürdig lag zwischen den zerzausten Haaren die angeklebte Witte. Denn einer hatte ihm draußen den Hut abgerissen und über den Kopf geschlagen.

Er leuchte noch.

„Da lärmt die Bande vor dem Tor und wird gar noch ins Haus hereinkommen.“

Ein kurzes Lauschen beruhigte ihn und die andern über diese Sorge.

„Ich gehe meines Weges,“ so schilderte er jetzt sein Unglück, „und will meine Leute im Kirchhof beim untern Graben für den heutigen Tag unterweisen. Ich muß also über den kleinen Hafensmarkt, keine zweihundert Schritt von hier. Dort stehen ein paar, die lesen etwas an der Mauer. Ich lese es gleichfalls, sehe was es ist und reiße den Zettel herunter. Da ist noch ein Feszen“—

Er holte aus der Tasche eine zerknüllte Ecke eines großbedruckten Papierblattes hervor.

„Im Eifer des Lesens hatte ich nicht bemerkt, daß der Haufe sich vergrößerte. Wie ich nun die Großmachung des Kezers herunterreißer, da

schreien sie, packen mich, hauen auf mich ein, daß ich nicht mehr weiß, wo ich bin. Ich laufe in eine Seitengasse, rette mich um eine Ecke und gehe dann weiter. Aber wo ein großes Haus ist, wo ich über einen Markt komme oder durch einen Hof schreite, überall steht ein Haufe, und kleben oder hängen, und wenn's an einem Hühnerladen ist, die Schandstücke. Ja, einmal in einer Gasse, glaube ich, sah ich sie einen Bäcker mit den frischen Broten eins ums andere durchs Fenster herausgeben. Ich mache jedesmal einen Bogen um den Aufstand und will schließlich hierher zurück, um die wichtige Sache zu überbringen — da stoße ich auf zwei verfluchte Strolche von den ersten, die mich kannten, schrien, hezten, und gleich lief die Straße wieder voll. Die ganze Stadt ist lutherisch."

"Dann können wir nichts machen," sagte der Kardinal. Dann ist es unerlässlich, daß ich mit Staupitz und Lint noch einmal verhandle."

Die beiden andern Herren und der dritte dazu starrten sprachlos. Aber die Umstände schienen dem Kardinal recht zu geben; auch wußten sie, daß an solchen Eingebungen seines Eigensinnes nichts zu ändern war.

Die Humanisten dagegen konnten ein Siegesfest feiern. So war es gedacht, was in Konrad Peutingers Hause einige Tage nach dieser Verhandlung veranstaltet werden sollte. Staupitz, der Humanisten Freund und Gönner, hatte es ihrer Meinung nach gegen den Kardinal gewonnen. Die Einladung, die erging, lautete so:

"Im Namen der Götter. Ein Fest ist zu feiern. Seit die Vernunft in Deutschland erwachte, hat sie die dunklen Mächte Stoß um Stoß zurückgeworfen. Jetzt ist die Ehre, ein gleiches zu tun, an der Stadt Augsburg. Schon hat der neugeborene Geist den Anstalten eines Sendlings der Finsternis erfolgreich widerstanden. Wir wollen ihn feiern, wir wollen ihn stärken. Wer immer mit Erkenntnis und Schönheit im Bunde ist, der wird erscheinen."

Nicht allen Freunden seines Hauses ließ Herr Peutinger diese schwungvolle Einladung zugehen. Andern schrieb er einfach von einem kurzweiligen Abendessen, das er mit vielen Freunden zu halten gedenke. Dr. Eck, der zu den altmodisch Geladenen gehörte, antwortete grimmig, eine Einladung im Namen der Vernunft hätte auch ihn nicht geschändet. Er getraue sich noch, es mit der Lebensweisheit des Weinbeckers und der Dirnenlust aufzunehmen.

Um den Mund des ehrenfesten Rates zuckte ein feines Lächeln, als er diese Grobheit las. Er wußte gut genug, was Johannes Eck liebte. Wenn sich aber nur der Anspruch, nach der Wahrheit zu handeln, hier nicht gegen ihn selbst gelehrt hätte! Der Rat gestand sich ein, daß er nicht die Aufrichtigkeit besaß, einem Eck zu sagen, wie er von ihm denke und ihn von seiner Gesellschaft auszuschließen.

Dr. Eck begegnete auf dem Weg zum Peutingerschen Hause seinem besten römischen Freund. Es war derselbe Mann, der im Rat des Kardinals neben dem Sekretär mitgesprachen hatte.

„Werden die Verhaftungen endlich vollzogen?“ fragte Eck und blieb stehen.

„Was denkst du,“ gab der andere zurück. „Weil dieser Laffe da, der Augustiner, mit dem der Sekretär arbeitet, am hellen Tag Gespenster gesehen und sie dem Kardinal erzählt hat, deswegen ist alles unterblieben. Man muß ja zugeben, daß die Stadt aufgerührt ist. Die Staupitz, Peutinger und Genossen haben mit ihren Zetteln nicht vergebens gearbeitet. Der Kerl hat auch tatsächlich Prügel bekommen, wie er einen herunterreißen wollte. Was liegt daran? Aber der Kardinal hat sich ins Bockshorn jagen lassen, hat die Befehle, die auf seinem Tisch lagen, nicht unterschrieben und statt dessen zu den Herren Staupitz und Lint — diesem feinen Wühler — geschickt, damit sie wieder gut Wetter machten. Heute sind sie dagewesen.“

„Ich gehe jetzt zu Peutinger,“ erwiderte Eck.

„Was ist da?“

„Das ist!“ — der Doktor zog bei diesem Wort aus seiner Tasche ein Stück der Einladung hervor, die er nicht erhalten hatte. „Siege werden gefeiert. Verflucht recht haben sie ja damit, wenn es so bei euch steht, wie du sagst.“

„Und du willst mitmachen?“

„Ich bin zu einer Kurzweil eingeladen. Die kann ich doch nicht hinauslassen. Gleichzeitig sehe ich, ob mein Freund Peuting noch bei Verstand ist.“

„Dazu wünsche ich Glück.“

„Wie Apollo will.“

„So muß man bald sagen. Vergiß dann auch den Bacchus nicht.“

Damit begrüßten sie sich und ging jeder seinen Weg weiter.

Bei Konrad Peutinger wurde von fünf Uhr an gegessen. Des Hauses erster Stock war ganz besetzt. Zur Verdauung lustwandelte die Gesellschaft nach dem Mahle im Garten. Die Zeit war schnell vergangen. Die Sonne sank unter, da die Stimme des Heroldes erscholl und in die Räume zurückrief. Man befand sich ja in Griechenland. Das Symposion nach dem Muster Platons nahm seinen Fortgang oder eigentlich seinen Anfang. Denn erst jetzt, nachdem gut deutsch gegessen war, verwandelten sich die Teilnehmer des Mahles nach und nach in Griechen, indem sie Kränze trugen, die sie aus dem Garten mitgebracht und sich, soweit es ging, in griechischer Weise zur Einnahme des Getränkes und zur Unterhaltung lagerten. Eine Absicht in der Anordnung war unverkennbar. Vorne sollte ein vorbereitetes Gespräch als Beispiel der Unterhaltungskunst sich entwickeln. Ob auch der Zeitpunkt, in dem vor den wein- und geisttrunkenen Jünglingen die Schar der lieblichen Mädchen zu Tanz und Spiel erscheint, zur Anschauung gebracht werden würde? Gewisse Antriebe der Jungfrauen ließen darauf schließen. Was an älteren Personen da war, Frauen und Männer deutscher Ehrbarkeit, zwischen ihnen einige Prieserröcke und Rutten, das stach seltsam von dem griechischen Wesen ab und spielte unbeabsichtigt die Zuschauer.

Ursula Peutingner, des Rates zweiundzwanzigjährige Tochter, hatte scharfe Augen. Sie sah, daß unter den Gästen, die aus dem Garten zurückgekommen waren und sich nach und nach an ihre Stelle fanden, einer fehlte. Sie sorgte um ihn, sie wußte nicht warum. Fand sie zwischen Bruder Martin und ihrem Ulrich, dem der Kaiser nicht lange zuvor in ihres Vaters Haus den Dichterkranz aufgesetzt hatte, eine Ähnlichkeit? Auch jener hatte mager und ernst bei allem Frohsinn ausgesehen, als trage er eine allgemeine Not. Sie nahm ein Tuch um und ging hinunter in den Garten, wo es schon dämmerte. Sie fand ihn. Es hatte schon manchen Tag gegeben, an dem sie in diesem Garten Schutz vor Blicken suchte, um ein Brennen in ihrem Herzen zu kühlen; sie wußte auch die Stellen, an denen man unauffällig zurückblieb. Er ging auf einem Seitenweg zwischen vollbelaubten, schon in Frucht prangenden Zwergobstbäumen. Er bog um die Ecke, die der Weg machte, als Ursula ihn gewahrte.

„Ich habe Euch vermißt, Doktor,“ sagte sie, „und bin gegangen, um Euch zu suchen.“

„Ich habe mich besonnen, ob ich wieder hineinkommen sollte,“ erwiderte Luther.

Ursula sah ihn fragend an, obgleich sie fühlte, was ihn abhielt.

Luther seufzte.

„Was mißfällt Euch, Doktor?“ fragte das Mädchen.

„Ich höre aus dem Mund dieser Männer nichts als Eitelkeit.“

„Denkt Ihr auch an Euren Vater, den Dr. Staupitz, und an meinen Vater?“

„Was die an dem Getue für eine Freude haben, weiß ich nicht.“

„Sie halten sich an das, was wahr ist in den Worten der Griechen. Dieses hört man doch durch die Humanisten.“

„Ihr verteidigt Euren Geliebten.“

Luther tat das Wort leid, sobald es gesprochen war. Das junge Weib fühlte sich rein.

„Meine Liebe habe ich verteidigt, nicht meinen Geliebten,“ erwiderte sie.

„Ist das denn nichts in Euren Augen, daß man wieder leben darf?“

Ein warmes Bekenntnis lag in ihrem Ton.

„Ich will ja noch viel mehr leben,“ verteidigte sich Luther. „Die Selbstgefälligkeit verstimmt mich bei den Herren. Was will ihr ganzes Werk auch heißen? Und sie reden einen nieder, als brauchten sie überhaupt nichts mehr zu hören.“

„Doktor,“ entgegnete ernst die Jungfrau, „wir haben nicht Euren Geist. Für uns ist es viel, was sie leisten. Sie sind ein Schutzwall gegen diese schauerhafte Entziehung aller Sinnlichkeit aus unserem Herzen durch die Kirche. Argert Euch nicht. Der Tag, an dem man auf Euch hört, wird kommen.“

„Ich muß jetzt gehen. Erweist meines Vaters Haus die Ehre und kommt herein.“

Luther war durch diese Bitte und durch die Worte des Mädchens Genußnahme geschehen, und er ging mit ihr. Sie schämte sich nicht, ihm unterwegs die schönste Rose, die noch blühte, mit einem Messer, das im Boden stak, etwas mühsam abzuschneiden und unter einem schönen Lächeln an die Rutte zu stecken. Sie hielt freilich nicht, und der Beschenkte nahm sie froh in die Hand.

Auf dem ersten Stock trennten sie sich. Luther wandte sich zu der Gesellschaft. Ursula huschte in ihre Kammer, um an ihrer Kleidung etwas zu ändern, glücklich über das Erreichte, und an jedes Wort denkend, das sie und er gesprochen hatten. Sie war nicht mehr so jung und weit entfernt nicht so alt, um beim Ankleiden lange herumzumachen. Sie stand schnell wieder auf der Treppe. Aber als sie hinunter ging, wurde sie da, wo die Stufe eine Biegung machte, angehalten.

„Jungfrau, Ihr seid mit dem Augustinerkloster allein im Garten gewesen,“ raunte eine mühsam gedämpfte heiße Stimme. „Tut mir Sühne, so will ich nichts von Euch sagen.“ —

Schon fühlte sie sich vom Körper eines himmlischen Mannes erfaßt. Aber so wild stieß sie ihn zurück, daß er nicht stand hielt, gegen die Wand schlug und auf den Hintern stolperte.

Ursula kannte den Mann. Das war Dr. Eck gewesen.

Sie fürchtete sich in irgend einem Sinn vor seiner Rache.

Als Herr Eck seiner Glieder und seiner Würde wieder mächtig war, begab er sich unauffällig in den Saal, wo das Schaugespräch seinen Hergang nahm und die Aufmerksamkeit fesselte. Etwas abseits und im Hintergrunde sah er den Luther. Neben ihn setzte er sich. Sie hatten vor Tisch einige Worte gewechselt wegen Unterdrückung gewisser spitzer Bemerkungen und Rückbemerkungen zu Luthers Thesen. Sie wollten lieber in einem öffentlichen Gespräch ihre Kräfte messen. An diese Verhandlung knüpfte Johann Eck wieder an, sobald er wahrnahm, daß Luthers Teilnahme für die Reden der jungen Platoniker nachließ. Während er aber halblaut diese Unterhaltung führte, entging ihm nichts im Saal. Er bemerkte, daß der Herr Peutingen sich von seiner Gruppe, bei der er halb saß, halb lag, erhob und aus dem Zimmer ging. Eck unterbrach sein Gespräch.

„Ist es Euch nicht aufgefallen,“ wandte er sich an Luther, „daß unser Hausherr weggegangen ist? Fragt doch einmal die Ursula, seine Tochter, was mit ihm sein mag.“

Luther vollführte gerne den Auftrag.

Dr. Eck sah, wie das Mädchen erschraf. Sie selbst hatte das Weggehen ihres Vaters nicht bemerkt. „Wartet einen Augenblick“, bat sie, „ich will nach ihm sehen.“

Sie kam bald zurück.

„Mein Vater hat eine seiner Schwächen bekommen,“ meldete sie, „die ihn merkwürdiger Weise nach dem Essen öfter befallen. Es ist ihm aber schon wieder wohl, und er bittet unsere werthen Gäste, kein Aufhebens davon zu machen.“

Nach einer kurzen Zeit tat Dr. Eck dasselbe, was Konrad Peutingen getan hatte.

Auch des Hausherrn Schlafraum lag oben. Eine Magd kam eben aus dem Zimmer, als Eck die obere Diele erreichte.

„Kann man wohl den Rat zu einer kurzen Mitteilung, die dringend ist, sprechen?“

Die Dienerin machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich weiß, daß ihm nicht wohl ist, die Nachricht ist aber wichtig.“

Die Dienerin fragte.

„Du mußt wissen,“ sagte Eck, als er am Bette des Rates Platz genommen, „daß ich dich nicht gestört hätte, wenn meine Zeitung nicht ganz besonders wäre. Soeben kommt des Fuggers Kurier aus Italien. Er wurde mir gleich geschickt, und der Mann fand mich in deinem Haus. Was bringt er? Daß gegen Dr. Staupitz und den Augustiner Link, von Luther ganz zu schweigen, Haftbefehle im Lande sind.“

Ecks Rechnung erwies sich als richtig. Der Kranke war bestürzt und zu schwach, zu überlegen, ob Eck, wenn die Nachricht zutraf, Anlaß gehabt hätte, sie ihm mitzuteilen. Er fuhr auf und ging, obwohl er selbst vor seiner Blässe erschrak, hinunter in die Gesellschaft.

Hier war einen Augenblick, bevor er eintrat, das Kunstgespräch in eine feierliche Handlung ausgelaufen, nachdem die letzten Worte das Loblied der Sieger in diesem Geisteskampf von Augsburg gesungen hatten. Dr. Staupitz und der Prediger Link standen schon bekränzt. Lächelnd, spielend und doch glücklich meisterte der Künstler des Lebens den Augenblick. Nun richteten sich die Blicke nach dem letzten Helden. Stimmen riefen. Martinus kam widerwillig aus dem Hintergrund.

Einigen, die jetzt den Hausherrn eintreten sahen, fiel dessen Blässe auf.

Er stand sogleich neben dem bekränzten Dr. Staupitz und sprach zu ihm. Der erschrak und sank rückwärts auf einen Stuhl.

„Gleich fort!“ war das einzige, was er hervorbrachte.

Die Bestürzung war allgemein, als der alte Herr völlig verwandelt, von Link geleitet, den Saal verließ.

Luther schloß sich den beiden an, ohne zu wissen, was den Ausbruch veranlaßte.

Im Saal sprach es sich bald herum. Die Folge war, daß die Gesellschaft sich nach und nach drückte.

Dr. Eck betrachtete sein Werk mit Befriedigung.

Dann fürchtete er, der Rat möchte, wenn er sich erholt hätte, ihn nach dem Näheren fragen und verabschiedete sich. Er konnte aber nicht aus dem

Zimmer gehen, ohne der Ursula, die nicht bei ihrem Vater gestanden hatte, einen böse triumphierenden Blick zuzuwenden.

Sie schloß daraus, daß seine ganze Mitteilung unwahr sei.

Er und des Kardinals Minister — so mußte man diesen Sekretär nennen — standen am nächsten Nachmittag Auge in Auge. Er sprach so scharf, daß man meinen konnte, sie stritten sich. Der feine Italiener war es gewöhnt, behandelt zu werden, als wenn er sein Herr wäre. Und so wunderte er sich nicht, daß der Doktor seine große Tatsache ihm zuschrie.

„Also gegangen sind sie, verschwunden, weg — seit heute früh nichts mehr von ihnen zu finden!“

Der Italiener schlug von oben bis unten einen Luftstich und knallte mit den Fingern.

„Wie habt Ihr das gemacht?“

„Den Ernst habe ich ihnen gezeigt, zwar erst zur Probe und ganz von weitem. Und sofort liefen sie weg.“

Das neugierige und gespannte Gesicht des Zuhörers verlangte nach mehr.

„Beim untadeligen Herrn Konrad Peutinger gab's große Kurzweil. Zwanzigjährige Burschen spendeten die griechische Weisheit. Weil man solche Narrenpossen aufführte, machte ich auch eine. Ich sagte dem Peutinger ins Ohr, sein Freund Staupitz und der Link sollten morgen verhaftet werden. Die Wirkung war donnergleich. Keiner fragte mich, woher ich's wisse. Nur fort! Wenn die gesetzliche Gewalt Ernst macht, so braucht sie nur mit den Augen zu zwinkern. Ich bin hauptsächlich gekommen, um Euch und den Kardinal zu ermahnen, daß Ihr auch gegen den Hauptkezer jetzt vorgeht.“

„Der ist also noch da?“

„Er hat sich nicht vertreiben lassen.“

„Es scheint Euch fast leid zu sein, daß Ihr ihn nicht in Angst habt sagen können. Das kann ich Euch nachfühlen; sonst aber bin ich froh, ihn noch in der Hand zu haben.“

Welch genaue Vorsorge er getroffen hatte, Luther an der Flucht zu verhindern, verriet der Römer vorläufig nicht. Dr. Er hörte aus seinen Worten die Zustimmung zu entschlossenem Einschreiten gegen Luther.

„Dann denke ich, Ihr und der Kardinal macht jetzt keine weiteren Umstände mit ihm,“ fuhr er fort, „ich habe Kenntnis, daß heut eine günstige Gelegenheit wäre, ihn abzufangen. Er hat eine Gewohnheit, wenn er im Lauf der Woche, wie es bei ihm vorkommt, aus Arbeit oder was er sonst an Vorwänden findet, mehrere Gebete versäumt hat, daß er sie auf einmal an einem Abend nachholt. Mir ist sichere Rundschaft zugegangen, daß er das heute abend machen wird.“

„Ich würde nichts lieber tun, als Eurem Rat folgen, wenn ich könnte.“

Diese Worte sprach der Sekretär im Ton eines Untergebenen, der seine Tatkraft gehemmt sieht.

„Warum könnt Ihr nicht?“ fragte ärgerlich und überrascht der Doktor.
„Weil der Kardinal vor einer Stunde weggefahren ist und nicht vor drei Tagen wiederkommt.“

„Sagt ihm einen eilenden Boten nach.“

„Den er zurückschickt.“

„Heißt ihn umkehren.“

„Er fährt zu einer Andacht.“

„Reitet selbst.“

„Damit ich Weisung bekomme, für den Tag nach seiner Rückkehr eine Beratung anzusetzen?“

„So unterschreibt selbst.“

„Die Vollmacht dafür ist mir ausdrücklich entzogen.“

„Nehmt Euch die Vollmacht.“

„Ihr wißt so gut wie ich, daß ich das nicht kann.“

„Dann rettet die fromme Anwendung des Kardinals den Keger.“

„Drei Tage lang.“

„Und am vierten hat ihn sein Freund Peuting oder wer sonst vom Geist dazu ausersehen wird, in einem Korb über die Mauer hinabgelassen, wenn er es nicht vorzieht, das Volk gegen Euch anzuführen.“

Der Vergleich mit dem biblischen Apostel hatte sich dem Doktor aufgezwungen.

„Dieser Kurzsichtigkeit halte ich ihn leider nicht für fähig. Wenn Euch aber das mit dem Geist ernst ist, so können wir unsere Vorsorge fallen lassen. Dann hilft sie doch nicht.“

„Weißt mich nicht so bitter zurecht,“ versetzte Eck, „wenn Ihr Vorsorge getroffen habt, so trifft sie doppelt. Glaubt Ihr übrigens nicht, daß die Keger sich der Heiligen zum Vorbild bedienen? Gebt nur acht auf den Korb, ich sag's Euch.“

Der päpstliche Hofmann war nun höflich genug, auch seinerseits etwas heilig Gehaltenes zum Spott zu gebrauchen.

„Wir werden sämtlichen Körben das Interdikt androhen.“

Aber in diesen Worten lag zugleich der Versuch, den Helfer abzuschütteln. Eck merkte es wohl.

„Ich finde das witzig, ohne zu lachen,“ entgegnete er. „Doch halte ich meine Aufgabe hier für erledigt.“

Damit verließ er den Wagenschuppen, in dem die Herren, jeder an ein Wagenrad gelehnt, diese Unterhaltung geführt hatten. Während der Italiener die Prüfung seiner neuen in Deutschland gebauten Reisekutsche fortsetzte, überlegte er, was zu tun sei. — —

„Du solltest hier noch aushalten und kannst es auch. Dich schützt des Kaisers Geleit. Gott mit dir; Gott mit dir!“ Und bei diesen Worten in Tränen sich ergießend, verabschiedete sich der ehrwürdige Herr Staupitz von

seinem Jünger und Freund, als noch in der Nacht, in der sie aus des Rates Haus weggegangen, der Reisewagen vorkuhr, um ihn und den Prediger Link mit einer in der Eile von einem städtischen Rathsherrn beschafften Erlaubnis aus dem Stadttor zu bringen.

Luther dachte selbst nicht anders, als daß er aushalten müsse. In seiner Herberge angekommen, legte er sich für die verbleibenden Frühstunden auf sein Bett. Bald weckte ihn ein eilender Bote. Ein Zettel von Ursula Peutinginger warnte ihn, die Botschaft des Dr. Eck für wahr zu halten und seinen Beschützer und Lehrer fortzulassen, ehe Sicheres bekannt sei.

„Zu spät,“ sagte sich Luther.

Und er schämte sich, daß er dem ersten Eindruck gleich den andern erlegen war.

Nach dieser Erfahrung machte er sich zum Grundsatz, an die Gerüchte von Gefahr, die jeder Tag in der oder jener Gestalt ihm zubrachte, nicht mehr zu glauben.

Mit allem Nachdruck betrieb er seine Abreise. Einige seiner Freunde, voran der Rat Rühel, meinten, er würde noch einmal vom Kardinal empfangen werden. Er lächelte dieser Einbildung. Was waren doch die Juristen, die die Staatsgeschäfte betrieben, für unkluge Leute! Den einzigen Konrad Peutinginger kannte er, der gleich ihm fühlte, daß sich dort im stillen die Vorbereitungen für einen Schlag vollendeten. Die übrigen Juristen verhandelten. Ehe sie zu einem Schluß kamen, ehe sie den Fürsten davon unterrichteten und ehe dieser entschieden hatte, wußte der Untertan Doktor Luther, daß er nicht fort durfte.

Es fehlte ihm nicht an Tätigkeit, seine Zeit auszufüllen. Sie empfahlen ihm, und er stimmte zu, falls die Verhandlungen vor dem Kardinal als abgeschlossen betrachtet werden mußten, von dem Mittel der Berufung Gebrauch zu machen, und gaben ihm erst eine Berufung vom Kardinal an das Gericht des Papstes, dann eine solche vom Papst, über dessen Einigkeit mit dem Kardinal man sich doch nicht wohl täuschen konnte, an ein allgemeines Kirchenkonzil auszuarbeiten.

Aber all dieses Fasten und Warten befriedigte ihn nicht, und darum drängte er, wo er konnte, daß man ihn fortlasse.

Nachdem Link, der gewandte Freund, weg war, sah er sich auf den vertrauten Umgang mit dem jüngeren Ordensbruder, der die Reise mit ihm gemacht hatte, angewiesen.

„Der Christoph Langemantel“, begann Luther vergnügt eines Nachmittags zu diesem Leonhard, wie er hieß, mit dem Geschlechtsnamen Beier, „will seine langbemantelten Aufmerksamkeiten endlich durch etwas Erquickliches gutmachen. Ich sah ihn heute auf der Straße, wie er mit einem alten Stadtreiter sprach. Ich hörte zu und ergöhte mich an dem Alten. Der soll nun heut abend eingeladen werden. Christoph kennt ihn gut, weil jener sein Pferd bei ihm stehen lassen darf. Der wird uns von der weiten Welt erzählen. Ich freue mich darauf. Nichts ist so schön, als den einfachen Leuten aufs Maul sehen.“

Leonhard suchte den Geist seines Herrn für derartige Eindrücke zu teilen und stimmte angelegentlichst zu.

Man saß noch nicht lange; der alte Knecht und Reiter fing eben an, in die Wärme zu kommen, da erschien die Magd vom Rat Peutingen und brachte dem Doktor einen Brief. Wenn sich der Inhalt nach der Aufregung des Frauenzimmers richtete, so mußte der Brief von Leben und Tod handeln. Ihre Jungfrau hatte ihr angekündigt, den Empfänger zu suchen, wo er sei, und zwar eiligst. Der Brief war auch von Ursulas Hand geschrieben. Luther las:

„Bestern abend ist ein Knecht bei uns eingetroffen, der mir heute früh folgendes erzählte. Ich muß vorausschicken, daß der gute Kerl etwas strolch- und landstnechtmäßig aussieht. Vor dem Isartor, durch das er hereinwollte, stieg er ab, weil ihn, wie er sagte, etwas anwandelte. Wie er zum Gaul zurückkommt, steht einer daneben und fängt ein Gespräch an. Mein Knecht paßt auf, und bald ist der andere soweit, daß er ihn fragt, ob er auch den Luther kenne. Ja, sagt der meine, den kenne jezt doch jeder. Nun bietet ihm der Fremde ein Handgeld, wenn er am nächsten Abend — mein Jochem muß ihm etwas vorgeschwindelt haben, was er sei und in Augsburg verrichte —, wenn er also am andern Abend mit einem guten Gewehr wieder an den gleichen Ort komme und auf den Luther passen wolle. Der sei jezt erkannt als ein öffentlicher Rezer und müsse gefangen werden, wenn er zum Tor hinauswolle. Ich wollte meinen Jochem zuerst hinschicken, dachte nun aber, es werde vielleicht besser sein, ihn an der Hand zu haben. Ich will herausbringen, was man mit Euch vorhat. Für heute wird das genug sein.“

Luther gab den Inhalt des Briefes den andern wieder. Der alte Stadtreiter konnte sich über den Jochem nicht beruhigen und fing an, eine Geschichte zu erzählen, an der einer beteiligt war, der eine ähnliche Rolle spielte.

Aber wieder trat eine Unterbrechung ein.

Ein merkwürdig aussehender alter Mann, der vor jedem Satz, den er sprach, den Arm hob und mit dem Zeigfinger herunterschnellte, wollte durchaus den Doktor Luther allein sprechen.

Der ging zu ihm hinaus.

Blas im Gesicht kam er nach kurzer Zeit zurück.

Die Häfcher standen auf seinem Fuß. Wahrscheinlich warteten sie schon draußen vor dem Haus.

Er hatte sich der Glaubwürdigkeit des Melders versichert.

„Also weg, auf der Stelle,“ sagte der Stadtreiter.

„Wie machen?“ seufzte Christoph, der Hausherr.

„Wie machen? Habt Ihr keinen Gaul für den Doktor?“

„Und wenn ich einen hätte?“

„Wenn Ihr einen hättet? So geht Ihr in den Stall, wickelt Tücher um die Hufe und führt ihn heraus. Ich mache das gleiche mit dem meinen.“

Am Hofstor stehen die Schufte natürlich. Wir ziehen aber die Gäule durchs Gäßchen zwischen Eurer Scheuer und dem Nachbar. Daß sie an dieses Loch denken, glaub ich nicht. Und dann im Stockdunkel durch alle Gassen bis an das Pfortchen der Stadtmauer, zu dem wir für geheime Botschaft bei Nacht den Schlüssel haben. Er liegt in meinem Sattel. An dieser Pforte werden die Aufpaffer wahrscheinlich auch nicht stehen, und wenn wir draußen sind, dann los!

„Kann der Doktor reiten?“

„Ich habe, seit ich ein Knabe war, auf keinem Roß gefessen. Damals wohnte meinem Vater ein Fuhrhalter gegenüber.“

„Und wenn. Wie ist es mit dem Pferd, Herr Christoph?“

„Ich habe ja von dem Rat Rühel einen Gaul gekauft. Es ist aber zum Reiten eine Schindmähre und nur für den Zug. Da müßte ich den Doktor drauffetzen.“

„Auf!“ sagte der Alte und wandte sich zu Luther. „Anderer Kleider angezogen!“

In der Rutte konnte Martin allerdings nicht reiten.

Er hatte sich schnell die Sache überlegt und stimmte zu. Er war entschlossen, sich nicht fangen zu lassen und mit dem Knecht zu reiten.

Es geschah alles, wie der Alte angegeben hatte. Die Pferde wurden ohne Laut aus den Ställen geführt, dann durch den Hof, sodann durch das Gäßchen. Luther und Veier gingen hinter den Pferden. Auf der Gasse nahm der Knecht auch das Pferd des Herrn Christoph. Weiter sollte keiner mitgehen. Luther stand in Wams mit einer gewöhnlichen Hofe. Das Reitzeug von Langemantel hatte ihm nicht gepaßt.

Nach hastigem Lebewohl folgte er den Pferden und ging neben dem Knecht. Von Ecke zu Ecke meinte er, Gestalten müßten auftauchen. Aber niemand war da. Jetzt knarrte das Pfortchen in der Mauer. Sie lauschten. Rasch hindurch und Luther auf das Pferd.

„Neben dem harten Boden, auf der Wiese, geht es gut.“

Die Mähre setzte sich in Bewegung. Nach einem Gedanken war der Knecht neben ihm.

„Seid Ihr da? Sitzt Ihr? Vorwärts.“

Der geistliche Reiter ohne Hofe und Sporn trabte, so gut er konnte, befreit in die Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

Romantik am Wiener Burgtheater.

Inmitten wuchtig schwerer Literatur, inmitten der leichtwiegenden, aber geschickt berechneten Produktion des Tages ist bei uns eine zarte, holde Blume aufgeblüht, mit der das neugierige Premierenpublikum, so sach- und weltkundig es sich auch vermeint, in peinliche Verlegenheit kam. Nichts Aufregendes, nicht einmal die Spannung eines Detektivromanes, keine Pikanterie, keine Rundgebung für Krieg oder Frieden. Trotzdem aber dramatisches Leben und eine künstlerische Sicherheit, die den bösesten Schwärzer zur Vorsicht mahnte. Verlegen schaute man nach den kritischen Autoritäten aus, die im Parkett saßen, die machten ein fremdliches Gesicht und — schwiegen zumeist. Die Galerie, die der Jugend und dem Enthusiasmus gehört, applaudierte und rief wiederholt den Autor, der ohne irgendwelche Pose sichtlich erfreut dankte. So entschloß sich denn langsam auch dies, bössartigen Launen und leichtfertigen Roheiten zugängliche Parkett, Wohlwollen zu bezeigen und gnädigst einen Erfolg zu bestätigen. Man hatte es, so sagte sich im stillen dies vornehme Spießbürgertum, mit einem Werk zu tun, das man nicht verstand und auch noch nicht mit der Etikette einer behördlich protokollierten literarischen Firma versehen war. Da lauert aber zuweilen die Gefahr einer argen Blamage, wenn man Langeweile bezeigt oder gar schimpft. Man ging nach Hause und sagte, man habe sich gut unterhalten, und es sei ausgezeichnet gespielt worden. „Der Garten der Jugend“ von Thaddäus Rittner hat also Glück gehabt, und sein Erfolg wächst von Vorstellung zu Vorstellung.

Das Stück spielt in einem Märchenkönigreich, wie wir's von den Literaten des Rokoko her kennen, und der König ist die Hauptperson. Der hat zu Beginn seines Waltens bewegte heldenhafte Jahre gehabt, in denen er sich tapfer zu behaupten wußte. Der Glanz des Heldentums umgoldete sein junges, schönes Haupt, er ward der Stolz seines Volkes, der Abgott der Frauen. Das ist aber lange her. Und wir lernen ihn in Zeiten kennen, da er bekümmert solcher herrlichen Jugend gedenkt. Jetzt ist es ja auch recht schön, der König ist noch immer der „blühende Mann“, seinen Thron teilt er mit einer geliebten und ihn innig liebenden, anmutigen Königin. Und schon ist ein froher Erbe herangewachsen, ein prächtiger Jüngling, der erwartungsvoll dem Leben entgegenschaut. Aber damit will sich unser König nicht bescheiden. Noch einmal möchte er hinaus in die Welt der Abenteuer und der verliebten Eroberungen. Irgendwo harret seiner noch eine saftige Frucht, die er einstmals nicht gebrochen. Jung ist er zwar, wie er recht gut weiß, nicht mehr. Aber da hilft ihm der vielkundige Arzt, der mit seiner Gemahlin an den Hof gekommen. Tag für Tag braut er insgeheim einen Wundertrank, der ihm Kraft und Leibes Schönheit sichert. Der muß mit auf die Fahrt, doch es folgt ihm auch ein anderer nach: die sorgende und nur zu gut verstehende Königin hat den Kronprinzen beauftragt, heimlich den Spuren des Vaters gewissenhaft zu folgen. Der Fürst findet also seine Schöne von einst auf ihrem Landsitz, wird auch von ihr mit verheißenden Augen freudig bewillkommt. Allein der verliebte Sinn des Freundes von einst wendet sich mit einem Male von der überreifen Mutter der entzückenden Mädchenknospe zu, die neben ihr emporgeblüht, aber bisher sorgfältig vor Männeraugen gehütet worden ist. Auch hier glaubt er sich bereits Sieger. Aber schon naht das unerbittliche Verhängnis. Der getreue Arzt, der noch treuer seiner geliebten Königin gedenkt, sieht das Eheglück seiner Herrin gefährdet, er geht samt seinem Verjüngungselixirer davon, und rasch gewahrt sein armer

Herr den Verfall der äußeren Erscheinung. Aus einem Versteck, in das er sich eiligst geworfen, sieht er, wie ein anderer der Glückliche wird, dem das süße Kind sich schenkt, sein Sohn! Die schmerzliche Erfahrung erteilt dem König eine eindringliche Lehre; aber wie er weiter zieht und nach Abenteuerern ausschaut, muß er gar die noch eindringlichere Erfahrung machen, daß der Zaubertrank nur zu Hause wirkt, nirgend anderswo. Da bescheidet er sich endlich, kehrt wieder heim zu seiner lieben Königin, und kaum hat er auf seinem Thron Platz genommen und der Gattin das bisher streng gehütete Geheimnis seiner silbern glänzenden Locken offenbart, naht sich der Prinz mit der flehentlichen Bitte, das geliebte Mädchen, das er entführt, zu seiner Prinzessin machen zu dürfen. Gnädig erteilt der König seine Zustimmung. Sich an dem Glück anderer erfreuen ist königlich. Das alte Geschlecht grüßt mit elegischem Verzicht das junge, und auch das wird einmal so grüßen müssen . . .

Rasch gleitet dies poetische Spiel an uns vorüber, stets glauben wir, ein neckisches Esfengelächel zu hören. Die derbe Hand eines literarischen Philisters darf in das zarte Gespinnst nicht hineingreifen. Die Gestalten handeln nicht im grellen Licht der Wirklichkeit. Aber das wehmütig süße Lied, das uns immer begleitet, kündigt den Sinn des Lebens, Neige und Aufstieg, wie sie über den Lauf aller Erdendinge verhängt ist. Im Zauber der Mondscheinnacht erfährt der König, daß das Alter nun unwiderruflich in sein Dasein getreten, und als Trost soll ihm nun das Wunder beschieden sein, daß an seiner Stelle sein Sproß, den er in der Ferne glaubt, die holde Schöne herzt, die er selbst begehrt hat. Ihn gegenüber hat der Dichter das sehnsüchtig nach dem wirklichen Leben ausschauende Mädchen gestellt, das eben aus den Toren der Kindheit herausschreitet. Sie weiß es kaum, daß Liebe sie wachgerufen hat. Alles um sie her scheint ihr verwandelt, der Garten, der sie bisher streng behütet, neigt sich vor ihr, der Scheidenden spricht der Brunnenmann Mut zu, dessen breiter Mund dem Kinde bisher keine Antwort geben gewollt, und die Rosen flüstern ihr zärtlichen Rat zu.

Wir kennen die Weise, sie ist so alt wie unser Geschlecht, und die Dichter aller Völker haben von dem flüchtigen Glanz des Daseins, von dem Ringen der Alten mit den Jungen gekündet. Der König, der angsterfüllt wenigstens den Schein der Jugend bewahren und damit dem Schicksal noch ein paar freudenvolle Tage abtrotzen möchte, gemahnt an eine der letzten, erst nach seinem Tode veröffentlichten Dichtungen Heines. Da träumt der greise Konquistador, der Genosse des gewaltigen Cortez, an der Meeresbrandung und sinnt seinen Taten und freudereichem Leben nach; noch einmal möchte er der sein, der er einst gewesen, und er fleht zur Madonna in wildem Schluchzen, und siehe, eine uralte Indianerin offenbart ihm, da sie ihn in Schlummer singen will, die Kunde von dem fernen Lande, wo ewige Jugend zu erlangen sei. — Da liegt, draußen im Meer, meldet sie, das Eiland Bimini, auf dem der Quell herrlich prangende Jugend verleiht. Und der Konquistador rüstet eine Armada aus zu neuer Abenteuerfahrt und zieht aus . . . Tag für Tag wird er noch viel älter, bis er endlich in ein stilles Land kommt, wo schaurig unter Zypressen ein Wasser strömt, „wunderkätig heilsam, Lethe heißt das gute Wasser“!

Rittner hat sein zartes Poem nicht herb austönen lassen, er spottet seines Zaubertanks, aber nicht wie Richard Wagner den bösen Loge der Früchte der Freya spotten läßt, ohne die die Götter dahinwelken und verfallen. Er, der Dichter, sieht von der Höhe seiner künstlerischen Weltbetrachtung auf dies Menschengeschlecht hernieder, sieht Zweige verdorren und neben ihnen wiederum grünes Leben emporkeimen. Ein ewiges Wachstum und Leben. Und er weiß, daß es seiner Kunst beschieden, durch ein Gleichnis dies Rätsel des Daseins wunderbar zu erklären.

Franz Zweybrück.

Literarische Rundschau.

Johnston gegen Johnston.

Gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik. Von Sir Harry Johnston. Ins Deutsche übertragen von Estelle Du Bois Raymond. Mit einem Vorwort von Ernst Vohsen und sieben farbigen Karten. 8° und 132 S. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1917.

Ein halbes Jahr vor Ausbruch des Weltkrieges veröffentlichte Johnston sein „Common sense in foreign policy“. Wenn man unter gesundem, politischem Menschenverstand ein naives Denken versteht, dem das Nationale und Internationale in derselben Formel einer schrankenlosen Selbstüberzeugung sich auflöst, dem in unerschütterlichem Glauben an die eigene auserwählte Person Staatsbürger sein und Mensch sein als sinngleiche Begriffe gelten und das demgemäß das politische wie sittliche Verhalten gegen andere Völker einrichtet, dann rechtfertigt sich der Titel des Buches durchaus. Nach Hegel ist das Recht nichts anderes als das gesetzliche Dasein der Freiheit und der sittlichen Beziehungen der Menschen untereinander. Die Ethik ist Naturrecht; die Ganzheit, die Vollständigkeit des Sittlichen offenbart sich nicht im Einzelnen, sondern im Geist des Volkes, dem somit ein göttliches Wesen eignet und das in der Entwicklung zum Staat „das sittliche Univerfum“ wird. Solches Leben im Vaterland ist „zugleich absolute Wahrheit, Bildung, Aneignung, höchste Schönheit und Freiheit, Seligkeit, ja das Göttliche“. Setzt man in diesen Gedankenreihen, die bekanntlich als das unfruchtbarste Saat Korn auf dem ganzen Ackerfeld der Ethik sich erwiesen haben, an Stelle von Staat England und für Vaterland British Empire, so hat man das Wesen der auf das politische Gebiet projizierten Philosopheme Johnstons zu den menschlich-weltbürgerlichen Daseinsfragen. „Ich vertrete sehr strenge Ansichten von unseren Pflichten und unserer Verantwortlichkeit. Mit dem Wort ‚unser‘ bezeichne ich in erster Linie alle diejenigen, die sich zum Christentum bekennen, sodann meine eigenen Landsleute. Denn ein Weltreich hat nichts gemein mit Eigennutz, chinesischen Zollmauern, Rassenhaß, Rassenausschließung, Strebertum und Ungerechtigkeit; auch nicht mit solchen Torheiten wie die Vernichtung der Tier- und Pflanzenwelt. Wenn wir diese Lehre nicht beherzigen und nicht nach ihr handeln, so wird unser Szepter auf eine verwandte oder Tochternation übergehen, die sich nach diesen Grundsätzen richtet. Und in gleicher Weise müssen sich alle Völker, die eine herrschende Rolle spielen wollen, demselben Gesetz der Gerechtigkeit, des Mitleids, der vernünftigen Selbstlosigkeit und alle umfassenden Sympathie unterwerfen.“ Das klingt sehr schön und ethisch-frei gedacht, hindert Johnston aber keineswegs, mit geradezu verblüffender Sorglosigkeit und Anmaßlichkeit die Erde und ihre Reichtümer so zu verteilen, wie es gewissen Ideen und Plänen der imperialistischen Schule, aus der er hervorgegangen, entspricht, und die Völker wie Steine des Mühlspiels zu behandeln, die England beliebig hin- und herrückt zum Endzweck der Schaffung einer Zwackmühle mit jedesmal beim Öffnenden oder schließenden Zug gesichertem Spiel-

Johnston gegen Johnston

gewinn. Es sind jedenfalls sehr eigentümliche Gesetze der Gerechtigkeit, des Mitleids und der Selbstlosigkeit, die eine solche Politik stützen. Gleichwohl ist aus dem Buch Johnstons vielerlei zu lernen. Vorab gewährt es einen tiefen Blick in jenen „Nationalismus des Unbewußten“, der Übersteigerung des Selbstbewußtseins, wie sie nur beim Briten möglich ist, und deren seltsame, oft widersinnige, aber zur Natur gewordene Äußerungen wir, die so selbstkritischen Deutschen, nur als Heuchelei und Cant zu deuten wissen. In vielen seiner Zukunftsdeutungen, die freilich stets jeder tieferen geschichtlichen Begründung entbehren, mag Johnston sich als richtig blickender Seher bewähren; auffällig ist beispielsweise, wie er die Mitteleuropa-Ideen Naumanns vorwegnimmt. Aber die besondere Bedeutung der dankenswerten Veröffentlichung des Werkes liegt in deren zufälligem Zusammentreffen mit einer eigenartigen Schicksalswende des Weltkriegsdrmmas, das sich auf dessen Nebenbühne abspielte und der doch, beim Blick in die weltpolitische Zukunft, ein Gewicht ersten Ranges zukommt.

Durch den Fall des letzten Bollwerks deutscher Kolonialmacht in Afrika ist eine Machtschwebelage von höchst seltsamen Gleichgewichts- und Fallgesetzen geschaffen. England triumphiert, und von seinem Standpunkt aus mit Recht. Es hat alle seine großen orientalisch-afrikanischen Kriegsziele erreicht, deren Richtlinien die Schlagworte Kap-Kairo, Kairo-Kalkutta, Kalkutta-Charing Cross bezeichnen; es verfügt über den Kopf der Bagdadbahn und den Rumpf der Hedschas-Schienenstraße bis Jerusalem; es hat das Indische Meer zum britischen Reich gemacht und im Mittelmeer das Angriffs- und Verteidigungssystem zur Beherrschung des Weges nach seinem asiatischen Kaiserreich stärker denn je ausgebaut. Deutschland sieht den ganzen Bau seiner Kolonialmacht zusammenbrechen und nimmt doch den Sturz mit stoischer, fast möchte man sagen übertriebener Gelassenheit hin. Felsenfest ist es, dem Kriegsende entgegensehend, überzeugt, Berkeleys Trostwort für sich in Anspruch nehmen zu können: Time's noblest offspring is the last; gewiß nicht nur, weil es weiß, daß die Würfel über Afrikas Schicksal in entscheidendem Fall erst auf den westeuropäischen Schlachtfeldern rollen werden, sondern auch in der Erkenntnis der inneren Brüchigkeit und moralischen Schwäche der Machthaberschaft der Gegner auf afrikanischem Boden. Johnston ist das lebendige, verpersönlichte Zeugnis dieser Tatsache; denn nur das Gefühl, Anwalt einer schlechten Sache zu sein, kann einen immerhin verdienten und durch tüchtige Leistungen ausgezeichneten Mann wie ihn in so vollkommene und törichte Widersprüche der von ihm heute vertretenen Art hineintreiben. Als Verkünder gesunden Menschenverstandes verlangte er für Deutschland freien Ellenbogenraum unter der afrikanischen Sonne. Jetzt stößt er mit Lloyd George, Long, Cecil in das Horn der Hezer, die Deutschland von jedem Mitgenuß der Güter im Schoß des schwarzen Erdteils ausschließen wollen. Damals erkannte er unsere tüchtigen Leistungen als Kulturpioniere auf afrikanischem Boden und vorab in der Eingeborenenerziehung willig an. Jetzt will er beweisen, daß unsere heldenhaften Verteidiger Deutsch-Osts ihre Erfolge lediglich zehntausend „Spießgesellen des Despotismus“ verdanken, die „in der Hauptsache Araber und arabisierte Neger, die Helfershelfer bei den früheren Sklavenjagden, von Natur zu den Tyrannen der Menschheit halten“¹⁾: alles das, obwohl er genau weiß, daß unsere Schutztruppe araberfrei ist und lediglich aus Stämmen besteht, welche das Wild jener Jäger nach schwarzem Elfenbein waren. Aber gelogen werden muß zum Zweck, die Speiße von den Selbstbestimmungsrechten der Negermassen gedankenlosen Zeitungslesern mundgerecht zu machen. In der „Contemporary

¹⁾ S. „Manchester Guardian“ vom 4. Juli 1917.

Review“ vom September 1917 holt er sich dann einen Eideshelfer in der Person des Herrn William Harbutt Dawson, und beide vereinen ihre Kräfte, den common sense mit Knütteln gänzlich tot zu schlagen. Johnston von 1913 erklärte, daß das Schicksal von Elsaß und von Deutsch-Lothringen England gar nichts angehe, und daß dieses Frankreich nicht klar genug machen könne, wie Großbritannien niemals einen Krieg mit Deutschland unterstützen werde, der die Wiedereroberung jener Provinzen bezwecke. Johnston von heute setzt sich für die ungeheuerliche Idee ein: „Angenommen, wir erreichen nur, daß Deutschland sich nach Frieden sehnt, ohne bereit zu sein, ihn auf dem Boden einer Bankrunderklärung zu schließen . . . wie würde sich dann die Hochfinanz des Verbandes zu einem Kaufplan stellen, der eine angemessene Summe für den Ankauf der deutschen Kolonien und, falls Frankreich dieweil nicht in dessen Besitz ist, von Elsaß-Lothringen auswürfe? Und vom Trentino, von Triest, Palästina, dem Zweistromland? Weshalb schließlich nicht von der ganzen Welt?? In König Lear kündigt Shakespeare an:

Wenn die Wucherer ihr Geld im Feld beschaun,
Und Herren und Kuppler Kirchen baun,
Dann kommt das Reich von Albion
In große Verwirrung und Konfusion.

Ist die Zeit der Erfüllung der Prophezeiung gekommen? Johnston und seine Gesinnungsgenossen tun jedenfalls das Ihrige, um den Zeiger auf diese zwölfte Stunde Weltbritanniens hindrücken. Die Erde und die Völker auf ihr verwandeln sich nach ihrer Weltanschauung in einen großen Trödlerladen, dessen Wertstücke an den Meistbietenden losgeschlagen werden. Man kann nicht britisch-dünnlicher und krämerhafter und nicht niedriger von „menschlichen Pflichten und unserer Verantwortlichkeit“ denken. Dawson ist immerhin zu einigen Zugeständnissen an Deutschlands Bedürfnis kolonialer Machtausbreitung bereit; „vorausgesetzt, daß es die letzten Spuren mittelalterlicher politischer Methoden von sich würfe, würden die Volksherrschaften des Westens eine wirkliche Genugtuung darin empfinden, es als Teilhaber und Kameraden am Werk der Besittung zu begrüßen“. Ein Lügenküder fängt den Wahrheitskarpfen; sehr kennzeichnenderweise lehnen Sir William und mit ihm alle englischen Kolonialpolitiker unbedingt jeden Gedanken der Freigabe von Deutsch-Südwest so scharf ab, als würde damit England das Herz aus der Seele gerissen. Die Gründe der Unerbittlichkeit gerade an dieser Stelle liegen zutage. Ehren-Botha hat bekanntlich selbst die Verlogenheit seiner Behauptungen, nur durch deutsche Angriffe zum Feldzug gegen Deutsch-Südwest veranlaßt worden zu sein, zugeben müssen. Wahrheit ist, daß das Versprechen der Einverleibung der deutschen Nachbarkolonie eine der vielen Hypothesen ist, die England auf Kriegszielkonto aufgenommen hat, um die Dominien an der Stange des Vielverbands zu halten, und daß all die Reden von Männern wie Smuts und Merriman für die Einverleibung von Südwest mehr oder weniger verhüllt lediglich im Dienst des Minenmagnatentums gehalten werden, dessen Fachpresse auseinandersetzt, wie allein durch die Beschlagnahme der deutschen Diamantfelder sich die Preise der Edelsteinindustrie auf „angemessene“ Höhe bringen lassen würden. Am 8. Dezember 1917, am Jahrestag der Falklandschlacht, veröffentlichte die Times einen merkwürdigen Artikel mit dem unverblühten Eingeständnis, allein dieser Sieg habe aller Wahrscheinlichkeit nach den Bürgerkrieg in Südafrika verhindert. Tatsächlich hat England noch heute allen Grund, mit schwerer Sorge zu den politischen Gewitterbildungen über dem Himmel Pretorias zu blicken. „Zung-Südafrika“, die Nationalistenpartei und Siegelbewahrerin der alten Überlieferungen Steijns und Beyers, verlangt in offenem

Johnston gegen Johnston

Manifest kurz und bündig nichts anderes als Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Burenrepubliken. Die Botha-Presse, vorab der „Volksstem“, sucht zwar die Führer dieser Gegenpartei, einen Tielman Roos und Pourtsma, lächerlich zu machen. Aber vergeblich! Alles, was noch nicht ganz den altväterlichen Überlieferungen untreu geworden ist, schart sich um die nationalistische Fahne und siegt in deren Zeichen: bei den Herbstwahlen für den Provinzialrat für Transvaal gewannen die Nationalisten sieben, verloren die britischen Unionisten und ihr Botha-Anhang (Südafrikanische Partei) im ganzen dreizehn Sitze, so daß nunmehr der Opposition nur noch drei Sitze zur Mehrheit fehlen. Wohl erscheint einstweilen ein Triumph ähnlich demjenigen, als vor dreißig Jahren Martinus Pretorius und Pieter Soubert die Buren gegen die Rücksichtslosigkeiten der britischen Regierung unter Sir Owen Lanyon zum Widerstand anriefen und schließlich am Majubaberg siegten, einstweilen ausgeschlossen; aber die Tatsache, daß die weiße Stammbevölkerung ihrer Mehrheit nach unentwegt jeden Zusammenhang mit dem britischen Imperium schroff ablehnt, ist nie schärfer hervorgetreten als heute. 1902 gab General Smuts, der sich erst mit Voranschlußbereeren als Bezwingler von Deutsch-Ost feiern ließ und dann Mitglied des Londoner Kriegskabinetts wurde, das von zornigen Vorwürfen gegen London strotzende Buch „Ein Jahrhundert des Unrechts“ heraus und warnte darin vorab vor dem „Rassengift“, das Großbritannien durch seine Bedrängung des Burentums und seine Bündelerei mit den Schwarzen anstreuere. Die Ironie der Geschichte will es, daß gerade er heute alles dazu tut, um diese Giftsaat zu voller Entfaltung zu bringen und ihr Unheil über das Land, dessen Vergewaltigung durch England er damals beklagte, heraufzubeschwören. Mit schwersten Sorgen, wie die Tochterstaaten ihr Treueverhältnis zum Mutterland auffassen und betätigen würden, ist Großbritannien in den Krieg eingetreten, und nur durch rohe Gewalt in Indien und Ägypten, durch das Spiel der Presse auf sämtlichen Registern der Wahrheitsfälschung und alle möglichen unhaltbaren Versprechungen gegenüber den weißen Schutzgebieten hat es die Drohungen zeitweilig bannen können. Aber Südafrika zeigt nicht nur wie in einem Fokus das Wesen, die Vielseitigkeit und die Glutstärke dieser Gefahren, sondern ist auch der Beweis, daß deren Zündkraft keineswegs erloschen ist: es erscheint so, im Zusammenhang mit den Anschauungen, wie sie heute von britischen Politikern des Schlages Johnston vertreten werden, als natürlicher Anknüpfungspunkt zur Bestimmung der Linie, auf welcher die deutschen kolonialen Probleme in Afrika zeitgemäß zu lösen sind.

Fast ausnahmslos sind die tropischen und subtropischen Besitzungen europäischer Großmächte willkürlich abgegrenzte Gebilde, denen weder geo- noch ethnographisch, weder politisch noch wirtschaftlich natürliche Formfestigkeit eignet. Ein klassisches Beispiel dessen ist der Kongostaat. In der heutigen, durch Zufälligkeiten, durch Verträge mit Häuptlingen und durch die Forschungs- und Eroberungszüge eines Stears, Delcommune, Bia, Kerkhoven entstandenen Gestalt, in seinem Riesenumfang von 2,25 Geviertkilometer gleicht er einer dickbauchigen Netorte, die nur mit einem sehr engen Mundstück Wasser aus dem Atlantischen Ozean aufnimmt: mit dem schmal abgegrenzten Kongomündungsgebiet bei Boma, wo aber der Kongo jährlich Erd- und Schlammassen in der Menge von 350 Millionen Kubikmeter auswirft, so daß sich hier kaum jemals ein Hafen ersten Ranges herstellen lassen dürfte. Katanga aber, das, als eines der reichsten Mineralgebiete der Welt mit starkem Vorkommen von Gold, Platin, Kohle, Eisen, Zink, Zinn und vor allem Kupfer, die wirtschaftliche Herzkammer des einstmaligen leopoldinischen Freistaates bildet, gehört von Natur keineswegs zu diesem, sondern zu der Mittel- und Südafrika verbindenden Länderbrücke, die der Sambesi durchfließt und deren Träger

Angola, Nordrhodesia, Mosambique sind. Schon in diesen Tatsachen begründet sich die Gewißheit, daß die politische Karte Afrikas der Zukunft ein ganz anderes Antlitz als heute zeigen wird: daß die Umwandlung nach anderen Richtmassen als nach den in alten Kulturländern üblichen erfolgen wird, erscheint freilich nicht minder klar. Die Neger, obwohl politisch erwachend, sind gleichwohl einstweilen eine gesellschaftlich und vorab staatlich formlose Masse; über ihre dumpfen Rassentriebe, mag immer es vernünftig und geboten sein, deren Entwicklungstrebigkeiten nicht unberücksichtigt zu lassen, wird Wille und Drang der europäischen Mächte, die afrikanischen Quellgründe zur Befriedigung ihrer Wirtschaftsbedürfnisse nach deren Gesetzen abzugrenzen und aufzuteilen, hinwegschreiten. Das bedeutet natürlich nichts weniger als die Befürwortung einer gewissenlosen Ausbeutung der schwarzen Bevölkerung, sei es zu militärischen, sei es zu Arbeitszwecken. Im Gegenteil: das Verfahren Englands und Frankreichs, der angeblichen Beschützer der Rechte der Negervölker, die die schwarzen Massen wahllos auf die abend- und morgenländischen Kampfplätze trieben, ist nicht nur wirtschaftlich und sozial verderblich, sondern streute auch allenthalben die Keime der Empörung gegen das Unsehen der Weißen unter den Farbigen aus, ballte sie gemeinbürgerschaftlich zusammen, drängte sie auf unruhige Völkerwanderschaft, kurz, erwies sich als der angesagte Feind jedes wirklichen Kulturfortschritts. Dr. Solf hat in seiner bekannten Rede über die Zukunft Afrikas das gute Wort von dem Selbstzweckrecht der Eingeborenen gesprochen, die den Anspruch darauf hätten, von den höher entwickelten Rassen jederzeit als Zweck und nicht bloß als Mittel zum Zweck betrachtet zu werden. Die Norm hält sich ebenso fern von den Schildbürgerereien und nicht ernst gemeinten Überschwenglichkeiten der Übertragung demokratischer Freiheiten auf die in politischem Schlaf oder Dämmerzustand lebenden Negerheere, wie sie als das wirksame Mittel zu ihrer vernünftigen Erziehung und Hebung auf höhere Lebensstufen erscheint. Entsprechend den Erfahrungen des Weltkrieges ergeben sich hiernach für die Entwicklung des deutsch-afrikanischen Kolonialreichs der Zukunft folgende Richtmaße: 1. Gute Verteidigungsfähigkeit des Besitzes und leichte Aufrechterhaltung der Verbindungen mit dem Mutterland; 2. vorteilhafte Grenzen derart, daß dem Feind möglichst wenig offene und leicht durchzustößende Fronten gegeben sind; 3. Eignung des Koloniallandes für deutsche Besiedlung, um die Grundlagen einer starken Schutztruppe, zugleich aber auch die tragfähige Untermauerung für eine Rassenpolitik zu schaffen, die ein festes weißes Bollwerk gegen die Eingeborenenmasse und den ganzen nach Afrika hinströmenden Einwanderermischmasch bildet; 4. Sicherung der wichtigsten industriellen Rohstoffe, so zwar, daß im Kriegsfall die militärischen Bedürfnisse aus den Bodenschätzen des Landes selbst gedeckt werden können. Das erstere Ziel erfordert offensichtlich gute Häfen, die, mit Arsenalen, Werften, Docks ausgestattet, dem Kreuzerkrieg einen zuverlässigen Rückhalt geben. Weder der Kongostaat noch Kamerun, noch die Möglichkeit einer Erwerbung von Küstengebiet Französisch-Aquatorialafrikas bieten aber Aussicht auf wirklich glückliche Lösung dieser Frage, weil der ganze Golf von Guinea an brauchbaren Häfen arm ist und jedenfalls keiner unter ihnen sich mit der Lobitobai und — bei sachgemäßem Ausbau — der Tigerbai von Angola vergleichen kann. Damit hängt das Problem des Grenzschutzes unmittelbar zusammen. Afrikanischer Besitz ist, wie es die Kriegslehren deutlich genug bezeugen, nur von der Küste her wirksam zu verteidigen; muß diese preisgegeben werden, so mag der Kampf ums Inland noch so lange fortgesetzt werden: letzten Endes gleicht er doch immer dem Ringen einer belagerten Festungsmannschaft, die trotz heldenmütigem Widerstand ohne Entsatz von außen vor dem unvermeidlichen Zusammenbruch ihrer Widerstands-

kraft steht. Dabei weist der Kongostaat nirgendswa, abgesehen von der östlichen Seelinie, die aber für die Kampflage Deutschlands keine Vorteile böte, einen von Natur starken Grenzschutz auf, wohl aber desto mehr offene Einfallstore und schwer zu verteidigende Außenwerke, mit deren Fall — wie beispielsweise beim Katangazipfel — zugleich das Schutzgebiet wirtschaftlich ins Herz getroffen würde. Erst recht bietet das ganze mittelafrikanische Kongogebiet wenig Aussichten für deutsche bauerliche Besiedlung, der Granitgrundlage und dem Jungbrunnen aller militärischen und völkischen Kraft. Weitauß überwiegend ist es ausgesprochenes Pflanzungsland für den Betrieb mit Negerarbeiterschaft; einzelne, für europäische Besiedlung geeignete Strecken werden immer Inseln im schwarzen Meer bleiben. Das gegenteilige Bild zeigt Angola. Das südliche Hochland, das die Wasserscheide zwischen Kongo und Ruanza nördlich, Sambesi und Kunene südlich bildet, dürfte sich seiner klimatischen Lage und seiner Bodenbeschaffenheit nach unschwer zu einer Kornkammer ersten Ranges mit reicher Viehzucht entwickeln lassen. Bekanntlich haben schon seit geraumer Zeit Buren, die besten Sachverständigen für solche Entwicklungsmöglichkeiten, sich auf dem Treck vor dem britischen Einfluß hier, hauptsächlich in Lubango, Palanka, Huilla, Chibia, angesiedelt, eine Abwanderung, die neuerdings noch durch den Zug der Leute des Burengenerals Maris verstärkt worden ist. Von berufener sachverständiger Seite ist schon vor dem Krieg oft genug von einer gewissen deutschen Neigung zur Überschätzung des belgischen Kongolandes gewarnt worden, die im Grunde nur darauf beruht, daß es im Auge gewisser Liebhaberpolitiker einen schönen runden, großen Flecken auf der afrikanischen Karte darstellt, der Deutsch-Ost mit Kamerun verbindet und dessen Beschlagnahme der Forderung: Mittelafrika deutsch! auf einfache Weise Genüge tut. Die Linie zur Lösung großer politischer Probleme verläuft aber kaum jemals auf der breiten Straße der Massenvorstellungen; die Wirklichkeitsgestaltung erfordert alle möglichen Rücksichten, Umwege und Umgestaltungen, deren Gewicht und Entwicklungsgesetzlichkeiten dem gemeinen Urteil nicht ohne weiteres einleuchtet. Der wirtschaftliche Pulsschlag des ganzen Kongostaates hängt noch heute von der Kautschukgewinnung ab; bricht auf dem Weltmarkt eine Stockung des Handels mit dem Erzeugnis aus, so liegt Handel und Wandel der ganzen Kolonie darnieder. Kurz, entgegen den britischen Ansprüchen und Zukunftsprogrammen nach Johnston und Genossen haben wir allen Grund, beim Friedensschluß die Wiedereinsetzung Deutschlands in den Besitz von Südwest als Hauptforderung geltend zu machen. Für den Deutschen hatte die Handelschaft mit afrikanischem Kolonialgut, wie sie schon vor dem Krieg bei den ewig erfolglosen Versuchen zur Verständigung mit England betrieben wurden, stets etwas an sich, das gegen sein auch beim politischen Denken nicht auszuschaltendes sittliches Empfinden ging; Länder, mögen sie immer im rohen Kulturzustand sein, sollen nun einmal nicht Gegenstand willkürlicher Schachergeschäfte sein. Ginge mit dem Süden des Kongostaates nach alten Plänen Angola in deutschen Besitz über, so könnte, nach Vollendung der Benguellabahn, die Herstellung einer Verbindung von Kambowe, dem Johannesburg des mittelafrikanischen Bergbaugebietes, mit dem Westufer des Tanganjika entweder über Kalenga oder über Mpueto-Bandoinville nur noch eine Frage gemessener Zeit sein; damit beherrschte Deutschland, gestützt auf die ostafrikanische Mittellandbahn, ein quer-afrikanisches Eisenbahnsystem, dessen weltwirtschaftliches Gewicht zutage liegt. Und es verfügte, namentlich wenn der Besitz durch nordrhodesisches Gebiet abgerundet würde, über eine Länderbrücke von Ost nach West, vom Indischen zum Atlantischen Ozean, die allen Ansprüchen moderner großmächtlicher Kolonialpolitik durchaus entspräche. Ein zuverlässiges Schanzwerk deutschnationaler überseeischer Macht

wäre geschaffen in der Form, die uns zwar selbst der wohlwollendste Brit nicht gönnt, die aber doch geschaffen werden muß, um die mutwillige Zerstörung langjähriger Arbeit und Nackenschläge gegen unser Weltmachtensehen, wie wir sie im gegenwärtigen Krieg als Sieger über uns ergehen lassen mußten, für die Zukunft auszuschließen, und die uns erlaubte, der ganzen Welt ein Zeugnis der überlegenen organisatorischen und kulturwirtschaftlichen deutschen Schaffenskraft auch auf kolonialpolitischem Gebiet abzulegen.

B. L. Freiherr von Mackay.

Neuere Schriften über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände Belgiens.

I.

Noch immer steigt die Flut der Schriften, die über Belgien und die Flamen verfaßt und veröffentlicht werden; noch immer sind trotzdem Unwissenheit, Unsicherheit und Gleichgültigkeit die Leitsterne, unter denen unsere öffentliche Meinung an die belgisch-flämische Frage herangeht oder an ihr — vorübergeht. Selbst die wirtschaftlichen und sozialen Schriften, denen doch unsere Generation im allgemeinen den Vorrang vor den reinpolitischen und den völkischen einräumt, stehen unter diesen Zeichen und Sternen. Wir können, was die ersten Kriegsjahre auf diesem Gebiete hervorgebracht haben, zumeist ad acta legen, zu denjenigen Akten, die man nicht gerne wieder durchblättert, weil sie nur allzugrell beleuchteten, was vor dem Kriege unterlassen und versäumt wurde, und allzu deutlich zeigen, wie weit diese Unterlassungssünden noch in die Gegenwart hineinreichen.

Wer aber ein scharfes Bild von den sozialen Zuständen in Belgien haben will, sei hier an erster Stelle auf ein Büchlein hingewiesen, das sich weder durch wissenschaftliche Auszschöpfung des Gegenstandes noch durch künstlerischen Aufbau auszeichnet. Blize in dunkler Nacht zeigen uns die ganze Landschaft oft heller als hundert Gaslaternen, die unverrückbar nur an das Weichbild der Stadt gebunden sind und nicht darüber hinausleuchten. So wird uns die Nachtseite Flanderns durch ein kleines Büchlein beleuchtet, das um Neujahr 1916 in Antwerpen vollendet wurde und einige Monate später auf dem Büchermarkt erschien; sein Verfasser nannte sich Claudius Severus und das Buch selbst „Vlaanderens Weezang“¹⁾. Es wurde bald auch deutsch bearbeitet: im Spätherbst 1916 übernahm ein Anonymus in „Flanderns Wehklage . . . und wir“²⁾ die belangreichsten Stellen daraus und knüpfte beherzigenswerte Gedanken daran. Etwas später kam die deutsche Übersetzung von Paul Schwald („Flanderns Not“) heraus³⁾.

Warum verdient dieser Notschrei unsere Aufmerksamkeit vor mancher Arbeit, die wissenschaftlicheren Geistes oder künstlerisch abgerundeter ist? Weil es ein wirklicher Notschrei ist; weil der Verfasser nicht über die Not schreibt oder schreit,

¹⁾ „Vlaanderens Weezang“ door Claudius Severus, Utrecht 1916. (Uitgeverij Deetsche Stemmen.)

²⁾ „Flanderns Wehklage . . . und wir.“ Wintersche Universitätsbuchhandlung. Heidelberg 1916.

³⁾ „Flanderns Not.“ Von Claudius Severus. Berechtigte Übersetzung nach der zweiten Auflage von Dr. P. Schwald. Verlag von Georg Stilke, Berlin und Brüssel.

Neuere Schriften über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände Belgiens

sondern aus ihr heraus; weil er seit mehr als dreißig Jahren am eigenen Leibe diese Not erlebt und Zeit und Gelegenheit genug hatte, ihren Ursachen nachzuspüren.

Der belgische Staat war das Land der wohlfeilen Arbeitskräfte; darauf beruhte der Reichtum und die Konkurrenzfähigkeit der belgischen Industrie, überhaupt belgischer Unternehmungen.

„Ich, Schreiber dieser Broschüre,“ sagt Claudius Severus auf S. 29 (der Ohwaldschen Ausgabe), „kenne persönlich eine Familie in einem der malerischen Dörfchen von Westflandern, wo das Familienhaupt Vater von zehn Kindern ist, das älteste elf Jahre alt, und alle sind noch am Leben, auch die Mutter. Der Vater ist rund fünfundvierzig Jahre alt, groß gebaut, tüchtig und kräftig; er verkauft seine Arbeit an die umliegenden Pächter, und wenn dieser Mann dann gearbeitet hat oder vielmehr geschuftet, von Montag früh bis Sonnabend abends, dann bringt er 6 Franken 60 Centimes nach Hause, 1,10 Frank täglich, und das Essen. Wie soll nun die Familie von zwölf Köpfen leben von 8 Centimen täglich und noch Miete bezahlen?“

Und „in diesen Gegenden gibt es auch Tagelöhne von 90 Centimen!“

„Und dieser Fall ist nicht vereinzelt in seiner Art, mehrere Hunderte gibt es so! Nein, Zehntausende!“

„In demselben Dörfchen . . . konnte nur jede vierte Person einen Zettel, den ich zeigte, lesen. Die drei übrigen waren Analphabeten!“

Hier kommen wir dem Geschäftsgeheimnis auf die Spur, durch das sich „Belgien“ wirtschaftlich auf der Höhe hielt. Das System des belgischen Staates züchtete die wohlfeilen Arbeitskräfte, indem es den größeren Teil der Staatsbürger in einem solchen Abgrunde von Unbildung hielt, daß sie ihr Dasein nicht anders fristen konnten denn als Arbeitsvieh allerniedrigster Sorte. Man ist die billige Phrase von Volksverdummung und Pfaffentum gewohnt, die so gern auf katholische Länder angewandt wird. Aber der wahre Schlüssel liegt hier doch tiefer. Er liegt in dem belgischen Zwanne, der die Blumen von jeder Weiterbildung in ihrer Muttersprache ausschloß und sie dazu zwang, sich in das fremde Dickicht der französischen Sprache führen zu lassen, wenn sie etwas anderes werden wollten als die Kulis allerniedrigster Werte.

„Diesenigen Industrien, die in allen anderen Ländern verboten sind, suchen ihre Zuflucht in Flandern, wo sie nachsichtige Gesetze und billige Arbeitskräfte finden“ (a. a. O. S. 44) — billige Arbeitskräfte auf Grund von Schulverhältnissen und sozialen Lebensbedingungen, wie sie in geordneten europäischen Staaten sonst kaum noch möglich waren (immer von Irland abgesehen).

Man kann sich nicht versagen, dem Verfasser nachzuschreiben, was er (a. a. O. S. 38 f.) aus Kamiel Huymans' Rede vom 17. Februar 1914 zitiert:

„Erstes Bild: Eine Familie von Zigarrenmachern in Oherardsbergen. Die Arbeitsstube dient zugleich als Küche, Schlafstube, Trocken- und Abfallraum. Die sechs beschäftigten Personen verdienen 6 bis 9 Franken die Woche. Die Kinder, die den Tabak verarbeiten müssen, sind acht, sechs und vier Jahre alt.

Zweites Bild: In Mecheln. Kinder, die das Stroh für die Stuhlflechter verarbeiten, verdienen 5 Centimen in der Stunde; darunter sind welche, die nur 8 Centimen täglich verdienen. Sie sind neun, acht, sieben und sechs Jahre alt.

Drittes Bild: Eine Leinenarbeiterin von Konse, Witwe mit vier Kindern. Alle, wovon das jüngste sechs Jahre alt ist, arbeiten mit. Die Leinenwand muß in der Stube zum Trocknen aufgehängt werden. Nach vierzehn Stunden Arbeit hat die ganze Familie 4 Franken verdient.

Letztes Bild: Ich habe ein Kind gesehen von vier Jahren, das schon sechs

Monate mitarbeitete und sich dadurch eine Lähmung des Vorderarmes zugezogen hatte. Dies Kind war verpflichtet, mit seinen Fingern einen Eisendraht zu nehmen und ihn in einem brennenden Leuchter zu erwärmen. Das fortwährende Wiederholen dieser Arbeit hatte die zwei Finger in ihrer Lebenskraft angegriffen und sie gelähmt; vier Jahre alt und das Opfer der Arbeit!!“

Der Schreiber des vorliegenden Aufsatzes, der sich schon zu Friedenszeiten ein wenig in Belgien umgesehen hat, kommt in Versuchung, eigene Beobachtungen einzuflechten, die völlig mit dem übereinstimmen, was Claudius Severus und Snyssmans vermelden; Beobachtungen an vlämischer Kinderarbeit in den Kohlenbergwerken des Walenlandes . . .

Aber lassen wir Claudius Severus das Wort (a. a. O. S. 44 ff.):

„Für einige Centen täglich sollen unsere Kinder mit blutverderbendem Quecksilber die Häute reinigen von früh bis abends.“

„Ich habe alte Leute von fünfundsiechzig Jahren in Kupferkessel hinabsteigen sehen, die vorher wußten, daß sie dadurch drei Monate später tot sein würden . . .

„Ich habe einen Mann von achtundsiechzig Jahren an einem Ofen stehen sehen, wo er sechsunddreißig Stunden hintereinander bleiben mußte für 2 Franken. Er durfte einmal in der Woche kommen; sonst hatte dieser Mann keinen Broterwerb . . .“

Folgen wir unserem Gewährsmann auf die Fähre, die von Hemigem nach Callebeek fährt. Da schildert er seine vlämischen Landsleute, wenn die Tag- und Nachtschichten einander ablösen (S. 46): „Zehn bis fünfzehn Kilometer zu Fuß haben sie schon hinter sich, ehe sie in der Fabrik sind; dann zehn bis zwölf Stunden Fabrikarbeit, und dann wieder zurück nach der Fähre, um den Rückweg anzutreten. Bis zum Sinken wird das Boot vollgedrängt; wo man steht, muß man stehen bleiben — unmöglich, sich noch zu rühren. Da stehen sie alle, abgebeht, als gefühllose Wesen; kein einziger, der denkt oder spricht; still ist es, eine drückende Totenstille auf dem Boot, das 150 bis 200 Menschen trägt. Der alte, dem Tode geweihte Messingkesselreiniger mit seinem verkupferten Blut ist auch dabei . . . wie stummes Vieh stehen sie dort aneinandergedrückt. Unter ihnen stehe auch ich. Auch mir war der Mut zu reden entfallen, bis ich mir, ungefähr fünfzig Meter vom Anlegeplatz entfernt, eine kleine Bemerkung erlaubte, um die drückende Stille zu brechen. Einige Sekunden später, so lange, bis nach vlämischer Gewohnheit meine Worte Zeit gehabt hatten, in das träge Gehirn meiner Umgebung durchzudringen, kam als Antwort: „Nun, beim Umschlagen des Bootes wäre der Verlust nicht sehr groß; am Fabrikvork ist nicht viel gelegen.“

Solche Schilderungen mögen manchen, der gewohnt ist, menschliches Elend von der Studierstube aus zu betrachten, nicht anders anmuten als gewöhnliche demagogische Handschrift. Und doch ist es etwas anderes. Hier handelt es sich nicht um die Unterdrückung einer Klasse, eines Standes, sondern um die Ausbeutung eines ganzen Volkes durch ein anderes. In allen Industriestaaten bilden sich Klasseninteressen, Klassengegensätze, Klassenkämpfe, soziale Gleichgewichtsstörungen und Härten, Ausbeutungen und Auflehnungen. Aber solange Arbeitgeber und Arbeitnehmer dieselbe Sprache reden und desselben Blutes sind, besteht noch immer ein geheimes Band, das die Gegensätze nicht überbrückbar werden läßt und Ausgleich schafft, zumal wenn die unterdrückte Klasse ihren Anteil an der Gesetzgebung hat. Aber wo ein solches Band nicht besteht, wo die Unterdrückten mit anderen Zungen reden als die Unterdrückten und sich zu einer anderen Kultur bekennen, da sind die Gegensätze von ärgerer Art, da schreit das Elend schriller zum Himmel, da gibt es keine andere endgültige Lösung als die gerechte, völlige Scheidung von Volk zu Volk.

Neuere Schriften über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände Belgiens

Die Vlamen werden ausgebeutet, weil sie Vlamen sind und weil der belgische Staat den Vlämischsprechenden nicht gestatten will, etwas anderes zu werden als Lohnsklaven, in deren Namen schon das Wort „Lohn“ eine Schönfärberei ist. Dem belgischen Staat ist es in sich eine Unmöglichkeit, den Vlamen Berechtigungen widerfahren zu lassen; denn wenn er ihnen erlaubt, sich durch Ausbildung in ihrer Muttersprache ihre Erwerbsfähigkeit zu erweitern und ihren Bildungsstand und ihr Selbstbewußtsein zu erhöhen, beraubt er sich und seine Industrie der wohlfeilen Arbeitskräfte und beeinträchtigt seine eigene Fähigkeit zum Wettbewerb. Es ist darum ein durchaus belgisches Interesse und die Ausartung eines begreiflichen Egoismus, wenn belgische Parlamentarier, deren Macht und Wohlsein mit dem belgischen Staat steht und fällt, es nicht zugeben wollen, daß die niederländische Sprache eine Kultursprache ist; wenn sie es bestreiten, daß der Vlaming noch eine andere Ausbildungsmöglichkeit habe als die ihm bisher auferlegte belgisch-französische Schule, die in den breiten Volksmassen das Analphabetentum, in den oberen Schichten die Bastardlächerlichkeit der Beulemans züchtet.

Um das Märchen von der Minderwertigkeit der vlämisch-niederländischen Sprache zu stützen, hat es ein belgischer Parlamentarier allen Ernstes fertig gebracht, zu behaupten, daß man (a. a. O. S. 53) „an den niederländischen Universitäten nicht auf Niederländisch lehre“.

Claudius Severus zitiert dazu seinen deutschfeindlichen Landsmann August Vermeylen: „Der Ozean, der Himmel voll Sterne ist weniger unendlich als die bössartige Dummheit dieser Menschen, wenn es darauf ankommt, das Vlämische zu bekämpfen.“

Aber jede Dummheit, und sei sie noch so bössartig, unwahr und unsinnig, findet in der modernen Kulturwelt ihre gläubigen Anhänger und Verfechter, wenn sie das Mäntelchen einer politischen, ganz- oder halbwissenschaftlichen Theorie anzunehmen und sich mit einigen west- oder mitteleuropäischen Schlagwörtern zu verbrämen weiß. So hat die belgische Unwahrheit über die vlämische und niederländische Sprache auch in Deutschland ihre Verteidiger gefunden. Wir begegnen ihnen nicht nur in gewissen Gesellschaftskreisen, die mit den belgisch-französischen Ausbeutern geschäftlich verbunden sind, sondern auch bei tonangebenden Parteidoctrinären, denen man so materielle Verbindungen nicht vorwerfen kann. Es mutet uns seltsam an, wenn wir aus der grimmigen Wirklichkeit des vlämischen Elends oder von den sozialen Wahrheiten des Claudius Severus kommen und dann der Bücherweisheit eines Kautski¹⁾ begegnen. Dieser Theoretiker weiß offenbar selbst nur wenig von den Ursachen des sozialen Elends in Flandern; er geht auf den Krücken eben jener Vlamenfeinde einher, die Vermeylen so scharf gekennzeichnet hat. Er bringt es sogar zuwege, vlämisch-gesinnte Vlamen für diese graue Theorie zu Eideshelfern zu vergewaltigen, indem er Äußerungen von ihnen aus dem Zusammenhang reißt und mißdeutet. Hugo Verriest, der prächtige Nestor von Ingogghem, hat mit Bitterkeit niedergeschrieben, wie die belgisch-französische Schule und Erziehung ihn und seine Altersgenossen der niederländisch-vlämischen Muttersprache so entfremdet und ihn mit französischen Begriffen und Ausdrücken derart erfüllt hat, daß ihm auf wissenschaftlichen Gedankengängen stets die französischen Bezeichnungen einfallen und die vlämischen nicht zu Gebote stehen. Dies Ergebnis französisch-belgischer Schultyrannie zitiert Kautski als einen natürlichen

¹⁾ „Serbien und Belgien in der Geschichte.“ Historische Studien zur Frage der Nationalitäten und Kriegsziele von Karl Kautski. Stuttgart, J. S. W. Dies Nachfolger G. m. b. H. 1917.

Mangel der vlämischen (niederländischen!) Sprache, die er für minderwertig und französischer Ergänzungen für bedürftig hält! Er geht also entweder von dem Irrtum aus, daß die niederländische Sprache nicht fähig wäre, wissenschaftliche Dinge auszudrücken (demselben Irrtum, für den Vermechlen ein weniger nachsichtiges Wort hat), oder er weiß nicht, daß die vlämischen Dialekte zur niederländischen Sprache gehören (eine weitverbreitete, aber nicht minder grobe Unkenntnis und besonders belastend für jemanden, der sich anheischig macht, über die vlämische Frage mitzureden). Die „böartige Dummheit“, daß auf niederländischen Universitäten die Vorlesungen nicht in niederländischer Sprache gehalten werden könnten (weil das Niederländische keine Kultursprache sei), dürfen wir unserem gelehrten Sozialisten wohl schwerlich zutrauen; es bleibt also die zwingende Folgerung, daß er nicht weiß, was „vlämisch“ ist, ja es wahrscheinlich auch, in vlamenfeindlichen Vorurteilen befangen, nicht wissen will, und daher alle die Torheiten gläubig niederschreibt, die der Fanatismus der Franzosen und Französlinge seit Jahrzehnten über diese Frage in die Welt hinausphantasiert hat. Aber dies sind nicht die einzigen Irrtümer, die Kautski unterlaufen; kleine und große geben sich in seiner Schrift ein Stelldichein, die dem Leser verraten, wie fern der Verfasser dem belgischen Problem steht. So widerfährt es ihm auf Seite 87, daß er Prayon von Zuylen zum deutschen Offizier macht; er vertauscht oder verwechselt hier den alten Burenfeind und Deutschenhasser, der in London seine Sage beschloß, mit dem stets deutschfreundlich gebliebenen Vater Hallers von Ziegenfard.

Es ergibt sich ohne weiteres, daß auf einer solchen Grundlage, wie Kautski sie ohne Kenntnis der wichtigsten Tatsachen konstruiert, irgendeine ernst zu nehmende Zukunftsbetrachtung nicht aufgebaut werden kann.

Franz Fromme.

Vom alten Gymnasium.

Vom alten Gymnasium. Von Josef Hofmiller. H. Bruckmann, München 1917.

Da der Verfasser der „Versuche“ und der „Zeitgenossen“ sich in den drei, unter obigem Titel gesammelten Aufsätzen mit Fragen des Unterrichts befaßt, so werden seine pädagogischen Fachgenossen sich jedenfalls noch zu seinen Vorschlägen äußern. Aber so vieles darin bezieht sich zugleich auf die allgemeine Entwicklung deutschen Geistes, daß alle, denen diese Entwicklung am Herzen liegt, sich irgendwie davon berührt fühlen müssen.

Jeder, der von Anbeginn zu Josef Hofmillers aufmerksamen Lesern gehört hat, sieht in ihm einen Hauptvertreter deutscher Bildung. Der deutschen Bildung, deren Merkmale sind: Bewahrung der Stammeseigenart, ohne daß die Empfindung für das weite Vaterland darunter leidet, genaue Kenntnis alles Lößlichen und Guten, was die Fremde hervorbringt, ohne darum die Geistesgüter der Heimat jemals hintanzusetzen. Josef Hofmiller ist Altbayer, ist es mit Überzeugung und Stolz, jedoch ein ebenso unerschütterlicher Anhänger von Bismarcks Reichsgedanken. Er macht aus seiner katholischen Gesinnung kein Hehl; aber wie gerecht er den Vertretern anderer Bekenntnisse gegenübersteht, zeigen in dem Aufsatz „Laien-gedanken zum Religionsunterricht“ die Hinweise auf den Ernst, womit Protestanten sich in die religiöse Vergangenheit vertiefen, auf den reichen religiösen Besitz des Judentums. Schließlich: er ist einer der gründlichsten Kenner fremdländischer Lite-

ratur und hat durch seine Bewunderung des fremden Guten nur eine größere Liebe zu deutscher Dichtung, deutschem Schrifttum gewonnen. Um uns in der kämpfreichen Zukunft zu behaupten und unser neu aufzurichtendes Haus gut auszubauen, bedürfen wir solcher Männer sicherlich.

Die Gedanken, die den Kern von Hofmüllers Buch ausmachen, richten sich, wie schon gesagt, keineswegs nur an Schulmänner und Schüler. Sie rühren an Dinge, unter denen die Erwachsenen unserer gebildeten Kreise nicht minder als unsere Jugend leiden und die infolgedessen einen schädlichen Einfluß auf unser ganzes öffentliches Leben ausüben. Zumal der Mangel an innerem Zusammenhang mit großen Überlieferungen, mit unserer ganzen kulturellen Vergangenheit. Die Unsicherheit des Urteils, die auf den verschiedensten Gebieten zutage tritt, ist eine Folge der eigentümlichen Wurzellosigkeit unseres geistigen Lebens, der Bildung, die allmählich viel zu sehr in die Breite gegangen ist, um recht in die Tiefe zu gehen. Dem Schlagwort von der „allgemeinen Bildung“ gegenüber wirft Hofmüller die Frage auf: Ob geistige Zucht, wie Bildung überhaupt, von bewußter und gewollter Einseitigkeit getrennt werden könne? Ob nicht jeder, der in etwas Wesentlichem gebildet werden will, den Mut zur Unwissenheit und zum Bekennen dieser Unwissenheit in dem für ihn und seine Bildung Unwesentlichen haben müsse? „Es gibt keine allgemeine Bildung! Bildung ist ihrem Wesen nach Wille zum Besonderen, Hingabe an ein Besonderes und hat nichts gemein mit der Gebildetheit, deren höchstes Ziel ist, in der Reifeprüfung nicht wegen eines Wissensdefizits durchzufallen.“

Es ist Hofmüller, wie er ausdrücklich betont, hauptsächlich um Heranziehung alles dessen zu tun, was dem Lernenden seelisch etwas gibt. „Wir brauchen Heimaten des Geistes, wenn wir nicht verwehen wollen wie Spreu vor dem Wind. Wir müssen wissen, aus welchem Boden wir gewachsen sind und aus welchen Wurzeln. Die Schule muß uns das Auge öffnen fürs Ahnenland und dem Heranwachsenden sagen: Siehe, dies alles ist dein!“

Für ihn stehen und fallen unsere höheren Schulen mit der Erfüllung der einen Aufgabe: „dem werdenden zum Bewußtsein zu bringen, daß es ein Gewordenes gibt, von dem er nur ein kleiner Teil ist, ihn dieses Gewordene erkennen, erfahren und erleben zu lassen.“ — Wer die Entwicklung verwandter oder befreundeter Knaben mit liebevollem Auge verfolgt, wird Hofmüller hierin beistimmen müssen. Und der Knabe ist der Vater des Mannes. Wir würden nicht bei den verschiedensten Anlässen einer oft so rührenden Erkenntnis des historisch Gewordenen, einer so naiven Überzeugung, daß mit dem zwanzigsten Jahrhundert die Menschheits-erkenntnis erst begonnen hat, begegnen, wenn in mehr jungen Köpfen das Gefühl des Gegenteils lebendig wäre. Wenn der Herangewachsene, der in die Welt hinaustritt, Kultur verstehen wollte nicht als eine Summe äußerlicher Bequemlichkeiten und äußerlich gepflegter Geistesporte, sondern, so wie sie Hofmüller formuliert, als „Einwachsen in eine Überlieferung, Heraushelfen aus einem Nährboden, Einverleibung und Verarbeitung eines Erbes“.

Eben um dies Kulturziel zu erreichen, will Hofmüller in den deutschen wie in den lateinischen Unterricht eine Menge kostbaren Geistesgutes mit einbezogen wissen, das leider in unseren Tagen den wenigsten bekannt ist. Die Perlen alter Dichtung, die er meint, zumal die des deutschen Mittelalters, sind nicht nur im lateinischen beziehungsweise mittelhochdeutschen Urtext, sondern auch in den vorhandenen Übersetzungen selten gelesen. Desgleichen die Sagen, Legenden, mündartigen Dichtungen, in denen so viel von der Seele unseres Volkes lebt. Wäre dies alles bekannter, so würden wir weit stolzer auf das Ererbte und in bezug

auf neu Hinzukommendes weit kritischer, nicht so leicht zu verblüffen sein. Die so häufige Urteils- und Wahllosigkeit hinsichtlich unseres Lesestoffes entstammt eben dem Mangel an historischem Sinn, dem Fehlen eines klaren, am Besten geschulten Geschmacks.

Die ähnliche Forderung, wie sie Hofmiller im Aufsatz „Vom alten Gymnasium“ ausspricht, stellt er auch im dritten Aufsatz „Laiengedanken zum Religionsunterricht“. Wieder beantragt er, daß weniger verlangt und dafür mehr geboten werde, daß die Großstadtlast verschwinde und der Schüler sich innerlich auseinandersetzen lerne mit der Religion als einer Grundlage unserer Kultur, „die aus dem Hause unserer Kultur nicht mehr wegzudenten ist, ohne daß es einstürzt“. Er fragt, warum die lateinische Sprache nicht für den Religionsunterricht, für Quellenlesung nutzbar gemacht wird? Warum die — nach Sinn und Form wunder-vollsten — Legenden und Hymnen nicht Gemeingut der Schüler in ihrer empfäng-lichsten Lebenszeit sind? „Wenn sie dem Gymnasiasten zum lebendigen Besitz würden, ginge ihm die Bedeutung der Kirche für die abendländische Kultur ganz anders auf, und er sähe über Schulbuch und Schulstube hinaus in eine zweitausend-jährige Vergangenheit.“ Er verlangt eine größere Vertiefung auch des religiösen Lebens an Stelle des bloßen Katechismuserlernens und der Schülergottesdienste, die den Knaben aus der Familie und Gemeinde herausnehmen, ohne ihm eigentlich ein Äquivalent zu geben. Denn — so betont Hofmiller — gerade die drei christ-lichen Hauptfeste lassen die Schulkirche unberührt, weil sie in Ferien fallen. Er will auch hier — nach Lagardes Wort — „Geschlossenheiten schaffen: Heimaten des Geistes, die man nicht vergißt“.

Bei dem zweiten Aufsatz „Englisch oder Französisch“ klingt die Stimme des Patrioten am deutlichsten hervor. Nicht nur, weil er die im Englischen enthaltenen Werte literarisch-philologisch so stark empfindet, will er dem Englischen den Vorzug vor der einst verbreitetsten Umgangssprache eingeräumt wissen, sondern weil er der Überzeugung lebt, daß mit dem Englischen wir uns die ganze nächste Zukunft hin-durch, friedlich oder feindlich, auseinandersetzen haben. „The world is rapidly becoming english“, dies Wort führt er an als Beweis, daß gründliches Verstehen und Erfassen dieser englischen Sprache wie des Volkes, das dahinter steht, uns vor allem not tut. Die Geschichte des Weltkrieges gibt ihm recht; sie zeigt auch, daß dem klugen, zähen Völkervolke jenseits des Kanals seine Ankenntnis des Deutschen zum Nachteil gereicht hat. Liebe und Haß bedürfen, um ihr letztes Ziel zu erreichen, eines intuitiven oder durch Studium erlangten Einfühlens in die Wesenheit des anderen. Das Wesen eines Volkes aber offenbart sich am deut-lichsten in seiner Sprache und Literatur.

Von dieser patriotischen und nützlichen Erwägung aber ganz abgesehen, ver-sucht Hofmiller das Studium des Englischen noch aus anderen Gründen. „Durch das Englische würde auch ein großes, schönes und fruchtbares Feld erst eigentlich erschlossen, das jetzt halb nebendraußen liegt und an dem der Schüler allzu rasch vorbeigeführt wird: niederdeutsche Sprachdenkmale im weitesten Sinn, vom Heliand, niederdeutscher Bibel, altfriesischen Weistümern, plattdeutschen Märchen, bis zu Reuter, Brinckmann und Klaus Groth. Von hier aus führen die Wege nicht nur hinüber zum Holländischen und Flämischen, sondern zu einer besseren Erkennt-nis der historischen und lebenden deutschen Mundarten überhaupt. . . . Erst wenn wir uns klar machen, wie stark der germanische Unterbau ist, sehen wir, welchen Gewinn ein ernstliches Studium des Deutschen aus der Beschäftigung mit diesem so wunderbar zwiespältigen und dennoch so organisch zur Einheit zusammen-gewachsenen Idiom zu ziehen vermöchte.“ —

Mit klarer Folgerichtigkeit geht Hofmillers Leitgedanke durch alle drei Aufsätze hindurch. Erwirb und erkenne dein Erbes! lautet seine Mahnung, nähre es aus allen Quellen der Nähe und Fremde, laß es lebendig werden in dir, damit es hinwieder dich stärkt und nährt!

Das Buch schließt mit dem Hinweis auf die großen Aufgaben, die der Schule harren nach dem Kriege, wo es „an Vätern fehlen wird, wie es noch nie an Vätern gefehlt hat“. „Von den beiden Aufgaben der Schule, Unterricht und Erziehung, wird die letzte, die sie über der ersten zu vergessen drohte, wieder ihr altes Recht fordern und neue Rechte dazu.“ Und noch mehr. „Die Zeiten, da das Gymnasium einseitig als formal schulend galt, sind vorbei, seitdem es immer mehr jene Bildungsarbeit übernehmen muß, der früher die philosophischen und geschichtlichen Studien der Hochschüler aller Fakultäten gewidmet waren. Je mehr sich die Universität zur Fachschule auswächst, desto liebevoller muß das Gymnasium die alte universitas litterarum bewahren.“

Helene Raff.

Russische Probleme. Eine Entgegnung auf J. Hallers Schrift „Die russische Gefahr im deutschen Hause“¹⁾ von Otto Hoepsch. Berlin, Georg Reimer. 1917.

Der Titel „Russische Probleme“ entspricht eigentlich nicht recht dem Inhalt dieser 151 Seiten umfassenden Abwehreschrift, denn ein über das gewöhnliche Maß einer wissenschaftlichen Polemik weit hinausgehender, so erbitterter Streit zwischen zwei deutschen Historikern ist kein russisches, sondern ein deutsches Problem, und zwar ein an sich recht wenig erfreuliches. In dem ersten Abschnitt, in dem Hoepsch die Methode und die Einzelheiten der Hallerschen Polemik angreift, entschuldigt er zunächst den in seinem Werk über Rußland vielfach sehr unklar und verworren erscheinenden Stil, den Haller sehr scharf, aber treffend als „hintend und schielend“ bezeichnet hatte. Hoepsch erklärt ihn durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die Kompliziertheit seiner Probleme, die die stilistische Behandlung oft unpräziserter und verlausulierter gestalten müssen, als dem Schreibenden selbst lieb sei. Ganz im allgemeinen ist dagegen zu bemerken, daß selbst bei einem Schriftsteller, der nur ein flüssiger Kompilator ist, die individuelle Eigenart des Schreibenden sich in seiner Schreibweise mehr oder weniger deutlich ausprägen pflegt, daß vollends ein augenscheinlich absichtlich und ängstlich verlausulierter Stil sicher mehr durch den Charakter des Schreibenden, als durch Art und Beschaffenheit des Stoffes bedingt wird. Auch die römische Geschichte ist bekanntlich eine recht spröde und verwickelte Materie — wie „verlausuliert“ und „unpräzise“ hätte da der mustergültige Stil Mommsens ausfallen müssen, wenn Hoepsch' Rechtfertigungsversuch begründet wäre. Das bekannte Wort Buffons „Le style — c'est l'homme“ hat jedenfalls eine Berechtigung, die die Schreibweise durchaus nicht nur als reine äußerlichkeit erscheinen läßt. — In den zwölf Abschnitten seiner Verteidigungsschrift, die zum Teil recht umfangreich und weitschweifig ausgefallen sind, ergreift Hoepsch hier und da die Gelegenheit, um nicht allein gegen seinen gefährlichsten Gegner Haller, sondern auch gegen Paul Rohrbach, Richard Pöhl, Silvio Broderich, Max Weber und Richard Bahr mehr oder weniger scharf zu polemisieren; in einer mehr schüchternen, kaum merklichen Weise tut er es auch gegen den Geographen Penck, den Rektor der Berliner Universität. Im allgemeinen beobachtet er aber eine mehr defensive Haltung, indem er sehr zahlreiche Autoritäten als Entlastungszeugen anführt und meist wörtlich zitiert. Mit Vorliebe wählt er dabei solche Aussprüche dieser zum Teil bedeutenden Gelehrten, in denen sie sich über den gerade in Frage kommenden Gegenstand mehr oder weniger gröblich geirrt haben. Des beschränkten Raumes wegen kann hier nur ein Beispiel von vielen angeführt werden: Wie Hoepsch in dem Kapitel über die Gliederung des Begriffs Rußland auf Seite 27 in einer Fußnote erwähnt, sagt der baltische Historiker Arbusow in seinem „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands“ (Riga 1908): „Landeinwärts, sowohl im Osten wie im Süden, ist eine natürliche Abgrenzung nicht vorzunehmen, Livland erscheint nur als Ausläufer einer mächtigen Kontinentalmasse.“ Diese Ansicht des übrigens hoch-

¹⁾ Besprochen im Heft 9 der „Deutschen Rundschau“, Juni 1917.

verdienten Gelehrten ist sowohl geographisch wie geologisch natürlich grundfalsch, denn die drei gewaltigen Seen Peipus, Ladoga und Onega sind die Reste eines Meeres, das in einer früheren Erdperiode in einer Ausdehnung von mehr als 900 Kilometern Finnland und Livland vom russischen Kontinent trennte. Hoersch macht Haller übrigens den Vorwurf, daß er sich mit der Frage der natürlichen Grenzen Rußlands „gar nicht beschäftigt habe“. Haller hat gewiß recht daran getan, denn die Frage, ob die Nachkommen westfälischer und schwedischer Ritter mit Samojeden, Kalmücken usw. durchaus die untrennbare Einheit bilden sollen, für die Hoersch mit solchem Feuereifer eintritt, ist so einfach zu lösen, daß man die physikalische Geographie dabei gewiß nicht zu Rate zu ziehen braucht. Wenn im Hinblick auf die ukrainische Frage Walujew (1863) und Stolypin (1909) dem Volke die Lehre von der absoluten Unteilbarkeit Rußlands zu suggerieren suchten, so haben sie als Diener des Zaren damit nur ihre Pflicht erfüllt. Wenn aber ein deutscher Professor sich für den gleichen Gedanken noch heute mit größter Hingebung einsetzt, so stehen wir auch hier vor einem recht wenig erfreulichen deutschen Problem. Wie der Teil des Werkes von Hoersch, der die russischen Parteiverhältnisse und die Entwicklung der russischen Innenpolitik von 1906 bis 1911 behandelt, besonders unzulänglich ist und zahlreiche Fehler aufweist, die nach der zurechtstellenden Kritik von Axel Schmidt in der zweiten Auflage allerdings zum Teil verbessert sind, so ist auch der auf diese Abschnitte sich beziehende Teil seiner Polemik besonders schwach ausgefallen. So ist es zum Beispiel ganz unverständlich, wie Hoersch die von Haller betonte und übrigens allgemein bekannte Tatsache, daß Stolypin von 1907 bis zu seiner Ermordung die Aufspaltung des erlabenden Chauvinismus zu Zwecken der Reaktion benutzte, immer noch gekünstelt übersehen und ableugnen will. Das Kadettenblatt „Rjetsch“ sagte damals (1909), Stolypin tue mit dem russischen Volke das, was die Engländer im Rennsport „dopping“ nennen. Befremden muß es auch erregen, daß Hoersch Haller gegenüber immer noch daran festhält, daß der großrussisch-mongolische Staat in Moskau nur als eine einfache Fortsetzung der germanisch-ukrainischen Staatsgründung in Kiew erscheint. Die „antinormannische“ Theorie, der sich Hoersch natürlich voll und ganz anschließt, stammt von russischen Gelehrten, deren objektiver Blick durch nationale Empfindungen getrübt wird. — Es dürfte wohl nur ein ganz engbegrenzter Leserkreis von Fachgelehrten gewonnen sein, sich durch den Wust von weiterschweifigen Wortklaubereien, eingeschachtelten Zwischenfäßen, Parentesen, Zitaten und zahllosen Fußnoten aufmerksam hindurchzuqualen. Manche Sätze sind derartig verworren und widerspruchsvoll, daß man doch geneigt ist, an Druckfehler zu glauben, weshalb ich auf eine Wiedergabe hier verzichte. Zum Schluß bemängelt Hoersch den „aufgeregten und leidenschaftlichen“ Ton der Hallerschen Polemik. Im Juniheft ist an dieser Stelle schon darauf hingewiesen worden, worauf diese Erregung zurückzuführen ist, die schon in dem treffenden Titel der Hallerschen Schrift ihre wohl begründete Erklärung findet. Was die Methode der Hoerschenschen Polemik betrifft, so wird sie durch folgendes Beispiel drastisch genug beleuchtet: Auf Seite 4 spricht Hoersch von einer anonymen Kritik in der „Frankfurter Zeitung“ vom 3. Juni 1917, die „offenbar auch aus Hallers Feder stamme“. Auf Seite 120 führt er einen Passus aus dieser Kritik an, in dem er ihn mit den Worten „sagt Haller“ einleitet(!). Daß in der Fußnote angeführte Datum ist außerdem hier noch falsch (wohl ein Druckfehler?). Bei einer solchen Kampfmethode kann man nicht nur nicht von Sachlichkeit, sondern überhaupt nicht mehr von wissenschaftlicher Sauberkeit reden. — Im allgemeinen kommt es bei dieser Polemik nicht darauf an, ob Haller sich in unwesentlichen Einzelheiten geirrt hat oder stellenweise die Grenzen der Sachlichkeit überschreitet; der Kernpunkt der Frage liegt vielmehr darin, welche Tendenz dem Buche zugrunde liegt, das den Ausgangspunkt des ganzen Streites bildet. Die absichtlich gefärbte und tendenziöse Darstellung hat aber Haller an zahlreichen Stellen dieser Arbeit nachgewiesen.

ed.

Ungarn. Eine mitteleuropäische Entdeckung von Joseph August Luz. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. Beck. 1917.

Dies Buch, das der seelischen Annäherung zwischen den Deutschen (Österreich und des Deutschen Reiches) und den Magyaren als dem herrschenden Volk im verbündeten Ungarn dienen will, ist ein Buch der Impression, nicht der Forschung. Der Verfasser hat Ungarn während des Krieges bereist (ob auf eigene oder auf ungarische Initiative, bleibt dahingestellt), alle „von den Freunden im Bauernhaus bis zu den Großen und Größten des Landes“ haben ihn aufs zuvorkommendste empfangen und gewettert, ihm den „Tiefblick in das Wesen der Nation und des ungarischen Staates“ zu erschließen. So hat er sich in den „ungarischen Genius“ eingefühlt und Ungarn „erlebt“. Dies

Literarische Notizen

Erlebnis gibt er hier wieder: „Ich bin das Sprachrohr und lasse in der Hauptsache den ungarischen Genius reden.“ — Lug nennt sein Buch unpolitisch. Ich weiß nicht, warum. Denn wenn er den Deutschen die Kenntnis der magyarischen Seele vermitteln will, weil das politische Handinhandgehen beider Völker dadurch erleichtert werde, so ist dies doch eine eminent politische Absicht. Und wenn er dann Ungarn darstellt aus der Idee seiner ungarischen Freunde heraus, so ist auch das Politik, allerdings vielleicht weniger seiner selbst als des magyarischen Genius, der ihn als Sprachrohr benutzt. Er schildert Ungarn, wie die Magyaren möchten, daß es den deutschen Bundesgenossen erscheine. Seine ungarischen Freunde können mit ihm zufrieden sein. 74.

Deutschland und Amerika. Briefe an einen deutsch-amerikanischen Freund. Von Eugen Kühnemann. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Bech. 1917.

Professor Kühnemann berichtet hier im großen von den erstaunlichen Leistungen und Eindrücken, die ihm in Amerika zugefallen sind, von den Deutschen drüben und von den Momenten und Elementen, die ihrem Deutschtum hinderlich sind. 107 000 amerikanische Meilen, eine Entfernung, die viereindrittel Erdumsegelungen gleichkommt, hat er dort mit Schnellzügen zurückgelegt, dabei 154 Nächte im Schlafwagen zugebracht, in 137 Städten gesprochen, 121 Reden in englischer, 275 in deutscher Sprache gehalten. Die Zahl der Hörer überstieg 200 000. Er knüpft deutsche Betrachtungen an seine Arbeit, die nicht ohne Geist sind; doch werden die Leser, die noch die Fäden zur herben Wirklichkeit nicht verloren haben, ihm in seiner Uberschwenglichkeit nicht überall hin nachfolgen können. Er schwärmt zu rücksichtslos und zu viel vom eigenen Ich. Er scheint mit den bitteren Tatsachen der neuesten Zeit doch nicht praktisch genug in Berührung gekommen zu sein. Wir sehen das zum Beispiel aus folgenden Sätzen: „Das neue Deutschland ist die Freiheit“ (S. 110) . . . „Im neuen Deutschland ist kein Raum mehr für Vorrechte der Geburt oder des Standes, kein Raum für Überhebung eines Volksgenossen über den anderen“. In Deutschland erblickt er das Heil der Welt: „Dieser neue Lebenssinn, den die Deutschen der Welt vorleben, ist der Lebensgedanke, wie Kant, Goethe, Schiller, Fichte und wie sie heißen, ihn der Welt verkündet haben.“ Der Haß gegen Deutschland sei die „aus aller Geschichte bekannte Wut, die Wut der Menschen, die sich gegen ein neues Heil sträuben“. Auch dürfte die Rolle des Weltenschulmeisters, die er am Schlusse dem deutschen Volke auflegt, von diesem wohl kaum übernommen werden und Amerikas „Heil“ doch kaum davon abhängen, „wieviel es von den wahrhaften deutschen Gedanken in sein Leben aufnehmen kann“. 105.

Ludwig Richters Zeichnungen. Mit einer Einleitung herausgegeben von Willibald Franke. Comenius-Bücher Nr. 1. Leipzig-Berlin, Verlag Grethlein und Co. G. m. b. H.

Ludwig Richters Gesamtwerk ist dem deutschen Volk nicht ganz unverfälscht zugänglich. Unter den Tausenden von Holzschnitten, die nach seinen Zeichnungen zum Schmucke deutscher Bücher hergestellt worden sind, ist nur eine geringe Zahl den Originalen ebenbürtig. Daher zum Teil die absprechenden Urteile, die man von modernen Schreibern und Rednern über diesen deutschen Meister vernimmt. Dem will dies Buch entgegenwirken, indem es neunzig Zeichnungen, der Zeit nach geordnet, nach den Originalen selbst wiedergibt und so vorurteilslosen Betrachtern eine gerechte Würdigung ermöglicht. Aber auch mit den vorurteilsvollen setzt sich der Herausgeber im Vorwort auseinander, indem er die zeitlos germanische Auffassung Richters gegen die „modernromantische“ verteidigt, die in Richter nur einen besseren „sächsischen Kaffeephilister“ erblickt. Aus seinen Bekenntnissen und seiner Kunst geht hervor, daß Richters Schaffen ihm selbst Seelenerlebnis, nicht schlechthin Sinnenerlebnis war; dies setzt der Herausgeber, möglichst nach Richters eigenen Worten und Tagebuchblättern, in der Einleitung auseinander, tritt auf diese Weise taktvoll hinter dem Meister zurück und läßt dessen allerpersönlicste Handschrift die Hauptsache bleiben, eine Freude für jedes deutsche Gemüt und auf manchem Blatte eine wehmütige Erinnerung für alle, die aus der Fontana Trevi getrunken haben. 106.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Schuchart.** — Die deutsche Außenhandelsförderung unter besonderer Berücksichtigung des Wirtschaftsnachrichtenswesens. Zeitgemäße Mahnungen und Vorschläge von Dipl.-Ing. Dr. Th. Schuchart, 2., erweiterte Auflage. 232 Seiten. Berlin, Leonhard Simon Nachf. 1918.
- Schulze.** — Große Pöbster. Von F. A. Schulze. 2. Auflage. 114 Seiten. (Aus Natur- und Geisteswelt 324.) Leipzig und Berlin, W. G. Teubner.
- Seibourg.** — Die innere Weiterbildung unserer höheren Schulen. Von Prof. Dr. R. Seibourg, 1st. Provinzialschulrat. 72 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917.
- Simmel.** — Goethe. Von Georg Simmel. 2. Aufl. 264 Seiten. Berlin und Leipzig, Göschensche Verlagbuchhandlung.
- Simmel.** — Grundfragen der Soziologie. (Individuum und Gesellschaft.) Von Georg Simmel. 103 Seiten. (Sammlung Götschen.) Berlin und Leipzig, Götschensche Verlagbuchhandlung. 1917.
- Sprachwörter.** — Schwedisch-deutsche Sprachwörter. (Schweizerische Bibliothek.) 70 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.
- Stahl.** — Die diplomatischen Verhandlungen vor Ausbruch des Weltkrieges auf Grund der Archivblätter. Von Dr. Wilhelm Stahl. 57 Seiten. München, C. S. Beck'sche Verlagbuchhandlung Oster Ved.
- Stahl.** — Deutsche Theaterkultur. Erste Reihe. Heft 2: Ernst Leopold Stahl. Wege zur Kulturbühne. 79 Seiten. Gena, Eugen Dieberichs. 1917.
- Stamm.** — Konstantin Frantz und Bismarck. Von Eugen Stamm. 23 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Stein.** — Der Soldat im Stellungskampf. Psychologisch-militärische Betrachtungen in Anlehnung an Erich Overh's „Die Seele des Soldaten im Felde“. Von P. Stein. Vn. d. R. in einem Ref.-Jäg.-Bat. 79 Seiten. Berlin, N. Eisenhmidt, Verlagbuchhandlung für Militärwissenschaft. 1917.
- Steinwäger.** — U-Boot. Englands Tod! Von Leonb. Steinwäger. 48 Seiten. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1917.
- Stern.** — Der Robinson in Heim und Wild. Von Friedr. Stern. 64 Seiten. Frankfurt am Main, Münten und Voening.
- Sternheim.** — Pöfinsky. Eine Novelle von Carl Sternheim. 65 Seiten. Berlin, Heinrich Hochstim.
- Stiglmaier.** — Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert. Von Joseph Stiglmaier, S. J. 156 Seiten. (Ergänzungshefte zu den Etimmen der Zeit, 1. Reihe, Kulturfragen, 4. Heft.) Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1917.
- Sülke.** — Diterwörth. Von Gustav Sülke. 57 Seiten. (Quidborn-Bücher, 16. Band.) Hamburg, Quidborn-Verlag.
- Stommel.** — Die Wirkung von Schwefel und Eisen in den Ethernäpfern als Sauerstoffüberträger bei Zunderkrankheit, Lungentuberkulose und Sicht. Von Hugo Stommel, Dr. phil. 2. u. 3. vermehrte Aufl. 76 Seiten. Düsseldorf, Selbstverlag. 1917.
- Storm.** — Theodor Storm. Briefe an seine Freunde Hartmut Brinkmann und Wilhelm Peterfen. Herausgegeben von Gertrud Storm. Aus dem Nachlaß 4 (Tb. Storm, Sämtliche Werke, Band 12.) 221 Seiten. Berlin, Braunschwelg, Hamburg, Georg Westermann. 1917.
- Strucker.** — Die Kundgebungen Papst Benedikts XV. zum Weltfrieden. Im Urtext und in deutscher Übersetzung. Herausgegeben von Dr. Arnold Strucker, Privatdozent an der Universität Münster i. W. Mit Bildnis Papst Benedikts von Prof. Leo Samberger. 143 Seiten.
- Sudermann.** — Eitauische Geschichten. Von Hermann Sudermann. 465 Seiten. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1917.
- Supper.** — Ausgewählte Erzählungen. Von Auguste Supper. 111 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.
- Szefsu.** — Der Staat Ungarn. Eine Geschichtsstudie von J. Szefsu, Privatdozent an der Universität Budapest 224 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.
- Tagger.** — Über einen Tod. Von Theodor Tagger. 98 Seiten. Berlin, Heinrich Hochstim. 1917.
- Tesa.** — Auf Tod und Leben. Ein Gedicht an alle Deutschen. Von Tesa. 30 Seiten. Dresden, Verlag Das größere Deutschland.
- Thomien.** — Palästina und seine Kultur in fünf Jahrhunderten. Von P. Thomien. 2. Auflage. 121 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig und Berlin, W. G. Teubner.
- Tieche.** — Die politische Lyrik der deutschen Schweiz von 1840—1850. Von Dr. Henry E. Tieche. 66 Seiten. Bern, A. Franke. 1917.
- Tolstoj.** — Leo Tolstoj. Tagebuch. Erster Band. 1895-99. 315 Seiten. München, Georg Müller.
- Treibisch.** — Zur Förderung der Persönlichkeiten. Von Arthur Treibisch. 53 Seiten. Berlin, Wilhelm Vorngräbers Verlag.
- Treibisch.** — Seitenstraße. Ein Buch Verse. Von Arthur Treibisch. 144 Seiten. Berlin, Wilhelm Vorngräbers Verlag.
- Treibisch.** — Drei Vorträge mit Zwischenstücken. Von Arthur Treibisch. 178 Seiten. Berlin, Wilhelm Vorngräbers Verlag.
- Trog.** — F. Hodler. Erinnerungen an die Hodler-Ausstellung im Züricher Kunsthaus Sommer 1917. Von Hans Trog. Mit 16 Tafeln in Mattkunstdruckpapier. 50 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.
- Uebelhör.** — Der deutsche Krieg. 96. Heft.: Dr. Max Uebelhör, Erläuterungen zum Krieg. Politische Flug-schriften, herausgegeben von Ernst Jäck. 45 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.
- Vermeulen.** — Der ewige Jude. Von August Vermeulen. Aus dem flämischen Übertragen von Anton Kloppeberg. 124 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1917.
- Vershofen.** — Amerika. Drei Kapitel der Neufertigung. Wilhelm Vershofen. 44 Seiten. Gena, Eugen Dieberichs.
- Vesper.** — Martin Luthers Jugendjahre. Bilder und Legenden von Will Vesper. 152 Seiten. München, C. S. Beck'sche Verlagbuchhandlung, Oster Ved. 1918.
- Wieg.** — Dichter der Hekuba. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Clara Wieg. 347 Seiten. Berlin, Egon Fleischer und Co. 1917.
- Wischer.** — Friedrich Theodor Wischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. 65.-74. Auflage. 562 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1917.
- Voigt.** — Erforschungsbuch zum Studium der Vogelstimmen von Prof. Dr. H. Voigt. 6., verbesserte und verbefserte Auflage. 319 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.
- Walde.** — Im Weltkrieg unter dem Sachsenbanner. Kriegserinnerungen. Im Auftrag des Kgl. S. Kriegsministeriums herausgegeben von Hans Walde, Dirkl. Geh. Kriegsrat, vortragender Rat im Kgl. S. Kriegsministerium, Vorstand der Pressezentrale. Mit 8 Bildern. 109 Seiten. Dresden, Alwin Kuble, G. m. b. H. 1917.
- Waegold.** — Dürer-Befestigungslehre. Von Wilhelm Waegold. 79 Seiten. Berlin, Julius Barb.
- Weise.** — Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von D. Weise. Mit 30 Abbildungen im Text und 20 Tafeln und einer Dialektkarte Deutschlands 5. Auflage. 111 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt 16.) Leipzig und Berlin, W. G. Teubner.
- Welter.** — Hofohen. Von Nicolaus Welter. Achte Auflage. 55 Seiten. Luxemburg, Buchdruckerei Gustav Sauter. 1917.
- Wertheimer.** — Friedenskongresse und Friedensschlüsse im 19. und 20. Jahrhundert. Von Professor Euard von Wertheimer. Männer und Völker. 209 S. Berlin, Allstein und Co.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Hierer'sche Hofbuchdruckerei, Altenburg. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Elfässische Gesichte.

Von

* * *

Die großen Linien der europäischen Festlandspolitik sind 1815 so schief gezogen worden, daß sie erst jetzt gerade werden können. Ein besiegter Napoleon, ein politisch unmögliches Deutschland und ein als Großmacht nur an den Namen Metternich geknüpftes Österreich erlaubten England und Rußland, einer als unbezwinglich bekannten Überseemacht und einer unheimlich unbekanntem Landgröße, über die drei europäischen Kernstaaten und ihren festländischen Anhang als Schiedsrichter im Kriege und als Aufpasser im Frieden eine Oberherrschaft zu führen. Ohne die englisch-russische Vorhand ist keine europäische Frage je aufgetaucht, behandelt und entschieden worden. Weder die griechische noch die polnische, weder die italienische noch die belgische, auch nicht die spanische, die es schon gegeben hat, ehe sie 1870 in anderer Form zur Diskussion stand. Beinahe nur, denn ehe sie bis Gibraltar hinauf akut werden konnte, war Europa schon anderweitig beschäftigt. Auch die Balkanfrage, so modern sie scheint und soweit sich auch der Krieg an ihr allmählich entzündet hat, gehört zu diesen alten Fragen; sie mündete dann auch während des Krieges in die „türkische Frage“ ein, die vor allem wieder England und Rußland auf ihr Kriegszielprogramm gesetzt hatten. Während sie aber früher nur endlose englisch-russische Händel am Bosporus und höchstens österreichische Prestigeifersucht bedeutet hatte — noch Bismarck fand sie nicht der berühmten Knochen des pommerschen Grenadiers wert —, ist sie im Kriege zu einer europäischen Notwendigkeit geworden.

Europa wird aber auf einmal ein ganzes Bündel neuer Fragen beschert, mit denen es sich abfinden soll; ja es scheint, als ob die Großmachtentendenz des Jahrhundertanfangs in ihrem ersten großen Krieg sich zersplitterte, und die gewaltige Verschiebung dieser Zeit, die zur endlichen Ablösung und Lösung von latent gebliebenen Fragen und Problemen führen soll, sich statt dessen mit Erscheinungen belastet, die Europa wieder einmal niemand anders zu verdanken hat als der politischen Ausstrahlung seiner beiden Außenmächte. Das auseinanderfallende Rußland scheidet mit den anarchischen Begleitumständen seiner Neuordnung als Machtfaktor vorläufig aus — der europäische Staatsmann hat jetzt zu tun, daß ihm nicht die Dämme zerrissen werden, an denen mehr als tausend Jahre gebaut haben. England aber stellt eine

Frage von innereuropäischer Prägung zur außereuropäischen Behandlung. Noch einmal hält es mit der ganzen Tyrannei der Außenmacht den europäischen Kontinent in Bann, der in dieser hundertjährigen Krankheit nur in kurzen Pausen Atem holen durfte, doch jetzt für immer davon genesen könnte. Für England gravitiert in Belgien sein letztes Schwergewicht auf dem Festland; da dieser Aspekt die Form einer Frage annimmt, wird England mit aller Kraft verhindern, daß sie in rein europäischem Sinn beantwortet wird. Wie ein Symbol der alteuropäischen Zerrüttung aber hat das Hirn des napoleonischen Gedankens von Großeuropa, hat Frankreich in den Jahren der Hoffnung seit 1870, im Rausch von 1914 und im Niederstürzen von 1918 die Welt für sich zusammengefaßt in einer Frage, in seiner Driflamme Elsaß-Lothringen.

Von Europa aus gesehen hatte ihr Schein nicht die Kraft, auch nur den nächsten Umkreis zu erhellen; niemand in Europa hätte sich je an ihr verbrannt. Aber für Frankreich scheint es die Leuchte seiner Macht. In seinen kolonialen Plänen und Möglichkeiten konnte es nicht weiter, weil es, ein Küstenstaat an einem Weltmeer, überall britische Fußangeln auf seinen Wegen fand. In Belgien wurde ihm, unterirdisch aber unerbittlich, die andere Hoffnung auf europäische Vormacht von der britischen Vorsehung abgenommen. So war es in dem Jahrzehnt, in dem sich dieser Krieg zusammenzog, auf eine einzige Stelle angewiesen, auf eine Idee geworfen, die, schon verblaßt, von dem Gedanken der Rache wieder angefärbt wurde, und an die es sich jetzt anklammert mit seinen Fahnen von der Marne und von Verdun. Der Franzose ist lange mit der britischen Schulung der „Fragen“ vertraut; er ist intim unterrichtet in der Kunst, national konzentrierte Fragen zu Weltfragen zu machen. Er hat sich auch nicht ganz auf die mächtigen Kriegsziele der Mitverschworenen da verlassen, wo sie sterblich sind, hat immer in ihnen dies sein Eigenstes und Erstes vorangestellt und zur Anerkennung gezwungen. Er verließ sich nicht allein auf den bon moment für die Gesamtentente, den Sieg ohne Bedingung und bis zur Vernichtung; er hat frühzeitig, noch ehe er den ersten und furchtbarsten Stoß Deutschlands auf sich nehmen mußte, sich Elsaß-Lothringen garantieren lassen — ein Ziel, an keinen Zufall des Schlachtenglückes gebunden und von keinem Alliiertenwitz zu zerstören. Er stellte lapidar an die Spitze aller seiner verbündeten Rechte und Pflichten den Satz: „Elsaß-Lothringen wird an Frankreich zurückgegeben.“ Und weil dies für ihn die einzige Wirklichkeit des Krieges sein soll, darum erträgt Frankreich den deutschen Feind und den britischen Freund auf seinem Boden schon im vierten Jahr, deshalb beschwört es diese Erde, ihm noch Kraft und Männer zu schenken. Um des unsinnigsten und hoffnungslosesten politischen Glaubens willen, den dies reife und glaubenslose Volk je gehabt hat, hebt es auf seinen zerbeulten Schild wieder eine Regierung der nationalen Verteidigung und geht auf seines Landes uralten Blutfeldern immer

wieder auf den Gegner los. Seite an Seite mit England. Denn England allein kann Elsaß-Lothringen für Frankreich noch halten oder auch fallen lassen.

Das Ziel nach Osten war Frankreich in langen Jahren die Milliarden für das russische Bündnis wert. Frankreichs Revanche, deren Zeichen dies Ziel ist, hat Rußland bestimmt, so weit dies auch Maßlosigkeit und Unruhe mit in den Krieg getrieben haben. Es war ein Wendetag nach hartem Warten, als auf dem Plateau über den sanften Höhen von Maas und Mosel der russische Großfürst neben dem französischen Generalissimus im Staub und Fieber des großen Manövers die Kathedrale von Metz mit den Augen und das Münster von Straßburg mit dem Wunsche suchte. Noch das revolutionäre Rußland — was ist ihm Sekuba? — mußte nach Elsaß-Lothringen suchen; drohend stand Frankreich hinter Englands Rücken und forderte die russische Rechnung auf Heller und Pfennig. Wohl bewußt nannte im Herbst 1917 Poincaré vor dem russischen Vertreter den Abfall Rußlands „ein nationales Unglück für Frankreich“. Rußland, das Europa hatte bedrohen dürfen, seit es Frankreichs sicher gewesen, riß noch wankend die Frage Frankreichs mit sich fort. Es lebte seit dem ersten Alexander in dem Gedanken, für die Mitte Europas das Gegengewicht des Westens zu sein. Nur darum war Elsaß-Lothringen auch für Rußland eine Frage gewesen.

Noch aber hat England auf Frankreichs bannende Frage nicht die letzte Antwort gegeben, auch wenn es mit ihm von Schlacht zu Schlacht schreitet. Es ist geschichtlich interessant, aber diesem Land der Weltreckenkunst gegenüber politisch müßig, ihm heute nachzuweisen, was es 1870/71 über Elsaß-Lothringen gedacht und gesagt hat. Auch wenn man davon abzieht, daß nicht das, was gedruckt ist, als der britischen Staatsweisheit letzter Schluß gelten kann. England hat damals mit einem seiner schlechten Gewissen, das heißt mit Niederlagen in Europa noch frisch behaftet — Krimkrieg, österreichisch-italienischer Krieg, schleswig-holsteinische Sache, das zu rasch beendete Sechszundsechzig noch auf dem Tisch — sein reines Desinteressement an dieser häuslichen Angelegenheit Europas nicht auffallend genug bekunden können. Sämtliche britische Blätter durften übereinstimmend darüber befinden, daß „alte deutsche Provinzen“ von ihrem rechtmäßigen Herrn zurückgeholt worden seien. Das demokratische Fangballwort „befreit“ war selbst von England noch nicht Großmächten gegenüber erfunden. Und England stand ein Staatswille gegenüber, der Bismarck hieß.

Das britische Interesse an Elsaß-Lothringen ist auch mit seinem späten Verhältnis zu Frankreich nicht gestiegen. Übersichtlich, wie es ist, hat es den Kampf gegen Deutschland stets aus weiten Winkeln angesehen; erst das kurzfristige Frankreich hat sich das mit allen Mitteln französierte Elsaß-Lothringen förmlich zuschwören lassen. Frankreich hat die gegen fremde Interessen indifferenteste politische Intelligenz, die britische, gezwungen, zu

dieser „Frage“ Farbe zu bekennen; es hat auch erreicht, daß der amerikanische Bundesgenosse, der sich seine „Hilfe“ für die Franzosen im deutsch-besetzten Gebiet in französischem Gold regelmäßig vorausbezahlen läßt, auf den schrillen französischen Clairons der Welt das elsässische Lied weiterpfeift. Noch Grey, noch Alquist haben nur die Oberfläche dieses französischen Wesens begriffen; erst Lloyd George, der Waliser Demokrat, der dem Britentum das viktorianische Zeitalter austreiben will, um sein eigenes dafür zu setzen, hat zu Frankreich in die Tiefe steigen müssen, wo nicht mehr der britische Weltkalkül, sondern das *Ceterum censeo* des herrschsüchtigen und unbeherrschten politischen Charakters des Franzosen zu Bekenntnissen zwingt. England erst hat aus Frankreichs ewiger Frage an Deutschland einen Appell an die Welt gemacht. Es hat Elsaß und Lothringen zu jener letzten Konsequenz seines Krieges in Europa geschlagen, die es dort besitzt: zu Belgien. Notgedrungen zuerst, dann aber selbstverständlich. Denn jetzt hat England begriffen, daß von allen Zielen in Europa ihm nichts übrig bleiben wird, weil es zum ersten Mal auf zähe Entschlossenheit gestoßen ist im Kampf mit einer Festlandsmacht, einem Kampf, der viel hat von jener sträubenden Wildheit, mit der Frankreich einst um Calais und seine Küsten gegen England rang, und alles von jenem Willen, der ihm nichts nachläßt.

England muß seine Festlandshoheit ausspielen, und muß es an Frankreichs Seite. Denn Frankreich hat das geheiligte belgische Neutrum England-Amerikas mit seiner Bier nach dem Rhein zusammengebunden und läßt nicht locker. England ist mit Frankreich verzahnt, und wenn es Elsaß-Lothringen fallen lassen würde, so läßt es Frankreich fallen. Man müßte in Deutschland Wort für Wort lesen, was die verschiedenen englischen und französischen Kabinette zum Westproblem sagen, was der noch immer europäisch richtig orientierte Publizist großbritischen Stiles Dr. Dillon darüber geschrieben hat, dann würde in Deutschland nicht mehr die Legende vom wankenden Poincaré sich fortschleppen nach fast vier Jahren deutschen Krieges und der Kammerstürme in Frankreich. Poincaré ist Präsident der Republik geworden, ihn hat Bordeaux nicht gestürzt und Verdun nicht erschlagen, weil er für Frankreich der Lothringer ist, der Mann der elsäß-lothringischen Idee, Poincaré (*lorrain vilain, traître à Dieu et à son prochain*), der neben seinem Todfeind, dem Vendéer Clemenceau, noch thronen kann und mit ihm selbst England trozen darf, weil in ihm sich Frankreich noch verspricht „*le retour total et sans condition des deux provinces à la nation française*“.

Aber in Deutschland weiß man ja kaum, daß in Rom schon lange Barrère sitzt, Frankreichs Botschafter. Er hat seine Kollegen überboten. Seine Welt, die gegen Deutschland, war noch geteilt über dem nackten Schlachtruf: hie Wiederherstellung Belgiens — hie Elsaß-Lothringens Rückgabe. Barrère, noch wert seines alten Landes der Diplomaten, der Fälscher

Elßfische Gesichte

und der Frauen, hat sie geeint. Der Kampftruf aus hundert Schlachten glitt durch ihn in die untriererischste Formel hinüber, an die Christ und Heide zwar nicht glauben, auf die er aber hören muß. Man weiß in Deutschland nicht oft, was fremde große Politik ist — aber hier muß man sehen: in diesem römischen Meisterstück wird die Feindseligkeit objektiv, es zerteilt wie keine offizielle Radomontade hüben wie drüben den Nebel jeder Gutgläubigkeit. Ihm entsteigen, starr auch wie das Haupt der Meduse, die elßfischen Gesichte.

Zwei Nachbarvölker, beide glorreiche Nationen, betriegen sich tödlich. Frankreich fordert Lösung einer Frage, die für Deutschland nicht existiert. Aber Deutschland hat fast ein halbes Jahrhundert lang Frankreich seine Frage haben und hätscheln lassen, hat es während des Krieges niemals gestört, sie durch Europa und um die Welt zu rollen, und ward nun vor die Alternative in einer Form gestellt, auf die es antworten mußte. Nicht auf die elßf-lothringische Frage, auf die es für Deutschland keine Antwort gibt, wohl aber auf die Formulierung dieser großen diplomatischen Offensive der Papstnote hat Deutschland geantwortet. Die Doppelrechnung, die hier Europa präsentiert wurde, hat der Staatssekretär v. Kühlmann wieder in ihre zwei Posten zerlegt. Er hat die belgische und die elßf-lothringische Frage getrennt. Er sieht bei der Doppelforderung nicht in erster Linie die belgische Frage, sondern die französische Forderung nach Elßf-Lothringen. Für ihn vertritt England die französische Sache. In der Tat: will England nicht, daß ihm Frankreich vorzeitig niederbricht, so muß es an seiner Seite um Elßf-Lothringen kämpfen. Am 9. Oktober 1917 sprach Herr v. Kühlmann zum deutschen Reichstag: „Es ist die Zukunft Elßf-Lothringens, um die die Völker Europas kämpfen und um die sie ihr Blut vergießen.“ So sagt auch Lloyd George — zu den Franzosen. Deutschland aber, und darauf muß es dem deutschen Staatsmann doch ankommen, wird von England stets eine Doppelforderung präzisiert: Wiederherstellung Belgiens und Rückgabe Elßf-Lothringens. Nun steht aber anscheinend für Herrn v. Kühlmann das englische Prinzip, „die belgische Frage“, zurück, und für ihn tritt England nur mit der elßf-lothringischen Frage an Deutschland heran. Herr v. Kühlmann sagte hierzu: „Auf die Frage: kann Deutschland in bezug auf Elßf-Lothringen Frankreich irgendwelche Zugeständnisse machen? haben wir nur eine Antwort: Nein, nein, niemals!“ Aber England fällt es ja gar nicht ein, von Deutschland Elßf-Lothringen für Frankreich zu verlangen, ohne zugleich für sich an Belgien zu denken. Es schiebt nur mit dieser „Frage“ zugleich die elßf-lothringische vor — wofür ist diese denn überhaupt durch England als Weltfrage rekonstruiert worden, wenn sie nicht die heroische Drapierung um ein Tauschgeschäft werden kann? Denn England wird so viel von Elßf-Lothringen an Deutschland zugeben, als Deutschland in Belgien nachgibt. Es sticht Deutschen und Franzosen gleichmäßig gerecht

verteilt mit „Zugeständnissen“ in die Augen: an Frankreich hat es sich verpflichtet, für Elsaß-Lothringen bis zu Ende zu kämpfen, so lange dies selbst an seiner Forderung festhält; es wird auch sonst nichts unversucht lassen, Deutschland zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Das ist das große britische Zugeständnis an Frankreich. Deutschland gegenüber aber ist es zu jedem Zugeständnis in der elsafß-lothringischen Frage bereit, denn Deutschland hat ja die englische Frage nach Belgien in der Hand. England hat niemals an seinem belgischen Standpunkt Deutschland einen Zweifel gelassen, ließ aber immer durchblicken, daß es über Elsaß-Lothringen mit sich reden lasse. Das ist sein großes Zugeständnis an Deutschland. Beides, nach Frankreich und nach Deutschland hin, kostet ihm nichts. Mit dem ersten hält es Frankreich; mit dem zweiten kann es Deutschland gewinnen. Französisch gedacht, „steht die belgische Frage nicht in erster Linie“ für England; britisch gedacht, braucht es für Deutschland gar kein „nein, niemals“ in der elsafß-lothringischen Frage. Für Deutschland aber entsteht aus den beiden Europafragen der Entente eine dritte Frage, die nur Deutschland angeht und die es allein beantworten muß: da für Deutschland keine elsafß-lothringische Frage existiert, so gibt es auch keine belgische Antwort, mit der es sie ablösen könnte. Der Besitz Elsaß-Lothringens ist für Deutschland nicht fraglich; die Besetzung Belgiens hat mit der elsafß-lothringischen Frage für Deutschland nichts zu tun. Bisher hat der Staatssekretär v. Kühlmann nur die Frage nach deutschen Zugeständnissen in bezug auf Elsaß-Lothringen, nicht aber die Frage als solche definitiv abgelehnt. Denn für ihn gibt es „außer dem französischen Wunsche nach Elsaß-Lothringen kein absolutes Hindernis für den Frieden, keine Frage, die nicht durch Beratungen gelöst werden könnte“. Es ist nicht wohlgetan von einem deutschen Staatsmann, England das Ausweichen in die zweite Linie zu erleichtern, indem er es nur auf Frankreichs „Wunsch“ festlegt und versichert, es sei kein anderes „Hindernis“ zwischen Deutschland und England. Er gibt damit England, das sich mit Deutschland über Belgien einigen kann, so daß also nur noch die dann unmöglich gewordene „elsafß-lothringische Frage“ bliebe, ein furchtbares Mittel in die Hand, die verzweifelte Erbitterung des von England verratenen Frankreich einzig und allein auf Deutschland zu lenken. Er geht England auf dem Ausweg voran, den es gehen wollte und den es nun gemächlich antreten kann. Herr v. Kühlmann hat dann noch, als deutscher Staatsmann in den englischen Gedankengängen wandelnd, Zugeständnisse zu einer Frage verneint, deren Stellung ja schon besagt, daß Elsaß-Lothringen selbst als Frage ihr vorausgesetzt wird.

Vier Wochen später hat der Elsässer Dr. Schwander, Straßburgs allverdienter demokratischer Bürgermeister, damals Unterstaatssekretär in Berlin, auf ähnliche Fragen geantwortet: „Wie können die Franzosen fordern, daß zu einer Zeit der Betonung des Selbstbestimmungsrechtes der Nationalitäten

Elsäffische Gefichte

diefes den Franzosen fremde Volk ihnen angegliedert werde? Das Volk Elfaß-Lothringens find Deutsche, nicht Franzosen. . . . Selbst wenn der Krieg noch zehn Jahre dauert, darf von dem Gebiete des Deutschen Reiches nicht ein Fußbreit abgetreten werden. Deutschlands Kräfte kenne ich wohl, fie find auch einem zehnjährigen Kriege gewachsen.“ Nun wissen die Franzosen aus elsäffifchem Munde, woran fie mit Deutschland find, wenn fie noch weiter Luft zur elfaß-lothringifchen Frage haben. England aber weiß durch den deutschen Staatsfekretär des Auswärtigen, daß es bei einer Anfrage als Friedenshindernis nur Elfaß-Lothringen fände. Es wird nicht anstehen, diese „erste Linie“ zu verlassen, um fich die zweite, die belgische, zu fichern. Nur ist für den Franzosen ein Unterschied dabei: der Elsäffer Bürgermeister fagte Frankreich warnend das Ergebnis des eine Zeit lang protegierten Abstimmungsgebänkens voraus und wendet fich über den verzerrten franzöfifchen Nationalismus hinweg an die republikanifche Idee Frankreichs vom Recht der Völker — der Staatsfekretär v. Rühlmann aber wendet fich an das politische Desinteressement Englands an Elfaß-Lothringen, löst mit Belgien den Knoten, der England noch mit Frankreich zusammenhält, und stellt Frankreich allein als das „Hindernis“ für den Frieden vor die Welt hin. Nur über einen unfähig gewordenen Gegner hinweg kann ein Staatsmann rüchichtslos zu dem anderen fchreiten, mit dem zu unterhandeln ihn drängt. Noch aber ist Frankreich nicht Rußland, wird es kaum werden; noch steht England in Frankreich und facht noch alle franzöfifchen Feuer für fich an. Frankreich wird von England verlassen werden — aber fich gegen die deutsche diplomatische Mithilfe dabei aufbäumen, mit seiner letzten Kraft, wenn nicht vor ihm aus dem Elfaß in monumentaler Größe die elsäffifchen Gefichte aufstreigen, fo von Deutschland zeugend und nach ihm weifend, daß der franzöfifche Schrei auf immer vor ihnen verftummen muß!

Man muß fich Frankreich darauf hin ansehen, wie es fich seine elfaß-lothringifche Frage aus seinem europäischen Zusammenhang herausgebildet hat. Es hat einen sentimentalen Kult zu stärkstem Nationalinteresse ausgebildet und mündete mit ihm in die Weltpolitik ein. Das „niedergehende“ Frankreich ist nur immer eine Phrase zwischen zwei Skandalen; die Munkelien von seinem Zusammenbruch haben ihm von Gambetta bis Clemenceau nichts von seinen Ambitionen genommen. Es gab nur einen Augenblick in seiner neuen Geschichte, wo Frankreich wirklich verlassen war: als Thiers bei seiner Rundreise an die europäischen Höfe „Europa nicht zu Hause gefunden“ hatte und nach Bordeaux kam mit dem Entschluß, ein Ende zu machen. Für ihn war die Rettung Frankreichs die Aufgabe von Elfaß-Lothringen. Ganz Frankreich hat damals aufgeatmet, denn es verlor nicht fich in den zwei Provinzen, deren Wert überdies 1871 noch nicht unerfetzlich war. Aber es verlor mit ihnen den trügerifchen Glanz zweimaligen Kaisertums,

der auch Elsaß und Lothringen überstrahlt hatte, und so wurde aus dem Verzicht für Frankreich ein Anspruch geboren. Die elsäß-lothringische Frage entstand aus dem Ehrgeiz und wurde stoisch nach dem französischen Advokatenfaß behandelt: *revenons à nos moutons*. Vor ihm ersticke jeder Einwand. Er ist stereotyp durch alle Phasen der französischen Politik gegangen und 1918 noch in allen französischen politischen Schriften zu finden. Was diese böse und berechnende Manie, immer auf einen Punkt hin zu sehen — „ganz Frankreich starrt auf das Vogesenloch“ — an- und ausgerichtet hat, weiß die Welt; schließlich wußte es auch Deutschland. Aber nur wenige Deutsche, auch der über der Zaberner „Alffäre“ aufgewachte Reichstag nicht, gaben sich die Mühe, endlich einmal alle Gründe und Abgründe einzusehen. Dagegen sagte in einem ganz dem Geschmack des Durchschnittsfranzosen entsprechenden Buch über die „Frage“ noch 1917 der französische Verfasser: „tout ce qui se passe en Alsace-Lorraine trouva un écho en France.“

In Paris steht die Statue der Stadt Straßburg, in Nancy die Gruppe der Schwestern Elsaß und Lothringen, beide stummer Ausdruck einer überaus lauten Empfindung, die ihr Bannerträger Gambetta jedem Franzosen ins Herz stigmatisierte: „Immer daran denken, nie davon sprechen.“ Und sie haben daran gedacht — Elsaß-Lothringen war ja die Stiege, über die Frankreich wieder nach Europas Mitte steigen konnte. Waren ihm, der Weltkugel mit der Sonne Paris, die Departements jenseits von Mosel und Vogesen, um die es heute seinen Krieg à outrance führt, je anderes gewesen als die aufgepflanzten Zeichen des unüberwindlichen Franzosentums? Verlorene Provinzen? Mit Flor und Tränen verpußte man die ungeduldige Leichtigkeit, mit der im März 1871 die Abgeordneten der französischen Nation, die Elsaß und Lothringen los haben wollten, sich nach der Abstimmung beglückwünschten: „La chose s'est passée assez proprement!“ Klagte man um das Blut, das von dort her für Frankreichs Ruhm geflossen war, das Blut der lothringischen Haudegen und der elsäßischen Generale? Um die Treue und Männlichkeit dieses Stammes, dessen Abgesandter Riß, Maire von Straßburg, noch in den letzten Stunden des französischen Elsaß in Bordeaux Frankreich zurief: „Wenn wir an eurem Plaze wären und ihr an unserem, würden wir noch Männer und Geld finden, um euch zu verteidigen!“¹⁾ Grollt sie nicht auch in dem Protest der Elsässer, den die Nationalversammlung für nichts achtete, diesem Ornament am Bau des französischen Nationalegoismus, das ihm dann ein halbes Jahrhundert zur Revancheidee dienen mußte? Es war das elsäßische Volkstum, das in ihm protestierte gegen die Mißachtung seiner politischen Gefolgschaft, wie es sich zwei Jahrhunderte stammes treu gegen den französischen Geist gewehrt hat. Rein Hüben und Drüben konnte diesem Stamm nehmen, was

¹⁾ Vgl. August Schneegans 1835—1898, Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elfaßes in der Übergangszeit. Berlin 1904, Gebrüder Paetel.

ihm urgemein ift. Frankreich aber hat feit 1870 das Elßaß ſich ſelbſt überlaſſen, als es die erſten Schlachten auf ſeinem Boden verloren hatte, hat es 1871 von ſich abgetrennt wie ein brandiges Stück Fleisch, das die Gefundung des Geſamtleibes aufhält; Frankreich hat dem Elßaß nachher keine Ruhe gegönnt, keinen Frieden gelaffen, hat es zum Schlachtengelände vor den Forts ſeiner Feſtungen erkoren und läßt ſich heute noch die alte Lüge vom Elßaß gläubig wiederholen: „Il eſt reſté qu'il étoit depuis deux ſiècles, le plus ferme, le plus décidé champion de l'idée française.“ Nicht das Elßaß war der Vorkämpfer des franzöſiſchen Gedankens, ſondern der franzöſiſche Gedanke hat im Elßaß für ſich gekämpft, opferte ſich dem Abbild einer Vergangenheit, war ärmlich und eng geworden. Die âme française war demüthig genug, ſich in der Seele der Grenzlande eines anderen Reiches einzig widerſpiegeln zu wollen, hat gierig dort nach den Überbleibſeln der Gewöhnung geſucht und die natürliche Erinnerung der Elßäffer ausgeboten: „La France ne les réclamait plus! Il se réclamaient d'elle!“ Im Elßaß verkörperte ſich die große Unluſt des modernen Frankreich. Zerſtörend, verſchwörend, verrathend, ſo drang es über die Grenze ein. Niemals wurde es vom elementaren Aufſchrei des elßäffiſchen Volkes getragen, niemals empfangen in den Tiefen des völkliſchen Bewußtſeins, nachdem diejenigen ausgewandert waren, die es ſich wirklich zuzählen konnte. Frankreich wollte kein Wohlergehen, keine Anerkennung, kein Weiterſchreiten des Elßaß, es wollte Stillſtand, Verkümmern der echten Kräfte, Ablehnung und Widerſtand — alle Zeichen eines kranken Volkswefens und ſtumpfer Reaktion —, es hätte das Elßaß am liebſten eingemottet bis zu dem Tage, den es vorbereitete in der autonomie morale.

Das war die franzöſiſche Irredenta im Elßaß. Unter ihr wurde die Trikolore neben der Reichsflagge aufgepflanzt. Auf deutsch hieß ſie Doppelkultur und war die franzöſiſche Hoffnung auf den endlichen Austrag, ein Theil der Revanche. Es kam nicht darauf an, den Elßäffer in Rechten zu unterſtützen, die ihm das Reich geben ſollte, ihm ſeine Stellung zu ſichern, die langſam zu Unpaſſung und Ausgleich gekommen wäre. Es war der moralischen Autonomie grundlegender Glaubensſatz, daß die Elßäffer gar kein anderes Recht haben dürfen, als zu ſein „les fils de ceux, qui, au lendemain de l'année terrible avaient proclamé à jamais inviolable le droit des Alsaciens-Lorrains de rester membres de la Patrie française“. Der Autonomiegedanke des deutschen Elßäffers hatte mit der autonomie morale des Franzosen im Elßaß nichts gemein, als daß beide eminent politifch waren. Sonſt bedeuteten ſie das Gegentheil voneinander, ja, ſie mußten, ſollte eine dieſer Ideen ſich verwirklichen können, bei ihrer Verbreitung in ſchroffer Feindſeligkeit ſich gegenüberſtehen. Der Autonomiewunſch des Elßäffers ging nach dem Recht, Vollbürger des Deutſchen Reiches, mündiges Mitglied der Nation, Angehöriger eines elßäffiſchen Bundesſtaates zu ſein;

die moralische Autonomie des französischen Alsacien sollte das Recht der Rückkehr zu Frankreich, die Vorbereitung und Anlehnung an und zum früheren Zustand sein. Dem Franzosen war das elsässische Autonomieverlangen das größte Hindernis für die „moralische“ Selbstverwaltung des elsässischen Wesens, das heißt für einen antideutschen und profranzösischen Willen. Dieser Wille mußte die elsässische Eigenart, ihm früher ein Objekt des Spottes und des Unbehagens, nun aufs geschickteste zu betonen, er arbeitete mit den in jedem Grenzland unvermeidlichen Zwiespältigkeiten, die gerade das Elsaß trotz seiner zweihundertjährigen staatlichen Zugehörigkeit zu Frankreich lange nicht so stark aufwies, weil es eben stammesrechtliches Land geblieben war. Er hat zwar das Deutschbleiben und das Deutschwerden so wenig hintertreiben können wie den Aufschwung des Landes, aber er hat dem Elsaß die Lösung der inneren Fragen systematisch erschwert und erreichte mit der elsässischen moralischen Autonomie die ungeheure Belebung des Revanchewahns in Frankreich und die Unmöglichmachung der politischen Autonomie des Elsasses in Deutschland. Vor allem aber kam es dadurch bei der reichsdeutschen Presse und Volkmeinung zu einer völligen Verkennung der reichsländischen Verhältnisse und Personen. Gespeist wurde sie ja mit jener raffinierten Mischung, die am Elsässertum entweder die französisierende Auffassung seines Wesens interessiert hinnahm oder höhnend als Beweis anführte, in der Hauptsache aber pures französisches Gift war. Im Elsaß aber waren die regierenden und die gesellschaftlichen Gewalten in einer unglaublichen Stagnation der lebendigen Anschauung befangen, und das Land, welches so viel neuen Zugung empfing und alle Poren hätte öffnen können, schien dazu verdammt zu sein, in dem Halbzustand eines im Kriege besetzten Gebietes und in dem engen Ausmaß einer unsicher gelegenen Provinz zu verharren. Niemals wäre der Kampf der Söhne des alten Elsaß um ihre deutsche Heimat und um ihr großes Vaterland so langwierig und oft hoffnungslos geworden, wenn nicht das Mißtrauen, eine sehr undeutsche Eigenschaft, immer wieder gegen das Elsaß provoziert und konstruiert worden wäre von den politischen Einbläsern französischer Zunge, die heute offen bekennen, was sie unter Autonomie des Elsaß eigentlich verstehen wollen: „L'Autonomie relative dans le corps de l'empire allemand, l'Autonomie absolue, le retour à la France.“

Der Gedanke der Rückkehr zu Frankreich, als l'autonomie morale ausgesetzt, und übersezt als „Doppelkultur“, bedeutete im Frieden die Verderbnis einer dem ganzen deutschen Westen eigenen Kulturatmosphäre, deren rein elsässische Bestandteile durchaus nicht westlicher waren. Grenzberührung, die das Gegebene ist und bleiben wird, und die im Elsaß nach seiner Abtrennung vom alten deutschen Reich doch stabiles Element hätte werden müssen, hat nicht einmal die Merkmale der Stammeszugehörigkeit in Sitte und Sprache, Erscheinung und Kultur verwischen können. Die kleinen

Städte und großen Dörfer im Elsaß — viele davon immer noch in einer Stille und Schönheit in diesem wundervollen Garten Deutschlands liegend, die zu einer ganz bodenechten und abgeschlossenen Kultur geworden war und der weder roh hingesezte Amtsgebäude noch neudeutsche Spekulationsbauten bekommen können — sie sind die großen stummen Zeugen, daß dies Land sich nicht von heute auf morgen umdrehen ließ. Vieles im Elsaß kann nicht in seinen paar größeren Städten, in seinen Garnisonen, es muß weit im Land draußen begriffen und — geliebt werden. Wie aber seinerzeit das Nationalfranzösische, so trat auch das Neudeutsche fremd an das Elsässische heran. Mit östlichen Erfahrungen besonders war diesem uralte westlichen Erbe, dieser Grenzmark anderen Schlages, freilich nicht gedient. Wie lange schon hätte der Elsässer mitten im jungen Reich stehen können als der Bürger und Bauer, der Beamte, Krieger und Arbeiter, als den ihn das alte Frankreich nur zu gut gekannt hat; aber Berge wurden aufgetürmt, statt Hügel abgetragen. Das war die Arbeit Frankreichs am Elsaß und an Deutschland. Sie hat sich bitter gelohnt. In der geistvollsten Broschüre, die je über das Elsaß erschienen ist, in der des Straßburgers Dr. F. Kiener über „Die elsässische Bourgeoisie“, mag man nachlesen, wie das Französische im Elsaß gewachsen ist, wem es anflug und wer es pflegte. Hier sagt im achtzehnten Jahrhundert der Maire Monet von Straßburg: „Die Zivilisation (das heißt, unsere französische Zivilisation) fand starken Widerstand bei den wohlhabenden Familien, die sich kastenmäßig abschlossen, stolz waren auf die gotischen Bildnisse ihrer Ahnen, nur unter sich heirateten und in ihrem Dünkel den Franzosen als einen Paria verachteten.“ Wie lange ist das her, daß es so neu klingt? Zeiterenignisse sorgten dafür, daß diese Familien nicht verkapselt blieben. Als sie nach einem langsamen Prozeß, der immer und ruckweise durch politische Umwandlungen großen Stils gefördert wurde, die Zeichen des Franzosentums, dessen Staatsform ihnen Schutz und Entwicklung gegeben hatte, an sich trugen, mußten sie gerade wieder in den Kreis der Väter zurückkehren. War Zwiespalt und Starrsinn nun nicht wieder der gleiche bei dem elsässischen Großbürgertum, von dem gesagt wird, was im Grunde vom ganzen Elsässertum gilt: „Energie findet man nicht bloß an den Mittelpunkten bürgerlichen Lebens, sie ist überall noch verbreitet in der Landbourgeoisie. Ihre Vermögen sind das Ergebnis von Zeit und Sparsamkeit; daher ist sie so zäh. Ihr Blut ist mit Bauernblut gemischt, und daher ist sie so frisch. Sie ist der unversieglige Jungbrunnen der Bourgeoisie, weil sie von unten her sich ständig erneuert und nach oben abfließt.“ Nach oben, das heißt im elsässischen Bürgerlande in die geistige Welt, in der Franzosenzeit einst verkörpert in der protestantischen theologischen „Universität“ in Straßburg. Dort aber, als alles Alte schon gewichen schien, in jenen Professoren, die zwar „keine dicken Bücher geschrieben haben. Sie hatten anderes zu tun, sie erzogen Menschen zu Männern“. Es ist ein Altelsässer, der dies sagt. Das

üble Wort von der „Notabelnwirtschaft“, das durch alle Debatten über Elfaß sich schleppt, ist nicht minder auf dem zermühlten Feld der Parteien, als aus den mißverstehenden und mißverständlichen Praktiken offizieller Landfremdheit erwachsen. Ein altdeutscher Elfaßkennner mit scharfen Augen und starkem Temperament, Lujo Brentano¹⁾, hat erst jüngst in seinen „Elsässischen Erinnerungen“ sich auch mit dem Typus der elsässischen Bourgeoisie auseinandergesetzt. Er kommt als Deutscher beinahe zu dem Urteil des Maire Monet. Die Struktur elsässischen Wesens und Lebens wird klar: sie geht aus den Notwendigkeiten der Daseinsbedingung hervor, wie die jedes kräftigen Volkes, und formt sich, doch nie im tragenden Element verändert, nach den Schicksalen des Landes. Politische und kulturelle Verhältnisse waren im Elfaß fast zwei Jahrhunderte nicht ineinander verwachsen; sie standen sich bis zuletzt noch entgegen. Goethe, der sich im Elfaß mit Liebesaugen umsah, hat vielleicht darum so tief gesehen: „Wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Kultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen.“

Es war weder wunderbar noch erschreckend, wenn man vom Elfaß hundert Jahre später noch dasselbe sagen mußte. War dieser kleine deutsche Volksteil, abgesprengt und von Berg und Strom zwischen den Nachbarreichen eingefangen, nicht wertvoll, — er, der jedem der bunt wechselnden Regierungssysteme Frankreichs politisch treue Untertanen abgegeben hatte, weil er, von einem zerfallenen Reich gelöst, sich an die französische Vaterlandsidee halten konnte, und trotzdem sich noch Art und Sprache der Väter erhalten hatte? „Deutsch singen wir! Es ist die Sprache, die unsere Mutter uns gelehrt“, sang 1845 der Elfaßer Hackenschmidt. Nach 1871 aber kam im Elfaß ein Begriff auf, der eine Selbstverständlichkeit von Gewohnheiten und Beziehungen, die sich in den neuen Grenzen ruhig abgebaut und geklärt hätten, gewaltsam aufbauschte und überhitzte: die Doppelkultur. Die vom Politischen nur gebundene, die natürlich westliche Kultur des elsässischen Landes wurde dem politischen *culte du passé* Frankreichs aufgepfropft. Die würdige Vergangenheit eines feierlich aufgegebenen Landes wurde vom französischen Ressentiment („notre passé nous appartient“) in eine gallige Gegenwart verkehrt. Seine Zukunft aber suchte man nach Deutschland hin stillzulegen und von jenseit der Vogesen aus hinzuführen zu jener von Wetterlé, dem Agent provocateur der Revanche im Elfaß, herbeigeflehten Stunde: „L'aurore du jour béni de la délivrance point à l'horizon“. Entstehung und Verlauf dieser Befreiungstätigkeit im Namen der elsässischen Kultur konnte man wie die Fieberkurven einer Krankheit verfolgen und am politischen Thermometer Frankreichs ablesen. Die „elsässische Seele“ stieg im Werte,

¹⁾ Lujo Brentano, Elfaßer Erinnerungen. Berlin 1917, Erich Reiß.

Elfässische Gesichte

wenn das französische Dehnungsbedürfnis — an sich mehr noch Sicherungsinstinkt als Ausbreitungsdrang — auf irgendein Hindernis in der Welt gestoßen war. Sie sank aber darin, sobald freundliche Umstände die französische Politik aus Europa und aus dem Häuschen brachten. Jeder französische Anfall oder Rückfall zitterte ins Elsaß hinein. Mit einer fanatisch aktiven Elastizität setzte Frankreich seinem elfässischen Ziele nach und hat die politische Welt gezwungen, an eine „elsaß-lothringische Frage“ zu glauben. Deutschland aber hat es die „Frage“ gleich im Elsaß selbst vorgelegt und sie dort im Frieden bearbeitet. Mit einer politischen Suggestion versuchte Frankreich das Elsaß, mit einer kulturellen Farce probierte es an Deutschland. Wer sich mit elfässischen Dingen befaßte, hat sich der Wirkung französischer Tätigkeit dort nicht entziehen können. Von der furchtbaren Verständnislosigkeit und Gleichgültigkeit weitester deutscher Kreise in elfässischen Dingen, von den tauben Ohren des auf Tod und Leben im Kampf mit Frankreich stehenden Deutschland aber gibt es ein Beispiel aus der Sphäre der Autonomie morale. Im Frühjahr 1917 ging des jungelsässischen Dichters Schickele Schauspiel „Hans im Schnakenloch“ über die deutschen Bühnen. Sein Titel ist einem elfässischen Volkslied entnommen. Einer im Elsaß wohlbekannten feurigen Marschmelodie gilt im Stück eine rauschende Phrase, die jeden Franzosen entzücken mußte, in ihrem herrischen Anreiz aber den Frankfurtern, Berlinern und Münchenern verschlossen blieb: „Die Sambre et Meuse ist die heimliche Marseillaise der Elsässer!“ Daß René Schickele recht gut wußte, was er meinte, ist so sicher, wie daß die deutschen Hörer und Leser nicht genau oder gar nicht wußten, was das bedeuten sollte. Aus dem grollenden Herzen dieses leidenschaftlich und leichtsinnig von französischen und deutschen Kulturakzenten besessenen Mannes sprangen den deutschen Menschen noch mitten im Kriege jene Funken in die Augen, die durchs Elsaß gesprüht haben. Schickele ist nur ein Beispiel in der Reihe von elfässischen Begabungen, die dem Elsaß gefährlich geworden sind. Beispiellos aber ist im kriegumzogenen Deutschland die naive Unkenntnis von dem nervösen Ausdruck einer Atmosphäre, die im Elsaß heute eine unglückliche Vergangenheit ist.

Sie war ein Menschenalter durch eine Vergangenheit von Experimenten. Reiner, der das Elsaß als Reichsland gesehen hat, entzog sich diesem Eindruck, konnte sich ihm nicht entziehen, denn er drang auf ihn ein. Selbst die kalte Passivität der militärischen Ordnung, an der Grenze streng auf sich selbst gestellt, wurde angesteckt. Nicht von dem eigentümlichen Erregungsmoment, das in allen Staaten den Grenztruppen anhaftet und ihr Gefüge bestimmt, aber von dem unausgesetzt unsicheren Gang der politischen Arbeit am elfässischen Volkskörper. Das Elsaß wurde heimgesucht von „Methoden“. Als französische Außenprovinz war es an mehr als zweifelhafte Regierungen und Staatshäupter gewöhnt worden. Als deutsches Reichsland hatte es einen Oberherrn und eine Regierungsgewalt von Legitimität. Aber jene französische

Macht aller Grade hatte auch über dem vernachlässigten Land unsichtbar mit der Allgewalt der französischen Staatsidee gestanden, und wo sie sichtbar geworden war, in den Regenten und Präfekten, da war nicht das elsässische Kulturgut, aber der politische Horizont der Elsässer erweitert worden durch das einfache Bewußtsein, Bürger der grande nation zu sein. Die Staatsgewalt des Deutschen Reiches aber, eruptiv durch ein Genie zu Fülle und Leben gebracht, war in ihrer deutschen Idee noch Kinderjung an Möglichkeiten und Erwartungen und doch beschwert mit jahrtausendealten Erinnerungen, die gerade für das Elsaß mit dem demütigendsten und erbitterndsten Andenken abschlossen, das ein Land haben kann. Die deutsche Staatsidee war auch noch nicht den ins Elsaß Einwandernden in Fleisch und Blut übergegangen; daß das im Elsaß offizielle Deutschland nichts von ihr wissen ließ, störte das empfindliche Stammesgefühl des Elsässers und verwirrte es bis zu dem harten Spott des elsässischen Bauern, den in seinen „Erinnerungen“ der Altelsässer Graf Dürckheim wiedergibt: „Es schint, die Ditsche wolle uns nit b'halte, wil sie so welsch thün.“

Es heißt zurückgehen auf alte oft gesagte Tatsachen, wenn man Herr werden will über die „Nachwirkungen“ des Franzosentums im Elsaß und über die stilllose deutsche Art, das „Reichsland“ als solches in Kauf zu nehmen. Alles, was ihm aus der Arbeit und Kraft des Reiches in Verwaltung und Wirtschaft zukam, war noch gar nicht die Fülle des Deutschtums, das dem Reichsland nach der ersten Freude immer fremder wurde, während von der französischen Seite aus ein Sturm begann, der volkpsychologisch mit Neigung und Abneigung aufschürte und aufblies, was da für eine Politik zu brauchen war; eine geographische und geschichtliche Politik, wie sie genannt werden muß, weil sie ausging von der Vorstellung eines „Zwischenlandes“ und daraus Ansprüche und Rechte ableitete. Daß die Elsässer auf diesem Wege, solange er sich noch krümmen mußte, zum Zwischenvolk wurden, war eine vorläufig willkommene Nebenerscheinung, eigentlich jedoch nur eine Randbemerkung zu dem wahren Inhalt der rein französischen Idee, wie einst im alten Europa, ganz erfüllt von der Überzeugung der Gesta Dei per Francos. Sie geht als Ziel weit über den Rhein hinaus, sucht es schon in der Dreieinigkeit des Vertrages von Verdun von 843 und in der letzten Teilung von Karls des Großen Erbe, im Westfranken- und Ostfrankenreich. Die westfränkische Linie lief von der Schweiz ab Basel den Rhein entlang zur Scheldemündung. Es wäre auch in Deutschland gut gewesen, dem jahrhundertalten Kampf zwischen der deutschen Kaisermacht und dem französischen Königstum noch einmal nachzugehen, um überschauend zu begreifen, daß die Frage Elsaß-Lothringen für Frankreich der letzte Ausläufer einer weltgeschichtlichen Gegnerschaft ist. Zur Zeit germanischer Reichsmacht, unter den Kaisern aus sächsischem, fränkischem und staufischem Geschlecht, als die Herzogtümer Franken, Schwaben und Lothringen den Rhein beinah vom Ursprung bis zur Mündung

umschlossen, war das Elsaß eine Landschaft Schwabens; Metz, Tull und Birten Oberlothringens feste Städte, Niederlothringen das heutige Belgien. Nicht zwischen den Vogesen und dem Rhein, sondern zwischen Maas und Mosel war noch Gebiet deutscher Reichshoheit; im Flußbett der Maas lief bis tief ins sechzehnte Jahrhundert die Grenze zwischen deutschem und französischem Hoheitsrecht — uralte Steine, die sie symbolisch bildeten, liegen dort versunken. Unter dem letzten europäischen Großherrscher, dem spanischen Karl, fielen schon die Ecksteine aus der Westmauer des Reiches. Ihrem Verfall diente dann noch besonders der tolle Ehrgeiz fürstlicher Kondottieri; zwei aus der Reihe von Geschichte gewordenen Abenteurern oder Verrätern, wie sie die politische Elendzeit Deutschlands im ausgehenden sechzehnten und im ganzen siebzehnten Jahrhundert hervorbrachte: Moriz von Sachsen und Bernhard von Weimar, sind Elsaß und Lothringens Totengräber gewesen. Vielleicht auch nur — nach kurzem Glanz und Glück im Dunkel erlöschend — bestimmte, nicht bestimmende Mächte im deutsch-französischen Verhängnis, das im Westen stets wie eine Wage ist mit beider Länder Aufschwung oder Niedergang. Auf den ersten der beiden Wettiner, den Herzog Moriz, einen landflüchtigen Geächteten, beziehen sich die Franzosen wegen des Besitzes des alten Herzogtums Lothringen; auf den zweiten, den heimatlosen, schwedisch-französischen Parteigänger, Herzog Bernhard, berufen sie sich fürs Elsaß als einem „État tampon“, dies sterile Aushilfsgebilde einer Politik, deren einer Vertreter so schwachsinzig sein muß, wie der andere dummschlau ist. Den „Raubkriegen Ludwigs des Vierzehnten“, die Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Wilhelm von Oranien gegen Condé und Turenne auf die rheinischen Felder brachten, folgten die „Reunionen“ (heute Desannexionen), die von 1680—1684 schiedlich-friedlich von Tournai in Flandern bis Besançon in der Freigravschafft Burgund blühendes „Reichsland“ deutscher Hoheit französisch umrechneten, mit ihm das 1552 übertölpelte Metz — „l'écu, la porte et le propugnacle de l'Empire“ — und 1681 Straßburg, „die wunderschöne Stadt“, deren Tore ein Tropf von fürstlichem Bischof und bestochene Bönhasen von Ratsherren öffneten, dieweil die Bürger der freien Reichsstadt ehrsam auf der Frankfurter Messe handelten. Der Deutsche lernt dies alles von Kindesbeinen auf als den Verfall des alten Reiches kennen; er ließ aber, als sein neues Reich nicht mehr jedem Marodeur von Gottes oder eignen Gnaden ausgeliefert war, sondern in „des Reiches Herrlichkeit“ wieder groß vor den Völkern der Erde stand, das Elsaß unterminieren, gefährlicher als Forts, Brücken und Bahnen, unerforschlich den Berufenen und unfasßbar den ABERufenen.

Der Franzose behauptete von diesen Landen, die er einst erbeutet, nicht erobert hatte, „on n'y trouvait pas de patriotisme collectif“, und stützte so die im französischen Elsaß ausgegebene Parole vom Zwischenvolk; der Deutsche, der im Frankfurter Frieden und in der Zurücknahme Elsaß

und Lothringens eine Abrechnung mit Frankreich gesehen und die „Heimkehr der deutschen Brüder ins alte Vaterland“ bejubelt hatte, wurde allmählich von der doppelkulturellen Grenzauffassung so durchdrungen, daß er im Elsaß zwar Parteien, aber keine Partei gründete, auf die sich der deutsche Elsässer hätte stützen, der eingewanderte Altdeutsche aber berufen können, eine Partei des elsässischen Volkes, die für das Land und das Reich jener von Frankreich so wohlwollend vermiste Kollektivpatriotismus gewesen wäre. Die deutsche Vergangenheit des Elsaßes zu betonen, war nur bei festlichen Anlässen üblich, und wurde dann dem Elsässer, den sie anging, als Spiegel von Tugenden gezeigt, die er erst wieder erwerben müsse, die aus ihm heraus aber neu zu entwickeln niemand das Geschick hatte. Die französische Vergangenheit aber begleitete noch sein Alltagsleben; sie hätte sich an der schnellen deutschen Gegenwart abschleifen müssen, wenn sie nicht bengalisch beleuchtet zu einer Zukunft gedreht worden wäre, die heute mit der „Frage“ Elsaß-Lothringen wie das Raubtier Europas sich aufreckt, dem alles zum Opfer fallen muß, bis das Opfer selber fällt.

Aus den Tiefen der elsässischen Vergangenheit, seiner langen deutschen und seiner kurzen französischen, steigt in großen Bildern Menschliches und Ewiges in die jüngste tobende Zeit hinein. Es ist Wahn und Berechnung zugleich, daß um dieses kleine Volk, um diese Landschaft Elsaß, zwei Großvölker bis aufs Skelett ihres starken Leibes sich zerfleischen müssen — aber man kennt den Reichtum dieses segenvollen Bodens, man fühlt den Gewinn dieses nie zuchtlos gewordenen, einsam ertüchtigten Stammes, und man begreift an Anfang und Ende das elsässische Schicksal, dem der Freund sich versagte und dem der Feind das furchtbarste Staatslos zugebracht hat, das es für ein Volk geben kann: das, eine Frage zu sein. Aus dem Elsaß des Bauern, zwischen Rebhügeln, Kornbreiten und Obstwiesen, ging noch immer sein zähes Schollenbewußtsein hervor, das auch den wandernden und den vertriebenen Elsässer niemals verlassen hat. Seine Städte waren Heimat echten Bürgertums, edlen Gelehrtenfleißes und stillen Künstler-schaffens gewesen. Sie hatten Staatsmänner und Krieger aufwachsen lassen, die in hartnäckigen Kämpfen sich gegen Fürst und Bischof wehrten. Sie besaßen von den Mystikern und Predigern des deutschen Mittelalters einen Mächtigen: Johannes Tauler, und einen Tüchtigen: Geiler von Kaysersberg. Die wandelten dort in ihrer katholischen Leiblichkeit, geistig wachend und weckend, wie später die streitbaren evangelischen Gottesgelehrten, die Bucer und Dekolampadius. Das Land sah das Legendenleben seiner frommen Frauen: das Mädchen Odilia, die Herzogstochter mit den blinden Augen — „Sankta Odilia, unsere liebe Frau“ — die Dichterin von Jesu Minne, Herat, die Äbtissin von Landsberg, die schweigsamen „Schwestern vom geruhigen Leben“. Ihm erstand eine gottesgeschöpferische Kunst, die am Münster zu Straßburg ins Unendliche geträumt und ins Endliche verwirklicht wurde,

aus dem Leben seines Baumeisters, des Erwin von Steinbach, geheimnisvoll wie das des Mathias Grünewald, des Meisters vom Isenheimer Altar. Im Elsaß des Bürgerfleißes malte Martin Schongauer; im Elsaß der westlich milden Sonne und der welschen Reben sang Gottfried von Straßburg von Tristan und Isöt das Lied von „der minne lebendem tod“. Das Elsaß der waffenklirrenden Bürgerzeit hatte seinen harnischgewappneten Straßburger Stettmeister, Jakob Sturm, und das Elsaß des französischen Ancien régime seinen eleganten Maire, den Monsieur de Dietrich, aus dessen Salon der alten Gesellschaft zum ersten Mal die Marseiller Sturmrevelle in die Gasse hinabgeklungen war und dessen Kopf in Paris dem Fallbeil verfiel; das Elsaß der napoleonischen Gloire aber hatte, wie Lothringen in Michel Ney, „vierzig Generäle, ein ganzes Volk auf den Schlachtfeldern,“ in den Rapp und Kleber, den Kellermann und Westermann, die Helden seines eigenen Ruhmes. Ganz am Ende aber den letzten Bürgermeister in der dreifarbigen Schärpe, den Maire der Belagerung von 1870 und den Toten von Bordeaux, Rüst, der sterbend seinem elsässischen Mitabgeordneten Schneegans, im Gleichnis des französischen Billardspielers, den bittersten Satz vom Franzosentum sagte: „Ce sont des farceurs et je commence à croire que 1789 a été un simple raccroc.“

Es war die zielsichere Absicht der Republik Frankreich, die elsässische Vergangenheit von 1789 an zu datieren. Sie hat damit ihr Eroberungsziel international verblindet. Mit den „großen Gedanken der französischen Revolution“ wurde im Elsaß agiert, als sei es dazu bestimmt, sie zu konservieren. Um einen Gegensatz zwischen dem monarchischen Deutschland und dem republikanischen Frankreich schon frühzeitig herauszuschälen, sprach man immerfort von dem Elsaß, das die Segnungen der Revolution einst an sich erfahren habe und danach allein seinen Anspruch auf politisches Leben messe. In Frankreich kam bei den Festen der dritten Republik, ob beim Staatsdiner oder Offiziersbankett oder bei jenen Umzügen mit ihrem Schlüsselpunkt vor der Statue der Straßburg, dem Redner erst der vibrierende Akzent, wenn er auf die Zugehörigkeit des unglücklichen Elsaß zu den Freiheits- und Menschheitsidealen hinwies, die Frankreich verkörpere.

In seiner Gedekrede bei der Enthüllung des Scheurer-Restner-Denkmales in Paris, im Februar 1908, hat Clemenceau als Ministerpräsident von den Gefühlen gesprochen, „die über uns hereinbrechen, wenn wir vor diesem Gedenkstein auf die Erinnerung einer glorreichen Geschichte von zweihundert Jahren stoßen, in die unsere Väter die unsterbliche Epopöe der französischen Revolution eingetragen haben: zweihundert Jahre gemeinsames Leben auf dem Gipfelpunkt der Zivilisation haben Bräuche, Gefühle, Gedanken, alles, was ein starkes Amalgam der Menschheit ausmacht, in ganz anderer Weise verschmolzen als in jenen Zeiten, da der moderne Geist kaum in seiner Bildung begriffen war“.

Dies alte Lied wurde ins Elfaß hineingesungen und ist im Kriege der Schlachtgefang gegen Deutschland geworden. Wovon hat die große Revolution das Elfaß befreit? Das zwischen Rhein und Vogesen sich stretchende Land von seiner Abschnürung von Frankreich, mit dem es nur durch ein paar unsichere schlechte Gebirgsstraßen verbunden war? Von den Zollschranken, die es außerhalb des französischen Wirtschaftslebens stellten, wie es von den Gesellschaftsrechten ausgeschlossen war? Von dem bornierten Vorurteil des Vollblutfranzosen gegen die elsässischen »têtes carrées«, seiner Geringschätzung dieser braven, genügsamen Untertanen der allerchristlichsten Könige, die zu regieren lieberliche Prinzen und schlechtest bezahlte Beamte ausreichten? Von einem herrschenden Adel etwa, den dies Land der Bürger und der Bauern nicht besaß, wenn auch einer seiner landsässigen Edelleute, der Graf Edbrecht von Dürckheim, der letzte Verteidiger des deutschen Elfaß gegen Ludwig den Sechzehnten war, bis die Flammen über seiner Burg und ihm zusammenschlugen? Die Ruinen der Schlösser, die von den elsässischen Hügeln herabsehen, aus der grauen Frühzeit, da römische Lager und Burgställe die urältesten Siedelungen verdrängten, und da in Colmar, Schlettstadt, Breisach, Hagenau und Weissenburg deutsche Kaiserpfalzen erstanden — waren sie Zwingsburgen, diese Überbleibsel — oder gar die Herrenhöfe, die als nichts anderes als eben „Höfe“ mitten in Dorf und Städtchen so stehen wie in ganz Frankreich das château steht? Befreit von einer Geistlichkeit, die weder katholisch noch protestantisch den Freiheitsmännern hätte solch Argerniß geben können wie die französischen Priesterprinzen, die man ins Elfaß geschickt hatte — eine Geistlichkeit, die, allerdings für die Pariser vom Salut public unverständlich, in ihrem Elsässer Ditsch mit der Bildkraft der Volkssprache predigte und lehrte, wie der Professor Bleszig, der um diese Zeit noch seine Elsässer „Deutsche unter französischer Botmäßigkeit“ nannte? Oder vom engen und gebundenen Sinn der Traditionen, den die neue Gleichheit auch da radikal und sinnlos zerstörte, wo er bodenständige Eigenart war — Eigenart, die Wurzel aller nationalen Kultur, der Antichrist der Gleichheit — wenn sie auch im Elfaß nicht so orgiastisch zerstampft wurde wie im französischen Mutterland? Oder am Ende gar von jenem Bürgertum, das ein deutscher Reichstolz gewesen war und noch nichts von dem Ausfauget- und Wuchergeist des französischen Gewohnheitsstaates der Pächter hatte? Was die Umwälzung in Frankreich dem Elfaß gab, war das große Geschenk für das Gedeihen eines Landes: die Schranken zwischen dem französischen Staat und seinem deutschen Annex fielen; nicht mehr war das Elfaß, wie auch Lothringen, die „province étrangère“ des Königreichs, der nur spärlich die Quellen lebendiger Staatskraft zugeflossen waren.

Es war aber nur ein Anfang, wie die französische Revolution im Elfaß überhaupt mehr Evolution gewesen ist, kaum von den Krämpfen im Innern Frankreichs berührt; sogar die Kirchenwandalen haben im Elfaß nur Gast-

rollen gegeben, und für die „ambulante Guillotine“ des Eulogius Schneider hat der Elsässer mehr Spott als Schrecken übrig gehabt. Politisch, wirtschaftlich und militärisch hat erst Napoleon das Elsaß aufgebaut; in kurzen Jahren hat sein Genie, nicht die hinauf- und hinabstürzende Gewalt der Revolutionsepoche, das Elsaß auf diesen drei Grundlagen des modernen Staates zu einem vollgültigen Teil des französischen Staates gebildet. Die Revolution hat das Elsaß nicht aus seinen deutschen Angeln gehoben; auch Napoleon nicht, der alles nach Horizonten statt nach Punkten tat und sich um die Sonderheit dieses Völkchens nicht kümmerte, das ihm von seiner Volkskraft das für ihn Wichtigste, und zwar zu unsterblicher Ehre, gab: Soldaten. Und doch trifft man im elsässischen Land überall des Kaisers Spuren: die Kanäle, die zu Strömen führen, die Straßen, die nach Frankreich gehen, mit den zerfallenen steinernen Ruhebanken und den Pappeln, die diese endlosen Chaussees für Erobererheere begleiten. So unangetastet das Land in seinem festen Besitz blieb, so plötzlich es in seinen beweglichen Rechten privilegiert wurde, so einfach sind die Linien des napoleonischen Gedankens, dieses echten und unvergessenen französischen Elementes im Elsaß, gezogen. Er hat aus dem Elsaß ganz herausgeholt, was der entartete Sinn des alten Reiches nicht mehr brauchen konnte, wozu die Revolution nur den Anstoß gegeben hatte: er zog, das Metepz des Ruhmes und der Abenteuer, das junge Elsaß zu seinen Fahnen. Mit den Adlern Napoleons ist auch Hoffnung und Glaube des Elsaß geflogen. Der elsässische Franzose wurde aus dem elsässischen Soldaten geboren! Das Elsaß und der alte Schlachten-gau von Lothringen ist ein Soldatenland; die stürmischen Revolutions-armeen und die Heere Napoleons waren die Zeichen, in denen der französische Geist im Elsaß siegt! Der Ehrgeiz und der Impuls dieser eigensinnigen und rebellischen elsässischen Deutschen ging der Größe nach, dem Zwange der Idee. Napoleon hat das Elsaß nicht zu dem blühenden Land machen können, das es nach ihm wurde — dazu war seine Zeit zu kurz; aber er hat seine Elsässer als Elsässer gewertet. Und der Elsässer hat ein gutes Gedächtnis; das ist ein deutsches Stück seiner Seele. Der Republikaner unter den jungelsässischen Schriftstellern, der geistreiche und unruhige René Schickel, hat im Februar 1910, als Paris wieder einmal einem „Helden des Elsaß“, dem schwarzen Afrika geopfert, jubilierende Nekrologe hielt, nach drei Seiten hin geschrieben: „Wir trugen deutsche Namen, aber die Welt kennt sie nur aus der französischen Geschichte. Dabei konnten wir nicht einmal für wiedergewonnene Brüder gelten; wir waren Fremde, Deutsche. Wenn die jungen Burschen zu den Fahnen ausrückten, sangen sie die alten deutschen Lieder. Aber man nahm uns, wie wir waren. Phrasenlos, und ohne lange über unseren Stamm und unsere Art zu diskutieren . . . Wir zeigten, daß wir zu brauchen waren.“

Und weiter: „Die vielen, die noch immer in die Gebiete gehen, wo Frankreich Krieg führt, sollten zu Hause bleiben. Es lohnt sich nicht mehr . . . Wendet eure kostbare Energie, euren Mut, eure Klugheit unserer eigenen Angelegenheit zu. Wendet das elsässische Abenteuer nach Deutschland. Es ist sein natürlicher Weg.“ . . . Das ist in Deutschland ungehört verklungen, im Elsaß nur von denen ergriffen worden, die gegen französische und deutsche Mißverständnisse des elsässischen Wesens ihren schweren Kampf führten. Ein Zeichen war es, aufgesteckt in Paris, als es schon im Zenit der Entente stand. Und in Straßburg schrieb im Oktober 1911, dem politischen Jahre des Elsaß, vor den ersten Wahlen zum heimischen Landtag, ein anderer Altelsässer, der Maler, Dichter und Politiker Gustav Stoskopf: „Die kommenden Wahlen müssen endlich zeigen, daß das Elsaß ein anderes Gesicht hat, als es von unseren Nationalisten dargestellt wird. Der Elsässer hat längst aufgehört, seine Zeit in gefährlicher politischer Romantik zu verträumen. Die nüchterne Wirklichkeit gebietet ihm, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen. Der Elsässer muß, wenn er nicht vom eingewanderten Element verdrängt werden will, dem Fleiße der Deutschen denselben Fleiß entgegensetzen, er muß seine Kenntnisse an derselben Quelle schöpfen wie jene; kurz, er muß mit ihnen zusammenarbeiten und sich nicht von ihnen absondern, wenn er nicht ausgeschaltet werden will. Das ist wirklich elsässische Politik, das ist im Interesse unserer Heimat gehandelt. Das Gebaren jener Politiker, welche unser Land und namentlich unsere elsässische Jugend dem passiven Widerstand entgegenführen möchten, muß direkt als volksfeindlich bezeichnet werden. Wir glauben unsere Heimat ebenso zu lieben, aber wir glauben ihr besser zu dienen, wenn wir für die Ruhe und den Frieden im Lande eintreten, wenn wir bestrebt sind, die Jugend zur Arbeitsfreudigkeit anzuspornen, statt ihr den Aufenthalt in der Heimat zu vereteln. Gottlob gibt es heute schon ein Elsaß, das bestrebt ist, das Ideal, das uns von unserem Lande vorschwebt, zu verwirklichen, und das vorteilhaft von dem mit soviel Lärm zur Schau getragenen Paradeelsässertum der Nationalisten absticht. Es ist das andere Elsaß, nicht das lärmende und verheerende, sondern das werktätige, fleißige, vorwärtsstrebende Elsaß! — Das ist der wahre elsässische Nationalismus, oder besser gesagt, Partikularismus, der es darauf abzielt, im Wettbewerb mit den übrigen deutschen Völkerstämmen in nichts zurückzustehen. Hier liegt die Zukunft des Landes und nicht dort, wo man nur noch ein Rückwärtschauen kennt und den Blick für die Gegenwart und Zukunft verloren hat.“ Wer hat es in Deutschland gehört?

Die Soldaten, Generäle und Marschälle aus dem Elsaß und Lothringen, morts au champ d'honneur, sie alle, die Frankreich auf nahen und fernen Feldern verbrauchte, die politischen und kulturellen Talente elsässischen Blutes, die es an sich gezogen hatte, die eingeborenen Franzosen mit den alter elsässischen Namen, die heute in den Armeen der dritten Republik geger

Deutschland kämpfen, auch die jungen und alten Verführten einer duldsam gepflegten Kulturpassion im Elsaß — sie, die drüben gegen das Land ihrer Geburt sich schlagen, und sie, die zwischen den beiden streitenden Nationen abseits stehen — alle knicken und knien sie vor ihrem Gözen, der französischen Freiheit. Die von früher starben meistens so rechtzeitig dafür, daß sie nicht mehr merkten, daß sie bloß der Name für ein Schwert war; die von heute wollen nicht sehen, daß sie schon lange ein Fetisch ist, zu dem Frankreich noch betet, weil es von seinen Göttern schon verlassen ist.

Das elsässische Blut fließt nun schon in einer zweiten Generation von Männern, die „Söhne des Reichslands“ wie Söhne des Reiches sind. Noch war jenes Blut nicht, wie einst für Frankreich, auch für Deutschland gestossen — es war noch nie in schwerer Stunde erprobt, aber in tausend alltäglichen bis zum Kopf erhitzt worden. Auf dem Elsaßer, und auf dem elsässischen Soldaten, lastete, was selbst auf dem Polen, dem Blutfremden, nicht lag: das Mißtrauen. Das Böse war aber, daß auch der Deutsche gegen den Elsaßer verhetzt wurde. Von Frankreich her schrillte es den Deutschen in die Ohren, daß die Elsaßer niemals ihr „verlorenes Vaterland“ verleugnen würden; pathetische Schwüre im „Souvenir français“ wurden von seinen Ablegern im Elsaß ausgenutzt, immer wieder mit dem „Unterlegenen“ und dem „Eroberer“ geschürt, wo längst nichts mehr brennen wollte. Denn Brand sollte sein, und überm Elsaß sollte er auflohen. „Mein armes Elsaß! Wie oft hast du nicht so unberührt ehrlich, naiv, in deiner hingebenden Güte, deinen ‚Freunden aus Frankreich‘ Dienste leisten müssen! Wie oft hast du nicht den Possenreißern aus Paris und der Gascogne als Sprungbrett dienen müssen, damit sie sich in Sicherheit zurückzogen oder ihren Ehrgeiz befriedigten!“ Heute muß das Elsaß seinen und Deutschlands Feinden, den ganzen und den halben, solche Dienste leisten, wie sie einst der Elsaßer Schneegans dem Frankreich Gambettas vorgeworfen hat. Im Elsaß hat die gambettanische Nachfolge auftrumpfen können bis zuletzt. Dem französischen Chauvin sekundierten die Alsaciens der Doppelkultur und die deutschen Objektivisten — wie heute in Flandern die Passivisten. Als eine Weile die elsässische Autonomie auf der deutschen politischen Tagesordnung stand, umschlich man in der „öffentlichen Meinung“ das Elsaß wie den heißen Brei. Der Elsaßer stand zwischen Ängstlichen, Unmaßenden und Schamlosen, ohne den festen Grund unter seinen Füßen zu spüren, den das Deutsche Reich doch für ihn haben mußte. Der alte Graf Eckbrecht von Dürckheim, der sein Elsaß aus seinen Amtszeiten als französischer Unterpräfekt kannte, sagt in seinen Erinnerungen: „Wenn von jener Seite solche Sprache frech und offen geführt wird und auf der andern der Nationalstolz so zaghaft auftritt, daß man weder Führer noch Fahne erkennt, ja dann muß darauf verzichtet werden, dem wiedergewonnenen Lande zu imponieren.“ Wie Deutschland das im offiziellen Land der Doppelkultur vermied, sagen die Namen Manteuffel,

Ehlohdwig Hohenlohe, Wedel. Dem Elsässer imponierte nun aber auch nichts, was politisch bei ihm, mit ihm und gegen ihn getan wurde. Was ihm imponieren konnte — das deutsche Verwaltungswesen, das deutsche Wirtschaftsleben und die deutsche Armee —, war ihm fremd und durch die Langsamkeit, mit der er allem, bei seiner natürlichen Raschheit, erst nachkommen mußte, verbitternd. In den ersten Jahren war mit Vernunft und Zukunftsaussichten im Elsaß nicht viel anzufangen, und zwar nicht wegen der in der Wahl der protestlerischen Abgeordneten anscheinend zutage getretenen „unversöhnlichen“ Feindseligkeit, sondern durch die Unmöglichkeit, dem diplomatischen Frieden den Volksfrieden folgen zu lassen, ehe nur die ärgsten Wunden sich geschlossen hatten. Wie sie dann heilten und vernarbten, suchte der ins Land hineingetragene und umhergetragene Unfriede die gesunden Säfte zu stauen und zu verderben.

Die militärische Macht war der politischen im Elsaß voraus. Doch war Bismarcks Wort vom „Glacis“ nur aus einer zwingenden Situation heraus gesprochen worden, sollte auch nur den Bereich der Sicherung in einem Grenzland umschreiben, aber weder von oberster Gültigkeit noch von symbolischem Zwang für das Leben des ganzen Landes sein. Wenn Deutschland in den starken Garnisonen des Elsaß und Lothringens die Grenzschutz sah, so drohte auch ganz Frankreich mit dem Halbkreis seiner Ostbefestigung auf das Reichsland zu. Hier wurde das auf Waffen ruhende Machtbewußtsein der Staaten wie in Person lebendig, wurde das, was Vorbereitung und Übung war, schon durch die Atmosphäre zum Ernst. Im Elsaß war diese soldatische Grenzluft noch nie so scharf gewesen — man vergaß dort, daß Deutschland und Frankreich in ein ganz anderes Machtverhältnis zueinander getreten waren, und daß die unter dem dritten Napoleon gegen den Rhein vorgeschobenen Grenzlinien sich nun vom Rhein aus gegen Mosel und Vogesen kehren mußten. Man sah nur Druck und Belastung und übersah den großen Zusammenhang, dem das Land sich unterordnen mußte. Aber der Elsässer hat den Schutz seines Landes in sicheren Händen gewußt. Wie im Elsaß aber die preussische strenge Überlegenheit des militärischen Regimes gegenüber dem laschen Gebahren des politischen Regimentes ungewohnt und aufdringlich erschien, so verwirrten den zivilen Begriff im Deutschen Reiche überm Rhein die dummen plumpen Urteile über die „elsässischen Strafbrigaden“ und die „elsässische Unzuverlässigkeit“. Aus Mißtrauen hier und Mißbehagen dort entstand dann im Frühjahr 1914 aus Zabern eine „Affäre“. Sie dichtete sich aus dem elsässischen Haß gegen den „Schwob“ in Uniform und aus dem preussischen Widerwillen gegen den elsässischen „Wackes“ in Zivil zusammen; ein Vorfall ward Ereignis. In Frankreich, wo man Bretonen nach den Pyrenäen, Provenzalen nach der Normandie in Garnison brachte, die ihre Schüsseln mit ungewohnter Rost aus den Kasernenfenstern zu werfen pflegten und sich in Tavernen wie Estaminets mit den Einwohnern prügelten, drang kein Sterbens-

wort ins nächste Departement und über den lokalen Teil der Provinzpresse hinaus. In Deutschland ritt man auf Zabern Prinzipien, nahm Resolutionen an und brachte Interpellationen ein und hielt durch wochenlange Polemiken das Ausland in Atem, dem die Lust an dem elsässischen Skandalchen die Brust über die eigene Vortrefflichkeit schwellte. Kein Mensch in Deutschland, der sich verantwortlich fühlte, ging dabei in sich; nur das Elsaß war wieder einmal im Reich verleidet und für Frankreich eine noch fettere Lockspeise geworden. Der Elsässer als deutscher Soldat aber schien dem Bürgersinn, der die deutsche Öffentlichkeit regiert, noch unmöglicher — er, der doch das Zucken kannte, das unter seiner Heimat hinkief, auf die schon die Mündungen der französischen Geschütze gerichtet waren.

Erst der Krieg mußte kommen, um den Nachfahren alter Krieger gerecht zu werden. Das Auge des Elsässers wird aufgeglüht haben, als er den General v. Deimling, der das heimische Armeekorps unter siegreichen Fahnen führte, vor ganz Deutschland von dem „Gesamtbild ohne Furcht und Tadel“, das ihm seine Elsässer Soldaten geboten hatten, sprechen hörte. Gegen Frankreich hat das junge Elsaß im Kampf gestanden; endlich sprach ein deutscher Soldatenführer das heißersehnte Wort, daß es „Heimaterde gegen den gemeinsamen Feind verteidigt hat“. Die Heimat aber ist die Bedingung zur Größe elsässischen Wesens. Der Elsässer, auch der Alfacien, ist nie über den großen Ramm zu scheren gewesen, der schnurgerade über die Länder geht. Die Entpersönlichung vom Heimatgefühl, die im modernen Staat den Verlust der Heimat so leicht macht, schließlich auch das Vaterlandsbewußtsein in die Knechtsgebärde des *ubi bene ibi patria* verwandelt, kennt der Elsässer noch nicht. Ja, er übertrieb seinen Heimatstolz noch; ihm schien in der Frondeurrolle, die ihm deutsches Schwanken und französische Frechheit politisch aufzwang, dieser allein sicheres Gut zu sein. An ihn klammerten sich gerade die Elsässer, die den Zwiespalt kaum mehr ertragen konnten; unbesorgt darum, daß auch das Heimatliche — das, wollten sie nicht verzweifeln, ihre Parole sein mußte — ihnen wieder zum Unguten ausgelegt würde, sorgten sie sich, wann sie in das große Schicksal des deutschen Volkes ihr eigenes ruhig hingeben könnten, wann man sie im Vaterland hören würde! Ihre Sehnsucht und ihr Grimm wurde laut in dem aufatmenden Ruf von Anfang des Krieges: „Nun werden wir endlich wissen, wohin wir gehören!“ Wie das Heimatgefühl des Elsässers, ungeschwächt durch zweihundertjährige Fremdherrschaft, Kraft aus sich schöpfte und nicht in unfruchtbarer Gleichgültigkeit noch in starrem Widerstand dem größeren Geschick des Staates sich entziehen wollte, dem seine Zukunft gehörte, nachdem es würdig bis zum Ende ausgeharrt in der Treue zu dem, der seine Vergangenheit mitbedeutete, das wies in einer elsässischen Entscheidungsstunde eine ermattende Hand, schrieb Rüz in seinem letzten Brief: „Frankreich ist für uns verloren; denken wir daran, das Elsaß zu retten.“

Der elsässische Krieger hat es jetzt im Dienst der Pflicht gegen das Reich vor dem Feinde mit gerettet, nach den achtunddreißig Jahren, die das Elsaß durch den Freund noch nicht vor dem Loß der Zweideutigkeit gerettet hatten, vor dem sein alter Patriot es bewahren hatte wollen. Der elsässische Soldat hat mit Blut und Ehre die einst weltberühmte elsässische Treue zur Fahne gehalten; die Untreue der Wenigen war aus Schwäche und Fanatismus, aber nicht aus dem elsässischen Volk gekommen; sie kann ihn nicht beflecken. Wieder einmal hat das Elsaß im Kriege, der diesem Land von je die Namen seiner Söhne über die kleine Heimat gehoben hat, zeigen können, daß es eines Friedens für sich selbst wert ist. Das Elsaß als Heimat ist gerettet; in jenem anderen Sinn wird es als Volk gerettet sein, wenn nach den kriegerischen elsässischen Söhnen die elsässischen Männer des Friedens die alten und neuen Lügen und Legenden übers Elsaß zu bannen berufen sind durch den endlichen Ausbau des Elsasses, der für Deutschland so wichtig und so dringend ist wie kein „Selbstbestimmungsrecht“ eines Volkes in Europa.

Um zu Frankreichs letztem Anspruch aufß Elsaß und zu Deutschlands letzter Abwehr zu kommen, dürfen die Unterschiede und Gleichnisse nicht verrückt werden, die beide Staaten mit dem Elsaß verbanden und entzweiten, und gerade über sie ist von beiden Seiten eine Schicht von Zweifel oder Wohlgefallen gelegt worden, die wegzuräumen das Werk des künftigen Elsaß sein muß. Immer wieder muß man sich vor Augen halten, daß die elsässischen Motive seit 1871 aus der modernen französischen Geschichte bis 1870 abgeleitet sind, daß es einer elsässischen Anstrengung — nicht weniger stark als seine frühere nach der entgegengesetzten Seite — bedurfte, um eine Position zu erschüttern, für die kein Äquivalent vorhanden war, die aber nach und nach für das Elsaß als Glied des Deutschen Reiches eine Gefahr werden mußte. Das deutsche Grundelement des Elsassers, das Frankreich niemals hatte zerstören können, mußte erst von der deutschen Idee eingefangen werden, der es politisch verloren gegangen war. Dies ist der letzte elsässische Grund, auf dem sich die Vergangenheit hielt und auf dem allein die Zukunft stehen kann.

Nachdem die beiden gewaltigen Ereignisse, Revolution und Napoleon, dem Elsaß die Einheit mit dem Gesamtstaat gegeben hatten, formte sich Land und Volk erst zu dem Bild, das dann 1870/71 vor Deutschland stand. Das neue französische Volksideal fand im Elsaß Eingang. Dies Ideal mit seiner Freiheit des Individuums und seiner Bindung der Individualität, die Mischung von Bourgeois und Jakobiner, hat sich dann im Elsaß zu einem Bürgertum ausgeglichen, das, gleichviel ob im großen Stil oder im kleinen Behagen, das Elsassertum geworden ist. Von dem herrschenden Teil dieses Bürgertums hat ein Präfekt der Bourbons, Monsieur Malonet, einmal

nach Paris berichtet: „seine Mäßigung schließe die Fähigkeit keineswegs aus, und die Abwesenheit von Leidenschaft erschwere der Regierung nur um so mehr, ihren Einfluß zur Geltung zu bringen“. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein deutscher Bezirkspräsident im Elsaß seiner Regierung, die jene bürgerliche Oberschicht viel mehr als von Gott gegeben ansah, als damals der Vertreter der Legitimität, das Gleiche gesagt hat. Dennoch überschätzte man den Einfluß, den besonders die Gunst des *juste-milieu* Louis Philippe und die Prosperität der Ära des dritten Napoleon dem elsässischen Bürgertum auch politisch gebracht hatte, in seiner Wirkung aufs Ganze. Im französischen Ehemals versuchte die Regierung, die Bourgeoisie ihrem Willen gefügig zu machen, und die Schwierigkeiten waren relativ; im deutschen Vorgestern probten die Notabeln die Unsicherheit der Regierung ihnen gegenüber aus und konnten so absolute Verstimmungen schaffen, weil Deutschland im Elsaß zwar die Bourgeoisie mit ihren Gesetzen und ihrer Gesellschaftsordnung von Frankreich übernommen hatte, aber ihrem klassischen Land nicht zugleich auch jenes politische Maß aller Dinge entnehmen konnte, das dem Franzosen den Staat bedeutet und ihn mit seinen moralischen Gebrechen versöhnt. Im deutschen öffentlichen Bewußtsein bestimmte aber die Idee des Staates weder Intensität noch Ausdruck der politischen Handlung, so daß im Elsaß die Imponderabilien die Wägbarkeiten überwogen. Der nationalen Idee, die in Frankreich das Maß aller Dinge ist und war, ordnen sich schließlich auch die Dinge unter; sie, die den französischen Staat über ungeheure Fährnisse und Schrecken geleitete, hatte auch das Elsaß bezwungen. Die zentralistische Gewalt, die sie ist, und die nur anziehende Macht, die sie scheint, ist dem französischen Volkscharakter, wie ihn die Große Revolution gemodelt hat, ohne daß sie auch ihn umstürzen konnte, bequem. Friedrich Schlegel, der einst im heißersehnten Paris nach der Umwälzung statt der Menschheit das Franzosentum fand, hatte die Staatsform dieser Idee in bissiger Enttäuschung „die Vollendung der Nullität“ genannt. Diese großartig einseitige Nationalisierung des persönlichen und staatlichen Daseins aber war der Geist, der im Glanz der erobernden Tat im Elsaß einzog, hoch und nieder dort an die Idee band und noch aus den beiden historischen Protesten der Elsässer vor der Nationalversammlung in Bordeaux und im deutschen Reichstag zu Berlin sprach. Der Elsässer war von dem Politischen, nicht Nationalen der französischen Staatsidee beherrscht, weil sie ihm der einzige Halt war. Und weil er die Vorzüge der Verschmelzung von Volk, Staat und Idee erkannte, so hätte sich sein Stammesbewußtsein endlich auch umwandeln müssen.

Während aber das politische Element des Elsaß entschlossen französisch war, blieb das kulturelle noch deutsch. Wie schwer dem Elsässer nur die Sprache wurde, bemerkte noch 1866 Graf Dürckheim, der auf einer Amtsreise in Kabbilien fand, daß arabische „Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren

das Französische geläufig sprachen, lasen und schrieben, wie es die Elsässer gewiß nie lernen werden". Und er fügte hinzu: „Ich konnte jedenfalls bezeugen, daß in ganz Nordafrika die französische Sprache in dreißig Jahren schneller Eingang fand, als sie dies im Elsaß in zwei Jahrhunderten vermocht hat.“ Der einfache Elsässer war, bis er Soldat wurde oder die Scholle verließ, für das Franzosentum weniger ergiebig als die wilden Stämme der Kolonien, denn wo die Zunge nicht gehorchen will, geht auch das Herz nicht mit und ist der Geist nicht willig. Als in den vierziger Jahren der Druck der Regierung auf Schule und Kirche stärker wurde, da war es weniger Abneigung und Trotz als Wissen um die Volkseele, Liebe zur Heimat (die für sie Elsaß und nicht Département du Haut-Rhin und du Bas-Rhin hieß!), was die elsässische Geistlichkeit beider Bekenntnisse veranlaßte, dem System sich entgegenzustellen, das für diese Provinz Unfrieden und Kampf bedeutete. Auch in ihrem Namen erklärte Monsignore Raes, der Bischof von Straßburg, dem Präfekten: „daß es meinem Gewissen widerstrebt, die ersten Begriffe der Religion und Moral den Kindern in einer andern als in ihrer Muttersprache beibringen zu wollen“. Das „Elsässer Ditsch“ ist dann nach und nach zwar nicht im Französischen verschwunden, aber von ihm durch die Mittel, deren sich ein starker Staat gegen einen Volksteil bedienen kann, vermanscht worden, und zuletzt wurde es in der Tagesgewohnheit, die ja auch die des Geschäftes und des Vorteils ist, zu dem Mischmasch, der dem Elsässer, als er wieder deutsch geworden war, von den Deutschen ebenso sehr verdacht wurde, wie einst von den Franzosen sein Ditsch. Dabei war aber das Elsässer-Französisch — oft nur eine Garnitur von gewissen Sätzen, Worten und Ausrufen — niemals das Patois, welches auf der Grenze bis tief hinein in die Lorraine gesprochen wird. Die deutsche Sprache aber, wo sie reine elsässische Mundart ist, kann an Bildkraft und Reichum des Ausdrucks, in der Verwendung alter, im Hochdeutschen längst untergegangener Worte von prachtwoller Deutlichkeit, jedem deutschen Dialekt an die Seite gestellt werden; ja, dies mit verdorbenem Französisch meist verwechselte Elsässer Ditsch überragt ihn meist noch an Resten aus der alten Heldenzeit der deutschen Sprache. Der alte Dürkheim auf Fröschweiler rief daher den protestantischen „Herren im Reichstag und im Landesausschuß“ zu: „O schweigst alle, ihr Arrangeurs der elsässischen Sache! Unsere Kinder sind deutsche Kinder, die ihr Vater unser stets unbeirrt in deutscher Sprache gebetet haben und es so fortbeten werden, solange der Rhein talabwärts fließt.“

Das elsässische Bürgertum in den größeren Städten, durch Beruf und Verkehr auf Frankreich angewiesen, wählte frühzeitig das Französische als Umgangssprache — im intimsten Kreis redet es sehr geläufig ditsch — und richtete und bildete sich nach den gesellschaftlichen Gesetzen Frankreichs. Es tat eigentlich nicht viel mehr, als was man in Deutschland lange genug getan hatte, ohne so zwingende Gründe. Die elsässische Bourgeoisie hat

dann nach 1871 an ihrer Bildung festgehalten und sich in ihr und durch sie vom Deutschen genau so abgeschlossen wie einst vom Französischen. Ihre Stellung war mehr Hochmut der Rasse als Sympathie des Blutes; ihr Fehler aber war, daß sie ihr Kulturgut dem politischen Zweck unterstellte, was für sie in Deutschland doch Rückschritt war, weil diese Haltung nur für Frankreich Bedeutung haben konnte. Die Pflege der französischen Tradition war hier bei aller Zurückhaltung aggressiver als bei den andern Schichten der Bevölkerung. Die Bourgeoisie bedurfte durchaus keiner größeren „Schonung der Gefühle“ als das Elsaß insgesamt. Sie zog nur offizielle Vorteile aus ihrer Art und Weise und hat dafür jahrelang das Bild vom Elsaß trüben helfen — bei den Eingewanderten wie in ganz Deutschland. Am Wahn der „autonomie morale“ hat man innerhalb ihres Kreises einen ganz andern Anteil genommen als an den Autonomiebestrebungen des elfässischen Volkes. Es war ein Mahn- und Weckruf, den ihr Dr. Riener, ihr bester und mit ihr sympathisierender Schilderer, 1908 noch zurief: „Diese gesellschaftliche Bildung in Ehren! Aber sie hindert nicht, Deutschland durch und durch kennen zu lernen. Man studiere Deutschland an seinen Kulturzentren, trete rückhaltlos ein in den deutschen Wirtschaftsverkehr! Sonst ist Gefahr, daß die elfässische Bourgeoisie in einem wachsenden Deutschland kümmerlich zurückbleibt. Von ihrem französischen Mutterboden losgelöst, muß sie das Wertvolle aus ihrer Vergangenheit bewahren, zugleich aber rüstig weiter-schreiten.“ Die Vergangenheit des französischen Elsaß war verankert in seiner Bourgeoisie, die der Träger der Verbindung zwischen ihm und Frankreich gewesen war. Sie hat diese große Aufgabe damals redlich erfüllt, denn der Zustrom aus Frankreich selbst war auch in den günstigsten Jahrzehnten so schwach, daß ohne ihre Initiative und ihren Unternehmungsgeist das Elsaß die province étrangère geblieben wäre. Wer von Frankreich aus nicht ins Elsaß mußte, kam nicht; erst sie hat sich Verbindungen geschaffen und dann in der Heimat aus ihnen, aus sich und aus der Kolonie von französischen Offizieren und Beamten die Gesellschaft gemacht, die den Ton angeben konnte. Im Rahmen des Deutschen Reiches aber war sie nur noch eine Gesellschaftsklasse; ihre politischen Ziele waren mit Frankreich gefallen und sträubten sich doch, da sie Mittelpunkt der Bedeutung des Elsasses gewesen war, ganz zu versiegen. Die deutsche Regierung hat ja der Bourgeoisie nicht mehr in den Weg gelegt, als sie unbedingt mußte, wenn die Tradition sich in Zukunft umzusetzen versuchte.

Aber es war nur noch eine Gnadenfrist für sie, und das werdende Elsaß war es, das sie ihm stellen mußte. Die Gegner der Bourgeoisie waren weder das offizielle noch das einwandernde Deutschland: es waren dieselben starken elfässischen Kräfte, die auch sie einst aus der Heimat ins Weite hinausgedrängt hatten, und die jetzt sich aufreckten, nach Deutschland hin, wie sie sich ihren Platz in Frankreich erkämpft hatten. Wohl

waren die „Altdeutschen“ Jahre hindurch den Elsässern so fremd und fern wie einst die „Stoßfranzosen“. Aber in der französischen Zeit hatte es einer Auswanderung des Elsasses, einer Einholung aus Frankreich bedurft, um sich mit dem großen Vaterland zu verstehen; nun drängte die Einwanderung ins Elfaß hinein, ohne von elsässischen Dingen abhängig zu sein. Das war die Entscheidung.

Das Altelsässertum wollte nicht untätig dabei stehen, wenn die Fäden zum Reich zur engsten Unlösbarkeit geknüpft wurden; es durfte sich nicht eines Tages die Führung aus der Hand nehmen lassen. Es konnte nicht auf der Väter Boden die Früchte deutscher Tatkraft und Unternehmungslust reifen lassen, ohne daß es den Samen mit in die heimische Erde gelegt hatte. Die Großbürger des Landes, denen der Weg nach Deutschland frei stand, wollten ihn nicht gehen, denn als französische Bourgeoisie waren sie ein fremder Stand, waren sie unelsässisch geworden. Und wo sie glaubten, elsässisch zu sein, in ihren politischen Prinzipien, da waren sie für das neue Elfaß ein schweres Hemmnis, mehr noch: sein Feind. Das neue Elfaß mußte mit Deutschland gehen, wenn es aufblühen wollte. Und da die alte Bourgeoisie nicht voranging, so mußten wieder mitten aus dem elsässischen Volk, aus seinen unverbrauchten Elementen, sich die Führer erheben, die das neue Elfaß wollten. Sie kamen sehr langsam. Einer der ersten, August Schneegans, der den Gedanken des neuen Elfaß schon in den siebziger Jahren mit seiner „Partei der Autonomisten“ an die Spitze stellte, mußte weichen. Weder seine Zeit noch sein Volk ging mit ihm. Im Elfaß aber tobte sich ein Interesse neben und nach dem anderen aus, ehe das Interesse des Landes die elsässische Idee werden konnte. Erst in dem Jahrzehnt vor dem Kriege trat sie selbständig auf. Ihre Führer und Anhänger mußten um das deutsche Lebensrecht des Elsasses nach drei Seiten zugleich sich schlagen: gegen den französischen Willen, gegen die Verstocktheit ihrer eigenen durch Frankreich großgewordenen Landsleute, gegen den Einfluß der altdeutschen Kreise. Und nur rücksichtsloses Zusammenfassen aller elsässischen Hindernisse bei ihrer Überwindung bringt das neue Elfaß. Der Kompromiß- und Vertragszustand muß enden. Jeder Elsässer weiß es, aber nicht jeder will diesem Wissen auch gehorchen. Und doch wird ihn der flammende Wille mitreißen, der noch immer einem Volk geholfen hat, zu Klarheit und Einheit zu kommen.

Der elsässische Glaube an die deutsche Zukunft ist da, und er ist das Wertvollste mit, was der Krieg vollendete. Er darf nicht mehr umgangen, er darf nicht mehr zerstört werden! Denn er würde nie mehr wiederkommen. Er stärkte sich an dem Schicksal Deutschlands, an dieser Verteidigung gegen die Welt, an der mächtigen Erscheinung seines großen Volkes, von dessen Leben und Kraft der elsässische Stamm ein Stück ist. Sieht niemand in Deutschland, daß es ein heroischer Glaube der Elsässer

Elfässische Gesichte

ist, mit dem sie gegen das Geheul und die Verlockung und den Verrat sich stemmen? Daß dieses Stück Land, aus einem verbrennenden Europa zur Fackel für die Welt gemacht, sein deutsches Anrecht verkünden will? Daß die Stimme des elfässischen Volkes eine Zunge gegen den Feind sein will? Und daß sie es werden kann gegen den verlogenen Wahnwitz, um seinetwillen müsse die Welt noch streiten?

In diesem Kriege hat Deutschland das höchste Recht zu vergeben, vor dem die peitschende Demagogie der völkerbeglückenden Entente in Nichts zerfallen muß — es schafft sich den elfässischen Bundesstaat. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker soll die alten politischen Fragen töten, während es sie nur chaotisch vermehren und verewigen wird. Das Deutsche Reich aber kann, ohne Zwang der Not, ohne Druck fremden Willens, in der adeligsten Freiheit, über die je ein großer Staat verfügte, unter seinen Stämmen auch diesen noch jenem Recht auf sich selbst überlassen, das auch ihn ganz in den ewigen Besitz des deutschen Reichsgedankens setzt. Das Elsaß will von dem fremden Höllenschluch befreit werden, im vierten Kriegsjahr noch der Zankapfel der Welt zu sein. Es will der Teufelsflüge entzogen werden, daß es „abstimmen“ wolle über seine Zugehörigkeit zu Deutschland oder Frankreich. Es will nicht abstimmen, es will aber mit einem Jubelschrei den Tag grüßen, der es in die stolze Reihe der deutschen Staaten stellt. Es will nichts, was nicht vom Reich kommt; nicht von außen und nicht von innen. Es will kein Recht und keine Gnade: es will die Gabe des höchsten Vertrauens!

Tausend Jahre ist das Elsaß deutsches Land gewesen, zwei Jahrhunderte ist es ein deutscher Volksstamm geblieben, mehr als ein Menschenalter war es wiedergewonnenes Reichsland. Mit dem Blut und Leben seiner Söhne hat es Heimat und Reich verteidigt. Kein Volk der Erde ist würdiger, daß sein Glaube Wahrheit werde. Die deutschen Krieger, die im Elsaß kämpften und starben, haben dies Land in seiner Schönheit gesehen, sein Volk aber verstehen gelernt. Man soll die Lebenden unter ihnen fragen, was ihnen das Elsaß wurde, Männern aller deutschen Stämme! Nicht an dem harrenden Elsaß — an der Macht des Deutschen Reiches ist es, die verdammteste Lüge des Krieges, die elsaß-lothringische Frage, zurückzustoßen für immer. Mit dem Elsaß und seinem Glauben an Deutschland ist das Recht. Der Glaube an Deutschland aber ist des ganzen deutschen Volkes Kraft. Das Recht und die Kraft dieses Volkes in seinem heiligen Sinn zu wahren, erbat vom Erzengel der Spruch auf der Sturmflagge des alten deutschen Reiches, mit dem auch dies junge Deutsche Reich in seinen ersten schweren Kampf gezogen ist:

„Herr des Lichtes, hilf uns streiten!
Hilf uns siegen, Michael!“

Die Wurzeln der russischen Anarchie.

Von

o o o

Die ausgesprochen anarchischen, bis zum äußersten Radikalismus gehenden Formen, in welche die in ihrem ursprünglichen Plan bürgerlich-liberal angelegte Revolution vom März 1917 schon nach wenigen Monaten ausartete, nachdem der größte Teil des Heeres und die gesamte Flotte sich der maximalistischen Richtung angeschlossen hatten, konnten für jeden Kenner Rußlands und der russischen Volksseele kaum etwas Unerwartetes und Überraschendes haben. Was die Verbreitung des sogenannten Maximalismus in der Armee und Marine betrifft, so kann bei Soldaten und Matrosen, die kein Recht, kein Gesetz und keine Disziplin mehr anerkennen, aber mit Maschinengewehren, Panzerautos und Munition reichlich versehen sind, von einer eigentlich „politischen Richtung“ natürlich ebenso wenig die Rede sein, wie bei einer beliebigen Räuberbande. Wenn aber eine solche aus vielen Millionen besteht, so bildet sie allerdings ein willkommenes Werkzeug und eine furchtbare Waffe in den Händen radikaler Doktrinäre, die die räuberischen Instinkte der rohen, ungezügelter Massen zu ihren Zwecken auszunutzen wissen. Wenn man diese Revolution, bei der im ersten Anfang die mit großer Schnelligkeit sich überstürzenden Ereignisse es zu keinen größeren Kampfhandlungen und Ausschreitungen kommen ließen, in Westeuropa trotzdem auch noch viel später vielfach als eine „unblutige“ bezeichnet hat, so hat man die heftigen Straßenkämpfe in Petersburg, Moskau und anderen russischen Großstädten, die zahllosen Greuelthaten, vor allem die entsetzlichen Mezeleien unter den Offizieren, in dem Sturm und Drang dieser Kriegszeit mit ihren unerhörten Menschenopfern doch allzusehr übersehen. Denn im Gegensatz zu allen westeuropäischen Revolutionen liegt das wesentlich unterscheidende Merkmal der furchtbaren russischen Umwälzung, wie die Weltgeschichte sie bisher noch nicht gekannt hat, in der völligen Anarchie, der Zersetzung und Auflöfung jeglicher gesetzlichen und staatlichen Ordnung. Wie weit dabei jüdischer Fanatismus in dem wildbewegten Ozean russischer Maßlosigkeiten als führendes Element eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat, erscheint zur Zeit noch nicht genügend geklärt. Vor achtzehn Jahren sagte mir in Wien ein russischer Jude: „... Wir (das heißt die jüdische Intelligenz in Rußland) haben uns die Vernichtung des Zarismus und den völligen Zerfall des russischen Staates zum Ziele

gesetzt. Wenn Rußland in einen größeren Krieg verwickelt wird, werden wir dieses Endziel zweifellos erreichen; das russische Volk ist ein Gefühlsvolk, namentlich die Intelligenz und die studierende Jugend kann man mit Phrasen und billigen Schlagworten bringen, wohin man will.“ Das klingt recht zielbewußt und nüchtern. Ob es sich heute bei den führenden jüdischen Elementen nur um doktrinaire Verbohrtheit handelt, erscheint deshalb zum mindesten recht fraglich. Diese jüdischen Gedankengänge sind jedoch erst in neuerer Zeit aufgetaucht und können für die Entwicklung der ungezügelt elementaren Kräfte, die sie unter Umständen in Bewegung setzen, leiten und für ihre geheimen Zwecke ausnützen, jedenfalls keine ausreichende Erklärung bieten. Wenn aber in einem großen Nachbarreiche ein alles zerstörender Brand entsteht, so ist es angesichts einer solchen welterschütternden Katastrophe gewiß angezeigt und schon im Hinblick auf die zukünftigen Beziehungen zu Osteuropa von großer Wichtigkeit, den treibenden Kräften nachzuforschen, die als Endergebnis dieses schreckenerregende Chaos verursacht haben.

Die geistige Eigenart eines Volkes wird gewiß in erster Linie durch äußere Einwirkungen, durch das Klima, die Natur, die historischen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen bestimmt. Bei der sehr starken Vermischung der europäischen Völker kommt man im allgemeinen mit biologischen Rassen-theorien nur zu leicht in Gefahr, auf einen recht unsicheren Boden zu geraten, dem alle festen wissenschaftlichen Grundlagen fehlen. Trotzdem werden wir bei den Russen die Rassenpsychologie nicht außer acht lassen dürfen, weil die ostslawische Eigenart und der besondere Charakter der großrussischen Rassenmischung sich doch schon in sehr frühen Stadien der Entwicklung des russischen Reiches recht deutlich ausprägen.

Aus vorgegeschichtlicher Zeit haben wir über die russischen oder ostslawischen Stämme, die jedenfalls schon vor zwei Jahrtausenden im südlichen Rußland lebten, nur ganz vereinzelte und spärliche Nachrichten. Von Bedeutung sind hier für uns die Angaben byzantinischer Schriftsteller aus dem sechsten Jahrhundert, nach denen die zu jener Zeit in Südrußland lebenden ostslawischen Stämme „sehr friedliebend und demokratisch gesinnt“ gewesen seien. Mit dem Ausdruck der „demokratischen Gesinnung“ im Munde dieser griechischen Chronisten dürfen wir natürlich nicht unsere heutigen Begriffe von einer demokratischen Verfassung verbinden. Die Griechen wollten vielmehr damit den Zustand eines Volkes bezeichnen, das, ohne jeden Zusammenhang in einzelne Sippen und Dorfgemeinschaften aufgelöst, auf rein kommunistischer Grundlage lebte, unfähig, sich selbst zu regieren, unfähig zu jeder Staatenbildung, unfähig auch, sich gegen äußere Feinde wirksam zu schützen. Die Vorfahren des erst viel später mit dem germanischen Namen „Russen“ bezeichneten Volkes zerfielen damals in unzählige kleine Stämme, denen die politische Grundlage jeder Aktivität, die nationale Einigkeit, vollständig fehlte. Während bei den im Westen und Süden des Gebiets lebenden Stämmen,

wie zum Beispiel den Poljanen, vermutlich durch die Einwirkung der umwohnenden höher stehenden Völker, sich damals schon Anzeichen einer gewissen Gesittung nachweisen ließen, fehlten bei den in den mehr zentralen Teilen des Landes lebenden Stämmen auch die allerersten Anfänge einer Kulturentwicklung. So berichtet ein Chronist von den Drevljanen, die im Gebiet des Pripetflusses lebten: „Die Drevljanen lebten auf tierische Weise wie das Vieh. Einer brachte den andern um, und sie aßen jegliches Unreine. Auch die Eheschließung war ihnen unbekannt.“ Ob man nun solche Zustände auf eine besondere Unfähigkeit zu selbständiger Kulturentwicklung oder — wie manche moderne Historiker es tun — auf einen der ostslawischen Rasse inwohnenden „Hang zu anarchischer Auflösung“ zurückführen will, jedenfalls ist es leicht erklärlich, daß diese Volksstämme auch schon vor dem Auftreten der Normannen in Rußland immer wieder die leichte Beute fremder Völkerschaften geworden sind. Außerdem fehlte ihnen jedes gemeinsame Band gleicher mythologischer Vorstellungen, denn die wenigen Götter, die über den einzelnen Stamm hinaus allgemeine Verehrung genossen, waren höchstwahrscheinlich germanischen Ursprungs. Sehr bemerkenswert erscheint es gegenüber diesen ganz primitiven Zuständen bei den Slawen, daß nach dem Zeugnis der altnordischen Sagas finnische Stämme — jedenfalls die Vorfahren der heutigen Permier und Syrjanen — im nordöstlichen Rußland, unter sehr ungünstigen klimatischen und geographischen Verhältnissen, schon zu jener Zeit das mächtige Königreich Biarmien begründet hatten, das mit den Normannen Beziehungen gehabt haben muß.

In dem geschilderten, politisch primitiven Zustande verharren die Ostslawen Jahrhunderte hindurch bis zum Jahre 862, mit dem die Geschichte Rußlands beginnt. Bis dahin geben uns weder Geschichte noch Sage irgendwelche Kunde von Männern slawischen Stammes, die durch bemerkenswerte Eigenschaften als Führer, Fürsten oder Helden aus der gleichmäßig amorphen und inertten Masse hervorgeragt hätten. Daß endlich der Eintritt in die Geschichte nicht der Initiative der Ostslawen zuzuschreiben war, sondern einem kleinen Häuflein wagemutiger germanischer Eroberer, den Normannenfürsten Rurik (Rurik), Rostold (Rostold) und Dyr, die mit wenigen getreuen Mannen im Norden und Süden Rußlands den fast wehrlosen, weichen slawischen Völkerbrei unterjochten, das wird heute wohl von keinem ernsthaften Historiker mehr angezweifelt. Der einzige russische Gelehrte, der noch in neuerer Zeit an der albernen offiziellen Legende festhielt, daß die Russen die germanischen Eroberer selbst ins Land gerufen und sie angefleht hätten, über sie zu herrschen, ist bezeichnenderweise der böhmische Historiker Platonow, der frühere Geschichtslehrer des verstorbenen Zaren Nikolaus des Zweiten. — Die russischen Fürsten haben länger als zwei Jahrhunderte sich als Germanen, als Herrenvolk gegenüber den Unterworfenen gefühlt, wie auch nach neueren Forschungen das Normannische in Kiew bis zum Ende des elften Jahr-

hundertz die Hofsprache blieb. Daß es an Widerstand gegen die Fremdherrschaft nicht überall gefehlt hat, zeigt der Tod des Fürsten Igor, der 945 bei der Eintreibung des Tributs von Aufständischen erschlagen wurde; im allgemeinen aber war die normannische Herrschaft zu dieser Zeit überall fest gegründet. Schon Wladimir (Waldemar) der Heilige hatte mit starker Hand alle slawischen Stämme zu einem großen russischen Staate vereinigen wollen; als aber die germanischen Fürsten im zwölften Jahrhundert der völligen Slawisierung unterlagen, trat in der Bildung der unzähligen, untereinander sich befehrenden Teilsfürstentümer der anarchische Zug im russischen Charakter alsbald wieder sehr deutlich hervor. Er trug auch die Schuld, daß die Russen in Kiew wie in Moskau dem Einfall der Mongolen so wenig Widerstand zu leisten vermochten. Die Entwicklung des russischen Staates in Moskau, in den Formen, wie sie sich bis zur Zeit Peters des Großen erhielten, erfolgte wiederum nicht als Produkt selbsttätiger Kraft und nationaler Einigung, sondern im wesentlichen durch tatarisch-byzantinische Einflüsse.

Im nördlichen Rußland vollzog sich seit der Gründung des Reiches, zum Teil wohl auch schon in vorgeschichtlicher Zeit, der Prozeß einer innigen Verschmelzung der Russen mit den finnischen Stämmen, namentlich den als selbständigen Völkern ganz verschwundenen Muromen und Merjen, die den ganzen zentralen Teil des heutigen Großrußlands bewohnten. Während eine tatarische Blutbeimischung sich nur in den höheren Ständen in größerem Umfange sicher nachweisen läßt, ist die weit ausgedehnte Russifizierung der finnischen Stämme für die Entwicklung des großrussischen Volkscharakters jedenfalls von sehr ausschlaggebender Bedeutung gewesen, von einer Bedeutung, die Karl Nögel in seinem vortrefflichen, auch in der Deutschen Rundschau besprochenen (Juliheft 1917) Buche „Die Grundlagen der geistigen Kultur Rußlands“ nicht berücksichtigt hat. Was an Widerstandskraft und Zähigkeit im Großrußen steckt, ist zweifellos auf diese finnische Blutbeimischung zurückzuführen, auch jene überraschenden Ausbrüche der Wildheit, wie sie während der gegenwärtig herrschenden Anarchie allenthalben so erschreckend zutage treten. Freilich ist auch zu berücksichtigen, daß jede kolonialisatorische Tätigkeit den Menschen im allgemeinen entschlossener und energischer macht, und daß daher die Jahrhunderte hindurch währende Besiedelung des finnischen Nordens und Ostens durch die Russen auch in dieser Hinsicht auf den russischen Charakter eingewirkt haben mag. Jedenfalls aber erklären sich viele recht auffällige Widersprüche in der großrussischen Volkspsyche am ungezwungensten durch diese Rassenmischung. Auch dürfte der französische Historiker Alfred Rambaud jedenfalls recht haben, wenn er die staatenbildende Kraft aller slawischen Völker nur sehr gering einschätzt, zugleich aber meint, daß die Großrußen und die Bulgaren nur dank ihrer sehr starken Vermischung mit finnisch-ugrischen Stämmen imstande gewesen sind, starke Staatengebilde zu schaffen und durch Jahrhunderte zu erhalten.

Was den Einfluß der russischen Staatskirche betrifft, so sind ihre ethisch-kulturellen Verdienste während ihres tausendjährigen Bestehens gewiß nicht gering zu veranschlagen; aber einen wirksamen und dauerhaften Damm gegen bis zum äußersten Anarchismus gehende umstürzlerische Ideen hat sie — wie wir heute sehen — doch nirgends schaffen können. Abgesehen von ihrer Unbeweglichkeit und Erstarrung, sowie dem geistigen und sittlichen Tiefstand der russischen Geistlichkeit ist das vielleicht hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Art, wie die weiche und breite Natur des einfachen Russen die Gebote der alles verzeihenden christlichen Liebe auffaßte, gerade nicht besonders geeignet war, die Gewissen zu schärfen und das sittliche Pflichtgefühl zu entwickeln. Dazu kommt noch, daß die im Gegensatz zu den westeuropäischen Kirchen ausgesprochen anthropozentrische Weltanschauung der griechisch-orthodoxen Kirche gerade den Boden für jene besondere Erscheinungsform des russischen Materialismus vorbereitet hat, der unter der russischen Jugend des neunzehnten Jahrhunderts eine so furchtbare geistige und moralische Verwirrung anrichtete. Es besteht aber auch eine sehr interessante geistige Verwandtschaft zwischen den Prätensionen der russischen Kirche und denen der russischen Anarchisten von heute. Es ist das der feste, auch von Tolstoi und Dostojewski vertretene und eingehend erörterte Glaube des Russen, daß er dazu berufen ist, die gesamte Menschheit mit seinen Dogmen oder Theorien zu erlösen und zu beglücken, indem die ganze Welt ihren Weg zum Allmenschlichen durch das Allrussentum findet. Daß auch den russischen Friedensunterhändlern in Brest-Litowek ähnliche weltbeglückende Ideen weit mehr am Herzen lagen als ein schneller Friedensschluß, ist auch in Deutschland schon frühzeitig erkannt worden.

Drei finstere Mächte waren es, die vom dreizehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage in verhängnisvoller Weise auf das russische Geistesleben eingewirkt haben, das Mongolenjoch, der zarische Despotismus und die Leibeigenschaft. Was die unmittelbaren Einwirkungen der Tatarenherrschaft auf die russische Volksseele betrifft, so sind die Ansichten der russischen Historiker über diesen Einfluß doch recht geteilt. Die überwiegende Mehrzahl der russischen Gelehrten neigt heute zu der Annahme, daß diese Einwirkungen, obschon das Tatarenjoch zweieinhalb Jahrhunderte gedauert hat, doch nur ganz geringfügige gewesen sind. Dagegen wird von westeuropäischen Beurteilern, wie auch Nöbel es tut, der mongolische Einfluß auf die ganze Denkweise des Russen doch vielleicht allzu sehr überschätzt. Denn wenn wir im Auge behalten, daß die herrschende tatarische Rasse mit der ungeheuren Mehrzahl des russischen Volkes, namentlich mit den niederen Volksschichten, fast gar nicht in Berührung kam, so können wir wohl annehmen, daß die Wahrheit in der Mitte liegen dürfte. Von größter Bedeutung ist aber jedenfalls die indirekte Einwirkung der Mongolenherrschaft, da die ganze moskowitzische Staatsidee, der dem slawischen Geiste an sich wesensfremde moskowitzische

Die Wurzeln der russischen Anarchie

Absolutismus, zweifellos aus mongolischem Geiste und rein asiatischer Denkweise hervorgegangen sind. Im übrigen brauchen wir auf diese mongolische Streitfrage hier nicht näher einzugehen, weil sie im Rahmen dieser Besprechung von untergeordneter Bedeutung ist.

Von ungleich größerer Wichtigkeit erscheint hier der zarische Despotismus, der Jahrhunderte hindurch bis 1917 die russische Volksseele mit seinem ungeheuren Apparat von tyrannischen, gewissenlosen und korrumpierten Beamten in unverantwortlicher Weise geknechtet, entstellt und verstümmelt hat. Daß dieser zarische Despotismus auch seine großen politischen Verdienste hatte, daß er allein den Staat groß und stark gemacht hat, daß er allein — wie wir heute bereits aus geschichtlicher Erfahrung urteilen können — mit seinem Militarismus Ruhe, Ordnung und Disziplin in dem Riesenreiche aufrecht erhielt und mit eiserner Faust alle widerstrebenden Volkselemente zusammenzwang, das ist eine Frage für sich, deren Erörterung nicht hierher gehört. Wenn wir aber erwägen, daß man erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit der Kodifikation eines bürgerlichen Rechts und des Staatsrechts begann, daß bis dahin die roheste Willkür der Beamten durch nichts gehemmt wurde und völlige Rechtlosigkeit und Rechtsunsicherheit überall als selbstverständlich galten, dann wird es leicht verständlich, daß ein Rechtsbewußtsein auch in den höheren Gesellschaftsschichten sich bis heute nur ganz ungenügend hat entwickeln können. Dieser Tiefstand der Rechtspflege und Verwaltung, der bis zur Reformära Alexanders des Zweiten kaum behoben wurde, macht es auch erklärlich, daß jede selbständige Tätigkeit der russischen Gesellschaft von Anfang an zum Mißerfolge verurteilt ist. Das zeigte sich schon 1905 überall, wo die Revolution vorübergehend gesiegt hatte, und tritt heute noch weit drastischer zutage. Eine Gesellschaft, die im Gesetz nie etwas anderes gesehen hat als ein Zwangsmittel, das die Regierung zur Erreichung ihrer selbstfüchtigen Zwecke benötigt, hat natürlich staatliche Notwendigkeiten niemals begreifen können und vom Wesen des Staates stets eine völlig schiefe Auffassung gehabt. Die durch den völligen Mangel an Rechtsgefühl bedingte Verwechslung der Begriffe Freiheit und Straflosigkeit, die schon 1905 sehr deutlich zutage trat, hat im verflossenen Jahre wiederholt in schriftlich formulierten Forderungen der Soldatenräte ihren unverhüllten und wörtlichen Ausdruck gefunden. Das absolute Unvermögen, den Zusammenhang zwischen Freiheit und Gesetzmäßigkeit zu erfassen, das auch in den gebildeten Schichten erkennbar ist, erscheint als die natürliche Folge eines alle Gesetze mit Füßen tretenden Despotismus. Und daß der Fluch dieses Despotismus als verhängnisvolles Erbe dem russischen Geist, wie es scheint, für immer seinen Stempel aufgedrückt hat, dafür haben uns im Laufe des vergangenen Jahres sowohl Kerensky wie Trotzky genügende Belege geliefert. Die Jahrhunderte lang währende Rechts- und Gesetzmäßigkeit und die furchtbare Mißwirtschaft der Verwaltung sind

aber vor allem als sehr wesentliche Quellen jenes staatlichen, kulturellen und sozialen Radikalismus anzusehen, der sich seit dem Beginn der ersten geistigen Kämpfe gegen den Zarismus im neunzehnten Jahrhundert in der russischen Gesellschaft zu entwickeln begann und schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Nihilismus und planlos wütenden Terrorismus führte. Es ist deshalb erklärlich, daß gerade der gebildete Russe für das Historische, Traditionelle gar kein Verständnis besitzt; es erregt bei ihm im allgemeinen nur negative Gefühle und den Wunsch, es möglichst rasch und gründlich zu zerstören.

Was die üblen Nachwirkungen der Leibeigenschaft betrifft, die bekanntlich erst 1861 abgeschafft wurde, so treten sie bei den ehemaligen Seelenbesitzern weit schärfer hervor, als bei ihren ehemaligen Sklaven. Sie äußern sich bei ersteren in einer tiefgreifenden geistigen und sittlichen Korruption, in Zügellosigkeit, Willkür, Unerzogenheit, Intoleranz gegen Andersgesinnte und einem auffälligen Mangel an Pflichtgefühl. Bei den ehemaligen Leibeigenen sind Trunksucht, Leichtsinn, Trägheit und eine besonders stark hervortretende Uninteressiertheit am Werk der eigenen Hände zum großen Teil gewiß auf die Jahrhunderte währende Sklaverei zurückzuführen. Im allgemeinen haben aber die russischen Bauern diese furchtbare Leidenszeit mit fatalistischem Gleichmut und einer wunderbaren Elastizität ertragen, so daß sie im großen und ganzen doch seelisch ungebrochen aus ihr hervorgegangen sind. So hat durch die Nachwirkungen der Leibeigenschaft eine Spaltung des russischen Volkes in zwei seelisch völlig verschieden geartete Teile stattgefunden, eine Scheidung, die vielleicht niemals so hervorgetreten ist wie 1917 und so manche Greuelthat auf russischen Edelhöfen erklären mag; denn ein dumpfer, instinktiver Haß gegen den früheren Seelenbesitzer und Leuteschinder steckt dem russischen Bauern immer noch im Blute. Die auf kommunistischer Grundlage beruhende russische Dorfgemeinde, der „Mir“, wurde seit 1862 staatlich organisiert; gewohnheitsrechtlich hat sie jedoch schon von vorgeschichtlicher Zeit an bestanden. Sie ist daher dem russischen Bauern, der sich meist auch gegen die Stolypinsche Agrarreform ablehnend verhielt, in Fleisch und Blut übergegangen und macht ihn besonders aufnahmefähig für alle kommunistischen Doktrinen der Sozial-Revolutionäre und Maximalisten. Blutige Aufstände örtlichen Charakters hat es zwar schon zur Zeit der Leibeigenschaft vielfach gegeben; aber von politischen Forderungen der Bauern konnte damals natürlich keine Rede sein. Die sozial-revolutionäre Richtung der großrussischen Bauernschaft von heute ist das wohlgelungene Produkt einer sorgsamen und systematischen „Erziehung“ durch eine agitatorische Tätigkeit, die länger als ein halbes Jahrhundert, wenn auch unter wechselnden Formen, so doch ununterbrochen gedauert hat. Dieses Verhalten der Landbevölkerung, aus der Stolypin vor zehn Jahren nach westeuropäischem Vorbilde in praktischer und zielbewußter Weise eine konservative Stütze des Staates schaffen wollte,

Die Wurzeln der russischen Anarchie

erklärt es, daß die anarchischen Zustände bereits im Mai 1917 gerade auf dem Lande ihren Anfang nahmen.

In bezug auf den Tiefstand der durchschnittlichen Charakterbildung in der russischen Gesellschaft ist außer den drei erörterten Faktoren noch ein ursächliches Moment zu erwähnen, auf welches bis jetzt noch fast gar nicht hingewiesen worden ist¹⁾. Es ist das die rein biologische Tatsache einer negativen Auslese, die dadurch hervorgerufen wurde, daß die besten Elemente aus dem Adel, die der unerträglichen Tyrannei der Zaren zu trotzen wagten, von ihnen im Laufe der Jahrhunderte stets hingerichtet oder verbannt wurden, während aus dem niederen Volke alle entschlossenen und freiheitsliebenden Leute, namentlich die entlaufenen Leibeigenen, in Menge nach dem Gebiet der freien Kosaken am Don flüchteten. Dadurch erklären sich wohl zum Teil die auffällige Willensschwäche und die fast monoton wirkende Gleichförmigkeit der geistigen Struktur in der gesamten russischen Intelligenz, aus der fast gar keine originellen und ausgeprägten Individualitäten hervortragen. Vielleicht ist es auch auf diese so beharrlich geübte Ausmerzung der tüchtigsten Elemente unter den Großrussen zurückzuführen, daß neben der länger als ein Jahrhundert währenden geistigen Hegemonie der Balten in Petersburg auch so viele Ukrainer, Polen und Armenier dort in den höchsten Stellungen vertreten waren.

Wir kommen nun zu einem besonders wichtigen Kapitel, der Entwicklung der sogenannten russischen Intelligenz im neunzehnten Jahrhundert, die den geistigen Nährboden für alle sozialen und politischen Strömungen abgegeben hat, deren Endergebnis heute Großrußland dem Abgrunde zutreibt. Wir müssen jedoch zuvor ganz im allgemeinen noch einige Seiten im Seelenleben der Russen näher beleuchten, die zu dem hier erörterten Thema in Beziehung stehen.

Fast alle Ausländer, die längere Zeit in Rußland verbracht haben, bezeichnen als einen besonders sympathischen Charakterzug des Russen, der ihn namentlich bei flüchtiger Bekanntschaft dem Fremden liebenswürdig erscheinen läßt, sein feines Gefühl für alles Menschliche. Dieses Gefühl, das bei manchen Dichtern, so besonders bei Wsswolod Garschin, bis zu einem pathologischen Grade gesteigert erscheint, wird leider nur sehr selten durch eine logische, streng sachliche und nüchtern kritische Analyse des Menschlichen reguliert. Die Russen sind eben im allgemeinen ein in den höheren Ständen mehr feminin, in den niederen Schichten mehr infantil angelegtes, reines Gefühlsvolk. Ihr oft recht scharfes und intuitiv treffendes kritisches Urteil wird deshalb nur allzu häufig durch zu starke Gefühlsbetonung getrübt. Selbst bei den glänzendsten Vertretern des russischen Geistes läßt sich dieser Defekt oft nachweisen, so auch bei Leo Tolstoi, der in seinem Alter als der

¹⁾ Soviel mir bekannt ist, nur von Professor Seeck in Münster.

eigentliche Wortführer des geistigen Rußlands und als typischer Vertreter der russischen Intelligenz in ihrer Höchstleistung gelten konnte. Von ihm sagte 1900 der russische Kritiker Sementkowsky, der eine deutsche Erziehung in einem klassischen Gymnasium in Livland genossen hatte, er „sehe Personen wie Dinge stets unter einem völlig schiefen Gesichtswinkel“. — Mit diesem Gefühlsüberschwange, zum Teil aber auch mit der Unempfänglichkeit für die zwingende Kraft der Logik, dem fehlenden Verständnis für die Verpflichtung der Gedanken untereinander, steht der extreme Subjektivismus des Russen im Zusammenhang, der dem Fremden bei allen Zwiegesprächen höherer Art so unangenehm auffällt. Bei dem so sehr leicht aus einem Extrem ins andere schwankenden Russen führt dieser schrankenlose Subjektivismus letzten Endes fast stets zu einem zügellosen Radikalismus, für den die Psychologen in neuerer Zeit die Bezeichnung „Maximalismus“ geprägt haben. Aus diesem psychologischen Maximalismus, der als eines der wesentlichsten und bemerkenswertesten Merkmale der russischen Volksseele gelten kann, ist naturgemäß der politische von heute, als längst in Rußland bekannte Erscheinung, unter einem neuen Namen erwachsen. Er vertritt die Ideen des Anarchismus, wie sie bereits um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts formuliert wurden, mit besonderer Betonung der kommunistischen Grundlage. Der Moralphilosoph Paulsen hat gelegentlich Nietzsche den Vorwurf gemacht, er habe in der europäischen Jugend seinerzeit eine „intellektuelle Anarchie“ großgezogen. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit dieser Vorwurf dem Manne gegenüber berechtigt erscheint, der sich so bitter über das Fehlen des „intellektuellen Gewissens“ im größten Teil der modernen Menschheit beklagte; aber in der russischen Gesellschaft war eine solche Anarchie des Intellekts schon lange vor der Zeit Nietzsches vorhanden, hervorgerufen in erster Linie durch einen auffälligen Mangel an intellektuellem Gewissen.

Die vorstehend kurz skizzierten Eigentümlichkeiten des russischen Seelenlebens muß man im Auge behalten, um den Entwicklungsgang der russischen Intelligenz in dem engeren und besonderen Sinne, der nur für Rußland Geltung hat, ohne Schwierigkeit zu verstehen. Da die Russen niemals imstande gewesen sind, aus ihrem eigenen nationalen Leben, aus eigener schöpferischer Kraft neue weltbewegende Ideen hervorzubringen, so entwickelten sich die geistigen Strömungen in der russischen Gesellschaft auf politischem und sozialem Gebiet ganz ausschließlich zunächst auf Grund der Ideen der französischen Revolution von 1789 und der deutschen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts. Die Dezemberrevolution von 1825, die nach westeuropäischem Vorbilde um eine Konstitution kämpfte und mit sozialen Bestrebungen nichts zu tun hatte, beschränkte sich auf einen kleinen Kreis von Teilnehmern, die hauptsächlich der höchsten Geburts- und Geistesaristokratie angehörten; sie kann uns an dieser Stelle daher nicht interessieren. Die sozial-revolutionäre Bewegung beginnt erst unter dem unerhört despotischen Druck der Regierung

Die Wurzeln der russischen Anarchie

Nikolaus des Ersten, zunächst nur in der Person des 1814 geborenen Edelmannes Michael Bakunin, des Vaters des russischen Anarchismus, des Uhn-herrn aller jener Umstürzler, die in den politischen Prozessen der siebziger Jahre auf die Frage, womit sie sich beschäftigten, stets antworteten: „Mit Revolution!“ Schon damals aber begann die höhere russische Gesellschaft eine Art Freimaurerbund zu bilden, der, äußerlich durch Polizei und Zensur völlig geknebelt, im geheimen von erbitterter Feindschaft gegen die Regierung erfüllt war. Auf den jungen Bakunin, seine Gesinnungsgenossen und die ganze gebildete Jugend Rußlands überhaupt übten damals Schelling und Hegel einen sehr starken Einfluß aus. Teils durch mißverständene Auffassung, teils durch sophistische Umdeutung kam Bakunin zur „Erkenntnis“, daß nach den Lehren der Hegelschen Philosophie „die Wirklichkeit der Vernunft nicht entsprechen und daher durch die siegende Kraft der philosophischen Wahrheit beseitigt werden müsse“. In Berlin, wo Bakunin seit 1840 Philosophie studierte, veröffentlichte er 1842 in deutscher Sprache seine erste philosophische Schrift, die unter anderem den Satz enthält: „Laßt uns also dem ewigen Geiste vertrauen, der nur deshalb zerstört und vernichtet, weil er der unergründliche Quell alles Lebens ist. Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust!“ Hier merkt man schon den kommenden Anarchisten Bakunin, zugleich aber auch den echten Russen und Halbasiaten. Von 1843 bis 1848 durchzog Bakunin wühlend und agitierend, überall von der Polizei verfolgt, Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Die von ihm ersehnte und bejubelte Revolution von 1848 sah ihn in Paris, wo die radikalsten französischen Revolutionäre, selbst der wilde Barrikadenkämpfer Cossidière, über seine wilden anarchistischen Ideen und seine rasenden Zerstörungstriebfe sich entsetzten. Auch in Dresden leitete er die Barrikadenkämpfe, wurde aber verhaftet und zum Tode verurteilt, 1850 aber nach Osterreich und von dort später nach Rußland ausgeliefert. Überall waren ihm die westeuropäischen Revolutionäre und Anarchisten viel zu zahn und nüchtern. So gründete er 1865 in Genf einen internationalen Bruderbund, dessen Ziel die völlige Vernichtung aller Staaten in ihren religiösen, politischen und sozialen Fundamenten sein sollte. Als er 1848 in die Zentralfunktion der Internationale eintrat, konnte sein radikaler Geist gegenüber den gemäßigten Ansichten und der mehr nüchternen Auffassung der realen Machtverhältnisse hier ebenso wenig eine führende Stellung erlangen und festen Boden gewinnen, wie in der bald darauf von ihm selbst gegründeten „Internationalen Allianz der Sozialdemokratie“. Auch durch seine Verbindung mit dem Schurken Net-schajew, dem skrupellosesten und gemeingefährlichsten unter allen anarchistischen Freunden Bakunins, verlor er allen Einfluß bei den Sozialdemokraten. Im Jahre 1869 erschien in Genf sein berühmtester Katechismus der Revolution, der als das letzte Wort und endgültig festgelegte Programm des Anarchismus gelten konnte. In dem § 3 dieses Katechismus heißt es unter anderem:

„Das Ziel aber bleibt das gleiche: möglichst schnelle und möglichst sichere Zerstörung dieser schmutzigen Weltordnung.“ Der § 25 ist jetzt dadurch von Interesse, daß er im heutigen Rußland im vollsten Umfange verwirklicht erscheint. Er lautet: „Wir müssen uns der Welt der Abenteurer und Räuber anschließen, die die einzigen wahren Revolutionäre Rußlands sind.“ Die Phrasen und Schlagworte, mit denen Bakunin in diesem Katechismus, sowie in anderen Schriften und Reden als Volksbeglückter auftritt, haben wir in neuester Zeit von den Lenin, Trotzky und Konsorten bis zum Überdruß gehört, denn diese Phraseologie bleibt immer dieselbe, auf die rohen Instinkte der Massen stets mit Erfolg einwirkend. — Im Frühling 1871, als die Revolution der Kommune entbrannte, ging Bakunin nach Lyon, wo der Aufstand besonders wild tobte; aber seine Versuche, hier eine führende Rolle zu spielen, scheiterten kläglich — das Nationalgefühl der französischen Kommunisten erwies sich stärker als der kosmopolitische Anarchismus des landfremden Russen. In dieser Zeit erschien er durch die Verbrechen seines Freundes Netschajew auch so stark kompromittiert, daß er 1872 auf der Sozialistenkonferenz im Haag aus der Internationale ausgeschlossen wurde. In der Schweiz ist er 1876 gestorben. Bakunin, ein Mann von glänzenden Geistesgaben, aber auch nach dem Urteil von Alexander Herzen von haltlosem, minderwertigem Charakter, erscheint in seiner Maßlosigkeit, seinem psychologischen und politischen Maximalismus so recht als das Prototyp eines echt russischen Revolutionärs, der in seinem schwer leidenden Vaterlande unzählige gelehrige Schüler gehabt hat¹⁾.

Die verschiedenen Richtungen und Formen, die die sozial-revolutionäre Bewegung in Rußland seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts annahm, wurden teils durch wechselnde ausländische Einflüsse bedingt, teils durch die grundlegenden Reformen im Innern, namentlich durch die Aufhebung der Leibeigenschaft. Die Tatsache, daß der letztere Akt von der Regierung nicht aus edlen und humanen Erwägungen, sondern infolge der sich häufenden blutigen Bauernaufstände durchgeführt wurde, ist von den Hofhistoriographen und der ganzen offiziellen russischen Geschichtsschreibung gefälscht worden und daher in Deutschland im ganzen nur wenig bekannt. Auf den sehr nachhaltigen und bedeutungsvollen Einfluß, den das gerade seit 1861 immer mehr sich steigende soziale Elend der ländlichen Bevölkerung nicht nur auf die wachsende revolutionäre Bewegung, sondern auf das ganze russische Geistesleben ausgeübt hat, werden wir weiter unten noch zurückkommen müssen. — Von den Terroristen, die die Propaganda der Tat meist vom Auslande her betrieben und 1866 durch Karakosow das erste Attentat auf Alexander den

¹⁾ Eine sehr interessante biographische Studie über Bakunin von Theodor Schiemann, der auch die vorstehenden Daten entnommen sind, findet sich in seinem Buche „Russische Köpfe“. Verlag von Ullstein, Berlin 1916.

Die Wurzeln der russischen Anarchie

Zweiten ausführen ließen, von den jungen, „ins Volk gehenden“ Leuten beiderlei Geschlechts, bis zu dem auf völlig schiefer Grundlage aufgebauten Ratheher-Anarchismus des senilen Tolstoi, tritt in allen diesen verschiedenen Betätigungen des revolutionären Geistes das anarchifistische Moment, der bis zur äußersten Grenze gehende Radikalismus aller echten Russen, stets mehr oder weniger deutlich hervor. Da in Rußland bei den Revolutionären weder die Fähigkeit noch der ernstliche Wunsch bestand, etwas Positives zu schaffen und wenigstens ein auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebautes sozialistisches System aus eigener Kraft hervorzubringen, so wurden alle sozialistischen Theorien nur aus Westeuropa übernommen, meist aber nur sehr unvollkommen verdaut und den russischen anarchifistischen Instinkten angepaßt. Die Stelle der Sozialdemokratie nahm in Rußland deshalb seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zunächst der Nihilismus ein, dessen erste Entwicklungsstadien Turgenejew in seinem Roman „Väter und Söhne“ geschildert hat. Dieser Nihilismus, dessen Name eine sehr treffende Formel für das Fehlen jeglichen geistigen Inhalts ist, wurde durch den Fanatismus seiner Befekner zu einer Art negativer Religion, deren ultraradikale Tendenzen besonders auf jugendlich unreife Gemüter bei der furchtbaren Mißwirtschaft der Regierung eine starke Anziehungskraft ausüben mußten. Namentlich die studierende Jugend beiderlei Geschlechts, die der Dorpater Theologe und Moralstatistiker Alexander v. Dettingen gelegentlich eine „hirnlose Jugend“ genannt hat, gab sich fast durchweg — mit Ausnahme einer geringen Zahl von jungen Leuten, die reichen und vornehmen Kreisen entstammten — mit leidenschaftlicher Begeisterung dem neuen Dogma hin. Es ist hierbei zu beachten, daß die Beschäftigung mit der Politik den ganzen idealen Lebensinhalt des russischen Studenten ausfüllt. „Sie ist die einzige Poesie unseres Lebens,“ sagte mir einst ein Moskauer Student, der sich über das deutsche Korpsleben sehr wegwerfend äußerte. Bei ihren geheimen Zusammenkünften konnten diese jugendlichen Weltverbesserer ganze Nächte hindurch, unzählige Gläser Tee mit Zigaretten konsumierend, ihren politischen Zukunftsträumen nachhängen. Alles in Rußland Bestehende mußte nach ihrer Ansicht gründlich zerstört und vernichtet werden; aus der Asche der Vernichtung werde sich dann ganz von selber der Phönix des wahren Menschenglücks erheben. Die Geistesprodukte des alternden Tolstoi, der in seinen letzten Lebensjahren von russischen und jüdischen Demagogen umgeben war, die das Schwergewicht seiner Autorität für ihre Zwecke geschickt zu nutzen verstanden, haben mit ihrem krausen Gemisch von religiös-mystischen, sozialethischen und philosophisch-anarchifistischen Ideen auf diese unreifen und verbohrtten jugendlichen Wirrköpfe eine verhängnisvolle Wirkung ausgeübt. — Der wissenschaftliche Sozialismus Deutschlands konnte in Rußland erst wirklich Fuß fassen, als in den neunziger Jahren die Theorien von Karl Marx, mit der größten Begeisterung von der russischen Intelligenz aufgenommen, ihren Siegeszug durch ganz Rußland hielten und die russischen

Arbeiter in den Großstädten sich zu organisieren begannen. So kam es erst 1898 zur Bildung einer sozialdemokratischen Partei, die jedoch zunächst nur ganz ungenügend organisiert war und bis 1905 auch ohne eigentliche Parteileitung blieb. In neuerer Zeit ist diese Partei, die sich nur auf die städtischen Arbeiter und zum Teil auf die freien Berufe stützen konnte, durch die Sozialrevolutionäre immer mehr in den Hintergrund gedrängt worden. Der rechte Flügel der Partei, die „Menschewiki“ oder Sozialisten mit kleinerem Programm, gehört gegenwärtig zu den unterdrückten staatszerhaltenden Elementen, die verzweifelt darum kämpfen, das feste Gefüge des Staates noch zu retten. Bei der geistigen Disposition der großen Masse mußte aber natürlich die radikalste Partei den Sieg davontragen.

Von größter Bedeutung für die Entwicklung der Dinge, wie wir sie in Rußland heute vor uns sehen, war das Verhalten der gebildeten Gesellschaft zur revolutionären Freiheitsbewegung, das von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum März 1917 stets ein mehr als wohlwollendes gewesen ist. Es wurde schon vorhin erwähnt, daß bereits zur Zeit Nikolaus des Ersten die russische Gesellschaft eine Art Geheimbund zu bilden begann, der überall von dem gleichen passiven Widerstande gegen den brutalen Despotismus beseelt war. In späterer Zeit wurde aus der gesamten gebildeten Gesellschaft, mit Ausschluß der Reaktionäre aus wirklicher Überzeugung, eine förmliche Organisation, die zwar nur durch das gemeinsame Band gleicher Gedankengänge und Bestrebungen zusammengehalten wurde, aber überall in dem Russenreiche, offen oder versteckt, sich zum gemeinsamen geistigen Kampfe gegen den Absolutismus vereinigte. Diese nach stillschweigender Übereinkunft geschlossene Vereinigung der Geister zu dem gleichen politischen Zweck nannte man die „russische Intelligenz“ in dem besonderen, nur für Rußland geltenden Sinne. Ihre wesentlichen Träger und Stützen waren die gebildetsten Volkselemente, Dichter, Künstler, Schriftsteller, Gelehrte und sonstige Vertreter freier Berufe; aber das gleiche Streben nach Freiheit und die gleichen sozialpolitischen Ideen drangen allmählich auch immer mehr in die Reihen der hohen Aristokratie und Beamtenschaft, sowie nach unten in die Schicht der Halbgebildeten, wo sie sehr radikale Formen annahmen. Namentlich die Seminaristen und Popenöhne, die vielfach in großem sozialen Elend aufgewachsen waren, haben in den letzten Jahrzehnten in der Geschichte der russischen Freiheitsbewegung als Terroristen eine große und verhängnisvolle Rolle gespielt. Auf die Grundtendenzen der russischen Intelligenz, die grundsätzlich alles, was von der Regierung kam, für schlecht, verwerflich und hassenswert erklärte, können wir hier nicht näher eingehen; von ihren Charakterzügen interessiert uns in bezug auf unser Thema besonders die starke Neigung zum Radikalismus nach jeder Richtung, die durch den oben erwähnten, bis zum äußersten gehenden Subjektivismus des Russen bedingt wird. Damit in Zusammenhang, auch als Erbe der langen Zarenherrschaft, steht der un-

Die Wurzeln der russischen Anarchie

erträgliche geistige Despotismus in allen Kreisen dieser Intelligenz. Ihre ungeschriebene Zensur ist strenger, als die brutalste Polizeizensur; jeder Andersdenkende wird als Reaktionär, Volksfeind oder bezahlter Spion der Regierung gebrandmarkt und in Acht und Bann getan. Obschon der russische „Intelligent“ sich zu seiner Staatskirche, die er als Werkzeug des Despotismus gründlich verachtet, überall durchaus feindselig verhält, so ist sein außer jeder Fühlung mit der realen Wirklichkeit stehender, unbelehrbarer Doktrinarismus ohne Zweifel auch von dem starren, intoleranten Dogmatismus der orthodoxen Kirche beeinflusst worden.

Ausschlaggebenden Einfluß hatte nach 1861 auf die Geistesrichtung und ganze Weltanschauung der Intelligenz vor allem das nach Aufhebung der Leibeigenschaft sich immer mehr steigende, in Zentralrußland wirklich furchtbare soziale Elend, das auf dem Lande hauptsächlich durch die primitive, ganz ungenügende Lösung der Agrarfrage, den unglückseligen Gemeindebesitz und die gegenseitige Haftpflicht bei der Entrichtung der Steuern bedingt war. Das tiefe Mitleid mit dieser Verelendung der Massen schuf in dieser Zeit den Typus des reuigen, schuldbewußten Edelmannes, als welcher Tolstoi nach seiner ganzen Lebensauffassung in Reinkultur und höchster Vollendung erscheint. So sympathisch dieses innige Mitleid und die tiefe Reue über die verschuldeten Zustände auch berühren, so führten sie die schuldbewußte Intelligenz doch auf einen Irrweg, weil selbst ein Tolstoi und erst recht alle Minderbegabten jeder historischen und organischen Entwicklung völlig fremd und verständnislos gegenüberstanden. Der mit schweren Mängeln, Fehlern und Schwächen behaftete russische Bauer, der aber an gesunder, praktischer, mehr in der realen Wirklichkeit fußender Lebensanschauung dem moralischen Dekadententum der höheren Stände allerdings weit überlegen war, erschien jetzt der Intelligenz, die mit dem einfachen Manne aus dem Volke einen förmlichen Kultus trieb, als das höchste Ideal vollkommener Menschlichkeit. Auch in dieser Beziehung hat Tolstoi in den Schriften seiner letzten Lebenszeit des Guten zuviel getan, während er in seiner Lebensführung bekanntlich auf einen häuerlichen Asketismus verzichtete und sich mit einer aufsehenerregenden Maskerade begnügte. Die soziale Trauer über das Elend der Massen, die schon in der klassischen russischen Literatur von Puschkin, Lermontow und Gogol an verbreitet war, wurde jetzt zum Leitstern und zur Grundrichtung in der geistigen Atmosphäre der Intelligenz, deren ganzes Denken, Fühlen und Wollen fortan ausschließlich von sozial-ethischen Gesichtspunkten bestimmt wurde. Diese sozial-theoretischen Schwärmer waren bei ihrem Kampfe gegen die Regierung an der geistigen und politischen Freiheit nur insoweit interessiert, als sie ihnen den Rahmen für die soziale Gerechtigkeit abgeben sollte. Die gesamte europäische Kultur, die von Tolstoi schließlich ganz schroff abgelehnt und verneint wurde, hatte für sie nur insoweit Wert, als die Sozialwissenschaft des Westens sich auf russischem Boden praktisch verwenden ließ. Die

o o o

Berufsarbeit des Intelligenzen, das Studium des russischen Studenten wurden zur Nebensache und aus materiellen Gründen nur als notwendiges Übel angesehen, während das beständige Grübeln über sozialpolitischen Problemen die Hauptsache, der Hauptinhalt des Lebens blieb. Selbst Wissenschaft, Literatur und bildende Kunst wurden durch diese ganz einseitig eingestellte Geistesrichtung merklich eingeengt, die so zu einer wahren geistigen Fessel für ganz Rußland wurde und seinen geistigen Fortschritt in den letzten Jahrzehnten wesentlich gehemmt hat. Sie erklärt auch die Stellungnahme der Intelligenz zur russischen Freiheitsbestrebung, im besonderen zu deren schlimmstem Auswuchs, der „Kampfesorganisation“ der Terroristen. Wer mit der Regierung in Verbindung stand, galt als ein Volksfeind, der die glückliche Lösung des sozialen Problems hinderte; wer ihn durch Mord beseitigte, wurde als ein Held gefeiert oder wenigstens ganz allgemein mehr als wohlwollend beurteilt. So entstand in den doktrinär verbohrten Köpfen dieser sittlich haltlosen Gesellschaft eine für den Westeuropäer ganz unfassbare moralische Verwirrung. Einen besonders widerwärtigen Eindruck machte es, daß nicht allein die Ermordung eines Gouverneurs oder Polizeimeisters, sondern auch eines harmlosen, am sozialen Elend jedenfalls ganz unschuldigen Schutzmannes stets mit Genugtuung begrüßt wurde, während dieselbe Gesellschaft der „Intelligenzen“ voll sittlicher Entrüstung gegen die Todesstrafe agitierte. Auch auf die niederen Volksschichten konnte dieses Verhalten der Intelligenz auf die Dauer natürlich nicht ohne Einfluß bleiben.

Das Endergebnis dieser langjährigen, fast ausschließlich negativen Tätigkeit der russischen Intelligenz sehen wir heute vor uns. Die ausschweifendsten Romanphantasien eines Bellamy, die kühnsten Zukunftsträume des alten Anarchisten Michael Bakunin werden heute in Rußland verwirklicht. Die politischen und sozialen Grundlagen des russischen Staates sind völlig zerstört, die ganze kapitalistische Wirtschaftsordnung gestürzt, die Banken mit Beschlagnahme belegt, die Privatvermögen konfisziert, der Grundbesitz in Stadt und Land ohne Entschädigung enteignet und damit Landwirtschaft, Handel und Industrie vernichtet. Das Proletariat ist mit Waffen versehen worden, der übrige Teil der Bevölkerung entwaffnet, womit ihm die Existenzberechtigung abgesprochen wird. Es sind jetzt keinerlei Grundlagen mehr vorhanden, auf die sich eine Gegenorganisation stützen könnte.

Wer trägt nun die Schuld an diesen Zuständen, die die Grundfesten ganz Europas zu erschüttern drohen? Die zügellosen, jeder hemmenden Fessel entledigten Horden von unwissenden Analphabeten, die plündernd, raubend und mordend das Land durchziehen, oder die russische Intelligenz, die jahrzehntelang dieses Proletariat umschmeichelt und verhätschelt, die schwarzesten Untaten der Terroristen stets begünstigt, wenn nicht verherrlicht hat? Es sind dieselben kapitalistisch-liberalen Kreise, die noch 1906 in der ersten Duma mit den Sozialdemokraten der entschädigungslosen Enteignung zustimmten,

Die Wurzeln der russischen Anarchie

die jetzt am lautesten jammern und die Hände ringen! Und trotzdem sind sie anscheinend sich nicht dessen bewußt, daß sie selbst in erster Linie für diesen furchtbaren Zusammenbruch, der Rußland dem Abgrunde zutreibt, die moralische Verantwortung tragen. Nözel meint in seinem oben erwähnten Buche bei Besprechung der Voraussetzungen zur Kritik der russischen Intelligenz: „Auch der Irrende kann sehr wohl Vorbild sein!“ Oder ein abschreckendes Beispiel, möchten wir mit Bezug auf den sozial-ästhetischen Gefühlsdusel der Intelligenzen hinzufügen, denn Nözel wird diesen 1916 niedergeschriebenen Satz in diesem Zusammenhange heute wohl kaum noch aufrecht erhalten.

Ex oriente lux — aus Asien ist mehr als ein Lichtstrahl nach Europa gedrungen, aus Rußland noch keiner! Schon 1905 flatterten die schwarzen Banner der Anarchisten in vielen Gegenden Rußlands, freilich nur für kurze Zeit. Aber die aus der Rasse, dem Naturell, den historischen und kulturellen Schicksalen hervorgehenden Wurzeln der Anarchie sind dort so tiefgehend und weitverzweigt, daß wir in Zukunft immer wieder darauf gefaßt sein müssen, daß der Pesthauch dieser alles zerstörenden Macht dort emporsteigt und zu uns herüberdringt. Die auf völlig anderem Kulturboden stehenden westlichen Fremdvölker Rußlands, die nicht in den Abgrund der Anarchie mit hineingerissen werden wollen, zu retten, wird aber für die Mittelmächte nicht allein zu einer Forderung der politischen Moral, sondern zu einem einfachen Gebot der Selbsterhaltung.

Rußlands Zusammenbruch und die Erweckung seiner asiatischen Völkerschaften.

Von

B. L. Freiherrn von Mackay.

*Drum namque ire per omnes
Terras tractusque maris coelumque profundum,
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne feran-
tumque sibi tenues nascentem arcessere vitas
Scilicet huc reddi debite ac resoluta referri.*
Virgil, Georg, IV. 2.

I.

Wirtsvölker pflegt man solche Nationen zu nennen, die Fremdvölkern Tellen oder in der Gesamtheit als Gäste an den Tisch ihres großen Staatsverbandes aufgenommen haben und für deren leibliche und geistige Wohlfahrt in der einen oder anderen Weise sorgen und sich verantwortlich fühlen. Der russische Reichsbrief ist gewiß das in seiner Art großartigste, aber auch schlimmste Beispiel eines solchen Völkervirts. Es verdankt seine Machtstellung fast allenthalben, selbst den muslimischen Tataren gegenüber, nur roher Gewalt, nicht irgendwelcher Kulturüberlegenheit: dieser Mangel an moralischen Halt war und ist noch heute der eigentliche Grund des unheilbaren Schwächezustandes Rußlands. Im Bewußtsein dessen fehlte dem Zarismus jeder richtige Wille zur Behandlung der Fremdvölker auf dem Fuß ehrlicher Anerkennung ihrer Gleichberechtigung; darum war das alte despotische Rußland uneisfältlich in seinem Vänderbungen, darum aber ist auch die Macht- id Lebensglut des neuen Rußlands ebenso groß, wie sein Lebenszinn zweifelhaft erscheint. Der alte Eisfahrungsseß, das Mammut-Staatsgebilde von der Art des einstmal's russischen, mögen sie innerlich an noch so vielen organischen Gebrechen leiden und infolgedessen von noch so schweren Fieberkrisen heimgesucht werden, doch immer wieder sich aufrichten kraft des Beharrungsvermögens und der natürlichen Widerstandskraft ihrer Masse, kann jedenfalls wie die Dinge heute liegen, beim russischen Reich nur in beschränktem Maße und in sehr langer Zeitdauer sich bewähren. Es durchlebe eine neue „Esmuta eine Wiederholung seiner furchtbaren Verwilderung und Vermilderung d' politischen wie gesellschaftlichen Lebens, die das Ende der Regierung Iwan des Schwachen war. Die stürmische Kraft vermag deren damals das mitte

Rußlands Zusammenbruch und die Erweckung seiner asiatischen Völker

alterliche Zartum sich aufrichtete, war der Volksglaube an die zäsaropapistische Sendung, in deren Namen das innerasiatisch-mongolisch-tatarische Heidentum bekämpft wurde. Dem heutigen Rußland fehlen alle derartigen Quellgründe innere Erneuerung. Die erste Umwälzung entfaltete das Banner des demokratischen Einheitsstaates und stand im Zeichen der Nationalkongresse, die ihre Ausschüsse nach Petersburg entsandten und am allrussischen Gedanken feierten. Die zweite Krise beherrschten die Sowjets, die Arbeiter- und Soldaträte und die Ideen des sozialistischen Universalstaates, deren Auswirkung indessen keine andere war als der Zerfall des Reichskörpers in seine einzelnen Glieder. Die Bolschewiki haben bekanntlich innerhalb der sozialistischen Parteien Rußlands niemals über eine Mehrheit verfügt. Sie bildeten gleichsam nur die Leveller-Gruppe Rußlands: eine politische Sekte, wie sie in England aus den Independenten Cromwells hervorging, mit radikalen Ideen von der absoluten Freiheit in Staat, Kirche, Gesellschaft und mit jugendlichen, rednerisch begabten und schwarmgeistigen Führern. Indessen durch Schlagwörter können wohl Menschenmassen getäuscht, ganze Nationen irreführt werden, ist aber niemals eine Regierung auf festen Boden zu stellen; je schärfer die Spannung zwischen phantasievollen Idealen und der hinter ihnen stehenden Macht ist, desto ärger wird diese erfahrungsgemäß bei angeblicher Verwirklichung jener mißbraucht. Zunächst erklärten Lenin und seine Anhänger, getreu jenem Manifest, die Aufhebung aller Eigentumsrechte an Grund und Boden und spannen ihre Traumgebilde vom tausendjährigen Reich, in dem mit den befreiten Fremdvölkern Rußlands die gesamten, von ionarchischer, bürgerlicher und kapitalistischer Zwangsgewalt befreiten Nationen die Erde wie friedliche Lämmer unter einem Hirten weiden sollten. Als bald aber nötigte der rings um sie sich scharf aufbäumende nationalistische Eigensinn und Unabhängigkeitsfinn die Blicke vom Himmel zur Erde zurück, und umschlug ihre Gesinnung und Haltung jählings um, wie Feuer bei umringendem Wind. Nicht mit Unrecht ist die ganze Umwälzung, welche erst den Zarentron stürzte und dann dem bürgerlichen Kadettentum das Heft aus der Hand riß, als ein Sklavenaufstand der unterdrückten Heloten im sinkenden halbasiatischen Rom mit all den dazugehörigen Lavaglutten von Haß, Neid, blutdürstiger Rachsucht bezeichnet worden. Jedenfalls hat sich im Handumdrehen das tausendjährige Reich der Völkerfreiheit, das die Marxisten versprochen, in ein echtes Spartakusregiment verwandelt, bei dem die Gewaltthaberschaft nicht erfahrene und geschulte Offiziere, sondern Korporale, Gevate und allerhand dunkle Emporkömmlinge ausüben. Die verwilderten Horden, die Schleppe hinter den banditenmäßigen Heerführern, werden einzig zusammengehalten durch die Lockmittel hoher Löhnung aus gestohlenen Staatskassen, ausgeraubten Banken und Industriewerkstätten und reicher Beute aus der Plünderung von Dörfern und ganzen Städten; sie kämpfen mit dem Mut von Desperados, um nicht andere Bandengruppen, die schon auf der

Lauer liegen, an die Futterkrippe lassen zu müssen. Sie wollen keinen Frieden, der sie ums Brot bringen würde, und sie stellen sich daher überall als „rote Garden“ oder Sowjettruppen den gegenwärtigen Machthabern in Petersburg zur Verfügung, um Nationalkongresse aufzulösen, an deren Stelle Rußschiffe ihrer Geschöpfe einzusetzen, mordend, sengend und brennend umherzuziehen, kurz, im alten Moskowiterreich das Unterste zu oberst zu kehren und die Fremdvölker schlimmer zu plagen, als es jemals unter zarischem Regiment geschah. Durchaus folgerichtig hat daher Braunstein-Trozkij sich auch durch den Friedensschluß der Ukraine nicht zu einem aufrichtigen Vergleich mit den Mittelmächten bewegen lassen, sondern nur durch einen seltsamen diplomatischen Springerzug den Kriegszustand beendet, um freie Hand für die Fortsetzung der bolschewikischen Schreckensherrschaft in Rußland und für die Ausfuhr der sozialistischen Heilglüter nach Deutschland, ganz Europa zu bekommen und auf diese Weise das Schwert der Besieger Rußlands scharf und stumpf zu machen.

Die natürliche und unweigerliche außenpolitische Rückstoßwirkung dieser ganzen Entwicklung des Peteraburger Regierungssystems bis zu der Linie, da es sich von entgegengesetzter Theorie aus dem alten zaristischen Regiment in der Praxis vollkommen angleicht, ist es, daß der Zeretzungsprozeß des russischen Riesenreichs von Tag zu Tag schneller fortschreitet und mit jeder Woche sich mehr „Republiken“ aller Art bilden, deren Wesen und Haltbarkeit freilich oftmals wie Frühlingschnee hinfällig erscheint, deren Entstehung aber die derzeitigen Gewalthaber an der Newa immer mehr aller souveränen Machtmittel beraubt. Dem Wesen der Dinge nach kann Rußland heute bereits kaum mehr als ein staatsrechtlicher, sondern nur als geographischer und geschichtlicher Begriff gelten. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie Halbasien gegenwärtig fast schon die Urzustände des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts widerspiegelt, da Daniel Alexandrowitsch das alte Fürstentum Moskowien begründete, das noch um 1550 außer Moschaisk und Perejaslawl nicht mehr als die Gebiete von Halitsch, Bjelesero, Uglitsch und des Großfürsten Wladimir umfaßte. Das gesamte osteuropäische Problem ist dementsprechend schon gegenwärtig auf der ganzen Front von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer in Wurzeln und Wesen völlig umgebildet, wie es sich äußerlich darin zeigt, daß die Mittelmächte mit der Ukraine und Finnland wie mit selbständigen Staaten verhandeln. Die Geschichte des zarischen Reichs lehrt aber, daß die Quellen seiner Ausdehnungs- und Stoßkraft stets sehr viel weniger in Europa als in Asien gelegen haben: von dort also, vom russischen Orient aus, spricht die Schicksalsstimme, welche über seine Zukunft in letzter, ausschlaggebender Instanz entscheiden wird und deren Richterspruch zugleich die gesamten asiatischen Machtfragen in neuen Formen, Bindungen und ungewöhnlichen Verwicklungen aufrollt. Deutlich lassen sich in dem Umsturz-Wogengang, der so die Grundmauern des ehemaligen Moskowiterreichs von dieser Seite aus unterwühlt, drei Hauptströmungen unterscheiden.

Rußlands Zusammenbruch und die Erweckung seiner asiatischen Völker

Die eine ist die westasiatische. Bereits am 10. September vorigen Jahres haben sich die Vertreter der gesamten kaukasischen Bergvölker in Wladikawkas zusammengefunden, um einen selbständigen Bund zu begründen. An dessen Spitze ist ein Vollzugsausschuß gestellt worden mit weitgehenden Vollmachten für die Einrichtung von Selbstverwaltung, die bereits hinab bis zu den Bauernräten organisiert sein soll; weiter wurde eine Landmiliz nach dem Vorbild der Kosakenverbände geschaffen und auf geistigem Gebiet eine neue Mufti-Körperschaft mit einem Mehkeme (Tribunal) als oberster Rechtsbehörde für die drei Millionen Mohammedaner geschaffen, die auf jenem Kongreß vertreten waren. Die Georgier wollen gleichfalls von der verschwommenen sozialistischen Allerveltsbündelei nichts wissen, sie verlangen vorab Autokratie ihrer Kirche und Wiederherstellung des mit Rußland 1783 abgeschlossenen, 1801 durch Alexander den Ersten willkürlich vernichteten Vertrags über die selbständige Verfassung des grusinischen Reichs. Nicht anders sind die Armenier von ihrer Vorliebe, mit den Russen zu paktieren, gründlich geheilt; sie sehnen sich zu den Zeiten zurück, da nach dem unter Mitwirkung Deutschlands zustande gekommenen Reformgesetz von 1914 allmählich der eigentliche Herd des sozialwirtschaftlichen Notstands, der Feudalismus der Großgrundbesitzer und die Schutzlosigkeit der Bauern gegen die nomadisierenden Kurden, langsam, aber mit zielsicherer Hand beseitigt wurde. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Persien. Die russischen Kosakenhorden haben dort genau so gehaust wie in Turkestan und die reichsten Provinzen des Landes verwüstet. Auf der anderen Seite hat England nach den ausdrücklichen Erklärungen Lord Newtons im britischen Oberhaus das Programm des persischen Pufferstaats fallen gelassen und ist unverblümt dafür eingetreten, daß die Grenzen des alten Achämenidenreichs gegen Rußland möglichst weit vorgerückt werden sollten, während die Mittelmächte durch Artikel 10 des Waffenstillstandsvertrags in weitdenkend-vorsorglicher und wirklich liberaler Weise sich des Landes angenommen haben. Man weiß demnach ebensowohl in Rußland wie in Persien, woran man England gegenüber ist, und kann in Teheran nicht im Zweifel sein, wo einzig auf Rettung vor der englischen Erdrosselungspolitik zu rechnen ist. Die andere Unabhängigkeitsströmung durchzieht in der Hauptsache das Gebiet der Kosaken, also das Reich, in dem einstmal die Mazepa, Pugatscheff, Stenka Rasin ihre geschichtlichen Rollen gespielt haben. Hier hat sich die Stiftung des „Jugowostoschnij Sojuz“, des südöstlichen Bundes der Don-, Kuban-, Terek-, Astrachan- und Uralkosaken mit den Bergvölkern, vollzogen, die beide ihre eigenen Selbstverwaltungslandtage einberufen haben. Da die Kosaken für ihre Kriegsdienste von dem Zaren reichlich mit Landbesitz ausgestattet worden sind, haben sie natürlich für den Sozialismus der Bolschewiki am wenigsten übrig, während sie andererseits den einzig noch grünenden und festen Ast am entblätterten und vom Sturm zersplitterten Baum des russischen Heeres dar-

stellen; sie und ihre Bundesgenossenschaft dürften daher aller Wahrscheinlichkeit nach bei einer abermaligen Szenenwendung, die kaum ausbleiben wird, militärisch die Trümper in der Hand haben. Auf der anderen Seite aber bilden sie innerhalb der Gebiete, in denen sie als eine Art angesiedelter Prätorianerkohorten sitzen, nur eine dünne Bevölkerungsschicht; politisch werden daher bei den zukünftigen Entscheidungen über das Schicksal dieser innerrussischen Reichsherkammer eine nicht minder gewichtige Stimme die bürgerlich bäuerlichen Volksteile abzugeben haben, unter denen aber die Müslims eine führende Rolle spielen. Schon die Versammlung des mohammedanischen Militärbundes zu Moskau am 10. Mai 1917 konnte im Namen von einer Million Soldaten sprechen und sich dafür einsetzen, daß diese Masse der Verfügung der Petersburger Armeeführung entzogen wurde. Die ganze Folge ähnlicher Tagungen wie des mohammedanischen Lehrerkongresses in Petersburg, des Frauenkongresses in Kasan, des kaukasischen in Baku und Wladikavkaz bezugte gleichmäßig, wie die Organisation der Müslims in allen Teilen russischer Erde glückliche Fortschritte machte und wie so die Zeit für den letzten gemeinbürgerschaftlichen Zusammenschluß aller Parteien und Gruppen heranreifte. Zugunsten dieser Einigung ist tatsächlich eine zentrale Verwaltung der Mohammedaner Innerrusslands und Sibiriens mit dem Sitz der Ufa und mit dem Programm geschaffen, für das ganze Riesengebiet die Autonomie sämtlicher Angehörigen der islamischen Gemeinde auf national-kultureller Grundlage zu entwickeln. Und zwar wurde zu dem Ende zunächst die Orenburger geistliche Behörde nach Ufa verlegt und zu einem Kultusministerium umgebildet, eben dort die Vorbereitungen für die Errichtung weiterer Ministerien für Unterricht und Volksaufklärung, sodann für Rechtsprechung, bürgerliche Verwaltung und Finanzen getroffen und eine Konstituante einberufen, zu welcher die Wahlen in verschiedenen Gouvernements bereits stattgefunden haben. Diesen Ansätzen zur Bildung eines russisch-mohammedanischen Staatswesens schloß sich dann wieder die Krim und Taurien an, in deren alter Residenz der Chane Bachtschisaraj, im berühmten Palast des Abd ül Sahal Girei, die Tataren eine Landesversammlung einberiefen und die Selbständigkeit des alten griechisch pantikapäischen Kolonialreichs mit einer der Ukraine nachgebildeten Verfassung verkündeten. Die dritte Unabhängigkeitsströmung endlich breitet sich über den Turan mit Turkestan als Zentrum aus. Nach einem Bericht des Vertrauensmannes der Kirgisenvölker Kassimbrakoff an den Mohammedanerrat in Petersburg wird dort die überlieferte russische Nationalitätenpolitik auch unter dem neuen Regiment fortgeführt. Die Kirgisen werden mit Gewalt aus ihren Däsen in die Wüste oder in die unwirtlichen Berge vertrieben und das geraubte fruchtbare Land unter russische Bauern und Kosaken verteilt; industrielle Anlagen, Mühlen, Kulturanstalten, welche den Kirgisern gehören, werden dem Erdboden gleich gemacht; bis Ende Juli 1917 sollen nicht

weniger als fünfzigtausend waffenlose Kirgisen, Frauen und Kinder eingerechnet, niedergemetzelt worden sein. Wo aber die russischen Soldatesken mit ihrer Zerstückungswut und Mordgier nicht hinkommen, da leidet die Bevölkerung doch kaum weniger unter furchtbarer Hungersnot. So ist die Volkswut gegen das Moskowitertum leidenschaftlicher denn je entbrannt. Der Ausschuß für die Unabhängigkeit des Turan, worunter die Bevölkerung der Chanate von Chiwa, Buchara, Ferghana, Turkestan, die Kosaken, Kirgisen, Turkmene und Tarandosti verstanden werden, gab in einer der Stockholmer Friedenskonferenz vorgelegten Denkschrift die Erklärung ab, daß diese Völker nur noch bereit seien, Petersburg als politischen Mittelpunkt anzuerkennen, sofern das neue Rußland in die Form eines Bundes von Republiken umgestaltet werde, in den jedes Chanat und jeder Stamm Turans als freier und autonomer Staat eintreten könne. Für diese Neuorganisation ist nunmehr, am 23. Dezember, durch die Erklärung Turkestans, der Hochburg des russischen Islam und des „Landes der tausend Heiligen“, dessen Glaubensstärke einstmalß Weltruf hatte, zur Republik mit einem Nationalrat an der Spitze gleichsam ein fester Polarisationkern geschaffen, um den sich der Bund der Wolgavölker, der Tschuwaschen, Tscheremissen, Mordwinen, Kalmücken, und die Ansätze zur Bildung einer sibirischen Republik als Kristallbildung sammeln.

Das also ist in großen Umrissen das Bild des Zerfalls Rußlands, das in manchen Durchblicken an das untergehende Rom erinnert, als dieses unter Diocletian orientalisiert und in vier Herrschaften geteilt wurde, die sich im Laufe der Jahrhunderte als selbständige Staatswesen völlig abgliederten, und als die Liberstadt ihre Bedeutung als Mittelpunkt des gewaltigen zäsarischen Weltreichs verlor. Der bisherige Verlauf der Krise zeigt naturgemäß nur unsichere, in ihrem Gestaltungstrieb einstweilen unbestimmbare Formen. Wie die Naturgesetze dieses elementaren politischen Ereignisses letzten Endes sich auswirken werden, darüber läßt sich gegenwärtig wohl vielerlei rätseln, aber nichts fest vorausbestimmen; um so wichtiger erscheint es, Klarheit über ihre geschichtlichen und geographischen, völkischen, sozial- und kulturwirtschaftlichen Grundlagen, ihre ursächlichen Zusammenhänge und zeitgeschichtlichen Entwicklungsfolgen zu gewinnen.

II.

Als vor vier Jahren der Balkankrieg ausbrach und alle Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß sich vom Hämus aus der Brand des Völkerringens über ganz Europa früher oder später ausbreiten werde, haben sich viele Politiker den Kopf darüber zerbrochen, wo Rußland, das die Feuerzglut angestiftet hatte und das, wie vorauszusehen war, ebenso die weiteren Mienen zur Sprengung des Friedens im Westen austreuen würde, die Brandfackel anlegen und wohin es den Angriffsstoß zur Erreichung seiner Machtziele

richten dürfte. Überwiegend ging die Meinung dahin, daß der Anhieb nicht gegen Oesterreich, sondern gegen die Türkei fallen und daß der Hauptanmarsch nicht gegen die Karpathen, sondern gegen den Taurus nach Armenien gerichtet sein werde. Was man an Gründen für dieses Urtheil vorbrachte, war allerdings auf den ersten Blick bestechend. Man meinte, Petersburg habe allen Grund, eine Herausforderung der Donaumonarchie zu vermeiden; denn die Folge davon müsse die Aufrollung der Frage der Freiheitsrechte der slavischen Völker sein, und das bedeute nichts anderes, als daß die zarische Regierung den gefährlichsten inneren Feind, den Umsturz selbst, aus seiner Höhle locken werde. Im Falle der Niederlage müsse sie mit einem noch weit schlimmeren anarchischen Volksausbruch als nach dem Zusammenbruch auf den mandschurischen Schlachtfeldern rechnen; selbst im Falle eines Sieges aber würde das triumphierende völkische Selbstbewußtsein die Wand des Absolutismus sehr bald völlig umrennen. Der Marsch nach Armenien dagegen würde ausgesprochen als ein Unternehmen des Zarismus zur Verwirklichung seiner überlieferten und mit zäsaropapistischen Weihen verklärten Weltmachtideale erscheinen und biete auch sonst weit größere politische und taktische Vorteile. Das eigentliche Ziel, gleichgültig, wie der Weg dahin gewählt werde, sei und bleibe ja die Eroberung Konstantinopels, die Aufrichtung des griechischen Kreuzes auf der Hagia Sophia und die Gewinnung der Meeresfreiheit durch die Dardanellen. Die Beherrschung der Bosporuspforte allein sei jedoch kein wirksamer Schlüssel zur Lösung dieses Machtproblems; sie müsse durch die Eroberung einer breiten und freien Küstenfront ergänzt werden, um das Herrengebot Rußlands in der Levante sicher zu stellen. Mit dem Besitze des alten pontischen Reiches, des Quelllandes des Euphrat und Tigris, verfüge Rußland über das Glacis Westasiens, in dem es, selbst kaum angreifbar, ebensowohl Kleinasien wie Nordsyrien und das Zweistromland in Schach zu halten vermöchte und dessen Ausbruchspforten ihm jederzeit den fast unwiderstehlichen Vorstoß zum Meer in westlicher Richtung nach Alexandrette wie in südlicher Richtung nach dem Persischen Busen hin, also einen doppelten und wertvollen Machtgewinn sicherten. Die Eroberung Konstantinopels würde einen Hieb gegen den Kopf der Türkei, die Beschlagnahme der armenischen Wilajets aber einen tödlichen Stich gegen das Herz des osmanischen Reiches bedeuten, sofern dadurch Kleinasien von Arabien getrennt, die islamisch-hierarchische Grundlage des Staatswesens zerstört und das Türkentum aus den Stammsitzen seiner Macht hinausgedrängt würde. In Wirklichkeit hat der Zarismus den Weg über Wien nach Konstantinopel gewählt, und zwar offenbar vorab aus Rücksichten auf den Ententegenossen England, das zweifellos ein sehr eigentümliches Gesicht gemacht haben würde, wenn Rußland den Bohrer in Armenien angefetzt und damit Weltbritanniens Machtstellung im Mittelmeer und die Grundlagen des englischen Herrengebots über Aegypten und Indien aufs schwerste erschüttert und bedroht hätte. Im übrigen aber

hat sich die Voraussage von der Gefährlichkeit und Unsinnigkeit des Stiebs gegen die Donaumonarchie durchaus als richtig bewährt, und zwar in noch schärferer Form und in weiterem Umfang, als es die Propheten vom Selbstmord des Zarismus irgendwie berechneten.

Dem außerordentlichen Gewicht, das im Ring der großen westasiatischen Machtfragen Armenien zuzumessen ist, entspricht die Bedeutung und die politische Befähigung seiner Bevölkerung keineswegs. Eine Nation bildet das Armeniertum überhaupt nicht, sondern lediglich einen in das bunte Völkergemisch Kleinasiens sich schiebenden, verworfenen und zersplitterten Gesteinsgang. Von seinem Charakter urteilt einer der ersten britischen Kenner des Morgenlandes, Sir Mark Sykes, in seinem Ende 1915 erschienenen Werk „The Caliphs' last Heritage“¹⁾, verstiegener Dünkel über ihre eigenen Fähigkeiten verbinde sich bei ihnen mit einem phantastischen Geist, der sie zu den verzweifeltsten politischen Verbrechen und zu ungezählten Meuchelmorden ihrer Geheimbünde an Gregorianern, römischen Katholiken und Müslims getrieben habe, wodurch sie die Vernichtung über sich selbst heraufbeschwüren²⁾. Das Armeniertum selbst ist es tatsächlich, das durch eine phantastische, in den Zielen überspannte und unklare Politik sich zwischen Tür und Angel der hamidischen und der zarischen Machtpolitik geklemmt hat. Schon der großherzige Sultan Mohammed II., der Vernichter des byzantinischen Reiches und Begründer des türkischen Reiches, errichtete neben dem griechischen ein armenisches Patriarchat, dem nach dem bekannten Verfahren der Milletbildung nicht nur eigene Rechtsprechung mit besonderen Gerichtshöfen unter Verantwortlichkeit des Patriarchen in Konstantinopel und des Katholikos in Etschmiadzin, sondern auch örtlich-autonome Verwaltung durch kirchliche und weltliche Behörden gewährt wurde, die aus einer repräsentativen Versammlung von 140 Armeniern hervorgehen sollten. Das Land genoss somit alle Freiheiten, welche nach dem Befehl des Koran und der Scharia den Eli Kitab, den „Schriftbesitzern“, das heißt Christen und Juden im islamischen Staat überhaupt zugestanden werden können. Zu den entwürdigenden Einschränkungen solcher Rechte von Bürgern zweiter Klasse gehört das Verbot des Waffentragens und jeder Auszeichnung ritterlicher Manneswürde überhaupt; so blieben die Armenier eine wehrlose Beute der kurdischen Nomadenhorden, die

¹⁾ Macmillan und Co. London 1915.

²⁾ Die harte Kritik ist übrigens zutreffend nur für den meist in der Zerstreuung lebenden, von der Scholle getriebenen Teil der Armenier, die als Händler, Gutsaufseher, Sarafen, Steuerpächter, Dolmetscher und in ähnlichen kaufmännischen Berufen sich voranbringen und politisch die Führung haben; die Gruppe der alteingewessenen Bauern, Handwerker, Kleingewerbetreibenden hat sich die guten Eigenschaften der alten indogermanischen Abstammung und alarodischen Vergangenheit, Sittenreinheit, Arbeitsamkeit, Pflichtenstrenge bei gemütvoller Pflege von Sprache, Literatur, Volkslied und Musik bewahrt.

bald diesen, bald jenen Teil ihrer Sige überfielen und ausplünderten. Das Programm der Daschnakzution, der bekannten nationalen Vereinigung, war zunächst nur als Abwehrmaßregel dieser Landplagen gedacht; er sollte eine militärische Organisation zur Abwehr der turdischen Räuberbanden und auf dieser Grundlage zugleich das Rüstzeug für eine allgemeine nationale Erhebung sein, die dann durch Unterstützung der Schutzmächte zur Wiederherstellung eines selbständigen armenischen Reiches führen werde. Sehr bald wurde aber die ursprünglich rein nationalistische Bewegung in ein international-umstürzlerisches Fahrwasser voller Klippen und Untiefen getrieben. Das in Petersburg, Paris, London studierende jugendliche Armeniertum hatte sich hier mit den radikalen Ideen eines Herz, Bakunin, Krapotkin, Turner, Marx, Lawroff vollgesogen und verbreitete innerhalb des Daschnakzution den Geist zersetzender anarchosozialistischer und staatsfeindlicher Weltanschauung. War aber dem gewöhnlichen türkischen Müslim der Armenier ohnehin als ein harter Geldgeber und von wenigen Gewissensbissen geplagter Ausbeuter verhaßt, so erbitterte ihn jetzt noch mehr das Liebäugeln dieser Feinde mit den umstürzlerischen Ideen des christlichen Westens, die sich mit seiner islamischen Weltanschauung so wenig wie Feuer und Wasser vertragen. Abd ül Hamid fühlte sich zu seiner Politik der Verfolgung, Unterdrückung und zu seinen weltberühmten Mezeleien moralisch berechtigt; Rußland aber begann nunmehr mit der doppeldeutigen Taktik gegenüber dem Armeniertum, der es bis heute treu geblieben ist. Der Zar vergaß nie, seine durch den Frieden von Kütschük Rainardschi begründete Schutzherrschaft zugunsten der orthodoxen Armenier zu unterstreichen, was ihn aber nicht hinderte, diese, soweit sie russische Staatsbürger selbst waren, wegen ihrer umstürzlerischen Gesinnung zu verfolgen wie nur irgendwelche unbequeme „Fremdstämmlinge“. Die unter dem Plehreschen Regiment in Baku, Jelisawetpol, Alexandrapol, Achalzich, Tiflis veranstalteten Blutbäder zur Ausrottung der armenischen Wühler gaben den Gewalttätigkeiten des hamidischen Systems nicht das Geringste nach und sind, wie es gelegentlich dem Minister des Auswärtigen Lobanow Rostowski bündig nachgewiesen werden konnte, oftmals unmittelbar von Petersburg angezettelt worden. So wurde Armenien das asiatische Makedonien der Türkei. Während des russisch-türkischen Krieges von 1877 brachen die kaukasischen Regimenter des Zaren unter Malikoff, Lasareff und Gukasoff, die selbst Armenier waren, in die Wilajets Erzerum und Wan verheerend ein in der Hoffnung, das Land dem Reich des Doppeladlers einzuverleiben. Als dann der Friede geschlossen war, setzte der Berliner Vertrag im folgenden Jahre dieselben Reformbedingungen für Armenien (in § 31) fest wie für Makedonien, die aber hier wie dort gleich unerfüllt blieben. Nach dem Balkankrieg schien endlich dem geplagten Land das Morgenlicht einer glücklicheren Zeit aufgehen zu sollen. Der am 8. Februar 1914 unter geschickter Mitwirkung Deutschlands zustande gekommene armenische Reform-

vertrag, der das Land in zwei Verwaltungsbezirke mit je einem von der Türkei ernannten und von den Vertragsmächten bestätigten Generalinspektor teilte, bewährte sich durchaus; der allmähliche Ersatz des geistlichen Ertak durch bürgerliche Rechtsprechung und die Einführung eines ordentlichen Katasters zur ländlichen Bodenbesitzbefestigung hätte von selbst das Willkürregiment der kurdischen Talgrafen, die alles zeitweilig von ihnen beweidete Land für sich in Anspruch nehmen, die das Bauerntum als ihre Milchkuh betrachteten und schonungslos aus ihm herauspreßten, was sie selbst nicht erarbeiten wollten, beseitigt und damit die Wurzel der armenischen Mißstände ausgerottet. Der Krieausbruch zerstörte jählings die Reime solcher fortschrittlichen Arbeit. Es geschah, was zu erwarten war: die Armenier schlugen sich auf die Seite derjenigen, die sie als vorausichtliche Sieger einschätzten, und das waren die Russen. Den Segen ihrer Entente freundschaft haben sie heute auszukosten. Während ihre organisierten Banden an der Grenze gegen die müslimische Bevölkerung einen Greuelkrieg nach alten Überlieferungen führen, gibt der „Rußtoje Slowo“ einen von der griechischen Geistlichkeit und höchsten weltlichen Behörde unterzeichneten Hilferuf wieder, wonach der größte Teil der von der russischen Armee aus ihren Wohnsitzen geschreckten Massen „buchstäblich verhungert und einen verzweifelten Kampf mit dem Tode führt“. Die also von Menschen entleerten Gebiete aber werden als Ansiedlungsland Kosaken überwiesen; Petersburg bleibt dem Losungswort seiner Gewaltpolitik treu: Armenien, aber ohne Armenier!

Das sagenhafte Reich des Sigranes, das waldarme, verkarstete Hochgebirgsland mit seinen vielen Flüssen, fruchtbaren Tälern und weidenreichen Hochebenen ist von Natur zu hoher geschichtlicher Bedeutung vorausbestimmt durch seine eigentümliche geographische Mittenlage zwischen dem Schwarzen Meer, dem Wall des zum Kaspiischen Meer sich hinziehenden Kaukasus und den Quellgebieten des Euphrat und Tigris. Wer Armenien besitzt, hat die Schlüssel zum westlichen Eingang in die kilikische Tiefebene in der Hand und weiter zum Busen von Alexandrette wie nach dem Zweistromland und dem Persischen Golf. Aber dieses Schloß hat gleichsam zwei Sicherungen, die zurückgedrückt werden müssen, um den Riegel völlig frei zu machen; die eine ist Georgien mit Tiflis als Mittelpunkt und in der Umfassung der russischen Regierungsbezirke Kutais, Suchum-Kale (Abchassen) und Batum (Lassitan); die andere ist der zwischen Ersinghian, Charput und Malatia eingebettete Kessel von Ufsis Versim, der Hauptsitz der kurdischen Stämme.

Als christliche Macht taucht das einstige Pharnabazische Reich zum ersten Male im fünften Jahrhundert auf, da der georgische Herrscher Wachtang-Burgaslan Mingrelien und Abchassen eroberte und das Patriarchat in Mzchet begründete, aus dem sich eine nationale Kirche mit einem Katholikos an der Spitze und mit autokephaler Unabhängigkeit nach kanonischem Recht entwickelte. Die Blütezeit sah das so entstandene und von der Dynastie der Guramiden

beherrschte Reich im zwölften Jahrhundert unter David dem Dritten und der fagenumsponnenen Herrschaft der Königin Thamar. Mongolische, türkische und persische Einfälle zerstörten seine Macht; durch die Verteilung des Reichs unter die Söhne König Georgs des Siebenten zerfiel es in drei Herrschaften Smeretien, Karthli und Kachetien, die nun in ihrer Schwäche Schutz bei den moskowitzischen Zaren suchten. Selbst König Irakli der Zweite, der vielgerühmte, von Friedrich dem Großen und Katharina der Zweiten bewunderte Beherrscher des östlichen Georgien, vermochte sich nicht von dieser Abhängigkeit zu lösen, begründete sie vielmehr völkerrechtlich fest durch einen 1799 mit Zar Paul dem Ersten abgeschlossenen Schutzvertrag unter der ausdrücklichen Bedingung und kaiserlichen Versicherung, daß sämtliche Rechte und Privilegien des Königreichs für alle Zeit unangetastet bleiben sollten. Aber der Nachfolger vom Stammvater des Hauses Holstein-Gottorp, Alexander der Erste, brach bei seiner Thronbesteigung sofort das gegebene Wort und erklärte kurzweg die Einverleibung Georgiens, das nun die Vorzüge des zarischen Regiments nach allen Richtungen hin auszukosten hatte. Die Unabhängigkeit der georgischen Kirche wurde vernichtet, das Riesenvermögen, das sie gesammelt hatte, ihr geraubt, die Geistlichkeit in Tschinoffniks verwandelt, der reiche Landbesitz der Toten Hand mit russischen Bauern besiedelt und die Masse der einheimischen Bergvölker zur Auswanderung getrieben, vertragswidrig die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und die Blüte der georgischen Jugend nach sibirischen Garnisonen verschickt, wo sie zur Hälfte unter den Einflüssen des Klimas umkam, im übrigen aber dem Land jede Reform, auch die bescheidenste im russischen Reich selbst durchgeführte, versagt, schließlich sogar die georgische Sprache verboten. Die starke armenische Einwanderung und die Propaganda der russischen Umstürzler bewirkte es, daß auch in Georgien der Sozialismus weit um sich griff und schon bei der Umwälzung 1904 bis 1905 in Aufrührereien sich Luft machte, die von der russischen Polizei mit den üblichen drakonischen Mitteln unterdrückt wurden. Nach allem kann also kein Zweifel sein, daß keines der russisch-asiatischen Randvölker rechtlich und sittlich besser begründete Ansprüche auf nationale Unabhängigkeit geltend machen kann als der georgische. Es ist nur durch schänden Treubruch seiner alten Freiheit beraubt worden, es besitzt eine in Sprache, Schrift und reicher Literatur, in kirchlicher Organisation und staatlicher Entwicklung durchaus eigenständige Kultur, und es verfügt in fruchtbarem Boden und reichen Lagern an mineralischen Schätzen über alle Quellen wirtschaftlicher Kraftgewinnung, die das russische Regiment mehr unterbunden als gefördert hat.

Ein Problem ganz anderer Art bildet das Kurdendum. Ein indogermanisches Nomadenvolk iranischen Stammes, von Xenophon Karduchen, von Strabo Gordyäer genannt, hat es sich zur Zeit der Perserherrschaft aus seinen iranischen Stammsitzen westlich vorgeschoben und über das ganze öst-

Rußlands Zusammenbruch und die Erweckung seiner asiatischen Völker

liche Kleinasien ausgebreitet. Der niederen Gesittungsstufe entspricht sein naiver, an das Arabertum des Nedschd erinnernder, in unausgeglichenen Farben schillernder und in scharfen Gegensätzen sich brechender Charakter: in Roheit und Zärtlichkeit, Mut und Feigheit, Hochmut und Unterwürfigkeit, Denkgröße und Niederträchtigkeit, Aufrichtigkeit und Verschlagenheit. Das Wanderleben hat nicht anders seine völkische Einheitlichkeit zerstört. Es zerfällt in alle möglichen Stammesgruppen wie die Keihur, Bebeh, Revendi, die Mitri-, Mela- und Duschikurden, deren jede das altväterliche Idiom — als „Staats-sprache“ ist von ihnen meist das Türkische anerkannt — in ein buntes Dialektgemisch verdorben hat und von einem Bei regiert wird, das heißt von selbstherrlich feudalen Hirtenfürsten, welche die Oberhoheit der Pforte nur dem Namen nach anerkennen, willkürlich mit ihren Banden über verlockende Gebiete herfallen, deren Bevölkerung ausplündern, sie vertreiben oder zu Leibeigenen machen und als Kulturzerstörer deren Wirtschaft auf die eigene Ursprungsstufe des Nomadentums hinabdrücken. Die türkischen Statthalter im Zweistromland mußten wohl oder übel mit dem „Teufelsvölk“ der Kurden partieren, weil sie ohne deren Stütze ohnmächtig waren. Aber die politische Nugwirkung dieser Waffenbrüderschaft blieb zum mindesten sehr zweifelhaft; namentlich das Expeditionskorps von annähernd dreitausend Mann, das die Türkei ehemals in das Urmiagebiet vereinsamt ohne Rückendeckung vorgeschoben hatte, stellte unter diesen Umständen ein Kampfwerkzeug sehr bedenklicher Art dar. Es war ein Stein in der Schleuder der Kurden, deren Rauf- und Raublust es freie Bahn machte, so daß die russischen und persischen Klagen über die anarchischen Zustände in den von den Osmanen besetzten Gebieten sicherlich nicht ohne Berechtigung waren. Wie Petersburg seinerseits diesen Gefahren begegnete, ist hinlänglich bekannt; es setzte die wildesten seiner Kosakenhorden gegen die türkischen Freischärler an, und die Folge dieser Kriegsmethoden war die furchtbare Verwüstung des einstigen medischen Reichsgebiets in den ewigen persischen Grenzkämpfen Rußlands und der Türkei. Auf der anderen Seite stehen die Kurden in enger Verwandtschaft zu den Bergvölkern des Hochiran wie den Bachtianen, Somuden, Kaschkais und den kleinen Luren oder Feilis, und wenn man sich erinnert, wie diese Stämme in den gesamten persischen Freiheitskämpfen seit dem Sturz Mohammed Alis die ausschlaggebende Rolle gespielt haben, wie sie auf die Ankündigung des Dschihad hin schon im Frühling 1915 aus ihren Gebirgssfesten zu den Tälern hinabströmten und ihre Waffen den Türken und den persischen Nationalisten zur Verfügung stellten, so erklärt sich die eigentümliche Erscheinung sehr natürlich, daß heute auch die Kurden in den russischen Nationalitätenskampf eintreten und Machtpolitik auf eigene Faust treiben: sie haben sich in Selisawetpol an einem Kongreß zum Zweck, die transkaukasischen Völker in autonomem Staatsgebilde zusammenzufassen, beteiligt und dann die Führung in ähnlichen Zusammenkünften der nordpersischen Stämme Gilans und Masanderan über-

nommen, um die praktische Durchführung der von den Bolschewiken versprochenen Räumung Persiens in die Hand zu nehmen.

Das skizzenhafte Bild des Aufruhrs in der russischen Völkerherberge bis zu dieser Entwicklungsstufe weist in der Untermalung bereits alle das Wesen der Krise bestimmenden Farbentöne auf. Der hervorstechendste unter ihnen ist die merkwürdige Durchsäuerungskraft abendländischer sozialistischer Ideen in diesen morgenländischen Aufruhrgebieten. Auf dem im Beisein des Katholikos Cyprian eröffneten georgischen Nationalkongreß vom 3./16. November wurde der Menschewikenführer Tschchenkeli zum Vorsitzenden erwählt¹⁾. Die Armenier haben schon in der Umsturzeit 1905 das maximalistische Programm des Bodentommunismus durchzuführen versucht. Baku ist bekanntlich ein Brennpunkt des Treibens anarchistischer Geheimklubs unter Leitung aller möglichen katilinarischen Existenzen, die dorthin aus Rußland, dem Kaukasus und dem Balkan zusammenströmen; von dem Sammelort aus haben sich dann wieder die Umsturzanschlässe gebildet, die in den persischen Wirren zeitweise die Führung an sich rissen und in Täbris „Endschambus“, ephemere republikanische Regierungen begründeten. Wenn aber schon das sozialistische Regiment an der Newa in eine Schreckensherrschaft schlimmster Art ausmündete, so muß notwendig seine vulkanisch-verheerende Wirkung in diesem Vebengebiet, wo eine festbegründete staatliche Ordnung seit Jahrhunderten unbekannt ist, noch größer sein. Das um so mehr, als den Aufruhr noch ein anderer Sturm der völkischen Elemente verstärkt. Von Petersburg wurde jüngst ausführlich über einen bedrohlichen Einfall der Schachsewenen in Transkaukasien berichtet, welche die grusinischen und georgischen Sicherungstruppen überrumpelt, die Kaukasusfront völlig aus den Angeln gehoben, deren rückwärtige Verbindungen abgeschnitten hätten und das gesamte Naphthagebiet um Baku bedrohten. Alles das ist offenbar nur das einzelne Szenenspiel eines großen Völkerwanderungsdramas, das auf der asiatischen Bühne als Fernwirkung der Weltkriegskatastrophe anhebt. Die Lebensmittelnot ist am Außenkreis des russischen Reichs gleich scharf wie im Mittelpunkt, die Streulage der Völkerschaften außerordentlich groß, ihr Nomadenwandertrieb ungebrochen; so führt ihr Drang, nach modischen Schlagworten die nationale Selbständigkeit „ethnographisch“ abzugrenzen, und das wilde Abbluten der führerlos gewordenen russischen Kampftruppen notwendig zu einem heillosen Chaos und zu zügellosen Märschen von Menschenmassen, vergleichbar der Bewegung zur Zeit Mohammeds, als die Araber, weniger getrieben durch Glaubenseifer als durch die wirtschaftlichen Drangsale in ihrer Heimat, aus deren Sizen hervorbrachen und mit dem Schwert in der einen, dem Koran in der

¹⁾ Außer ihm sind eine ganze Reihe hervorragender Häuptlinge der russischen Umwälzung Georgier, so Tschcheidse und Tsereteli.

anderen Hand ihre Weltobererfahrten begannen. Und ähnlich den damaligen Vorgängen fließt unter der Decke des schäumend durcheinanderquirlenden Nationalitätenwildstroms auch heute eine einheitliche Unterflut religiöser Bindung. Vom Karadagh aus zieht die mohammedanische Einflußzone gewaltigen Erzgängen gleich quer durch Kaukasien in zwei langgestreckten Zügen, deren einer, der nordwestliche, bis nach Mingrelien reicht, während der andere in Dagestan ausmündet, dessen Erhebung unter dem Freiheitshelden Schamyl einst den Russen unendlich viel Blut kostete. Die Georgier zählen rund drei Millionen Seelen, wovon annähernd vierhunderttausend Müslims sind. Die übrigen Kaukasier, nämlich eineinhalb Millionen Tataren, eine Million Armenier und die Bergvölker der Abchasen, Tscherkessen, Abichen, Desghier, Tschetschen, Osseten, Kalmücken sind überwiegend Koranbekenner. Die türkischen Kurden werden auf eineinviertel Millionen Seelen geschätzt; ihre Gesamtmenge aber einschließlich der persischen, deren Wohnsitz sich bis Chorassan erstrecken, beträgt mindestens zwei Millionen. Bei den bisherigen Versuchen zu staatlicher Bundesbildung war noch der nationalistische Gedanke gleichsam das basische Gedyd; zeigt es sich, daß eine dauernde Verbindung seiner Säuren unmöglich ist, so bleibt offenbar nur der Glaube und die alte kirchlicher Organisation als polarisierendes Element übrig.



Peters des Großen Staatskunst strebte im Innern vorab dahin, das moskowitzische Reich zu zentralisieren, alle die feudalen und ständischen, an Selbständigkeit gewöhnten Gewalten und eigenbrödlerschen Herren der Bojarenzeit der zarischen Hoheit unterzuordnen. Hierbei aber stieß er notwendig auf besonders starken Widerstand in der Ukraina. Gewiß nicht um seiner von europäischem Geist durchtränkten neuzeitlichen Bestrebungen willen, da ja das ruthenische Land mit seiner kulturellen Entwicklung, in Anlehnung teils an den byzantinisch-griechischen, teils an den römisch-lateinischen Besitzungskreis Rußland um Jahrhunderte voraus war, sondern wegen des unausrottbaren Freiheitsgeists, der im kosatischen Blutadel lebendig war. Wenn die Bauern der Ukraina Chmelnißkis Taten in der Hoffnung zugejubelt hatten, dadurch von den Fesseln eines Hörigenlebens frei zu werden, so hatten sie sich getäuscht. Wie es den damaligen Auffassungen entsprach, wurden sie von dem Kosakentum ebensogut als arbeitspflichtige Heloten ohne Rechte betrachtet; immerhin ertrugen sie das Loß der neuen Herrschaft leichter, weil diese nationalen Charakter hatte und bei aller Strenge doch auf volkstümlichen Grundlagen fußte. Die Starschina, das militärisch organisierte Verwaltungssystem, hatte sich dem Wesen nach auf westeuropäischen Ideen einer verfassungsmäßig beschränkten monarchischen Gewalt entwickelt, und die saporogische Ritterschaft, deren Truppe kein Geringerer als Friedrich der Große

als „die tapferste und mutigste aller irregulären Truppen der Zeit Peters des Großen“ rühmte, galt insofern mit Recht als Hort der Volksrechte, als ihre Hetmane durch freie Wahl aller Edlen an die Spitze der Starchina berufen wurden. Hier liegt der Angelpunkt der Politik Karls des Zwölften und seines Strebens, von der Ukraina aus des moskowitzischen Gegners Herr zu werden. Scharfen Blicks, richtigen Urteils erkannte er, daß die kosakischen Führer und ihr Anhang trotz allem zeitweiligen Paktieren mit Moskau sich niemals gutwillig der selbstherrschaftlichen Vergewaltigung, wie sie Peter der Erste plante, beugen würden, daß dort, in der Ukraina, mit ihren erprobten Heeren und ihrem Reichtum an allen wirtschaftlichen wie militärischen Hilfskräften, eine beste Angriffsstelle für wirksame Bedrohung der zarischen Macht gegeben war. Sein Plan war richtig in der Idee; das Scheitern begründete Unzulänglichkeit der gewählten Mittel.

Die Erinnerung an diese geschichtlichen Tatsachen scheint geboten, um von festem Standgrund aus ein nach Gewicht und Tragweite viel zu wenig gewürdigtes Problem in seinen eigentümlichen Verwicklungen mit den durch die russische Umwälzung aufgeworfenen östlichen Weltmachtsfragen in zeitgemäße Gesichtsbachse einzustellen: das kosakische.

Helge Ulmquist hat in einer lehrreichen Studie¹⁾ nachgewiesen, wie die Donkosaken bei dem Nationalaufstand unter Minin und Poscharskij, als die katholischen Polen aus dem Land gejagt und der junge Michael Teodorowitsch auf den Thron gehoben wurde, durch die Unterstützung dieser Wahl bei der Begründung des Hauses Romanoff ein entscheidendes Wort sprachen. Der Freundschaftsbund der südrussischen Hetmane zugunsten der Moskowiter geschah um beider Parteien gleicher Kampfbegeisterung für die orthodoxe Kirche willen, wurde aber von dem ersten großen Herrscher der neuen Dynastie, Peter dem Großen, eigentümlich belohnt. Er schlug die an den Aufzührereien Mazepas und Bulowins beteiligten Saporoger- und Donkosaken blutig nieder, vernichtete ihre Freiheiten und betrachtete sie nur noch als Werkzeug seiner despotischen Regierungsgewalt und seiner weitfliegenden Eroberungspläne. Ihr nochmaliger Versuch, in der Zeit des russisch-türkischen Kriegs durch Anschluß an den Aufruhr Pugatscheffs die Gelegenheit zum Zerreißen der Fesseln des Zarismus auszunützen, hatte nur den Erfolg völliger Unterdrückung. Die Saporoger Kosaken wurden 1775 durch russische Truppen aufgerieben, ihre Eitsch durch Petersburger Ukas aufgelöst, aus den geringen Überresten das Eschernormorsche Heer geschaffen und 1792 nach dem Kuban umgesiedelt. Ähnlich war das Schicksal der Wolgakosaken. Ein Teil von ihnen wurde nach Ciskaukasien gedrängt, wo er mit russischen Abenteurern und Flüchtlingen der kaukasischen Bergvölker vereint das Terekheer unter einen Altaman in der Person des Oberbefehlshabers des Militärbezirks bildete.

¹⁾ Zeitschrift für osteuropäische Geschichte, dritter Jahrgang, 1913.

Rußlands Zusammenbruch und die Erweckung seiner asiatischen Völker

Ein anderer Teil war bereits gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts Schulter an Schulter mit Donkosaken unter deren Hetman, dem berühmten Jermak, nach Sibirien abgezogen. Unter Iwan dem Dritten Wasiljewitsch, der durch die Vereinigung der alten Teilsfürstentümer die Vorherrschaft Moskaus und damit die Macht der Gossudare und des zarischen Reichs begründete, hatten russische Truppen, die erstmals bis zum Irtytsch vordrangen, die in unmittelbarer Nähe von Tobolst liegende ostjakische Festung Sibir genommen, die aber nicht gehalten werden konnte. Erst der Nachfolger Iwan der Vierte, der Schreckliche, erkannte, nachdem unter seiner Herrschaft die Tataren neuerdings in die Krim eingebrochen waren, Moskau verbrannt und hunderttausend Russen in die Verbannung geschleppt hatten, die Notwendigkeit, im Osten ein festes Bollwerk gegen diese ewig wiederkehrende Gefahr aufzurichten. Damals hatte bereits die berühmte, von dem Zaren begünstigte Kaufmannsfamilie der Stroganoffs im Gebiet der Kama zahlreiche Dörfer, Städte, Festungen angelegt. Was sie schufen, wurde jedoch immer wieder durch Raubzüge der Kosakenhorden vernichtet, vorab eben durch den Hetman Jermak Timofejeff und seinen Nebenbuhler Iwan Kolzo. Der Zar verurteilte sie zum Tode. Aber Semen Anikitsch Stroganoff hatte einen klügeren Plan. Er schätzte die Tapferkeit der Hauptleute und meinte, daß ihm nützlicher als ein Leichnam ein ihm dienstbarer Feldherr sei. So lud er Jermak mit den Lockmitteln fürstlicher Geschenke zu sich ein, der tatsächlich dem Ruf folgte und 1591 als Führer eines aus Deutschen, Litauern, Tataren und seinen eigenen Männern gebildeten Heeres, nach Ablegung des Gelübdes der Tapferkeit und Keuschheit und mit priesterlichem Segen begnadet, die denkwürdige Heerfahrt gen Osten antrat. Am 25. Oktober wurde das Lager des Khan Kutschum, der die Herrschaft über das Land an sich gerissen hatte, in blutiger Schlacht am Irtytsch erstürmt, darauf die Residenz Isker oder Sibir überwältigt. Nach zwei Jahren war das ganze Reich, das nunmehr dem Moskowitereich als Kronland angegliedert wurde, in den Händen der kühnen Eroberer; in Sibir, also unweit von Tobolst, wo heute der entthronte Zar in Gefangenschaft den Zusammenbruch seiner Macht betrauert, entstand eine ragende Burg als stolzes Zeichen zarischer Machtschöpfung im Herzen Asiens. Damit war also eine Politik eingeleitet, durch deren methodische Weiterentwicklung das Kosakentum zu einem der wichtigsten Faktoren großrussischer Machtausbreitung namentlich in Inner- und Ostasien sich erhob. Systematisch wurde es in den Grenzgebieten garnisoniert, mit Landbesitz ausgestattet, wodurch es sich alsbald mit der eingefessenen Bevölkerung vermischte, immer mehr fremde Bestandteile in sich aufsaugte, seine Masse vermehrte, durch seine wilde Hordenkampfnatur Schrecken um sich breitete und so das gegebene Werkzeug in der Hand der moskowitischen Machthaber war, die Grenzen russischer Macht schrittweise vorzuschieben. Durch seine Kraft in erster Linie ist Sibirien und Turkestan erobert, durch seine Kampfesfähigkeit sind im Ringen mit den wilden Völker-

schaften der Mongolen und Chinesen die Standarten des Samodersch immer weiter östlich bis zum Amurgebiet und schließlich zu den Küsten des Stillen Meers vorgetragen worden. Nach der letzten Petersburger Statistik umfaßt der Grundbesitz der Kosakenverbände ohne die Güter der Offiziere und Beamten nicht weniger als rund 57,67 Millionen Desjätinen oder etwa 63,5 Millionen Hektar, wozu noch 1,7 Millionen Hektar Landreserven kommen, während die gesamte Kopfzahl der in die einzelnen Heere eingereichten Kosakenverbände (Don-, Kuban-, Terek-, Orenburg-, Ural-, Astrachan- und sibirische Kosaken) auf annähernd 1,5 Millionen sich beläuft. Hält man sich vor Augen, daß die ganze Menge in gewaltiger Umklammerung und Umflügelung der asiatischen Reichsgrenzen verteilt und angesiedelt ist, so hat man ein klares Bild von der militärisch wie wirtschaftspolitisch gleich großen Bedeutung dieses Bodensatzes im Gebräu der russischen Völkerschaften.

Klar ist hiernach, daß, hätten die Kosaken ihre Fahrentreue dem Zaren gehalten, das Haus der Romanoff kaum gefallen und die Umwälzung aller Wahrscheinlichkeit nach einen ähnlichen Verlauf wie 1905 genommen hätte; wenn wider Erwarten und entgegen dem Vertrauen des Petersburger Hofes und seiner „Ephären“ auch diese Schutztruppe versagte, so ergibt sich nach allem ebenso unzweifelhaft, wie irrig das landläufige Urteil ist, der Abfall lasse sich lediglich aus persönlicher Abneigung gegen Nikolaus den Zweiten mit seinem in Empfinden wie Handeln überall den Zuschnitt der Halbheit, Mittelmäßigkeit und des Subalternen zeigenden Charakter ableiten. Er hatte sehr viel tiefere politische und soziale Beweggründe. Die Durchfilterung der Kosaken mit fremdvölkischem Blut und seine Festwurzelung in entlegenen, vom Reichszentrum entfernten Gebieten hat naturgemäß die Wirkung, daß sie auch die nationalistischen Unabhängigkeitsideen ihrer Umgebung in sich aufnahmen, ja vielfach in ihrem Machtbewußtsein deren Stimulführer wurden. Das innerasiatische Kosakentum stellt heute ein Gemisch aus Kleinrussen, Weißrussen, Nordwinen, Kirgisen, Kalmücken, Tataren, Tschuwaschen, Tscheremissen, Wotjaken und anderen Rassenplittern dar. Der bunten völkischen Zusammenwürfelung entspricht seine religiöse Zersplitterung; es bekennt sich nur zum Teil noch zur griechischen Orthodorie, ist teilweise zum Islam oder zum Buddhismus bekehrt oder hängt noch am Schamanentum und ähnlichen niedrigsten Fetisch-Glaubensvorstellungen. Kurz, es ist orientalisiert, eben damit aber auch seelisch und gemütlich dem Wesen und Charakter der Petersburger Macht mehr und mehr entfremdet worden. In der Fieberzeit des mandschurischen Krieges konnte der Gegensatz leicht verdeckt werden, weil die ganze Krisenbildung eben im Osten den Wurzelboden und das Sturzentrum hatte; jetzt, da die allslawischen Überimperialisten die Hochburg der abendländischen Kultur aus den Angeln heben und zertrümmern wollten, mußte dieser Wahnsinn auch das Verhältnis der Petersburger Regierung — gleichviel welcher Art diese ist — zur asiatischen Untertanenschaft und all deren

Parteigruppen völlig umstülpen. Die Kubankosaken haben schon im Frühling vorigen Jahres an den ersten nationalistischen Kongressen der Ukraine teilgenommen und selbst dafür gestimmt, daß ihr Gebiet in den Bereich des neu zu bildenden Staatswesens, über dessen Grundrisse man damals beriet, einbezogen wurde; die spätere Verschwörung, an deren Spitze der Hetman Kaledin stand und der sich Dutoff, der Hetman der Uralkosaken, und schließlich auch der Generalissimus Duchonin anschloß, hatte, wie heute bereits unzweifelhaft feststeht, ihre maßgebliche Triebkraft in den Mächenschaften der Kadetten, die auf die natürliche Verbrüderung der Kosaken als Grundbesitzern mit der bürgerlichen Demokratie ihre Trümpfe setzten und der englischen, amerikanischen, französischen, italienischen Offiziere, die als deren Satelliten mit ihrem militärischen Einfluß und dem rollenden Rubel arbeiteten. Die Wirkung dieser Hezmittel war indessen nur von kurzer Dauer. Nicht nur in der Ukraine, sondern überall, wo die Kosaken ein Machtwort zu sprechen haben, haben sie in altem Freiheitsdrang den völkischen Unabhängigkeitswillen unterstützt: so auf den Versammlungen der kleinen Wolgavölker in Kasan, der Altaivölker (Kalmücken, Schwarzwaldtataren, Dwojodaner, Schoren) in Bijsk und nicht anders in Baikalien, wo — im Gegensatz zum gewöhnlichen Umwandlungsprozeß — die eingeborenen Burjäten nicht zu Kosaken, sondern diese zu Burjäten geworden sind.

Der Blick auf die Gewitterbildungen am Himmel des mittel- und ostasiatischen Rußlands zeigt, wie auch hier im vielteiligen Aufruhr der völkischen Elemente nur ein einheitlicher Luftstrom beherrschend sich durchsetzt: der islamische. Seine Entstehung, Fortpflanzung und Wirksamkeit ist bereits in einer Betrachtung „Der Turan“ (Maiheft 1917) ausführlich untersucht worden; an dieser Stelle können wir uns somit auf eine zusammenfassende Schlußfolgerung beschränken, um die natürlichen Rückstößwirkungen des gesamten Völkeraufstandes nach Europa hin und auf das Ringen zwischen dem Bierbund und dem Vielverband klarzustellen.

IV.

Daß bei den Friedensverhandlungen zweier Mächte in Brest-Litowas dritte Parteien, welche dem Staatsverband des einen der Unterhändler als nebengeordnetes Mitglied angehörten, gleichsam wie Nebentläger in der Prozeßsache zugelassen wurden, stellt einen Vorgang von ungewöhnlicher völkerrechtlicher Neuheit dar, der sich jedoch nach der eigentümlichen Lage der Dinge durch seine innere Logik rechtfertigte. Eine große Gruppe deutscher Politiker, die gerade in russischen Angelegenheiten ein besonderes fachmännisches Ansehen für sich beanspruchen, ist bekanntlich seit der Zeit der ersten schweren Niederlagen der zarischen Heere für den Gedanken eingetreten, daß die Mittelmächte die russische Regierung als Nieme und Nichtigkeit behandeln

und alles Gewicht darauf legen sollten, durch Unterstützung der Selbständigkeitsbewegung unter den Rand- und Fremdvölkern die Auflösung des moskowitzischen Reiches zu befördern, um damit die östliche Gefahr von Grund aus und für immer zu beseitigen. Daß der heute in Brest-Litowsk eingeschlagene Weg, dieser Drohung die Spitze abzubiegen, diplomatisch weit klüger gewählt und vorteilhafter ist, leuchtet jedem Nachdenklichen ein. Wäre in Berlin und Wien jenen Ratschlägen gefolgt worden, so hätten die mißlichen Folgen gerade gegenwärtig nicht ausbleiben können. Der großrussische Nationalstolz hätte, an empfindlicher Stelle getroffen, sich mit letzter Kraft, aufgepeitscht von den allslawischen Hezern und ihnen willig Gefolgschaft leistend, gegen jeden Friedensvergleich aufgebaut, während jetzt die Lage so ist, daß die Bolschewiken sich als Herren der Lage fühlen und der Welt ihren sozialistischen Frieden glauben diktieren zu können, in Wirklichkeit aber die Vierbundmächte über die besten Spielfiguren und ihnen jederzeit durch Rückgriff auf das autonomistische Programm der nichtrussischen Nationalitäten die Möglichkeit zu günstiger Rochade mit nachfolgendem Königsschach freisteht. Denn schon die geographische Lage sämtlicher Randländer, die sich vom russischen Reichskörper abzulösen im Begriff sind, bedingt es, daß sie von den Vielverbandsmächten keinerlei wirksame Unterstützung, weder politischer noch sonstiger Art, zu erwarten haben, vielmehr durchaus auf das Wohlwollen des Vierbunds angewiesen sind, wenn sie ihr Unabhängigkeitsprogramm im Widerstand gegen Petersburg durchsetzen wollen. Der Friedensschluß ist also für sie Voraussetzung ruhiger wirtschaftlicher und sozialer Reformarbeit und der Befestigung der Grundlagen, auf denen sie ihre Selbstbestimmungsrechte aufbauen können. Die Bö, die jählings in einen Gebirgssee einfällt, hat die stärksten zerstörenden Wirkungen nicht im Gewässerbecken, sondern an den Uferändern, gegen deren Böschung der Gisch unterwühlend anspringt und auf deren Bänke abrutschende Firnfelder, Muren, Halden und aufbrausende Wildbäche Schnee-, Gesteins- und Wassermassen hinabstürzen. Das ist das Bild des Sturms, der gegenwärtig Rußland durchwittert. Seine zentrifugale Stoßkraft hat notwendig die Folge, daß die sämtlichen europäisch-asiatischen Machtfragen in neue Achsenrichtungen und Gewichtsverlagerungen gedrängt werden: fühlbar zunächst für den Vierbund in der gewaltigen Ausdehnung seiner russischen Grenzen von der Ostsee über das Schwarze Meer bis zum Persischen Busen, in weiterer Verkettung sicherlich aber auch bedrohlich für England und in letzter Instanz für die mongolischen Mächte.

Vor zweitausend Jahren begann die Völkerwanderung: nicht der marktläufigen Vorstellung nach mit dem Einbruch der Hunnen in Europa, sondern mit dem Aufbruch der Kelten, Cimbern und Teutonen aus ihren Sizen nach Italien, Gallien, Süddeutschland, dem Balkan, Kleinasien. Das Ergebnis des großen Umtriebs der Menschenheere lag hauptsächlich in der Richtung

Rußlands Zusammenbruch und die Erweckung seiner asiatischen Völker

daß die Germanen von den römischen Provinzen, in die sie eingebrochen waren, die Geschenke einer höheren Religion und Kultur empfangen, selbst aber dort ihre überlegene Fähigkeit zur Staatschöpfung und zur Entwicklung höherer gesellschaftlicher Lebensformen bewährten, daß sie zugleich durch ihre Vermischung mit fremdem, vorab romanischem Blut neue Nationen bildeten und damit der eigentliche Mauergrund all der Mächte, vorab des römischen Reichs deutscher Nation, wurden, welche in der Geschichte des Mittelalters herrschend und bestimmend auftraten, daß endlich alle östlichen Staatsneubildungen der Gärungsepoche ohne diesen Aukerboden nacheinander der Gewalt des vom Morgenland anstürmenden Islam verfielen. Die Erinnerung an diese Tatsachen führt von selbst zu eigentümlichen Vergleichsschlusfolgerungen. In der Schnelllebigkeit der Gegenwart haben wir die Fähigkeit zeitlich und räumlich weitgespannten Denkens verloren. Aber die Kurzatmigkeit Europas ist kein Lebensgesetz des noch in mittelalterlichen Daseinsformen sich bewegenden Asiens. Die Vebensfortbewegungen des russischen Erdrutsches sind unabmeßlich; seine Erschütterungen können jedenfalls ihrer Natur und dem heute erreichten Stärkegrad gemäß nur als der orkanartige Luftsturmvorstoß gelten, den ein vernichtender Lavinengang vor sich hertreibt. Nur sehr oberflächliche Kritik kann wähnen, daß das Wesen des Krankheitszustandes Rußlands lediglich der Gegensatz zwischen dem geschichtlichen zarischen Willkürregiment und den zeitgemäßen Volksherrschaftsideen bestimme. Es handelt sich vielmehr zugleich und in erster Linie um dasselbe Problem, um dessen Lösung sich das mittelalterliche christliche Europa jahrhundertlang gemüht und gequält hat, um die Auseinanderetzung zwischen Staat und Kirche in einer den unbeugsamen Geboten eines modernen Staatswesens entsprechenden Form; erst als diese Frage entschieden, als die Reformation ihr Werk getan hatte, war die Atmosphäre der geistigen und ethischen Freiheiten geschaffen, in der die Saat der politischen Freiheiten wachsen konnte. Solcher logische und unabweislichen politischen Naturgesetzen nach notwendige Stufenbau und Entwicklungsgang fehlt im zarischen Reich. Darin lag bislang der eigentliche Hemmschuh gegen die Durchschlagskraft aller vorwärtsdrängenden Krisenbildungen; darin begründet sich die scheinbar widersinnige, letzten Endes aber doch folgegesetzliche Absonderlichkeit der politischen Geschichte Rußlands, daß fast jeder Krieg, den der Zarismus führte, gleichgültig, ob er siegreich oder mit einer Niederlage endete, eine umstürzlerische Krise zur Folge hatte, und zweitens, daß jede dieser Völkserhebungen, vom Strelizenaufstand angefangen, im Stauwasser des Rückschritts ausmündete. Keinerlei glückliches Zeichen deutet auf einen anderen Auslauf in der Gegenwart. Die Ablösung der osteuropäischen Randstaaten vom zarischen Stammreich hat sich mit erstaunlicher Leichtigkeit und Schnelligkeit nicht nur deshalb vollzogen, weil das Russentum dort allenthalben seine Herrschaft politisch nur auf eine dünne Streudecke seines Eschins begründete, sondern auch, weil sofort die alte religiöse Scheidewand der Geister

sich wieder aufrichtete, die Kluft des Ringens zwischen Moskauer Zäsaropapie und Rom, dessen Vorkämpfer Polen war, zwischen der Orthodoxie Rußlands und dem Protestantismus, dessen Schrittmacher erst der Schwertorden und die deutschen Ritter, dann Finnland und später die schwedischen Eroberer waren, neu aufriß. Die russische Kirche selbst aber hat in der gegenwärtigen Umwälzung so wenig wie in der vorübergehenden irgendwelche Erneuerungs- und Erweckungskraft bewiesen, mag sie auch jetzt notgedrungen den Kampf gegen das bolschewitische Programm der Trennung von Staat und Kirche aufnehmen. Die Erzbischöfe der wichtigsten Erarchien erklärten zwar, daß sie mit der Reorganisation der Kirche, wie sie von der neuen Regierung über den Kopf des Heiligen Synods hinweg vorgeschlagen wurde, nichts zu tun haben wollten, und dieser selbst verfeimte das Vorgehen des neuen Oberprokurators Lwoff als unkanonisch; weitere Folgen jedoch hat die Auflehnung der hohen Geistlichkeit offenbar schon deshalb nicht gehabt, weil ihr, wie stets in solchen kritischen Tagen, die Stütze an dem von ihr selbst unterdrückten und mißhandelten niederen Klerus mangelte. Es fehlt also auch in dieser Richtung dem Großrussentum jede zentralisierende und bindende Kraft, um als Staatsrumpf die Bewegung der widerspenstigen Glieder zu beherrschen, bei denen der maßgebliche Puls fortschrittlichen Oranges schlägt. Zunächst bei der ukrainischen Kirche in ihren alten Gegensätzen zum zarischen Staatskirchentum und ihren Verflechtungen mit dem römischen Latinismus, sodann bei den Abzweigungen der ursprünglich griechisch-katholischen Kirche wie der Art des georgischen Erarchats und des armenischen Monophysitentums. Schließlich beim Mohammedanismus: es fragt sich, ob der Islam mit seiner bekannten Anpassungsfähigkeit an religiöse Vorstellungskreise niederer Ordnung nicht auch im Umkreis der innerasiatischen Völker, auf altgeschichtlichem Boden seiner mittelalterlichen Machtblüte, neuerdings eine überlegene Durchsäuerungskraft bewahren wird. Rechnet man zu alledem jenen Wandertrieb, der wiederum wie in jenen Zeiten die asiatische Völkerwiege in Unruhe bringt, die Ketten der russischen Gewaltpolitik zerreißt und nach neuen Fühlungen, natürlichen Wahlverwandtschaften tastet, so tritt auch auf dieser Gesichtslinie deutlich die Flüssigkeit der russisch-asiatischen Schicksalsfrage und die Tatsache ins Licht, daß bei deren Lösungsmöglichkeiten mit heute noch unabmeßbaren weiträumigen Entwicklungsgängen in ferne Zeiträume hinein gerechnet werden muß.

Um so wichtiger erscheint es also, daß mit dem europäischen Friedensschluß, der das Ende des asiatischen Gewittersturms zweifellos nicht bedeuten wird, zuverlässige Grundlagen für den Grenschutz gegen die östlichen Gefahren nach dem Prinzip „pacta clara, pax securae“ geschaffen werden. Die osteuropäischen Gliedstaaten sind bereits so gut wie endgültig aus dem russischen Staatsverband ausgeschieden; es kommt darauf an, sie unter Wahrung ihrer geschichtlich begründeten, nicht nach modischen demokratischen Schlagworten

Rußlands Zusammenbruch und die Erweckung seiner asiatischen Völker

lediglich phraseologisch bestimmten Selbstbestimmungsrechte so fest dem mitteleuropäischen Staatenverband anzugliedern, daß sie lebensfähig sind und nicht ihr ganzer Machtbereich ein neues vergrößertes Balkan-Diefdruckzentrum wird. Genau dasselbe gilt aber auch für die asiatischen türkisch-russischen Grenz- und Machtprobleme. Auf Gallipoli hat die Türkei in ewig denkwürdigen Heldenkämpfen die Eigentumsrechte auf die Meerengen neu erworben und den Beweis erbracht, daß sie diese gegen die stärkste Flotten- und Heeresmacht zu verteidigen imstande ist. Dementsprechend kann es nur eine Entscheidung der Machtfragen geben: die Hohe Pforte verfügt souverän über die Durchfahrt; so entspricht es lediglich dem Geist der Rechtslage, den die Hohe Pforte immer wieder in ihren verschiedenen Erklärungen an die Vertragsmächte betont hat¹⁾. Die osmanische Regierung hält im Frieden die Durchfahrt für den Völkerverkehr offen, sie kann sie im Krieg nach ihrem Ermessen schließen: das bedeutet keine dauernde Feindschaft gegen Rußland, wird dieses vielmehr lediglich von leichtsinnigen Angriffen abhalten und gerade so, bei gleichzeitig vernünftigem und endgültigem Vergleich in der armenischen Streitsache, das Mittel für einen ehrlichen, dauernden Friedensschluß zwischen den beiden alten Gegnern sein. Die Mittelmächte haben lediglich mit der Türkei das gleiche Begehren, daß nicht der Hellespont, über den ihr Landweg nach dem Osten führt, willkürlich von Rußland oder einer anderen Macht gesperrt wird; im übrigen wird durch den Friedensschluß mit der Ukraina die friedlich-schiedliche Erledigung der alten Streitsache eine selbstverständliche Forderung, deren Erfüllung keine besonderen Schwierigkeiten mehr haben kann. Mit Recht hat der türkische Gesandte in Bern Fuad Bei betont, der Krieg habe den Beweis erbracht, daß Konstantinopel vom Meer aus nicht bedroht werden könne, daß vielmehr die Dardanellen eine wahre Mausefalle für feindliche Flotten sei; aber die Öffnung der türkischen Gewässer allein würde nicht genügen, die wirtschaftliche Ausbreitung Rußlands sicherzustellen, solange der Suezkanal und Gibraltar, die beiden Ausgänge des Mittelmeers, in britischen Händen seien. Hier, an der Durchfahrt vom Mittelmeer zum Indischen Meer, liegt tatsächlich heute der Brennpunkt der türkischen Kriegszielfragen. In London ist bereits anfangs 1916 verkündet worden, Suez sei kein Schutz für Ägypten, dessen Grenzen vielmehr weiter östlich nach Gaza hin verlegt werden müßten. Mit anderen Worten, London will auch hier die bekannte Glacispolitik wie in Indien am Persischen Golf betreiben. Demgegenüber hat bekanntlich Enver Pascha beim Kriegsbeginn die Er-

¹⁾ Nämlich durch die Dardanellennote vom 10. August 1798, ferner ergänzend oder durch fast gleichlaufende Erklärungen im Londoner Meerengenprotokoll vom 15. Juli 1840, im Meerengenabkommen zwischen der Türkei, Österreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen, Rußland vom 13. Juli 1841 (Artikel 1–3), endlich in der Zirkularnote der Pforte über die Meerengen vom 28. September 1868: alles Verträge, die, soweit sie die Hoheit der Türkei völkerrechtlich fesseln, heute praktisch nichtig geworden sind.

oberung Ägyptens und die Beseitigung der angemessenen Herrschaft als vornehmste Aufgabe der Kriegsführung hingestellt. Ob die Kampflage sich so gestalten wird, daß die Erreichung dieses Zieles möglich ist, bleibt einstweilen abzuwarten; um so mehr gilt es, klare und zuverlässige Rechtszustände im Suezgrenzgebiet zu schaffen. Maßgeblich ist das Suezkanalabkommen vom 29. Oktober 1888. Artikel 5 verbietet jede Truppenlandung von kriegsführenden Mächten; Artikel 10 bestimmt, daß diese Einschränkungen des Kanalverkehrs kein Hindernis für irgendwelche Maßnahmen sein sollten, „welche S. M. der Sultan und S. H. der Khediv im Namen S. M. des Kaisers und in den Grenzen der bewilligten Firmane zu ergreifen sich gezwungen sehen wird, um die Verteidigung Ägyptens mit ihren eigenen Streitkräften und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu sichern“. Hiernach kann über die Lage der tatsächlich bestehenden, von England mit bekannter Gewissenlosigkeit mit Füßen getretenen Rechtsverhältnisse kein Zweifel sein. Artikel 10, insbesondere der Ausdruck „im Namen S. M. des Kaisers“, stellt unzweideutig fest, daß diese Bestimmungen lediglich zugunsten der Türkei geschaffen sind und die Maßregeln der englischen Gewaltregierung in Kairo nach keiner Richtung hin decken. London hatte sich ein Hinterpfortchen dadurch zu schaffen gesucht, daß es vor Unterzeichnung des Vertrags einen „Generalvorbehalt“ gegen die Vertragsbestimmungen insoweit machte, „als ihre Anwendung nicht vereinbar sei mit dem vorübergehenden und außerordentlichen Zustand, in dem sich Ägypten gegenwärtig befinde, und als sie die Handlungsfreiheit seiner Regierung während der Besetzungsdauer fesseln könnten“. Es hat dann weiter in völlig sinnwidriger Weise den Artikel 12 mit seiner Feststellung der Rechtsgleichheit der Vertragsschließenden dahin ausgelegt, als ob der Vorbehalt für alle Mächte gelte, und diese zu gleicher Auffassung zu zwingen gesucht, um auf solche Weise den Vertrag praktisch unwirksam zu machen. Rechtlich kann natürlich davon um so weniger die Rede sein, als bekanntlich 1882, nach der Niederwerfung des Aufstands Arabi Paschas, die britische Regierung ausdrücklich versprach, das Land sofort nach Wiederherstellung der Ruhe zu räumen, und als fünf Jahre später diese Zusicherung dahin befestigt wurde, die Zurückziehung der Truppen werde spätestens 1890 erfolgen. Der Weg zur vernünftigen Regelung der Streitsache ist damit klargestellt. Es handelt sich lediglich um die volle und sinngemäße Wiederherstellung des Suezvertrags und die Sicherung solcher Machtmittel zugunsten der Türkei, daß das Abkommen nicht weiter lediglich ein Felsen Papier bleibt. Das aber liegt ebenso sehr im Interesse der Vierbundmächte wie Rußlands, wie sogar Frankreichs und Italiens, denen die rechtswidrige Verwandlung des Kanals in einen britischen Schützengraben nach heutigem Vorbild einmal sehr unangenehm werden könnte, wie endlich der neutralen Mächte: ist doch auf den Pariser Konferenzen für den wirtschaftlichen Nachkrieg offen die Absicht ausgesprochen worden, die Abgaben der Suezdurchfahrt nach Nationalitäten unterschiedlich

Rußlands Zusammenbruch und die Erweckung seiner asiatischen Völker

zu behandeln. Daß schließlich Bagdad und der Irak nicht in Englands Händen bleiben können, liegt auf der Hand. Während der Londoner Friedensverhandlungen nach dem Balkankrieg verhandelte der britenfreundliche Salki-Pascha über ein englisch-türkisches Abkommen auf folgender Grundlage: London erklärte sich bereit, dem osmanischen Reich die Unverletzlichkeit auf vierzig Jahre zu gewährleisten und ihm bei der Regelung der finanziellen Lasten wie der kleinasiatischen Inselfrage behilflich zu sein, wogegen die Türkei sich verpflichten sollte, in der Bagdadbahnangelegenheit, insbesondere bei der Strecke Bagdad-Basra, die Vorteile Englands zu wahren, in Südarabien den Briten wirtschaftliche Vorrechte, in Ruweit ihnen völlig freie Hand zuzugestehen und im ganzen Oschesiret el Arab die Selbstständigkeitsbestrebungen der Stämme zu unterstützen. In welcher Form der leoninische Vertrag unterzeichnet wurde, ist niemals bekannt geworden; jedenfalls hat er als Unterlage aller späteren Verhandlungen gleicher Art gedient, die, wie erinnerlich, auf eine deutsch-türkisch-britische Verständigung über die Machtprobleme im Bereich des Schatt el Arab und der Endstrecke der Bagdadbahn hinzielten. Grey erklärte orakelhaft am 13. Mai 1913 im Unterhaus: „Unser Abkommen ist mit der Türkei geschlossen (1), Deutschland ist nicht daran beteiligt, aber befriedigt, da der Vertrag nichts enthält, was mit seinen Rechten nicht in Einklang steht.“ England sei bereit, die Suzeränität des Sultans über Ruweit anzuerkennen, wenn ihm dafür die Gewähr gegeben würde, daß die britische Schifffahrt nach Bagdad hinauf nicht behindert werde. Daran knüpften sie dann wieder weitere langwierige Verhandlungen, in denen England mehr und mehr die Masken seiner Selbstsucht und seiner türkenfeindlichen Pläne wegschob. Kurz, aus dem ganzen Handel ging mit aller Deutlichkeit hervor, wie London, nach altbewährten Methoden, auf leisen Sohlen, aber zielsicheren Tritts darauf ausging, einen Hauptschlag gegen die Türkei vorzubereiten: nämlich ganz Arabien von der osmanischen Herrschaft loszureißen und so die letzten Hindernisse seiner weitreichenden morgenländischen Machtpläne wegzuräumen, die es heute erreicht zu haben glaubt, wenn es bereits die Weltverkehrs-Hochstraßen der Zukunft Kap-Kairo und Kairo-Kalkutta als britische Linien triumphierend in die Weltkarte einzeichnet und der Lösung Ostende-Bagdad die Parole entgegensezt: Charing Groß-Bagdad! Diesen britischen Trümpfen gilt es mit Kampfesfähigkeit und dem Aufgebot aller Kräfte ein Paroli zu bieten. Ohne die Verfügung über das Zweistromland bis zum Schatt el Arab hin würde das osmanische Reich politisch wie wirtschaftlich stets ein Torso bleiben, eine Macht, ausgeschlossen von der wirklichen Meeresfreiheit und allseits blockiert an den Ausmündungsstellen seiner großen Weltverkehrsorgane. Ohne die Sicherung eines freien Tors am Persischen Golf und bei Suez werden alle an die Vierbundschoöpfung sich knüpfenden politischen wie wirtschaftlichen Machtentwicklungsideen ebenso hinfällig wie die Ideen organischer Verbindung dieses Bundes mit dem deutsch-mittelafrikanischen Kolonial-

reich der Zukunft. Ohne die Vernichtung der Londoner Pläne, einen gewaltigen Block britischer Landmacht vom Indischen Meer bis zum Herzen Asiens vorzuschieben, wird es niemals möglich sein, das reiche wirtschaftliche Hinterland des Kaukasus, des Karadagh und des Hochiran mit all seinen mineralischen Schätzen der Türkei und ihren Bundesgenossen nutzbar zu machen und die alten klassischen Hochstraßen festländischen Verkehrs von der Levante nach Persien, Indien, Turkestan und China wieder zu eröffnen. Nach fünfzig Jahren, da mit dem japanischen Meidzi vom ersten Auffahren Asiens aus jahrhundertlangem Schlummer gesprochen wurde, vollzieht sich jetzt ein zweites Erwachen, das von der Peripherie aus bis tief in das Herz des Weltteils greift und dessen altgeschichtliche Völkerwiege in Aufruhr bringt. Es handelt sich um die Entstehung neuer Staatsgebilde in dem gewaltigen Raum, wo heute nur noch die Trümmer einstmalig gewaltiger mongolischer, tatarischer und islamischer Reiche zu finden sind, und um eine großzügige, weit in die Zukunft schauende Politik des Vierbundes, welche diese Wiedergeburt so fördert und entwickelt, daß der Verkehrsstrom aus Mittelasien sich wieder in den alten natürlichen Bahnen nach der Levante und dem Ostflügel des Mittelmeers ergießt und der Turan eine gefestete Brücke des deutschen Oranges nach dem Osten in der Vierbundgemeinschaft und in modernen erweiterten Fernblicken wird. Die Veröffentlichung der Geheimdokumente über die Verbandspolitik in der Dardanellenfrage und in den kleinasiatischen Streitsachen¹⁾ hat aller Welt deutlich vor Augen geführt, welchen Segen die Völker Altasiens von einer Diktatur dieser Mächte unter britischer Führung zu erwarten hätten: sie sind ein fortlaufender neuer Beweis, was von den Völkerrechts- und Freiheitsidealen der Entente-Staatsmänner zu halten ist, die das Wasser der Enthaltbarkeit predigen und den Wein unerhörter Raubgelüste heimlich im Munde führen. Es ist oftmals behauptet worden, das politische Leben der Völker werde von gewissen, aus dem Geist der Zeit geborenen Wahnvorstellungen statt von kühler Vernunft beherrscht und in seinen Entwicklungslinien bestimmt; daß die Behauptung in der Schale der Übertreibung einen starken Kern Wahrheit enthält, ist kaum jemals deutlicher zutage getreten als heute. Wollen die Ententegenossen mit ihren Weltverbesserungsideen die Menschheit beglücken, so mögen sie zunächst selbst die schönen Theorien in die Praxis umsetzen. Bis das geschehen, hat Deutschland allen Grund, im Angesicht der gewaltigen, über Jahrhunderte der politischen Weltgeschichte entscheidenden Schicksalsfragen, die Asiens Stimme an Europa stellt, männlich und kühlen sachlichen Denkens an das Mahnwort sich zu halten, das einst Freiherr v. Bunsen König Friedrich Wilhelm dem Vierten vorhielt: Wirklichkeit ist, wo politische Kraft lebt.

¹⁾ Ausführliche Zusammenstellung in „Der neue Orient“, Sonderbeilage zu Band II, Heft 67.

Vom Oliven- zum Dattellande.

Von
Ewald Banse.

Äckerflächen und Oliven, das ist die Seele der ersten Landschaft. Salsflächen und kable Berge die Seele der andern Landschaft. Salzdämpfe und Palmoasen, dies ist die Seele der innersten Landschaft. Durch alle drei zieht die Seelenachse der Schmalspurbahn der Compagnie des Phosphates et du Chemin de fer Gafsa, und ihre Schnur erst bringt Einheit und Zusammenhang in das mittägige Tunisien.

Der flache Oliven-Esahel. Er besteht aus jüngerem Schwemmland und schiebt sich in einer Breite von fünfzehn Kilometern zwischen das Meer und die mähtigen Höhen des Binnenlandes, ein Geschenk ihrer Abwässer und der See. Sein Boden ist durchweg flach, und es ist eine Seltenheit, wenn er sich in platten Wellen wirft. Überall ist die lockere, helle Krume beachert und ausgenutzt, je näher an Esar, um so ausgiebiger. Ringsum grüne Felder, alle sauber und ordentlich in Stand gehalten, wie nur europäische Leitung es versteht.

Über viele Äcker verteilen sich lichte Bestände von Oliven, die einzelnen Bäume in streng parallele Reihen gepflanzt und in Abständen von vierundzwanzig Metern. Das dunkle Grün ihrer Kronen, die mehr in die Breite als in die Höhe wachsen, hebt sich in wohlthuendem Gegensatz ab von dem gepflegten Braun der geeggten Krume. Außer Oliven erscheinen auch niedrige Weinreben und hellgrüne Obstbäume, grauknorrige Feigen und rosig erglühende Pfirsichsträucher oder mannigfache Gemüse, aber die ernste Olive herrscht doch vor mit ihrem nachdenklichen Schwarzgrün. Auch Felder ohne eine zweite Fruchtschicht sind zu bemerken. Jeder Fußbreit Landes ist vollständig ausgenutzt. —

Fern von Westen blüht der zarte Rosaflaum niedriger Höhen in den Esahel hinein. Ihm gegenüber spielen die Zaubertünste des nie alternden Meeres, blau und mit flirrenden Schillerfeldern, durchzogen von den weißen Schwänen fischender Kerkenna-Boote. Manchmal stehen ihre hellen oder rosigen Segel wie Blätter im Winde. Überall im tunisischen Esahel musiziert die See dem Treiben der Menschen, viel stärker als im Esahel der Marmarika und Mariut. Und deshalb liegt dies Küstenland uns so viel reicher und glücklicher an seinem wogenden Busen.

Nicht selten brechen noch die Pockennarben der Vergangenheit unter der Kosmetik der Gegenwart durch. Das sind jene, von der grauen Dornenkrone des Zizyphus Lotus gekrönt, Buckelhügelchen, die auch für die südliche Oshefara Tripolitaniens so bezeichnend sind. Mitten zwischen den Olivenplantagen liegen sie da, und niemand scheint ihren Schlummer stören zu wollen.

Darf man dies daraus schließen? Daß beide Landformen, der Oshabel des südöstlichen Tunisien und die Oshefara Tripolitaniens, einander gleichen nach Entstehung und ursprünglichem Aussehen? Daß die Oshefara die ältere Erscheinungsform jenes Oshabel darstellt? Daß also das Antlitz der Oshefara sich landwirtschaftlich ebenso entwickeln läßt wie der Oshabel zu Äckern und Olivenplantagen? Die Niederschlagsmengen dürften in beiden Bodenformen einander ähneln. Der Oshabel von Sfar empfängt jährlich unter 300 Millimeter Regen, Sfar selber nur 246. Die Stadt Tripolis dagegen erfreut sich einer Niederschlagshöhe von 439 Millimetern. Trotz der nicht geringen Entfernung der südlichen Oshefara von der Küste brauchen ihre Regen nicht viel geringer zu sein, da sie in der regenerierenden Kraft des hohen Gebirgsrandes einen Hinterhalt haben. Ich glaube, die Italiener können Mut fassen.

Der flache Steppen- und Acker-Oshabel. Sein Boden mag noch der gleiche sein, aber seine Niederschläge sind wohl schon dürftiger. Vielleicht auch ist die Kolonisation der Fremden nur erst vereinzelt in ihn vorgerückt. Äcker herrschen in ihm vor, und die Steppe teilt sich mit ihnen in die Herrschaft. Manche Felder unterscheiden sich von ihr überhaupt nur durch die Furchen eines oberflächlichen Eggens. Die Olivenplantagen treten zurück und tauchen hier nur noch nach großen Abständen auf. Ihre Bäume werden dürftiger im Laubdach und an Höhe, und doch beträgt die Entfernung an der Bahnlinie von Sfar keine fünfzehn Kilometer.

Jetzt erst fallen auch die Häuser der fleißigen Colons auf, die vorher in ihren dichten Bauernplantagen völlig versteckt lagen. Und dies ist das typische Bild: eine flachdachige weiße Ferme, freundlich umschattet von einem Duzend grüner Bäume, daneben das steife Eisengestell des Windmotors, der das Grundwasser zutage fördert. Denn wisset: das Nuto und der Windmotor sind die Schlüssel der modernen europäischen Kolonisation des Morgenlandes!

In diese Gegend streifen sich auch schon die schwarzen Haartzelte der Eingebornen, der Nomaden und Halbbauern.

Mahares etwa ist der Grenzstein dieses südlichen Oshabels. Kleine, gelbliche Häuser, flachdachig, aus Feldsteinen, manche überpukt. Grüne Bäume dazwischen, Palmen, Hecken von dichten Opuntien, Äcker mit Oliven und Obstbäumen. Alles ziemlich junge Anlagen. Dazu eine gut gehaltene Landstraße mit Kilometersteinen.

Das ist die erste Landschaft, der grüne, produktionsreiche Oliven-Oshabel.

Die Flachsteppe. Unweit westlich von Mahares ändert sich das Gesicht des Landes. Die Steppe tritt ihre ausschließliche Herrschaft an; Äcker mit

Vom Oliven- zum Dattellande

blinkenden Fermen treten nur noch ganz vereinzelt auf, und Olivenplantagen fehlen nahezu ganz. Graugrüne starre Krautbüschel rascheln im öden Winde, und die steifen Halme der Halsa flüstern mit den grotesken Bernegroßfigürchen der genügsamen Chamäleonen.

Beduinenzelte, Gurbis von Erdwänden und Gestrüppdach, und Kamelherden säen ihre dunklen Kleckschen in das helle, offene Land, in die eintönige, platte, später leichtwellige Sonnensteppe. Hin und wieder unterbricht der flache, sandige Lauf eines Uadi die Ebene, und dann krümmt sich eine stattliche Eisenbahnbrücke über die armselige Unterbrechung, die im Winter ein reißender Strom werden kann.

Ein paarmal öffnet die altorientalische Szenerie ein Auge, eine weiße Heiligenkuppel, doch wird es bald vom Lide der Büschel wieder geschlossen. Von Norden treten rosig übergossene Höhenreihen näher heran, und eine verhaltene Unruhe zittert durch die Züge der Landschaft. Schon erscheint an nicht wenigen Stellen der feine, weiche Puder lichtorangefarbenen Dünenandes, mit Rippelmarken verziert im Schutz krüpplicher Büschel.

In der Flachsteppe wird sich noch mancher Hektar der Kultur erobern lassen, aber der bequeme Reichtum des Esahels hat hier doch schon aufgehört, trotzdem die See gar nicht so ferne ist.

Die Bergsteppen. Gen Abend stehen rosige Berge auf, rundlich gewölbt, anzuschauen wie erhabene Dome. Davor Büschelsteppe und Nomadenzelte. Neben der Halsa der mastenschlanke, huntblühende Asphodelos, der alte Bekannte von der Marmarika und Dschefara. Ein paar Schaf- und Ziegenherden. Die Sonne stützt sich mit beiden Ellbogen, breit, auf diese fahl-gelbgrünen Flächen.

Die mannigfaltig gestalteten Bergreihen schattieren ihr Rosa dunkel an den oberen Säumen, hell unten und fristieren sich mit reizend abwärtskräuselnden Wellenlinien. Weiße Lichter stehen an den Hängen, wie Perlen aus dem Persergolf in irischem Haar. Daneben die dunklen Schattenflecke vorspringender Gesteinsrippen. In der Nähe wandelt sich das warme, mollige Rosa zu einem zartmehligen, bräunlichen Ton. Auf der höchsten Kuppe ragt ein zerfallender Bergfried, der Rest feudalerer Tage. Gelbliche Vorhügel mit Bahnenkämmen von Krautbüscheln legen sich den Ketten zu Füßen.

An den Stationen der Bahn erscheinen weite Lager von gepreßten Halsbällen, deren Ausfuhr über Esag den Hauptverdienst dieser Gegenden abwirft. Sebekrähne aus zwei Balken befördern die Ballen in die Loren hinauf, indem ein paar Arbeiter das freie Ende des Querbalkens lenken. Und dies erinnert an die Brunnenschwengel der Pußta.

In dieses Gebirgsland senken sich einige Ebenen ein, Hochebenen, von kahlen, bunttapezierten Bergreihen umschlossen, wie Kammern ohne Dach. Ihre flachen und hügeligen Böden sind das echte Reich der Halsa. Hier arbeiten nur die Sichel der einsammelnden Beduinen, und die Züge der

Kamele schleppen in Palmfasernezen das papiererzeugende Gras den Zügen des Dampfes entgegen.

Bei der Annäherung lösen sich die geschlossenen Bergreihen in ein Gewirr lockerer Hügel auf, deren schräge und steile Schichten in mürbem, zerfallendem Steingruß versinken. So wie es in Steppengebirgen üblich ist. Gerade wie auch die blanken Panoramen der orientalischen Städte sich gewöhnlich in kleinliches Gassengewirr auflösen, wenn man sie betritt. Und überall rascheln die dünnen Halme der Halsa. —

Inmitten jenes weiten Halsabeckens, das die arabische Zunge Bled Maknassi nennt, liegt der gleichnamige Hauptort. Jetzt noch neu, aber schon freundlich aussehend, soll er der Ausgangspunkt weitausgreifender Olivenplantagen werden. Doch beschränken sich die jungen Pflanzungen vorerst noch auf den Gürtel der Ansiedlung. Immerhin aber liegt eine Regung von Unternehmungslust und Werden in der Luft, und es mag wohl einmal der Tag kommen, an dem die mattblauen Zahnprofile der fernen Bergreihen auf ein grünes Olivenland hinabschauen.

Jetzt ist noch nahezu alles Halsasteppes, in der sich die paar zerstreuten Fermes kaum auffinden lassen. Ich muß bei ihrem Anblick an jene Colons denken, die in den dreißiger und vierziger Jahren ihre befestigten Fermes in die Einöden Algeriens vorschoben, mit der Flinte aufs Feld gingen und mit wütenden Eingeborenen und Leoparden kämpften. Die Ansiedler der Bled Maknassi haben's doch wesentlich leichter. —

So reiht sich eine Gebirgssteppe an die andere, jede durch kahle Ketten von der andern getrennt. Alles flache Ebenen, mit Halsaeypori, Kamel- und Kleinviehzucht. Gelber, fester Sandboden darunter, bunte Berge ringsum. Seltene Tuffen von Fermes und Bäumen.

Dies ist die Seele der anderen Landschaft.

Gassa. Die Oase Gassa. Sie ist eine Überraschung und ein Traum, eine Impression und eine Welt für sich. Ganz für sich, und wäre vollkommen ohne die Bahn, die sie zu einer Station macht, auf dem Wege vom Halsazum Dattellande.

An Gassa ist vieles bemerkenswert. Zunächst diese meine neue Erfahrung, daß es Biskra an Schönheit und Farbenglanz nicht wenig hinter sich läßt; deshalb haben seine Bewohner als Touristenwirte eine große Zukunft.

Daß hier warme Quellen sprudeln, deren blauschattierte Wasser unter alten Quadern mit lateinischen Inschriften schlafen, das weiß man. Ebenfalls, daß ein Judenviertel hier ist, es heißt, wie in Tripolis, Harra, und noch nicht nach der Sitte des Arab Mellha, und eine renovierte Kasbah. Es ist nicht unbekannt, daß die Reize der Oase überschwenglich gelobt worden sind. Sie verdienen es; aber immerhin, weitgreifende Vergleiche müssen auch in dieser Frage besänftigend wirken. Die Fruchtbaumschicht ist wirklich auffallend dicht. Die hochragenden Palmen bilden wahre Dickichte und schießen oft zu einem

Vom Oliven- zum Dattellande

Duzend Stämmen aus einer Wurzel. Die bewässernden Bäche öffnen reizende kleine Prospekte, und die ab und zu durch die Lücken der Büsche und Bäume leuchtenden bunten Berge bilden den wirkungsvollsten aller Oasen-hintergründe.

Das aber ist es, was Gassa vor der Mehrzahl seiner Rivalen in unerhörtem Maße auszeichnet: der farbige Ring von Bergen. Der Ort liegt in der Lücke zweier Bergketten und am Tor zweier Ebenen, die ihrerseits wieder von Bergreihen eingerahmt werden. Diese Situation sichert ihm nicht nur seine Verkehrsbedeutung und der Oase ihren unverfäglichsten Wasserreichtum, sondern sie erzeugt auch in einer nur ihr allein eigenen Manier die Schönheit und den Farbenreichtum der Landschaft.

Vom eckigen Minare der Hauptmoschee kann man sich diesem Zauber am besten hingeben. Ringsum reihen sich kahle Berge aneinander, und die entfalten sich vor deinem Blick in gelber und rosigter Beleuchtung. Reizende matte Schatten, wie abgesprungen von den Augen liebeermatteter junger Frauen, hängen an den Gärten der Trockenriffe. Im Süden ferne, zart ziselirte Ketten in mattvioletter Porzellanmalerei; hinter ihnen schlummert die Salzöhle des großen Schott. Seitwärts breite Ebenen mit gelben Teppichen, dick und salb wie Teppiche von Keruan.

Die Oase umringt den Ort mit Armen, die ihn vor der kahlen Wildnis schützen. Die Sonne liegt über ihrem oberen Rande. Vor ihr stehen die Palmen, und auf den dunkelgrünen Kronen blißen lauter Diamanttropfen. Dazwischen und etwas tiefer schimmert das helle Grün der Fruchtbäume, und es bereitet den schwärzlichen Datteln ein überraschend freundliches Lager. Weißblühende Birnbäume, rosig leuchtende Pfirsichsträucher und dünne graue Pappeln tauchen vereinzelt und zierlich aus dem smaragdgrünen Bukett heraus.

Der Ort liegt mir unmittelbar zu Füßen. Mit seinen flachen Dächern eine graue Schicht. Aus den erdfahlen Höfen winken einzelne Palmen herauf, grünen weiße glatte Rundkuppeln. Mitten darunter die Zahnzinnen der weißen Kasbah. Auf manchem Dach liegt grünes Gestrüpp zum Trocknen, und rings um die Terrassen stehen die Hauswände um einen Fuß empor.

So ist Gassa wirklich eine wundervolle Stelle im großen Buche des Morgenlandes, eine der schönsten, will mir scheinen. Natürlich zum Anschauen, nicht zum Wohnen. Mit seiner gelbvioletten, kahl, aber erhaben gearbeiteten Fassung, mit seinem grünen, blißenden Oasengeschmeide und seinen kleinen hellen Hofhäuschen.

So erinnerte es mich ein wenig an Damaskus, und was kann schmeichelhafter sein für eine phönizische Gründung als die Erinnerung an die stolze und älteste Stadt des phönizischen Hinterlandes? —

Abend in Gassa, das die Krone des südlichen Tunisiens ist, etwa wie Esoussa die des Nordens.

Da ist die gelbe Zinnenflucht der Kasbah. Hier die grünen Bäume der

Straße, in deren schweren Wimpfern schon die Nacht hängt. Rinder werden vorbeigetrieben. Rothosen in blauen Röcken schlendern vorüber.

Da ist der Oschebel ben Junus. Ist violett-rötlich-braun bronziert, ist wie mit einem märchenfeln Goldnetz übersponnen. Die hintersten Gipfel verschwinden grünlichgrau mattiert. Die Konturen stehen unbeweglich und wie scharf ausgeschnittene Silhouetten vor dem bernsteinartigen Orange des Himmels. Das Orange überdachen bläuliche Schichten, und in deren Meeren segeln einsam und bewegungslos bronzegoldne lichte Wolkenstreifen.

Ein paar Palmkronen zeichnen das Filigran ihres Gefieders mit tiefem, samtnem Schwarzgrün in das Bernsteinlicht.

So stehen die wie mit weichen Samtfalten überzogenen Berge da, so still und hehr, so groß und lockend, wie nimmer ich eine Palmoase erlebt habe.

Gassa ist ein Marktstein. Östlich und nördlich von seinem Weihwasser ist flächenhafte Ausnutzung des Bodens möglich: Baumplantagen, Äcker, Viehzucht oder wenigstens Halfa. Gen West und Süd hört das auf. Die Bergreihen entwickeln unerhört gelbrote und violettglühende Hänge mit außerordentlich scharfen und tiefen Graten, aber alles ist kümmerliche Wüstensteppe mit kaum auffindbarem, an den Boden geklebten Kräutchen, und der Steine sind gar viele. Selbst die genügsame Halfa zieht vor, ihre Schritte rückwärts zu lenken aus diesem Lande kahler Blut.

Taubenblaue Bergkuppen vor feuervergoldetem Himmel. Sonst nichts.

Mitten in solcher Not liegt Metlani, traurig wie die Nebelkappe der Bouvetinsel im eisigen Meere des fernsten Südens. Da lagert, gleich der Schuppenwalze einer Boa, der Oschebel Seldscha am Nordrande einer gelbkahlen Ebene, eine mächtige Kalkfalte, mit vorgelagerten Terrassen aus zernagten Sattelresten. Die Farben sind eintönig, oben die steilen Klippen in ganz schönem, warmem Braun, das von weißen Nischen belebt wird. Die Palisaden sind arg zerkratzt durch senkrechte Rinnen und Rillen, Schratten und Löcher. Zu den toten Talböden senken sich schräge Böschungen hinab, und das sind Schutthalden, bestreut mit den herabgerissenen Blöcken und Tränen jener hohen Felswände. Auch hier unten herrscht chaotische Unebenheit und Zerrissenheit, doch die Farben wechseln schon mehr in ein ermattetes Braungrau.

Eine blasse Ahnung von dünn verteilten und niedrigen Steppenhalmen steckt zwischen dem Gestein in der Verwitterungskrumme zahlreicher verfeinerter Weichtiere. Ein paar Vögel, braun wie der Schauplatz, zwitschern verloren in der stillen, sepiischen Einsamkeit. Schon mehr an Wüste als an Steppe erinnert dies einsame Gebirge, und es erinnert mich ein wenig an eine schon sechs Jahre zurückliegende Wanderung im Antilibanus.

Es erscheint der Oschebel von Metlani, solange die Sonne sich hinter Wolken verbirgt. Es hängt aber schon ein bißchen Bibli-Stimmung in der Luft. Einfach und ziemlich kontrastlos erschien diese wildkahle Szene. Raum

Vom Oliven- zum Dattellande

aber bricht die Sonne durch, da mit einem Male springen alle Pfeiler der Wände grell und plastisch hervor. Die Nischen vertiefen sich zu ausdrucksvollen Schatten, und die ganze Zertalung des Bodens modelliert der Zauber des Lichts erstaunlich scharf heraus. Alles ist und macht ja in diesen Breiten die Sonne. Nimm dem Morgenlande die Sonne, und es ist nicht mehr, ist nicht mehr Morgen, ist Nacht.

Wenn du auf eine der zahlreichen und verwegenen Klippen trittst und gen Mittag blickst, dann kannst du etwas erleben. Dort hinten in weltweiter Ferne blitzt zwischen verschleierten noch kahleren und noch gelbgrauerer Ketten der blaue Strich des Schott el Osherid auf. Einen Augenblick nur, und dann wabern dort wieder die gelbmoirierten Tanzschleier des Bibli.

Unter der Bergreihe glitzert die Schlangenlinie der Bahnschienen. An ihr liegen die Phosphatwerke. Eine Kolonie rot- und schrägdachiger Häuschen, beschattet von grünen Bäumen, dahinter die jetzt purpurfarbene Wand des furchenreichen Gebirges. Qualmende Hütten mit niedrigen Schornsteinen, lange, graugedeckte Schuppen. Der gelbgraue Qualm, der sich in dicken Wülfen und Schwaden träge dahinquält, läßt die ohnehin gelbgraue Landschaft noch öder und abstoßender erscheinen. Geräusch von Maschinen, Dröhnen von Eisen und Hämmern von Stahl, Rattern von Lokomotiven tönt in die Runde. Das ist die Arbeit und der Millionenverdienst der neuen Zeit in diesem toten und von Natur so stillen Wüstentale.

Du stehst auf der Stätte des bedeutendsten Bergbaus im Orient, und du merkst es kaum. Mußt dich zwingen und erst durch überzeugende Zahlen dahin bringen, daß du mehr empfindest, als so ein totes und von Natur so stilles Wüstental zu geben vermag. Bedenke: 1911 förderten die Gruben der Gegend von Metloui nicht weniger als 1,04 Millionen Tonnen Phosphat. Die zweitgrößten, die von Redejef, weiter im Westen, brachten nur 98000 Tonnen zu Tage. Im ganzen erzielten die acht Phosphatgruben Tunisiens über 35 Millionen Tonnen, die machten einen Wert von 30 Millionen Franken aus. Nirgends ist das Morgenland so ergiebig, nirgends berührt es sich zahlenmäßig so eng mit dem Pulsschlag des Weltverkehrs, selbst in der Baumwollstadt Alexandria nicht, wie in diesem kahlen, gelben Winkel der Schottberge. —

Der kleine Ort Metloui ist natürlich eine ganz jüngste Schöpfung der Franzosen. Eigentlich heißt er jetzt überhaupt Philippe Thomas, nach dem Entdecker der Phosphatlager, jener Reichtümer, von denen weder die Karthager noch die Römer, noch die Araber etwas ahnten.

Hier stehen weißwandige Häuschen mit schrägen, roten Ziegeldächern. Auch würfelförmige Gebäude, doch nur wenige haben einen Stock über dem Erdgeschoß. Mehrere Gasthäuser, die anzeigen, daß hier Geld umgesetzt wird, auch wenn es gar nicht danach aussieht. Ein trostlos ödes Nest, aber eben nur szenisch. Es steckt was dahinter. Einige Läden. Ein Bazar Tunisien

mit Strohhiiten und Tropenhelmen, mit bunten Hemden und Hosenträgern. Dann ein kleiner Markt der Eingeborenen mit Gemüse, Orangen, Hammelfleisch, Kartoffeln.

Und über allem der häßliche gelbgraue Qualm, der von den Werken her über die Plätze und durch die breiten Straßen des winzigen Nestes schleicht. Ein schauerlicher Fleck, aber einmal etwas anderes. In dieser Stilwidrigkeit, in dieser schamlosen, abschreckenden Deplaziertheit liegt vielleicht die Existenzberechtigung von Philippe Thomas, und nicht in jenen dreißig Millionen. Dies ist der Ruf des Mammons im Orient.

Im Süden von Metlani breitet sich eine weite Ebene aus, scherenförmig umschlossen von Gebirgen. Welliges graues Hügelland mit nur ganz wenigem und ganz kurzem Kraut flacht sich südwärts zu einer flachen Senke ab. Hier erscheint Salsa auf dem sandigen Geröllboden und deutet darauf hin, daß der Grundwasserspiegel höher stehen muß. Herden könnten da ihr Futter finden, ja es dürfte Anbau möglich sein nach Erbohrung von Brunnen und Aufspeicherung der Gebirgsregen. Allerdings kann dies ein Schwert mit zwei Schneiden werden, denn wer bürgt dafür, daß der Wasserschaz der reichen Oasen des benachbarten Bled el Oscherid hierdurch nicht rapide abnehmen würde? Wer wird einen Napoleon für einen Franken umtauschen?

Am Südrand der Ebene klettern die nach außen sehr steil einfallenden und oben vielfach bloßgelegten Schichtköpfe der Felsblöcke zu dem Wall des Oschebel Schackmu empor. Violette Scharfen und Schatten über graubraunen Vorhügeln. Weit im Westen duckt sich der lange, niedrige Streifen einer schwarzen Palmoase in die weißliche Schimmerung des fernen Schott Warsa; den ahnt man mehr, als man ihn sieht.

Plötzlich fällt der Blick von der Höhe abwärts gen Mittag. Fällt über ein Meer von rundlichen und hellbraunen Hügeln. Über rosige Abhänge. Dort unten blinkt ein weites, unübersehbar auseinandergezogenes Schneefeld, der große Schott el Oscherid! Nicht klar und körperlich, wie ein Schneefeld sein soll, und unter dunkelblauem Himmel, sondern weiß und nach den Rändern zu ein wenig zerfließend, zerfließend in die sandtrübe Stimmung des aus der Wüste Sahara heraufziehenden Gibli.

Vorn eine lange Palmoase und zwischen ihr und dem hellen Schneestreifen unter dem Horizont eine gelbe Fläche, hier rosig, dort wieder dunkler getigert. Rosig, weißgelb und schneeig, das sind die Farben der Landschaft des Schott im glutigen Sandsturm. Aber sie wechseln von Minute zu Minute. Man kann sie nicht fassen. Nun sieht der Schott wie ein perlgraues, mates Meer aus. Ich glaube, er hat etwas von den farbwandlerischen Chamäleon an angenommen, die an den Palmen und Salmen seiner schwankenden Ufer hängen. Oder diese unbewegsamern Bernegroße richten sich nach ihm. Ich weiß es nicht, denn alles Wissen hört auf am unsichern Rande des großen Schott. Hier mußt du deine alten Begriffe verlassen, gänzlich verlassen. —

Dies aber ist die Formel des Schott. Er ist nicht wirklich, ist nicht sichtbare Natur, sondern eine Phantasmagorie. Du kannst den Schott nicht sehen, sondern nur empfinden. Hier ist das echte Land der Bibli-Luft, des Samum. Die Horizontlinie des Schott, oder was du dafür hältst, ist nicht scharf erkennbar, sondern verschwimmt mit der bloß eine zarte Nuance helleren Luft. Und die ist blaß und weißgrau, und nur nach dem Zenit hin scheint sie blaß anzublauen.

Die Bergkette träumt mit rötlich-violetten Farben und matt darauf schattierten Rinnen in diese Symphonie des Unbestimmten hinein. Ja, wie ein durchscheinender Vorhang liegt es selbst über diesem Oschebel.

Die Telegraphendrähte heulen in der Sturmesglut wie gierige Hunde, die in Wut und Angst vor unennbarem Grauen an kupfernen Ketten rasen.

Wo hört das Land auf, wo fängt der Schott an? Wahnsinn, wo hört das Land auf, wie weit reicht die amphibische Zwischenstufe, wo ist der Schott?

Dichte Dünste und Nebel ziehen ganz nahe heran, stoßen von den umschleierten Salzgründen ab und haschen gespenstisch nach dem einsamen Reiter. Graue Luft und grauer Schott. Wo auf Erden verbirgt sich noch solches Erlebnis?

Eine Herde Ziegen speit das unsichtbare Wallen aus, auf Augenblicke, und irgendwelcher Brodem verschlingt sie lautlos. Ein langer, niedriger Schatten blüht für Sekunden auf und verschwindet. Und erst als ich tagelang mich gemartert, ward es mir klar, daß dies eine auftauchende und verschwindende Palmoase gewesen ist.

Toser — dessen Klang entstellen die Franzosen zu der Fanfare Tozeur — ist eine Palmoase, wie sie hier alle sind. Drei Vegetationsschichten, graue, palmwedelbesteckte Wälle und Wasserrinnale zwischen Schilf.

Ihre Palmen und Äcker lösen sich auf zu einer Esebra, das ist ein Salzsumpf. Dessen Boden liegt meist trocken unter der Blut des Saharahimmels. Hier grünen Kräuter und Binsen. Die Bäche der Dase enden da, versalzen die Krume und durchziehen sie mit schmalen Furchen. Überall blühen die Felderchen eingedampften Salzes und schimmern schneelig. Salzinkrustierte Pflanzenreste, summende Fliegen.

Reitest du auf dem Boden der Esebra weiter, so strauchelt dein Tier einmal über schwankendem Grund. Es stolpert noch öfter, und gelegentlich zieht sich in dem freigewordenen Hufeindruck ein wenig klares Wasser zusammen. Hörst du nicht auf die Warnung deines Führers, so kannst du erleben, daß es zuletzt rund um dich an zu schmelzen fängt. Dies ist ein sehr böses Gefühl, und du tust gut, abzustehen von deinem Vorhaben.

Denn die Grenze des Schott siehst du nicht, kannst nie sie erreichen. Sie ist unfaßbar und nur eine Vorstellung, nicht Natur.

Auf deinem Rückzug jagt ein ganz tolles Sandtreiben um dich herum.

Vor gelbgrauen Luftschichten und gelbgrauen Sandmassen siehst du nichts mehr. Es heult und pfeift schrecklich. Ließ irgendetwas von Poe, und du kannst diese Hölle ahnen. Deine Augen kleben von Sandkörnchen, und strömender Schweiß beißt ihre Winkel. Raum kannst du sie offen halten. —

Als ich vor das Hotel von Tozeur kam, stand da in der Tür eine Dame, eine richtige Dame. Sie hatte ein großes graues Tuch rund um Kopf und Gesicht geschlungen und eine schwarze, vorstehende Schutzbrille darauf gebunden. Sie sah wie ein Taucher aus, und ich faßte mich an den verhagelten Kopf: hat die Natur hier auch den Menschen verrückt gemacht?

Und daß in diese Oase Tozeur am Rande des großen Schott winters elegante Touristen kommen, siehst du, mein Lieber, dies ist vielleicht das Grausigste an diesem grauisigen Epos. Nun begreife ich ganz wohl das Höllentachen aus dem grauen Höllenrachen da hinter mir.

Dies aber ist die dritte und letzte, die innerste Landschaft: Salzdämpfe und Palmoasen. Und der unsichtbare Schlund des Schott ist ihre Seele.

Wie weit das hinaufgeht? Westlich vom Juwel Gafsa und nördlich von der Banknote Philippe Thomas erstreckt sich jener kahle Zug von Phosphatbergen. Sie sind die Grenze, man heißt sie das Seldscha-Massiv. Durch dieses schneidet eine tiefe, enge Schlucht hindurch, und ich versichere dir, sie gehört integrierend in dieses Land der pittoresken Verkehrtheiten und der unerwarteten Gegensätze, erst recht, da man nichts Ähnliches vermutet.

Hinter der gelbgrauen, unterschiedslosen Kulisse der Wände öffnen sich mächtige Täler, oben braunrote Felssklippen und unten hellere Halden, und die rauschenden Krümmen des Uedd Seldscha. Dann tiefe und enge Klammern, eingespannt in zwei durchaus lotrechte braune Titanenmauern. Unten das schmurzelnde Wasser zwischen Wand und Wand, und nirgends ein Weg.

Hier endet die Gewalt des staubverschleierten Gibli. Er tobt noch am Südrande des Massivs, aber die Decke dieser Schluchten spannt schon ein klarer, ein tiefblauer Himmel.

Der Fluß hat die farbigen Kreidefalte des Gebirges völlig durchsägt, so wie das gezähnte Stahlblatt einer Kreissäge sich in einen knirschenden Steinblock hineinkreischt. Er kommt von daher, wo Vorhügel sich lächelnd ausbreiten und wo das Tal sich erweitert zu steppigen Fluren.

Hier ist das Ende des äußeren Südens, hier endet die Bahn der Compagnie des Phosphates et du Chemin de fer de Gafsa.

Bahnhöfchen in morestem Stil, wenig Personen- und viel Güterwaggon, weiß gestrichene Abteilwagen, schmerzlich vermählte Klosetts und Waschgelegenheiten, langsames Fahren, mäßige Preise, mehr Reisende in der Ersten als in der Zweiten, überwiegend aber solche Dritter, kein Staub wie in der Mariut. Das ist der Chemin de fer Sudtunisien. Nimm dir Essen und Trinken mit, nutze die Aufenthalte behende zur Erleichterung, und du kannst es aushalten.

Die Lokomotive pfeift nicht, sondern heult unangenehm auf. Sie zieht nicht fachte an und gibt nicht klein bei, vielmehr setzt sie mit einem plötzlichen und erschütternden Rucken ein und ab, und das macht dich zuletzt doch etwas nervös. Die Salza, die Phosphate und die Datteln sind der Gesellschaft wichtiger als ein paar Wintertouristen, damit mußt du dich abfinden. Aber höflich sind die Beamten, sie sind ja Franzosen. Es wird dir Spaß machen, daß aus dem von Sfar abfahrenden Zug der Führer auf allen Haltepunkten und Fernen frisches Brot herausreicht. Dieses Bäckerabonnement mag manchem Kolon sein Leben in der Halfasteppe erleichtern.

En voiture, kräftig auf dem ersten Wörtchen betont, dieses Feldgeschrei der französischen Bahnen schwebt auch über den öden Stationen des mit-tägigen Tunisten. Dazu aber gefällt sich, fremdartig und sprechend, dieser Anschlag:

M. M. les Voyageurs sont instamment priés de s'abstenir de jeter sur la voie soit des allumettes enflammées, soit des bouts de cigares ou cigarettes, pour éviter que ces objets en ignition mettent le feu aux herbes, broussailles, etc., qui pourraient, à leur tour, le communiquer aux récoltes.

Die märkische Ritterschaft und die preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820.

Von
Ernst Müsebeck.

(Schluß.)

Die beiden, in ihrem vollen Wortlaut bisher unbekanntem Entwürfe und Schreiben lauten:

1. Entwurf Beckedorffs für die Immediateingabe der kurmärkischen Ritterschaft, abgefaßt 17. 18. August 1819.

Ew. Königlichen Majestät alleruntertänigste treu gehorsamste Ritterschaft der Kurmark Brandenburg ¹⁾ naht sich aufs Neue Allerhöchster Thron mit Ehrfurcht und Vertrauen.

In einer Zeit, wo ungeheure Irrthümer und Verblendungen oder Arglist und böser Wille sich vielfältig anderwärts zwischen die Liebe der Landesherren und die Treue der Unterthanen einzudrängen versuchen, müssen wir das alte Vorrecht, uns mit unseren Wünschen, Hoffnungen, Besorgnissen und Anliegen unmittelbar an die Allerhöchste Person unseres Königs wenden zu dürfen, als einen glücklichen Vorzug betrachten. Mit erneuerter Zuversicht machen wir auch diesmal hiervon einen ehrerbietigen Gebrauch.

Indem wir unsere Blicke auf den Zustand anderer, auch deutscher Länder richten, wo nach dem Umsturz der alten landständischen Verfassungen auf den schwankenden Theorien unserer Zeit neue Verhältnisse zwischen Herrn und Unterthanen gegründet worden sind, können sich die dem Zepier Ew. Königlichen Majestät unterworfenen Provinzen nicht glücklich genug schätzen, daß in ihnen dergleichen Neuerungen noch nicht befestigt worden sind. Die unansändige Vermessenheit, womit dort sogenannte Volksrepräsentanten alle Rechte und Interessen zu verwirren, die einzelnen Bestandtheile der Nation unveröhnlich zu entzweien, zwischen Fürst und Volk ein unseliges Mißtrauen zu nähren, und sich in die eigenhümlichsten Angelegenheiten der Regierungen, ja in den Haushalt und in die Familienverhältnisse der Fürsten selbst unbefugt einzumischen versucht haben, muß jeden treuen, rechtlichen, sein Land liebenden und seinen angestammten Fürsten ehrenden Unterthan nur mit Luwillen und Besorgniß erfüllen.

Bekannt mit der Stimmung des kräftigsten Theils der Nation, des Landvolkes, dürfen wir behaupten, daß dieser im Allgemeinen weit davon entfernt ist, den überall verbreiteten volksverführenden Antrieben Gehör zu geben, sondern vielmehr

¹⁾ Im Original umgeändert in „des Westhavelländischen und des Zauchischen Kreises“.

Märkische Ritterschaft und preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820

das Fortbestehen früherer Einrichtungen, aus denen das Günstige seiner bisherigen Lage hervorging, eifrig wünscht¹⁾).

Alle einzelnen deutschen Länder verdanken seit beinahe einem halben Jahrtausende ihren Bestand, den allmählichen Wachsthum ihres Wohlstandes und die immer zunehmende Eintracht und Ruhe im Innern dem Bestehen landständischer Verfassungen, deren Wesen darauf beruhte, daß die Rechte und Verbindlichkeiten zwischen Fürst und den einzelnen Volksbestandtheilen genau bestimmt und durch gegenseitige unverletzliche Versprechungen befestigt waren, Veränderungen aber in diesen Verhältnissen nicht anders als durch Bewilligungen von beiden Seiten, also auf dem Wege des Vertrages bewerkstelligt werden konnten. Die Landesherren fanden darin die zuverlässigste Bürgschaft für die Treue ihrer Unterthanen, diese aber eine sichere Quelle wahrer Freiheit, nämlich eines edlen und freiwilligen Gehorsams.

Auch die Mark Brandenburg hat sich einer solchen Verfassung, und vielleicht länger als manches andere deutsche Land, zu erfreuen gehabt, und die Geschichte zeigt hier ein ununterbrochen glückliches und vertrauensvolles Verhältniß zwischen Herrn und Ständen.

Durch die äußere Bedrängniß der Monarchie in unglücklicher Zeit und durch die nachfolgenden außerordentlichen Begebenheiten der Welt veranlaßt, haben Ew. Königliche Majestät seit einer Reihe von Jahren diese unsere alte Verfassung im Wesentlichen²⁾ zu suspendieren für gut befunden; wir aber, die treu gehorsamsten Stände, wiewohl wir unsere alten Gerechtsame von Zeit zu Zeit schuldigt zu verwahren für unsere Pflicht gehalten, haben dennoch im Stillen die Gründe zu ehren gewußt, durch welche Ew. Königliche Majestät zu diesen ungewöhnlichen Maßregeln bewogen zu sein schienen. Ansezt aber, nachdem die Verhältnisse nach außen so glänzend wieder befestigt worden sind, glauben wir, daß auch der Zeitpunkt gekommen sei, wo die alten inneren Bande aufs neue und fester wie je geknüpft werden dürften. Und dieser Wunsch muß in uns um so lebhafter werden, je mehr wir leider erleben, daß allenthalben die Gesinnungen nach den verschiedenartigsten Richtungen auseinander irren, daß die entgegengesetztesten Meinungen, Interessen, Ansprüche und Anmaßungen nicht bloß gegeneinander, sondern auch gegen die allgemeine Ordnung ankämpfen. Wir wagen daher, Ew. Königliche Majestät

um Wiederherstellung des Wesens unserer alten Provinzial-Verfassung aufs neue ehrfurchtsvoll zu bitten.

Indem aber die treu gehorsamste Ritterschaft der Kurmark Brandenburg³⁾ diese ihre allerunterthänigste Bitte vor Ew. Königlichen Majestät niederlegt, befürchtet sie keineswegs, daß Allerhöchstdieselben darin eine anmaßende oder gar eigennützige Absicht entdecken möchten. In diesem Vertrauen wagt sie die Bemerkung, daß die Vereinigung aller Provinzen der Monarchie, deren Herkommen und Interesse oft so ganz verschieden und sich entgegenwirkend ist, zu einer allgemeinen Konstitution wohl außer den Grenzen der Ausführbarkeit liegen dürfte⁴⁾. Auf alle Weise ist

¹⁾ Der Passus von „Bekannt“ bis „eifrig wünscht“ stand nicht in dem ursprünglichen Entwurfe Beckedorffs; er ist entlehnt dem Entwurf der Eingabe, den Hans v. Rochow etwa 18/19. August anfertigte, wurde aufgenommen nach dem Beschlusse der Majorität der Versammlung am 25. August.

²⁾ „Im Wesentlichen“ von G. v. Rochow beigefügt.

³⁾ Verändert in „des Westhavelländischen und Zauchischen Kreises“.

⁴⁾ Der Passus „In diesem Vertrauen“ bis „dürfte“ war gleichfalls dem Hans v. Rochowschen Entwurfe entlehnt; er sollte ursprünglich noch dem Majoritätsbeschlusse vom 25. August hinzugefügt werden, wurde aber dann wieder gestrichen, das folgende „auf alle Weise“ verändert in „im Gegentheil“.

sie sich bewußt und bezeugt hierdurch feierlich, daß es ihr nicht etwa bloß um Wiederherstellung der alten Rechte, Exemtionen und Privilegien ihres Standes allein antomme, sondern daß sie auf ganz gleiche Weise auch das Wohl ihrer Mitstände und das gemeine Beste überhaupt im Auge habe.

Aufgemuntert und ermuthigt durch die letzten allgemeinen Beschlüsse des deutschen Bundestages, an denen die Weisheit Ew. Königlichen Majestät einen besonderen Antheil genommen hat, glaubt sie gerade im gegenwärtigen wichtigen und hoffnungsreichen Augenblicke aufs neue und nicht früh genug ihre Bereitwilligkeit an den Tag legen zu müssen, auch von ihrer Seite und soweit es ihr gestattet ist, zur Feststellung einer dauerhaften und wünschenswerthen Ordnung der Dinge beitragen zu dürfen¹⁾.

Wie wir treu gehorsamste Vasallen bisher zu allen Opfern uns bereitwilligst²⁾ verstanden haben, welche im Orange der Zeiten von Ew. Königlichen Majestät uns auferlegt worden sind, so werden wir auch in der Zukunft alle diejenigen willig übernehmen, welche die Wohlfahrt des Vaterlandes noch von uns verlangen möchte. Nur dem schönsten und gerechtesten Vorzuge getreuer Stände dürfen wir unmöglich entsagen wollen, dem Vorzuge nämlich, die Opfer, die wir zu leisten haben, auch freiwillig darbringen und das Versprechen dieser Leistungen durch das festeste menschliche Band, durch heilige Verträge, nach altem Recht und Gebrauch besiegeln zu dürfen.

Gewohnt, unsere Vorfahren Jahrhunderte hindurch in treuer Nähe um den Thron ihrer angestammten Beherrscher uns zu denken, wünschen wir nicht bloß, unserer Väter würdig uns zu zeigen und die von ihnen ererbte ehrenvolle Stellung auch für uns zu behaupten, sondern vor allen Dingen die damit nothwendig verbundene Gesinnung auch unseren Kindern und Enkeln als ihr theuerstes Erbtheil zu hinterlassen.

Denn von allen alten Vorrechten unseres Standes haben wir das immer als das erste betrachtet, daß er uns sowohl zu rücksichtsloser und aufopferungsvoller Liebe für das Vaterland und unsere Mitstände, als ganz besonders zur treuesten persönlichen Ergebenheit an unser altes, ehrwürdiges, erlauchtes, bewährtes und geliebtes Fürstenhaus auffordert und verpflichtet.

2. Entwurf Beckedorffs für das Schreiben der kurmärkischen Ritterschaft an den Staatskanzler, abgefaßt 17./18. August 1819.

Ew. Durchlaucht beehren wir uns, beiliegend eine Abschrift der allerunterthänigsten Vorstellung zu überreichen, welche an des Königs Majestät wir unter heutigem dato ehrfurchtsvollst zu richten gewagt haben.

Indem wir uns zugleich beeifern, Ew. Durchlaucht höchstgeneigte wirksame Verwendung bei Seiner Majestät für die Gewährung unserer billigen Wünsche ganz gehorsamt uns zu erbitten, hoffen wir, höchstdieselben werden darin einen neuen Beweis des verehrungsvollen Vertrauens finden, welches wir in Hochdero gerechte und wohlwollende Gesinnung zu setzen nicht aufhören.

Ew. Durchlaucht wissen besser, als wir es auszudrücken im Stande sind, daß der Besitz alter Rechte ebenso gut ein unverletzliches Eigenthum ist als der Besitz

¹⁾ Der Passus „aufgemuntert“ bis „beitragen zu dürfen“ ist von der Hand Gustavs v. Nochow hinzugefügt; er verdankt sein Entstehen wohl einem Majoritätsbeschlusse am 25. August, nimmt Bezug auf die Beratungen zu Tepliz und Karlsbad, die also in diesen Tagen diesem Kreise bekannt geworden sind.

²⁾ „bereitwilligst“ im Original gestrichen.

Märkische Ritterschaft und preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820

sichtbarer und handgreiflicher Güter, und daß streng genommen mit derselben Befugniß, womit einzelne Stände ihrer bisherigen Vorrechte verlustig erklärt und allen übrigen Unterthanen gleichgestellt werden könnten, auch über jedes andere Besitztum beliebig verfügt und dessen Ungleichheit durch immer neue Vertheilungen ausgeglichen werden dürfte.

Doch ist es diesmal keineswegs unsere Absicht, uns bloß auf unser gutes Recht zu stützen und zu berufen; wir erlauben uns vielmehr, die Ansicht Ew. Durchlaucht noch auf andere höhere Bewegungsgründe unserer gegenwärtigen Schritte zu lenken.

Dieselbe Ehrfurcht und Anhänglichkeit gegen unsern König, womit wir der seit längerer Zeit von Ihm über uns verhängten Suspension unserer alten Gerechtsame uns still und hoffnungsvoll gefügt haben, dieses selbige Gefühl der Treue, welches wir als die erste Pflicht und höchste Ehre unseres Standes erkennen, treibt uns auch an jetzt vor den Thron Seiner Majestät.

In eine Zeit, welche sich immer trüber zu gestalten anfängt, wo nicht bloß Meinungen und Ansichten sich verwirren und mit einander hadern, sondern auch Interessen und Ansprüche in offenen Kampf geraten, und wo der Zusammenhang zwischen den einzelnen Volksklassen unter einander, noch mehr aber das Verhältniß der Völkerschaften selbst zu ihren Fürsten immer lockerer und unsicherer wird, können getreue Vasallen keinen sehnlicheren Wunsch hegen, als die alten Bande wieder fest und fester zu knüpfen, wodurch sie an die Person, das Haus und den Thron ihrer Beherrscher gebunden sind. Und wenn überall Eigennutz und Selbstsucht die Wünsche, Anmaßungen und Unternehmungen der Menschen zu bestimmen scheinen, wenn eine unbestimmte Sehnsucht nach Neuerungen aller Art sich ihrer Einbildungskraft bemächtigen will, so gebührt es dem Adel, mit dem Beispiele rückichtsloser Hingebung und würdevoller Aufopferung voranzugehen, und den Geist der Ordnung, des Beharrens und der Treue nicht bloß in sich zu bewahren und zu befestigen, sondern auch nach Kräften zu verbreiten und zu beschützen.

So und nicht anders wollen Ew. Durchlaucht geneigen, die Absicht unseres allerunterthänigsten Bittschreibens an den König selber anzusehen und Seiner Majestät vorzustellen. Bei den mancherlei und großen Opfern an zeitlichen Gütern, welche das Beste des Vaterlandes von uns verlangen möchte, wünschen wir vor allen andern unsere uneigennützig und treue Gesinnung bethätigen zu können; müssen uns aber leider dazu so lange als unvermögend finden, wie uns noch nicht vergönnt ist, als ein wiederhergestellter und berechtigter Stand eine von den zuverlässigsten Stützen des Thrones ausmachen zu dürfen.

Indem wir diese unsere Gesinnung vor Ew. Durchlaucht auszusprechen unternehmen, wissen wir, welch eines kräftigen Anwalts wir in der edlen, echt ritterlichen Denkungsart uns zu erfreuen haben, die nicht bloß das Vaterland, sondern ganz Europa von Ew. Durchlaucht erkennt und hochachtet ¹⁾.

Schon vorherhin wurde bemerkt, daß auch Hans v. Rochow einen Entwurf anfertigen wollte. Beide wurden einer Versammlung zu Neckahn am 25. August vorgelegt. Außer dem Gutsherrn bestand sie aus dem Rittmeister v. Bries, dem Landrat v. Rochow, Hans v. Rochow und Theodor, dem Bruder Gustavs v. Rochow. Einstimmig wurde beschlossen, die Beckedorffschen Entwürfe einzureichen, doch wünschte die Majorität, daß die dem Hans v. Rochow entlehnten und als solche oben gekennzeichneten Stellen eingeschaltet werden sollten. Die Zaucherschen Kreis-

¹⁾ Dieser letzte Passus, offenbar von E. v. Rochow, rot durchstrichen.

stände erklärten sich an demselben Tage einverstanden. Der Landrat übernahm es, den Senior der kurmärkischen Landräte, v. Pannwitz auf Schönsließ, zu ersuchen, die Ritterschaften aller Kreise der Kurmark aufzufordern, ihnen die Absendung von Bevollmächtigten zur Unterzeichnung vorzuschlagen. Die drei Rochows versprachen überdies, durch private Mitteilungen Propaganda für die Eingabe zu machen.

So war das Vorhaben im besten Gange, als eine Warnung einlief. „Am 28. August“, so zeichnet Gustav v. Rochow auf, „erhielt ich von in Berlin gutgesinnten Freunden die Weisung mit Hindeutung auf Humboldt, unsere Sache ist die Angelegenheit der alten ständischen Korporation befindet sich gegenwärtig in guten Händen. Man würde uns von Seiten der Regierung bald Gelegenheit geben, mit unsern Forderungen, unsern Wünschen hervortreten; jetzt sei es aber nicht Zeit dazu, unsere Einmischung würde in diesem Augenblick Stehendes einreißen.“

Der Freund war sicherlich sein Bruder Theodor, der „Zwischenträger der Nachrichten und Korrespondenzen“, die er vom Hofe und aus den Kreisen der Hardenberggegner erhielt. Gustav v. Rochow zeigte sich zunächst nicht abgeneigt, der Warnung Folge zu leisten, obwohl Marwitz die Vorstellung sehr zeitgemäß fand und Hans v. Rochow energisch die Meinung vertrat, sich an fremde Einrede nicht mehr zu kehren, vielmehr auch Humboldt von dem beabsichtigten Schritt zu benachrichtigen, ja es dem Vetter nahe legte, persönlich ihn aufzusuchen und um seine Verwendung bei dem Könige zu bitten.

Allein bald legte sich ein zweiter Hemmschuh davor. Schon Marwitz äußerte Bedenklichkeiten¹⁾. Er wies darauf hin, daß die Unterschrift der ganzen Kurmark unter einem halben Jahr nicht zusammen zu bringen sei. Würde dann nicht die gelegene Zeit vergangen sein, weil man eben dabei sei, eine Konstitution zu geben? — Und noch ein zweites: Zirkuliert die Eingabe, so bemerkt Marwitz, durch die ganze Provinz, „dann fällt sie auch so vielen hominibus novis, Neuerern, Geldspekulanten und Theoretikern, auch den Unadeligen in die Hände, daß weit früher Lärm geschlagen und das verkehrteste Zeug ausposaunt wird, bevor sie nur abgegeben werden kann“. Es sei auch unpolitisch, dem Staatskanzler zu sagen, daß eine Konstitution für alle Provinzen nicht ausführbar sei, da dies gerade „sein Steckpferd“ wäre. Marwitz trat deshalb dafür ein, daß schnell eine Reihe von Unterschriften durch persönliche Umfrage gesammelt und dann die Eingabe gleich abgesandt würde; er sei bereit, seinen Namen herzugeben, aber nur „in guter Gesellschaft“, nicht durch die Kreistage, „da ich mich von den sogenannten hiesigen Ständen (Schlächter, Juden, Schreiber, Kriegsräte) seit 1811 schon immer, und je länger je entfernter halte“. Ganz ablehnend äußerte sich der alte Landrat v. Pannwitz: „Wir wollen“, so schreibt er, „keine Konstitution, und der König hat allen Provinzen und acquirierten Landen, seiner ganzen Nation eine Konstitution versprochen unter den Augen von ganz Deutschland. Wir verlangen daher etwas, was gegen die Ehre des Königs und gegen Preußens Ehre ist; und bedarf denn das Land

¹⁾ An Gustav v. Rochow, Friedersdorf, 31. August 1819.

seiner Constitution? Wie sollen die Finanzeinrichtungen anders als auf diese Weise gehörig geordnet werden? Wie sollen die Militäreinrichtungen mit dem Glücke des Volkes vereinigt werden?" So kann er nicht unterschreiben, aber er ist bereit, die Schriftstücke zu befördern, weil seine Ansichten veralten und seine Mißstände vielleicht anders denken könnten.

Übergehen wir die Bedenken, die der im ganzen zustimmende Geheime Staatsrat v. Quast gegen einzelne Sätze vorbrachte, und wenden wir uns gleich den Anschauungen des Grafen Izenplitz zu, mit dem Gustav v. Rochow und v. d. Marwitz am 15. September zu Cunersdorf eine Besprechung hatten. Der Graf zeigte sich ganz abweichender Meinung, weil er glaubte, daß dem alten Feudal-Aldelsinstitut nicht mehr zu helfen sei. Er hielt, wie er ja auch bereits Klewiz gestanden hatte, eine Generalverfassung für die ganze Monarchie nach englischem Vorbild in zwei Kammern für wünschenswert. Rochow urteilte, Izenplitz sei ein guter Mann, vielleicht Edelmann in der Gesinnung, aber ein „bürgerlicher Betriebsmann der Erkenntnis nach“, der von dem eigentlichen Wesen des Adels, seiner Stellung im Staate, seinem Berufe nichts ahne. Obwohl der Graf den Schritt der Einreichung eines Gesuches an den König nicht für ratsam hielt, wollte er dennoch beitreten, falls es geändert würde¹⁾. Schon am 17. übersandte er Rochow seinerseits den Entwurf einer Eingabe, die „ohne Deklamation und Wortverschwendung an die drei bestehenden Gesetze der Städteordnung, des Gendarmerieediktes und der Kabinensorder vom 22. Mai 1815 gelehnt“ rein geschäftsmäßig abgefaßt war und bei der Bitte um Wiederherstellung der alten brandenburgischen Provinzialverfassung doch eine Weiterentwicklung zu einer Gesamtrepräsentation zuließ. Trotz aller Bedenken, die mit der Zeit noch gewachsen seien, war Izenplitz doch bereit, eine ähnliche Eingabe zu unterzeichnen. In seinem Begleitschreiben forderte er Rochow auf, doch Humboldt zu besuchen und zu erforschen, „wie die Hauptsache jetzt liegt“. Von neuem zu diesem Schritt aufgefordert, kam er dem Wunsche jetzt nach. Unter dem Entwürfe von Izenplitz steht die eigenhändige Bemerkung: „Am 21. September Unterredung mit Humboldt“; und auf dem nächsten Blatte, daß der Landrat v. Pannwitz ersucht sei, schleunigst den Aufsatz der gesamten kurmärkischen Ritterschaft zur Teilnahme und zur Unterschrift zuzustellen, „indem ich zu erfahren Gelegenheit gehabt, daß der Zeitpunkt günstig“.

Wie stand zu dieser Zeit die politische Lage in Berlin? —

Am 8. August war Wilhelm v. Humboldt in der Hauptstadt eingetroffen, um wenige Tage später den ihm zugedachten Teil des Ministeriums des Innern zu übernehmen, der unter anderem auch die ständischen Angelegenheiten umfaßte. So konnte er wohl hoffen, daß es ihm gelingen werde, die ganze Verfassungsfrage fest in seine Hand zu bekommen. Erst wenn dies der Fall war, sollten die Stände selbst mit ihren Wünschen hervortreten. Die Berliner Warnung an Rochow vom 28. August war ein politischer Schachzug Humboldts. Die öffentliche Meinung begrüßte seinen Eintritt in das neue Amt mit großen Erwartungen. In Berlin

¹⁾ Aufzeichnung Rochows über das Gespräch vom 16./17. September.

hatte er einen großen Anhang. Die konstitutionelle Partei glaubte an seinen Erfolg. Die Gelehrten begrüßten ihn als einen der ihrigen. Die Militärs, die für die neuen Armeeeinrichtungen eintraten, standen auf seiner Seite mit Ausnahme Gneisenaus. Und wir sahen, daß ihn auch die feudalen Kreise der Mark willkommen hießen, erkannten sie doch in ihm einen starken Bundesgenossen gegen den gemeinsamen Gegner Hardenberg. Denn Humboldt war von Anfang an entschlossen, seine Selbständigkeit gegen ihn zu behaupten, in kühler Entfernung von ihm sich zu halten. Nach dem vorangegangenen Briefwechsel und dem gegenseitigen Mißtrauen war ein sachliches Miteinanderarbeiten sehr erschwert, so sehr die Verfassungsentwürfe, die nun vor beiden Staatsmännern vorlagen, in wichtigen praktischen Fragen einander sich näherten. Denn auch Hardenberg hatte nun endlich den seinigen vollendet, den er in Form einer zu vollziehenden Kabinettsorder am 3. Mai dem Könige überreichte. Sie sollte der ja bestehenden Kommission zur unabänderlichen Norm dienen. Allein der Staatskanzler erhielt zunächst keine Antwort. Friedrich Wilhelm III. zog seine Vertrauten Wittgenstein und Ancillon, Bernstorff, Wylleben und Albrecht zu Rate, und auf ihren einstimmigen Beschluß hin wurde sie nicht vollzogen, sondern eine neue entworfen, die Hardenberg vorhielt, daß er nicht früher gehandelt habe. Eine neue Kommission unter Humboldts Vorsitz sollte ernannt werden. Die Kabinettsorder erfuhr nachträglich in ihrer endgültigen Fassung vom 3. Juli Milderungen, aber die Einsetzung einer neuen Kommission von sechs Mitgliedern: Hardenberg, Humboldt, Schudmann, Ancillon, Eichhorn und Daniels, blieb bestehen, doch unter dem Vorsitz des Staatskanzlers. Sie sollte noch einmal die ganze Verfassungsfrage prüfen, ohne also durch Hardenbergs Entwurf irgendwie gebunden zu sein. Der Staatskanzler hatte eine offenbare Niederlage erlitten¹⁾.

Bald sollte es zu Konflikten zwischen den beiden Rivalen kommen. Noch immer war die vorwurfsvolle Kabinettsorder vom 11. Januar von seiten des Gesamtministeriums ohne Antwort geblieben. Am 9. August, also wenige Tage vor Übernahme der Geschäfte durch Humboldt, erfolgte eine scharfe Mahnung. Er übernahm es nun, die eingegangenen Einzelvoten der Minister zusammenzufassen und die Antwort an den König abzufassen, die Hardenberg seinerseits mit Randbemerkungen versah. Humboldt sah das wichtigste Mittel zur Abhilfe der bestehenden, vom Könige getügten Schäden, die in der Verwaltung eingerissen waren, in der Herstellung der Einheitlichkeit und vollen Verantwortlichkeit des Ministeriums und eines schnelleren Geschäftsganges bei der obersten Behörde. Der Vorschlag richtete sich direkt gegen die Stellung des Staatskanzlers, der die Oberaufsicht und Kontrolle über jede Verwaltung hatte und so eigentlich an der Spitze jedes Ministeriums

¹⁾ So empfand er es sehr lebhaft, wenn er an Wittgenstein in dem schon erwähnten Briefe vom 3. Juli schrieb: „Ich hatte Se. Majestät den König gebeten, entweder mich selbst über die bewußte Angelegenheit zu sprechen oder mir vertraute Personen zu benennen, mit denen ich die Sache weiter überlegen und sodann Höchstenenselben Vortrag darüber machen könne. Daß statt dessen gleichsam ein Conseil zusammenberufen werden würde, um über meine Vorschläge, ohne mein Veysein und eine Discussion mit mir, zu urtheilen, hätte ich nicht geglaubt.“

stand, dessen Ressortchefs letzten Endes nur seine ausführenden Organe darstellten. War nicht durch die schwerwiegenden Beschlüsse dieses Sommers eine ganz andere Bahn der preußischen Kultur- und Machtpolitik eingeschlagen worden, ohne daß das Gesamtministerium um seine Ansicht gefragt wurde? — Darum bedingte nach Humboldts Meinung die Verantwortlichkeit der Minister solche Änderung der Verwaltungsorganisation: Staatskanzleramt und Ministerium dürften hinfort keine getrennten Behörden mehr sein. Aber gerade darin, daß Hardenberg außerhalb des Ministeriums stand, beruhte seine überragende Machtstellung, und darin, daß er weder hinsichtlich der Vorschläge von Gesetzen und Verwaltungsmaßregeln noch von Staatsausgaben und Stellenbesetzungen an das Gesamtministerium oder den einzelnen Ressortminister sich gebunden glaubte, deren Unselbständigkeit und Unverantwortlichkeit, gegen die Humboldt von Anfang sich gewehrt hatte. Die einstimmige Antwort des Ministeriums ging am 26. August an den König. Die Kabinettsorder vom 21. Oktober entschied für Hardenberg. Angesichts dieses offenen Zwiespaltes, der sachlich und persönlich begründet war, verstehen wir es, wenn Hardenberg bereits am 19. August einen Ministerwechsel für notwendig hielt, wenn Humboldt am 8. September seiner Gattin schreibt: „Zu einer Krise im Ministerium kommt es und muß es kommen; sie kann auch sehr leicht den Erfolg haben, daß ich ausscheide. Bis zum Frühjahr muß es entschieden sein.“ —

In solchem hochgradigen Spannungsdruck der politischen Lage empfing Wilhelm v. Humboldt am 21. September Gustav v. Rochow. Trotz der zahlreichen Freunde in der Hauptstadt fühlte er sich in seiner Stellung unsicherer als je. Von den Amtsgenossen im Ministerium waren nur Boyen und Beyme seine Gesinnungsgenossen, die übrigen entweder Gegner einer Verfassung oder Freunde des Staatskanzlers. In der Umgebung des Königs besaß er einen verständnisvollen Fürsprecher in Job v. Witzleben, der alles tat, um Humboldt dem Monarchen genehmer zu machen, dagegen scharfe, rücksichtslose Gegner in dem Herzog Karl von Mecklenburg und Wittgenstein. Sollten ihm in dem Kampfe gegen den Staatskanzler nicht dessen alte Gegner, die feudalen Kreise der Mark, willkommene Helfer sein? — Von solchen Erwägungen mag er ausgegangen sein, als er jetzt Gustav v. Rochow ermutigte, mit seinem Vorgehen nicht länger zu zögern. So erleben wir das sonderbare Schauspiel, daß Hardenberg und Humboldt, die beiden Kämpfer für die Fortsetzung der Reform, in ihrem persönlichen Gegensatz einen Teil der Gegenpartei zu Hilfe zogen; dieser allerdings wohl in der sachlichen Gewißheit, daß unter der Leitung des Staatskanzlers die Verfassung niemals vollendet würde. Was Humboldt und Rochow einte, war zunächst nur der gemeinsame Wille, Hardenberg zu stürzen. Des eigenen sachlichen Gegensatzes blieben sich beide Teile von Anfang an bewußt. Nach der Auffassung der Feudalen bildeten die Landstände einen Besitz der Stände nach eigenem Rechte, das es nur für die einzelnen Provinzen in vollem Anfange aus einem Übereinkommen zwischen Krone und Ständen wiederherzustellen gelte. Fürst und Landtag waren nicht verschiedene Organe eines und desselben Staates, die aus seiner Geschichte und aus der Lebensgemeinschaft des

Volkes heraus sich gebildet hatten, sondern Fürst und Stände stellten gleichberechtigte Kontrahenten mit bestimmten Privilegien dar, die sie nur in Einklang zu bringen hatten, um ein patriarchalisches Regiment über das Volk auszuüben. Nach Humboldts Auffassung war die neue Verfassung, so stark sie auf der ständischen Gliederung ruhte, eine Pflicht der Krone für das gesamte Volk, hervorgehend aus der Überzeugung, daß sie die Kraft der Nation und die persönliche Freiheit erhöhe, dadurch dem Staate eine größere Sicherheit seiner Erhaltung und seiner fortschreitenden Entwicklung gebe, indem durch sie, ohne die Eigentümlichkeiten zu vernichten, unter den verschiedenen Provinzen Einheit und fester Zusammenhang geschaffen würde. Alle von der öffentlichen Meinung in den Vordergrund gehobenen Motive: Forderungen des Zeitgeistes, Geschenk an die Nation wegen ihrer vaterländischen Leistungen, Mündigkeit des Volkes und Versprechen der Krone einerseits, geschichtliche, unveräußerliche Rechte der Stände andererseits gaben für Humboldt nicht den Ausschlag, sondern allein die Pflicht der Krone, für die Macht und Stärke des Staates und seiner Bürger zu sorgen. Nicht ein Gleichgewicht der Gewalten, der Stände und des Beamtentums galt es zu schaffen, sondern die Möglichkeit eines Zusammenwirkens beider Faktoren für den Staat; nicht eine Opposition, sondern eine politische Organisation des Volkes in seiner Gesamtheit. Hierin, nicht in den einzelnen Rechten der ehemaligen Stände wie Kochow und seine Gesinnungsgenossen, sah Wilhelm v. Humboldt den Sinn der alten Verfassungen. Ihn und nicht die einzelnen Bestandteile wiederherzustellen betrachtete er als die Aufgabe, die er zu lösen hatte. Das war Geist vom Geiste der Reformzeit, ohne an Tatsachen und Rechte im einzelnen gebunden zu sein¹⁾. Sollte es ihm nicht vielleicht gelingen, zu solchen Zielen in den Kreisen des mächtigen Adels, wie wir sie zu schildern versucht haben, sich Mitarbeiter heranzuziehen, die Opposition auf wenige unbelehrbare Dogmatiker und einseitige Rechtsfanatiker zu beschränken? — Gedanken solcher Art mögen ihn bei allen sachlichen Gegensätzen doch auch bewegt haben, mit dieser Gruppe in Beziehung zu treten, das gemeinsame nächste Ziel, den Sturz Hardenbergs, in den Vordergrund zu rücken. —

Die Rat- und Hilfslosigkeit der Stürmer und Dränger verstärkte sich noch in den nächsten Wochen, denn nun drohte der alte Staatsminister v. Voß die ganze Beckedorffsche Fassung der Eingabe mit seinen Bedenken wieder umzuwerfen. Auch er mußte zugeben, daß der Augenblick richtig gewählt sei, stand doch jetzt nach der Antwort des Staatsministeriums auf die Kabinettsorder vom 11. Januar in Frage, welche von beiden Parteien das Feld behaupten würde. Aber Voß trat dafür ein, daß jeder Kreis für sich eine Vorstellung einreichen solle, und er wünschte an der Eingabe selbst eine Reihe von Änderungen. Sein Widerspruch richtete sich vor allem gegen die Auffassung, daß die kurmärkische Verfassung suspendiert sei, denn in der Tat wäre sie es nicht: „Das ältere kurmärkische landschaftliche Band besteht noch in der eigenen Verwaltung seines Kreditwesens durch das Kollegium

¹⁾ So namentlich § 20 des Humboldtischen Verfassungsentwurfes, Br. Gebhardt, Wilhelm v. Humboldts politische Denkschriften, III, 1. Hälfte, Berlin 1904, S. 235.

Märkische Ritterschaft und preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820

der Herrn Abgeordneten zu Berlin. Der weitere Ausschuss ist daselbst noch im vorigen Jahre versammelt gewesen, hat auch bei dieser Gelegenheit über Landesangelegenheiten berathschlagt und Vorstellungen an verschiedene Ministerien unter seiner alten Firma eingereicht¹⁾." Ein zweiter Einwurf des Ministers bezog sich auf die Frage, um was gebeten werden solle. Er hielt es für weit gefährlicher, zu viel oder zu bestimmt als zu wenig zu bitten. Negativ formulierte er seinen Antrag auf die „Verschonung mit jeder neuernden Repräsentation“, positiv auf die „Erhaltung des Wesens unserer früheren Provinzialverfassung“. Die weiteren Vorschläge gerieten mit seinem eigenen Postulate, nichts zu Bestimmtes zu fordern, in Widerspruch, wenn als das Wesen bezeichnet wurde: das frühere ständische Wahlrecht der Landräthe, die hergebrachte alljährliche Berufung des weiteren Ausschusses der Stände, die Erhaltung der gutherrlichen Polizeigewalt.

Das bedeutete zusammengenommen weniger als den Inhalt der früheren ständischen Verfassung der Mark. Von einer Neuordnung des Adelsstandes, von der Herstellung seiner politischen Bedeutung, von der Leitung der provinziellen Angelegenheiten durch die Einzellandtage, wie sie Marwis und die Rochows forderten, war hier nicht die Rede. Und wurde nicht noch jetzt in den östlichen Provinzen von der Regierung der Landrat aus der Reihe der drei Kandidaten gewählt, die der ritterschaftliche Großgrundbesitz vorgeschlagen hatte, lag die Kreisverwaltung nicht ganz in den Händen der Großgrundbesitzer, die im Kreistage die Mehrheit besaßen, und waren nicht noch jetzt die Rittergutsbesitzer Inhaber der Polizeigewalt über die Einwohner des Gutsbezirkes, besaßen sie nicht auch noch die Patrimonialgerichtsbarkeit? — Was der Minister v. Voß verlangte, war eine Beseitigung der Unsicherheit aller dieser Verhältnisse seit der Reform, eine formelle Fixierung der Gewohnheitsrechte. Darum war es ihm unliebsam, wenn zum Schlusse der Eingabe ausdrücklich erwähnt wurde, daß der Adel zu weiteren Opfern bereit sei, denn solcher Hinweis konnte sich nur auf die Grundsteuer beziehen, von der die Rittergutsbesitzer bisher befreit waren. Für ihn bedeutete ein solcher Verzicht die Hingabe „unserer ganzen Existenz“.

Ganz einverstanden war mit den Voßschen Vorschlägen keiner. Am schärfsten äußerte sich Adolf v. Rochow²⁾. Ihm war es sicher, daß der kluge, abwartende Diplomat der alten Schule — und er dürfte darin das Richtige treffen — seine Person möglichst weit vom Schuß halten wollte: „wer helfen will, muß handeln, und das will der Minister Voß nicht“; setzen wir hinzu: wenigstens zunächst nicht in radikaler Weise. Den vorwärts drängenden, nach neuen und schöpferkräftigen Organen des Ständetums verlangenden, unter einer politischen Theorie stehenden Romantikern sind die Reste der kurmärkischen Verfassung, an die der Praktiker Voß sich anlehnte, nur noch bedeutungslose Trümmer des Alten. Sie sind bereit, auch die Steuerfreiheit als ein neues Opfer hinzugeben „für eine höhere politische

¹⁾ Vgl. oben S. 176 f., Staatsminister v. Voß an Gustav v. Rochow, Berlin, 25. September 1819, pr. 29. September.

²⁾ An Gustav v. Rochow, Regür, 11. Oktober 1819.

Wirksamkeit und für höhere Ehre. Das Volk bewundert alles und erkennt alles über sich, was es nicht erreichen kann, es wird also der Uneigennützigkeit und edelmütigen Opfern seine Bewunderung nicht versagen; wir werden uns dadurch die Nation wieder versöhnen, die jakobinische Bestien von uns abwendig gemacht haben". Darum kommt es Adolf v. Rochow darauf an, die im wesentlichen unveränderte Vorstellung sobald als möglich abzusenden, wenn es nicht anders geht, sie auf die Sauche, das Havelland und den Luckenwaldeschen Kreis zu beschränken, andere zur Nachfolge aufzufordern.

Ein anderer Weg blieb nicht mehr übrig. Der Landrat v. Pannwitz hatte zwar in den letzten Septembertagen endlich die Vorstellung an die einzelnen Kreise geschickt, ihr aber zugleich ein Promemoria beigelegt, das sich scharf gegen die Eingabe aussprach aus den Gründen, die er bereits Rochow mitgeteilt hatte; ja sie wagte es, die in diesen Kreisen nicht unbedenkliche Behauptung aufzustellen, daß die bayerische Konstitution doch mehr Gutes als Schädliches gewirkt habe¹⁾. Die Folge war denn auch, daß von den Kreisen der Uckermark, des Teltow und des Oberbarnim abschlägige Antworten einliefen. Und als nun Theodor v. Rochow von Berlin aus am 11. Oktober mahnte, nicht länger zu zögern, weil er aus sicherer Quelle — wahrscheinlich doch wohl von Humboldt — wisse, daß der gegenwärtige Augenblick günstig sei, da beschlossen die eingeweihten Kreise, endgültig für sich allein mit Hinzuziehung des von Herrn v. Briest bearbeiteten Havellandes eine Separatvorstellung abgehen zu lassen. Hans v. Rochow sah trübe in die Zukunft: „Diese Uneinigkeit unter uns selbst ist unser größter Feind und wird uns eben so unfehlbar zerstören als sie den französischen Adel und als natürliche Bedingung davon die Monarchie zerstört hat²⁾." Die entscheidende Konferenz fand am 15. November zu Brandenburg statt. Zehn Mitglieder der beiden Ritterschaften waren anwesend: fünf Rochows, zwei Brösigte, v. Bredow-Seuzke, v. Arnstedt-Gr. Kreuz, v. Briest-Nennhausen. Die Abänderungsvorschläge des Ministers v. Voß und des Geheimen Staatsrates v. Quast wurden abgelehnt, nur daß dem Worte „suspendieren“ „im wesentlichen“ vorgezogen und daß der Passus über die „allgemeine Konstitution“ gestrichen wurde. Einstimmig nahmen dagegen die anwesenden Mitglieder den Zusatz über die Beschlüsse des Bundestages wegen des Artikels 13 an. Der Passus, der an die Ritterlichkeit des Staatskanzlers appellierte, fiel bezeichnenderweise dem Wunsche von Voß entsprechend weg. Einen charakteristischen Entschluß faßten noch an demselben Tage die beiden Brüder Gustav und Theodor v. Rochow, Herr v. Briest und Herr v. Bredow. Sie hielten es für erforderlich, auch Wilhelm v. Humboldt die Eingabe zu übersenden; es sei nicht nur eine geschäftsmäßige, sondern auch eine politische Notwendigkeit, weil so verhindert würde, „daß die Umgebungen des Staatskanzlers unsere Eingabe unterdrücken und es überall vorteilhaft sein dürfte, wann die antistaatskanzlerische Partei

¹⁾ An Gustav v. Rochow, Schönfließ, 27. September 1819, vom 26. datiert das Promemoria, bei Meusel, a. a. O. II², S. 263—265.

²⁾ An Gustav v. Rochow, Plessow, 9. November 1819.

Märkische Ritterschaft und preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820

zu gleicher Zeit mit diesem von dem unterrichtet werde, was wir zur Darlegung unserer Ansichten und Wünsche gethan haben". Das Schreiben an Humboldt ging wie die Eingabe an den König selbst und die Benachrichtigung Hardenbergs am 15. November ab. Wenige Tage später, am 21. November, theilte auch der Geheimrath v. Quast Gustav v. Rochow mit, daß der Ruppiner Kreis eine Eingabe erst ins Auge faßte, wenn die Wiener Konferenzen beendet seien; da er ungünstige Beschlüsse von ihnen nicht erwarte, komme es ihm weniger darauf an, dergleichen Bittschriften noch zu wehren, die unbehutsam abgefaßt selbst schaden könnten. —

Als die Eingabe der Sauche-Savelländischen Ritterschaft endlich ihr Ziel erreichte, war der richtige Zeitpunkt, an dem sie hätte wirken können, bereits verschwunden, denn die Kabinettsorder vom 21. Oktober hatte die Stellung des Staatskanzlers von neuem gestärkt. Stagemann urtheilte in jenen Tagen im Anschluß an einen von Berlin aus beeinflussten Aufsatz, der soeben in mehreren deutschen Zeitungen erschienen war und die Lage der Sache „ganz treu und der Wahrheit gemäß“ darstellte, daß das Verfassungswerk ziemlich weit hinausgeschoben sei¹⁾. Wie aber faßte man in den Kreisen des märkischen Adels die Lage auf? — Aus den ersten Dezembertagen liegen zwei Äußerungen Gustav v. Rochows vor, die uns darüber aufklären: eine Aufzeichnung vom 2./3. Dezember über die Eindrücke, die er während eines Aufenthaltes in Berlin erhalten hat, und ein Brief an seinen Schwager v. d. Marwitz vom 7. Dezember. Danach stehen der Staatskanzler und seine Umgebungen auf dem alten Fleck; zwar hätten sie sich von dem Schrecken über die Umtriebe etwas erholt, allein mit der doktrinär-liberalen Partei sich noch nicht ganz ausgeföhnt. Doch hielten beide insoweit zusammen, als sie einander redlich hülften, aus den Karlsbader Beschlüssen keine konsequenten Maßnahmen zu ziehen. „Die Gegenpartei im Ministerio“, so heißt es, „verbindet nur der Haß gegen den Staatskanzler, uns zeigt sie sich nur geneigt, so lange es ihr darauf ankommt, ihren Feind in seinen Maßregeln zu stürzen²⁾. Die philosophische Staatsdienerschaft zankt sich über neue Systeme und Anwendung von philosophischen Theorien auf Errichtung eines Verfassungswerkes. Der Sieg der Guten wie der Schlechten unter ihnen bringt uns gleiches Verderben, dem nur geholfen werden kann dadurch, daß man von dem Punkte Rechts ausgeht und rein praktisch verfährt.“ Rochow ist sich also völlig bewußt, daß die letzten Ziele Humboldts von den seinigen abweichen. Und wer soll ihm selbst zu dem Erfolge verhelfen? — Er zählt in erster Linie auf den König, denn er ist „von allen der einzig Kluge; er fühlt wie wir und ist unserem Stande vielleicht niemals so geneigt gewesen als grade jetzt. Er soll fest entschlossen sein, nicht anders als übereinstimmend mit Osterreich zu agiren und seine Bestimmungen von den Resultaten des gegenwärtigen Wiener Congresses abhängig zu machen. Von diesem Wiener Congress haben wir alle Ursach, uns viel Gutes zu versprechen.“ Auch sämtliche

¹⁾ An Delsner, Berlin, 23. Oktober 1819, a. a. O. S. 97 ff.

²⁾ In der Aufzeichnung heißt es noch schärfer: „... Die Humboldtische Ministerialpartei meint es mit uns keineswegs redlich, sieht nur sich und ihren Zweck.“

Prinzen seien „alten Principis“ und dem Adel sehr geneigt; nur vom Kronprinzen wisse er nichts; ein Hinweis, wie fern ihnen ihr mächtigster Helfer in jenen Wochen noch stand. Außerst zufrieden ist Kochow mit dem „Triumvirat Metternich, Bernstorff, Herzog Karl v. Mecklenburg“. Auch die nächsten Umgebungen des Königs bereiten ihm keine Sorge. Sie glauben nicht nur, daß die Eingabe eine sehr gute Aufnahme finden werde, sondern daß sie auch gerade jetzt sehr an der Zeit sei. Um so schwerer lasten auf ihm die Anschauungen weiterer adeliger und ministerieller Kreise. Die Errichtung zweier Kammern sei eine „fide Idee bei selbst den gescheutesten Leuten“ ¹⁾. Kochow hält sie für unheilbringend. Denn entweder besteht die Pairskammer nur aus den Mediatisirten und einigen vom König ernannten Mitgliedern, dann wird der alte grundbesitzende Geschlechtsadel in die zweite Kammer gestoßen und damit in seinem Einflusse vernichtet; oder aber er erhält Kurialstimme in der ersten Kammer, dann sind Adel und Nichtadel in einen scharfen Gegensatz gebracht, und die Revolution ist unausbleiblich. Sollte der erste Fall eintreten, oder sollten Neuerungen geschaffen werden, ohne daß mit den alten Vertragsteilhabern verhandelt wäre, „würde die Pflicht eines jeden landsässigen alten Edelmannes sein, feierlich zu protestieren“; eine Anschauung, der Minister v. Voß in einer Unterredung ausdrücklich beitrug; er versicherte, mit den Protestlern gemeinschaftliche Sache machen zu wollen. So urteilte Kochow über die Arbeiten der Verfassungskommission sehr ungünstig, denn „welch Geistes Kind das aus ihr hervorgehende Machwerk sein werde, da die Glieder derselben die Seelen jener von mir geschilderten Parteien sind“, sei leicht zu erkennen; indessen könne man sich darüber beruhigen, „wenn der Kaiser von Oesterreich festhält“.

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend über die Aufnahme der Eingabe seitens des Königs, erwarteten die Kreise der Sauche-Savelländischen Ritterschaft die Antwort. Noch am 29. Dezember wußte Bededorff, der, eben erst in den Staatsdienst übernommen, Mitglied des Senjurkollegiums geworden war, Theodor v. Kochow zu sagen, dem Könige habe die Vorstellung sehr gut gefallen, er habe daraus gelesen, daß die Unterzeichner gar keine Verfassung wollten. Aber auffallend war das lange Ausbleiben einer Antwort. Als Theodor v. Kochow seinem Bruder hierüber berichtete, hatten Boyen und Grolman bereits ihren Abschied genommen und waren entlassen. Am 28. Dezember stellte Hardenberg die Kabinettsfrage, und schon von diesem Tage datiert das Antwortschreiben des Königs „an die Gutsbesitzer v. Bries, v. Kochow auf Golzow und Konsorten zu Brandenburg: Ich eröffne Ihnen auf Ihre Vorstellung vom 15. vor. M., daß das in demselben enthaltene Gesuch um Wiederherstellung der vormaligen Provinzial-Verfassung, so wie solches ausgesprochen ist, nicht bewilligt werden kann, vielmehr die allgemeine Organisation von Landständen, welche jetzt im Werk ist, abgewartet werden muß.“ Der Staatskanzler antwortete nicht. Eichhorn, der die ständischen Angelegenheiten bearbeitete, ließ sich nur für die Alten eine Abschrift der Antwort

¹⁾ So auch bereits Theodor an Gustav v. Kochow, Berlin, 13. November 1819.

Märkische Ritterschaft und preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820

vom Kabinett kommen. Humboldt hatte, weil er, wie es in dem Schreiben heißt, Bedenken trüge, irgendetwas auf die Eingabe zu verfügen, ohne zu wissen, ob und welcher Bescheid ergangen sei, am 8. Dezember um Benachrichtigung gebeten. Erst Schuckmann erhielt sie am 17. Januar unter Beifügung der königlichen Resolution.

Sie wirkte in ihrer kränkenden Form und in ihrer starren Kälte vernichtend auf die Empfänger. Worin hatte diese Schroffheit ihren Grund? — „Ich hatte wenig gehofft,“ so schreibt Gustav v. Rochow am 6. Januar, am Tage nach dem Empfang des Schreibens, das erst am 2. zur Post gegangen war, seinem Großvater, „aber ein so ganz unumwundenes, so bestimmtes Nein! das habe ich mir nicht träumen lassen. Die lange Zögerung der Antwort, das Zusammentreffen ihrer Absendung mit der Ministerialverordnung bestärkt mich in meiner früheren Vermuthung, daß man uneinig gewesen, was man uns erwidern sollte, und zeigt deutlich, daß hinter dem uns gewordenen Nein der Staatskanzler stecke. Er hat die ihm gefährliche Opposition niedergebeugt und will nun seinen Willen ohne Widerspruch durchsetzen. Ich weiß nicht, ob Humboldt und Boyen es redlich mit uns meinten, aber so viel ist gewiß, sie schwammen gegen den Strom, oder vielmehr sie wollten dem Strom eine andere Richtung geben, wollten das gegenwärtige Regierungssystem stürzen. Dieser Verlust ist unsern Interessen ein gefährlicher Stoß.“ Und Hans v. Rochow meinte, deutlicher und herzzerstreichender sei „die gänzliche Auflösung unserer politischen Existenz“ noch nicht ausgesprochen worden als in der Antwort des Königs; selbst den äußeren Schein noch länger zu retten, habe man in diesem Augenblick für überflüssig gehalten. Mein Bruder, so schreibt er, „theilt ganz meine Entrüstung und war um so mehr über die Antwort des Königs verwundert, als er die letzte Ministerial-Veränderung dem immer überwiegenden werdenden Einflusse Oesterreichs auf unser Kabinett zuschrieb und daraus günstige Folgerungen für uns zog. Leider scheint dieses Letztere aber gerade eine entgegengesetzte Wirkung gehabt zu haben, indem revolutionäre Grundätze unsere Regierer mehr als jemals zu beseelen scheinen. Gewiß werden wir nächstens die Bescheerung der jetzt immer lauter verheißenen Verfassung erhalten, und unsere Freude daran erleben, wie das Wohl eines jeden einzelnen Staatsbürgers darin berücksichtigt, und den ungerechten Vorzügen der bisher zum schreiendsten Nachtheil der Übrigen Bevorrechteten ein Ende mit Schrecken gemacht werden wird“¹⁾.

Am dem Abende des 31. Dezembers, an dem die entscheidenden Kabinettsorders an das Staatsministerium, an Humboldt und an Beyme wegen deren Entlassung unterzeichnet wurden, weilte Theodor v. Rochow mit anderen Gästen, darunter dem General v. Schöler und dem Major Eichler, „einem schmutzigen Jakobiner“, im Hause des bereits gestürzten Ministers. Keine Erregung an ihm verriet, was bevorstand: „seine Klugheit hat ihn sich so in Gewalt halten lassen“²⁾. Die Ent-

¹⁾ An Gustav v. Rochow, Plessow, 12. Januar 1820.

²⁾ Theodor an Gustav v. Rochow, Berlin, 3. Januar 1820; diesem Briefe ist auch die folgende Stelle entnommen.

lassung machte „sehr große Sensation. Man hat ihn für den gehalten, der vorzugsweise das Alte, Rechte, Gesetliche, Ererbte, Bewährte zu erhalten gesonnen gewesen sei. Man hat viel Weil von ihm, dem vielleicht geschicktesten der Staatsmänner und Diplomaten, für den König und sein Land erwartet. Man weiß, daß der König seinen Verstand und sein Talent würdigte. Man kennt die Gerechtigkeit des Königs und es ist ebenso eine angemachte Sache, daß der Monarch mit dem Abschiedgeben nicht so bei der Hand ist. Eine höchst wichtige Sache muß hier also zum Grunde liegen, und bis man solche nicht genau weiß, sollte man sich wohl alles Urtheils enthalten. — Leute, die während zehn Jahre unausgesetzt mit Humboldt in Verbindung waren, versichern, sie kannten ihn nicht. Wer weiß also, was er, den wir guter Absicht und der guten, ordnungsmäßigen, gesetzlichen Sache zugethan glaubten, für einen Zweck hatte. Man kann wahrlich jetzt fast nicht mehr den nächsten Bekannten trauen. So viele findet man von dem Wege der Ehre und Pflicht abgewichen und verirrt. Wie schwer ist es, für einen reinen Verstandesmenschen ohne Herz und Religion zu bürgen. — — Soeben höre ich von unserm gelehrten Freunde — Beckedorff —, daß Humboldt entlassen sei, weil der Staatskanzler erklärt habe, Er oder Jener müßten den Dienst verlassen. Folgen nicht diesen beiden noch viele andere, so ist nur halbes Spiel gewonnen“.

Heinrich v. Treitschke weist mit Recht darauf hin, daß die reaktionäre Partei am Hofe dem Staatskanzler zum Sturze Humboldts, Boyens und Beymes die Hand geboten habe¹⁾. Ihr geistiger Vorkämpfer, Ancillon, war es ja gewesen, den Hardenberg selbst am 11. November gebeten hatte, ihm über das Verhalten des Ministeriums in der Frage der Karlsbader Beschlüsse ein „Gutachten eines aufgeklärten und unparteiischen Patrioten“ zu liefern. Es fiel natürlich ganz gegen die frondierenden Minister aus, die alle jenes Vorgehen scharf verurteilten. Ähnlich wie mit Ancillon stand es mit dem Bischof Eylert. Daß Herzog Karl von Mecklenburg und Wittgenstein als echte Gefolgsleute Metternichs in Humboldt und Boyen die gefährlicheren Gegner sahen, leidet keinen Zweifel; sie glaubten nicht mehr an eine Gefahr von seiten Hardenbergs. Auf die feudale Adelsgruppe der Kurmark darf diese Mitwirkung nicht ausgedehnt werden. Im Gegenteil: die tiefe Bestürzung, die sich in diesen Kreisen bei dem ihnen völlig unerwarteten Sturze Humboldts kundgibt, weist darauf hin, daß sie sich im Gegensatz zur Hofpartei gerade mit ihm verbunden fühlten, daß sie auf das Ziel hinarbeiteten, zunächst den Staatskanzler zu Fall zu bringen²⁾. Die märkische Adelspartei sah in dem Sturze Humboldts eine eigene schwere Niederlage, so sehr sie dessen sachlicher Politik, dessen letzten politischen Zielen mißtrauen mochte. Niemals schien ihr Hardenberg sicherer zu stehen als jetzt. In der That war ja die Entlassung seines Gegners der persönliche Sieg des Staatskanzlers, die sachliche Niederlage des Verfassungswerkes. Humboldt hätte hoffen können, bei genügender Beachtung der

¹⁾ Deutsche Geschichte III⁴, S. 89.

²⁾ So auch Minister v. Voß an Geh. Staatsrat v. Quast, Dom Havelberg, 9. Januar 1820: Die Entlassung Humboldts war „mir höchst überraschend“.

Märkische Ritterschaft und preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820

geschichtlichen Überlieferung — und sein Verfassungsentwurf ist davon durchdrungen — einen großen Teil des märkischen Adels auf die Seite der Regierung zu ziehen und so das Schiff in den sicheren Hafen zu führen. Gewiß: an Kämpfen, an heftigen Gegnern würde es auch ihm nicht gefehlt haben. Die Rochowsche Gruppe hätte sich entfesselt von ihm gewandt, sobald seine Pläne offenbar geworden wären. Aber die Voten aus dem Jahre 1817, Gestalten wie der Graf Izenplitz und der Landrat v. Pannwitz weisen darauf hin, daß in dem märkischen Adel wohl eine Partei sich bilden ließ, die fest zu den reformfreundlichen Ideen stand, so lange sie sich in den Stein-Humboldtschen Bahnen bewegten. Und schrieb nicht in diesen Tagen v. Müßling, später der erste Präsident des Staatsrates, an G. v. Rochow, die Qualen und Unterdrückungen der Provinzialregierungen seien „so gräulich, daß die Mehrzahl unseres Standes schon jetzt deshalb lieber eine Volksrepräsentation wünscht, weil sie darin die einzige Hilfe gegen die wachsende Tyrannei der Behörden suchen“? — Die Geschlossenheit des märkischen Adels als einheitlicher Gruppe der Reaktion bildete sich erst seit dem Sturze Humboldts. Der Minister v. Voß meinte, es sei besser, überhaupt keine Konstitution zu haben, weil die, welche zu erhalten sei, niemanden befriedigen und darum nur den Gärungsstoff vermehren würde. Darum widerriet er seinem Freunde v. Quast, der Mitwirkung der Stände, es sei durch mehr oder weniger Deputierte, in irgendeiner Art zu gedenken, „weil diese Deputierten schwerlich eine glückliche Zusammenstellung und daher auch nicht ein einmütiges Zusammensein und noch weniger ein offenes, vertrauliches, väterliches, einflußreiches Gehör zu erwarten haben“. Selbst Voß war also davon überzeugt, daß ein einmütiges Vorgehen der Stände nicht zu erzielen sei, sobald die Regierung nur Geschick bei der Auswahl der Deputierten zeige, an deren Mitwirkung dem märkischen Adel so viel gelegen war. Das alles traf aber nur zu, wenn Humboldt Mitglied des Staatsministeriums und der Verfassungskommission geblieben wäre. Hardenberg war durch das Konto der Geschichte seit 1811 zu stark belastet, als daß er hoffen konnte, einen Teil der widerstrebenden Feudalen für sich zu gewinnen. Sie wurden jetzt durch das schroffe Vorgehen des Staatskanzlers noch fester aneinander geschmiedet, und bald fanden sich diese altständischen Feudalen ganz mit der absolutistischen Neigungen huldigenden Hofpartei zusammen, die nach der Beseitigung Humboldts mit ihrer ganzen Kraft der Vereitelung der Hardenbergschen Pläne sich zuwandte. Die Absicht Gustav v. Rochows, auf dem einmal eingeschlagenen Wege des Protestes weiterzugehen, fand allerseits Zustimmung. Der Wunsch allerdings, gegen den königlichen Bescheid, namentlich gegen die Bezeichnung als „Gutsbesitzer und Konsorten“, Verwahrung einzulegen, scheint nicht verwirklicht zu sein; aber bald sollte der märkische Adel von seinem alten Gegner wieder einen Anlaß erhalten, um die persönliche und sachliche Feindschaft in voller Schärfe hervorzukehren¹⁾.

¹⁾ So erinnert Fr. Meinecke in seinem Bogen II, S. 313 mit Recht daran, daß der preußische Adel in diesen Jahren in einer Gärung war, aus der eine Entwicklung sowohl nach rechts wie nach links hervorgehen konnte, daß die Entscheidung bei der Regierung lag.

Zunächst schien es, als wollte Hardenberg im Vollgefühl des Siegers nach dem Sturze Humboldts gegen den märktischen Adel versöhnlichere Töne anschlagen. Die Eingaben der Kreise Züllichau-Schwiebus, Ruppin und Königsberg-Goldin vom 12.—25. Dezember erfuhren trotz ihrer zum Teil schroff hervorgekehrten Forderungen — selbst Marwitz nennt eine, es ist die der Kreise Königsberg-Goldin, „ziemlich impertinent“ — eine zwar kluge, aber doch sachliche Antwort ohne persönliche Verletzung. Aber dann erfolgte am 17. Januar 1820 als notwendige Ergänzung des Ediktes über das Schuldenwesen die Verordnung wegen Aufhebung des bisher unter der Benennung „kurmärkische Landschaft“ bestandenen Kredit-Instituts des Staates, der Ritterschaft und Städte in den Marken. Schon die Verordnungen vom 27. und 28. Oktober 1810 über die Finanzen des Staates und über die neuen Konsumtionssteuern hatten gegen Gewährung einer Geldentschädigung aus Staatskassen die Steuergesälle eingezogen, die der Landschaft zur Verzinsung und Berichtigung der für den Staat aufgebrachten Kapitalien überwiesen waren. Das mit vielen Verwaltungskosten belastete Geschäft der kurmärkischen Landschaft blieb darauf beschränkt, die vom Staate gezahlten Entschädigungsgelder einzunehmen und an die verschiedenen Interessenten zu verausgaben. Diese Zahlungen stellten in der That einen integrierenden Bestandteil der allgemeinen Finanzverwaltung des Staates dar, die Aufhebung des Kreditinstitutes war eine Notwendigkeit für deren Einheit. Aber während Humboldt bei der Einziehung zweier, den kurmärkischen Ständen überlassener Armenhäuser bei deren Protest zwar die unaufschiebliche Reform des kurmärkischen Landarmenwesens sogleich vorzunehmen entschlossen war, den Ständen jedoch, um ihnen Entgegenkommen zu zeigen, versprochen hatte, daß sie nachträglich gehört werden sollten, sobald die neue Provinzialvertretung bestehe, fehlte bei dem Vorgehen Hardenbergs jede verbindliche Form. Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der einen, Trost der anderen. Aber Marwitz' Anschauung entsprach der Besinnung aller dieser Kreise, daß seit 1811 kein schlimmerer Streich der märktischen Ritterschaft gespielt worden sei als jetzt durch die Aufhebung der Landschaft, daß die Eigenmächtigkeit der Regierung des Staatskanzlers für das angebliche Wohl des Ganzen keine Grenzen mehr kenne. Er sah mit düsteren Blicken in die Zukunft: „was geschichtlich aus ist, das ist nicht wiederherzustellen, wie sehr auch einzelne besser Gesinnte dabei leiden mögen. Einzelne vermögen überhaupt immer nur dann den Gang der Begebenheiten aufzuhalten oder zu lenken, wenn sie entweder vom Schicksal auf den rechten Fleck gestellt sind, oder aber wenn ihnen die Tugend mangelt, und ihnen bei großen Eigenschaften die Mittel zum Zweck gleich sind“¹⁾. Marwitz glaubte in jenen Tagen — so tief

¹⁾ v. d. Marwitz an G. v. Rochow, Frederksdorf, 24. Januar 1820. Zum Schluß des Briefes heißt es: „Ich sehe eben mit Schrecken, daß alles, was ich hier geschrieben habe, offenbar demagogische Umtriebe sind. Wie würde Ehren-Kampf sich freuen, wenn sie ihm in die Hände sinken . . . Am wenigsten begreife ich, wie diese Umtrieber der König so verblenden können, daß er ein solches Verfahren gegen Unterthanen, die ihr ihre Treue doch wahrhaftig bewiesen haben, gut heißen kann. Ist es denn wahr, daß sogar Sneysenau wegen dieser Einbildungen verhöört worden ist?“

hatten ihn die letzten Ereignisse erschüttert — nicht mehr an die Auferstehung der Macht und des Einflusses des Adels. Wohl aber sein Schwager Gustav v. Rochow und dessen Namensvettern.

Wiederum besitzen wir von seiner Hand eingehende Aufzeichnungen, die ein deutliches Bild der weiteren Vorgänge liefern. Er war in alle Verhältnisse eingeweiht, da der Landrat des Sauchseschen Kreises auf Wunsch der Ritterschaft ihn am 27. Januar zum Deputirten für die notwendigen Konferenzen und Hans v. Rechow zu seinem Stellvertreter bestellt hatte. Der Inhalt des Ediktes wurde den ständigen Deputirten des Ausschusses, die zu Berlin versammelt waren, am 19. Januar abends bekannt. Sie empfanden das Vorgehen alle als einen unbefugten Eingriff in die Rechte der kurmärktischen Ritterschaft, als die Vernichtung von Grundmauern, auf die sich ein neues ständisches Gebäude hätte errichten lassen. Eine Einigkeit darüber, was hiergegen zu geschehen habe, war freilich nicht zu erzielen. Rochow hielt es für unrichtig, daß die Ritterschaft in offener Fehde dem König sich entgegenstelle, denn „nie darf der Adel vom Throne lassen, dessen Interessen mit den seinen eins sind, dessen Rechte er ebenso vertheidigen und schützen soll als die seinigen“. Man kam schließlich überein, falls die Behörden Gewalt gebrauchen würden, das Kammergericht um Schutz des Eigentums anzugehen, den König, der aus Unkenntnis der Verhältnisse gehandelt habe, in einer Vorstellung zu bitten, daß die Ausführung des Ediktes nur auf vertragsmäßigem Wege geschehe, also der große Ausschuß der Stände zusammenberufen werde. An den Beratungen nahm auch der früher ganz abseits stehende Landrat v. Pannwitz teil. Die Deputirten begnügten sich zunächst damit, den Minister des Innern v. Schuckmann um Konstituierung des großen Ausschusses zu bitten. Eine neue Wendung nahmen die Beratungen mit dem Eintreffen des Ministers v. Voß in Berlin am 1. Februar. Als Landschaftsdirektor der Provinz überreichte er am 4. dem Könige eine Eingabe, die nur die finanzielle Seite und den Rechtsstandpunkt der Gläubiger berührte. Es sollte den Ständen überlassen bleiben, ihrerseits die Verletzung ihrer Rechte darzulegen. Der König zog Voß am 7. zur Tafel und versicherte ihm mündlich, daß er seine Vorstellung gnädig aufgenommen habe, daß er aber, da über den Gegenstand verschiedene Opinions vorhanden seien, mit dem Staatskanzler konferieren müsse. Der Bescheid aus dem Kabinett an Voß vom 17. lautete ablehnend, klang aber durchaus versöhnlich. Wiederum war es Gustav v. Rechow, der dazu riet, jetzt die Initiative zu ergreifen: „Je mehr ich über die gegenwärtige Lage unserer Angelegenheit nachdenke, je mehr gewinne ich die Überzeugung, daß wir nicht länger, ja nicht einen Augenblick mehr zögern dürfen, dem König über das Rechtsverhältniß der Stände resp. der Landschaft klaren Wein einzuschenken; . . . warten wir, bis die Regierung Gewaltschritte gethan hat, so bekommt alsdann ein jeder unserer Schritte das Ansehen von Auflehnung gegen des Königs Willen, wenigstens wird die liberale Parthie dies so interpretieren, uns als Aufwiegler und die eigentlichen Revolutionairs hinstellen. Herr v. Knesebeck theilt meine Ansicht hierüber und rath zur Beschleunigung dessen, was doch überall

geschehen muß.“ So schrieb er am 26. Februar dem Geheimen Staatsrath v. Quast und forderte ihn auf, am folgenden Tage mit ihm, dem Grafen Ikenplitz und Knessebeck zu einer Unterredung über die zu ergreifenden Maßregeln zusammenzukommen. Nun hatte Ikenplitz von dem Minister v. Schuckmann erfahren, daß der Staatskanzler den Antrag, bei Aufhebung der Landschaft die Stände zuzuziehen, der Übernahme der Kosten die Rechnungsabnahme des zu konstituierenden großen Ausschusses vorhergehen zu lassen, ganz kurz abgeschlagen habe. Doch sei von Schuckmann versprochen, die Sache nicht zu übereilen. Rochow wurde durch diese Mittheilung noch in seiner Ansicht bestärkt, den Plan jetzt sogleich durchzuführen, denn die Zusammenberufung aller Deputirten sei zu zeitraubend. Ihn ängstigte die Untätigkeit der Stände: „Ich glaubte, es müßten wenigstens die Vorposten einen Schuß thun, um den über beiden concurrirenden Partheien erhabenen Monarchen aus dem Schlaf zu stöbern“. Aber alle anderen widersetzten, weil durch solche Maßregeln mehr verdorben als genützt werden könnte. Mit der Abfassung des Memoires an den König, das zugleich die Anschauung der Stände geschichtlich begründen sollte, wurde einstweilen v. Bredow-Schwanebeck, der Deputirte des Kreises Olien-Löwenberg, beauftragt. Offenbar hoffte die Mehrzahl immer noch, daß sich ein gütlicher Ausweg finden werde.

Gustav v. Rochow sollte Recht behalten. Der Staatskanzler zögerte nicht, seinerseits entscheidende Schritte zu thun. Die Versammlung der Deputirten war zunächst bis zum 6. April aufgeschoben. Da forderte der Oberpräsident der Provinz Brandenburg v. Heydebreck die Verordneten der letzten Märzwoche auf, alles zur Übergabe vorzubereiten. Sie erfuhren auch, daß die Regierungsbevollmächtigten im Falle der Weigerung sich in den Besitz des Hauses, der Dokumente und der Rechnungen setzen sollten. So fand am 31. März die Sitzung statt, an der auch der Landrat v. Pannwitz und Graf Ikenplitz teilnahmen. Die Eingabe und die umfassende historische Darstellung v. Bredows wurde nach einzelnen Abänderungen einstimmig genehmigt, Hardenberg, Schuckmann und Heydebreck von dem Schritte benachrichtigt.

Die Eingabe legte scharfen Protest gegen das Vorgehen der Behörden ein. Es vernichte die Hoffnung, die von dem König verheißene Verfassung der alten Verfassung anreihen und dadurch „der ersten Haltung und Achtung gewähren“ zu können, in dem gleichen Augenblicke, wo der Wiener Kongreß die Fortdauer vorhandener ständischer Verfassungen beschlossen habe. Dies Immediatgesuch sah in der Verordnung vom 17. Januar „eine Vermächtigung des Eigenthums der Stände, ohne Entschädigung zu gewähren“, eine nicht geschmäßige Handlung der Behörden, weil sie nicht dem Staatsrat vorgelegen habe. Es bat um Sistierung der Maßregeln sowie nähere Prüfung und Berücksichtigung der ständischen Rechte, damit nicht der alte Wahlspruch des Herrscherhauses „suum cuique“ verletzt werde. Die Deputirten hielten dafür, daß ein Vertrag der Stände mit dem Landesherren nicht einseitig aufgehoben werden könnte, und sie erwarteten, falls weitere Verhandlungen abgewiesen würden, „Schutz im Besitzstande, rechtliches Gehör und Erkenntniß bei

Erw. Majestät Landesgerichte“. Der König war tief verstimmt über die Kritik, die an einer mit seiner Willensmeinung erlassenen Verordnung geübt wurde. Das Konzept zur Antwort entwarf nicht das Kabinett, sondern Stägemann, der Vertraute des Staatskanzlers. Scharf und schneidend klangen seine Worte. Die Ansprüche der Ritterschaft an das Eigentum der Landschaftskasse wurden als völlig grundlos zurückgewiesen, denn Einkünfte, die aus dem königlichen Hoheitsrechte der Besteuerung fließen, könnten kein Eigentum von Untertanen sein. Die Kabinettsorder wies darauf hin, daß die Ritterschaft mißbräuchlicherweise die Zusammenkünfte des großen Ausschusses „zu fremdartigen Berathungen“ benutzt habe trotz der entgegenstehenden Verordnung des Großen Kurfürsten vom 25. Juli 1683, und daß die Fortdauer der Landschaft mit den alten ständischen Verhältnissen in keiner Verbindung stehe. „Ubrigens gebe ich Ihnen“, so schloß sie drohend, „Meinen ernstlichen Unwillen über die Anmaßung zu erkennen, mit der Sie sich unterfangen, Meine des souveränen Landesherrn gesetzgebende Gewalt in Zweifel zu ziehen, indem Sie die gesetzliche Kraft der von Mir sanctionierten und unter Meinem Namen bekannt gemachten Gesetze von der Berathung mit Meinen Dienern abhängig machen wollen. Ich erwarte, daß Sie fernerhin Ihrer Untertanenpflicht eingedenk sein und sich keiner Verletzung Meines Ansehens, die ich streng zu ahnden genöthiget sein würde, schuldig machen werden.“

Die königliche Antwort hatte darauf hingewiesen, daß der Staatskanzler die Antragsteller auf die einzelnen Punkte bescheiden werde. Die staatsrechtliche Belehrung — sie war es in der That — vom gleichen Tage, dem 20. April, entstammte gleichfalls der Feder Stägemanns.

Das war der offene Konflikt zwischen Königtum und Adel, zwischen der Staatsräson, der unbedingten Norm für alles staatliche Handeln, und den Sonderprivilegien des Feudalismus, die hier nicht einmal, wie Stägemann nachgewiesen hatte, rechtlich sich begründen ließen. Die Deputierten waren betroffen von solchem unzweideutigen Zeichen der königlichen Ingnade. Am stärksten Gustav v. Rochow. Hatte er nicht als vor einem politisch unklugen Schritte davor gewarnt, sich zu dem Könige in Gegensatz zu setzen? — Nun war dieser in einer Schärfe zutage getreten, die kaum noch übertroffen werden konnte. Am 21. lief die Kabinettsorder ein, am 27. April versammelten sich die Bevollmächtigten der Ritterschaft, um über die durch den Inhalt notwendig gewordenen Maßregeln zu beraten. Rochow war, wie er niederschreibt, längst davon überzeugt, „daß hinter der Aufhebung der Landschaft, dem Staatskanzler unbewußt, nichts Anderes als ein politischer Zweck der Eichhorn und Konsorten und zwar der versteckt sei, durch Vernichtung des letzten Denkmals altständischer Verfassung, begleitet von anderen zu demselben Ziele führenden Maßregeln, und Einführung einer neuen Communalordnung den vaterländischen Boden noch vor Beendigung des Wiener Congresses dergestalt zu revolutionieren, daß die Wiener Beschlüsse factisch gar nicht mehr angewendet werden können“. Wie der Wiener Hofburg, so war auch der Hofpartei und den Vertretern der ständischen Bewegung Eichhorn als der böse liberale Geist des

Staatskanzleramtes längst ein Dorn im Auge. Hier sah Rochow unrichtig, denn nur wenige Konzepte dieser ganzen ständischen Angelegenheit haben ihn zum Verfasser. Es darf wohl als sicher angenommen werden, daß Hardenberg die persönliche Leitung hier nie aus der Hand gegeben hat. Ein ideeller Zusammenhang zwischen allen diesen Fragen der inneren Umgestaltung bestand natürlich: sie waren immer als vorbereitende Schritte zu dem letzten großen Abschluß der Reform, der Verfassung, gedacht. Rochows Gegnerschaft gegen Eichhorn sollte erst mit seinem Tode endigen. Auf jener Versammlung vertrat er mit allem Nachdruck die Forderung, daß es vor allem darauf ankomme, die Projekte der Gegner, den Adel von dem Könige zu trennen, zu durchkreuzen: die Versöhnung des Monarchen zu suchen, „muß unser erstes, unser heiligstes Geschäft sein“. So hatte er bereits einen Entwurf zu einer zweiten Eingabe angefertigt, der dem König die unbedingte Ergebenheit des Adels versicherte, „in ehrfurchtsvollem Schweigen“ den Allerhöchsten Willen zu ehren versprach, auch wenn er zuungunsten der Antragsteller entschieden hätte. Weit härter als den abschlägigen Bescheid, so heißt es, hätten sie den Ausdruck des Unwillens und den Vorwurf empfunden, daß sie, die in der Verteidigung des Thrones vorzugsweise „einen angeborenen Beruf ihres Standes“ erblickten, die geheiligten Rechte des Königs verkannt haben sollten: „Schwer lastet auf uns Ev. Majestät Ungnade in einer Zeit, als deren dringendstes Bedürfnis wir erkennen, daß die uralten, durch eigenes und der Väter Blut besiegelten Bande zwischen Fürst und Adel festgehalten werden.“ Das bedingungslose, persönliche Treueverhältnis des Vasallen zu seinem Herrn kam in dem Entwürfe Rochows und in seinen sich darauf beziehenden Aufzeichnungen zu bewußtem Ausdruck. In ihm allein erkannten er und seine Namensvettern das Mittel, um dem Adel selbst unter Hingabe der letzten finanziellen und wirtschaftlichen Sonderrechte seine alte politische und soziale Stellung wiederzugewinnen und dadurch zu gleicher Zeit den Thron vor allen unruhigen Wandlungen der Zeit zu sichern. Staatsräson und politisch-soziale Sonderstellung des Adels lagen bei ihnen in derselben Linie, sie bildeten für sie eine untrennbare Einheit. In ihren besten Vertretern, wie Marwitz und Rochow, wohnten romantische Vorstellungen von dieser angeblich geschichtlich begründeten Harmonie und naturrechtliche Anschauungen von der unbeschränkten Gültigkeit des königlichen Willens dicht beieinander, ohne daß sie sich des Widerspruches bewußt wurden. Aber weder der Entwurf Rochows noch ein solcher des Geheimen Staatsrats v. Quast fanden den Beifall der Deputierten. Die Konferenz führte nur zu dem Beschlusse, daß eine zweite Eingabe — „recht kalt und ruhig“ — gemacht werden solle, doch nur, um sich von dem Vorwurfe zu reinigen, ohne auf die Materie einzugehen. Die Arbeit erhielt wiederum v. Bredow zugewiesen. Als Rochow sie am nächsten Morgen las, gefiel sie ihm so wenig, daß er den eigenen Entwurf umzuändern beschloß und dann mit Quast sich dahin einigte, beide, den eigenen und Bredows, einem Manne vorzulegen, der instande sei, sie zu beurteilen, welcher den besten Eingang bei dem Könige finden werde. Er eilte zu Knesbeck, und als er diesen nicht traf, zu Ancillon, der „ebenso viel

Teilnahme an dem Schicksal der alten Stände als genaue Sachkenntnis der in Rede stehenden Verhältnisse zeigend“, dem seinigen den Vorzug gab. Aber die Deputierten entschieden wiederum gegen ihn. Der Bredowsche langatmige Entwurf wurde nach völliger Verstümmelung angenommen und erhielt jetzt allerdings eine „recht kalte und ruhige“ Fassung, wie sie die Versammlung wünschte. An dem Resultate vermochten die neuen Eingaben an den König und an den Staatskanzler nur so viel zu ändern, daß dieser versprach, das Gesuch zu unterstützen, daß die landschaftlichen Häuser und das Archiv den Ständen verbleiben möchten, und den Oberpräsidenten anzuweisen, den zur Übergabe anzusetzenden Termin „dergestalt geräumig zu bestimmen, daß die Herrn Verordneten mit den Vollmachten versehen sein können“. Doch erklärte Hardenberg in seiner Antwort vom 6. Mai ausdrücklich, daß er das Übergabegeschäft von dem tatsächlichen Eingange dieser Vollmachten nicht abhängig machen könne. Es wurde am 20. Juni „unter manchen Schwierigkeiten und Widersprüchen, letztere auch von Seiten unberufen erscheinener ritterschaftlicher Deputierter“ vollzogen¹⁾. Auch dieser Vorstoß der märkischen Ritterschaft gegen den Staatskanzler endigte ebenso wie die Eingabe der Saache-Savelländischen Kreise mit einem völligen Mißerfolg. —

Aber bereits hatte sich ein Weg gefunden, der ihre Niederlage in einen Sieg verwandeln sollte. Schon wenige Tage früher, als Rochow zu Ancillon kam, hatte dieser, der bei der Beratung der neuen Steuergesetze alle reaktionären Kräfte zum Sturze Hardenbergs um sich vereinigte, dem Kronprinzen von der scharfen Rabinettsorder an die Ritterschaft erzählt. Am 25. April wandte sich der Thronfolger mit einem Handschreiben an Knesebeck: „Verehrter Freund, Ancillon hat mir eben das Gerücht bestätigt, daß der St. Kanzler auf die Eingabe der Stände eine unerhörte Cab. Ordre erschlichen hat. Ich bin ganz außer mir, seitdem ich das gehört, und glaube jetzt (sollte alles, was ich von diesem Schreiben gehört habe, wahr sein) wirklich nicht mehr schweigen zu können. Ich bitte Sie daher, bester Knesebeck, um eine Mittheilung der Cab.O. heut Abend oder Morgen früh, oder wenn es Ihnen recht ist, sie mir zu schicken.“ Noch verging ein Monat, dann verfaßte der Kronprinz das am Eingange erwähnte Schreiben an den Staatskanzler, das ihn zum leidenschaftlichen Fürsprecher der märkischen Ritterschaft und ihrer Bestrebungen machte. Als letztes Ziel galt ihr nach wie vor die Verhinderung einer Verfassung für den einheitlichen Gesamtstaat. Die Opposition gegen Hardenberg hatte sich geschlossen. Der märkische Adel stand jetzt einmütig gegen ihn, auch die Pamwitz und Ikenplitz; damit auch gegen sein Werk, die Verfassung. Angesichts des schroffen Vorgehens des Staatskanzlers verstummten die Gegensätze in der Ritterschaft. Sie schloß ihren Bund mit der absolutistisch gesinnten Hofpartei unter Ancillon, Wittgenstein und dem Herzoge Karl von Mecklenburg. Sie wandte sich geschlossen der Reaktion zu. Nach ihrer Anschauung ruhte das rechtsbildende Moment der

¹⁾ Bericht. Heydebrecks an den Staatskanzler, Berlin, den 20. Juni 1820; vgl. Treitschke a. a. O. III⁴, S. 78.

ständischen Privilegien in einem friedlich-gesetzmäßigen Ausgleich der Rechte des Landesherrn und der Stände, nicht, wie es tatsächlich war, in dem Niederschlage innerpolitischer Machtkämpfe, aus denen die Stände als Sieger über den Landesherrn hervorgegangen waren. Für sie waren Verträge nicht der Ausdruck eines geschichtlich bedingten Lebenszusammenhanges, der, wenn er innerlich morsch geworden war, auch äußerlich fallen mußte, sondern mechanische, unbedingt gültige Regeln. So stark sie immer das organische Wachstum geschichtlichen Lebens betonte, vertrat sie doch letzten Grundes eine gesetzesmäßige Auffassung. Ihre Spuren gehen durch die ganze ständische Bewegung des märkischen Adels. Auch Rochow ist von ihr befangen. Für ihn persönlich waren alle diese Vorgänge noch von besonderer Bedeutung. Sie brachten ihn in nahe Beziehungen zum Kronprinzen, in Folge deren er mit der Protokollführung bei den Beratungen mit den einberufenen Adligen aus der Kurmark und Pommern beauftragt wurde; ein Geschäft, das der König auf den Wunsch des Kronprinzen auch auf die Verhandlungen mit den Einberufenen aus den übrigen Provinzen ausdehnte. Noch in seiner Denkschrift für das Staatsministerium, Neckahn 27. Juli 1840, konnte er darauf hinweisen, daß in diesen Beratungen „man allseitig die allgemeine Verfassungsfrage für abgethan hielt, daß es Niemandem eingefallen, auf die Verbeifungen im Gesetze vom 22. Mai 1815 zurückzugehen, daß man allgemein in Begründung provinziälständischer und kreisständischer Wirksamkeit und in die Übertragung der in § 4 des erwähnten Gesetzes den Reichsständen vorbehaltenen Gerechtigkeiten auf die Provinziallandtage eine genügende Bürgschaft erblickte“. Die endgültige Niederlage Hardenbergs und seines Verfassungswerkes war bereits entschieden, als die neue Kommission für die ständischen Angelegenheiten unter dem Vorstehe des Kronprinzen ohne Teilnahme des Staatskanzlers zusammentrat. Was der Sturz Humboldts etwa noch zu tun übrig gelassen hatte, das war von dem einheitlichen Vorgehen der Reaktion in den ersten Monaten des Jahres 1820 redlich vollbracht worden. Der märkischen Ritterschaft gebührt trotz aller ihrer augenblicklichen Mißerfolge doch ein großer Anteil an der Vollendung dieser für den weiteren Verlauf der preussischen Geschichte und für ihre eigene Entwicklung so verhängnisvollen Arbeit. Ihre in diesen Jahren vertretenen Tendenzen sind es, die jetzt zum Siege gelangten. Sie übten auch einen nachhaltigen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Kronprinzen aus, der solchen Zusammenhang suchte. Im Vordergrund dieser Beziehungen stand wiederum Gustav v. Rochow, dessen Nachlaß uns die verschlungenen Wege der Bemühungen dieser politischen Gruppe in jenen entscheidenden Jahren erschlossen hat. Ihren ersten Wendepunkt bildet die Entlassung Humboldts, ihren zweiten das allzu schroffe Vorgehen Hardenbergs gegen die Ritterschaft, das ihre Verbindung mit dem Kronprinzen heraufführte.

Aus Friedrich Schlegels Briefftasche.

Ungedruckte Briefe.

Mitgeteilt von
Josef Körner.

Wie sehr mitunter, trotz der fast allzu emsig betriebenen literarhistorischen Studien, die Erkenntnis unseres Schrifttums, die Kenntnis seiner bedeutendsten Vertreter im argen liegt, dafür gibt es kein kräftigeres, kein beschämenderes Beispiel als die geläufige Anschauung über Friedrich Schlegel. Zwar das Leben und Schaffen seiner jungen Jahre kennt man, Minor, Walzel und jetzt besonders Carl Enders zu Dank, so ziemlich — aber mit dem Eintritt ins kräftige Mannesalter schwindet sein Bild auch schon in dicke Nebelschwaden, die zu zerreißen bisher kaum versucht worden ist. Und doch mag nächst Goethe kein zweiter deutscher Schriftsteller für die Begründung der neuen Kultur des neunzehnten Jahrhunderts so bedeutungsvoll gewesen sein als gerade der reife Friedrich Schlegel. Seine Zeitgenossen haben es gewußt; ihr Urteil spricht von ihm, trotz der sonderbaren Schrullen, in denen er sich häufig gefiel, stets nur in Ausdrücken höchster Bewunderung und wahrhafter Verehrung. Nähme man sich die Mühe, diese Zeugnisse zu sammeln, dann stände dieser Mann, den die historische Betrachtung unserer Zeit noch immer nicht ganz ernst nehmen will, mit einem Male in strahlender Glorie da. Nur Untkenntnis ist die Ursache des mißurteilenden Verkennens. Was wäre uns heute Lessing, besäßen wir ihn bloß in seinen Schriften, von denen das Wenigste noch lebendig ist? Auch Friedrich Schlegels Persönlichkeit war größer als seine im ganzen wie in den Teilen Fragment gebliebene Schriftstellerei. Aber sein Nachlaß blieb verschollen, und so konnte von seinem mehr als titanischen Planen und Ringen niemand etwas ahnen¹⁾. Und aus den gleichen äußeren Gründen übersah man die wahrhaft zentrale Stellung, die Friedrich Schlegel sein Leben lang innerhalb der deutschen Schriftstellere Welt eingenommen hat; sind doch von keinem Vertreter des klassisch-romantischen Zeitalters so geringfügige Korrespondenzen zutage getreten als gerade von ihm. Ohne dokumentarische Grundlage ist die Forschung freilich zur Ohnmacht verurteilt. Ein systematisches Durchsuchen der Archive, der öffentlichen und privaten Samm-

¹⁾ Ich habe einen großen Teil seines handschriftlichen Nachlasses in den Jahren 1913 und 1914 aufgefunden, bin aber durch den Krieg in der Verarbeitung behindert worden.

lungen muß als unerläßliche Vorarbeit einer längst notwendigen biographischen Darstellung Friedrich Schlegels vorangehen. Hier sei zunächst die reiche Ausbeute vorgelegt, die solche Nachforschung an einem einzigen Orte — der Wiener k. k. Hofbibliothek¹⁾ — ergab.

Die Briefe, die hier (mit einer einzigen Ausnahme) zum ersten Male veröffentlicht werden, bieten der literaturgeschichtlichen Forschung ein doppelt wertvolles Material. Sie vermehren die Kenntnis von Friedrich Schlegels Leben und Wirken, sie betreffen aber in gleichem, oft sogar in noch größerem Maße auch die Brieffschreiber selbst, und da es nicht untergeordnete Literaten sind, sondern die namhaftesten Schriftsteller und Gelehrten des ersten Viertels vom neunzehnten Jahrhundert, so ergibt sich für den Geschichtschreiber des Geisteslebens jener Zeit reicher Gewinn.



Die Reihe wird eröffnet durch ein an Umfang und Inhalt geringfügiges Stück, das aber doch insofern höheren Wert besitzt, als es das einzige Schreiben Fichtes an Schlegel zu sein scheint, das sich erhalten hat; die Korrespondenz der beiden Philosophen war bisher nur einseitig bekannt durch vier von Berlin geschriebene Briefe Schlegels aus dem Jahre 1799, die in „Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel“ (herausgegeben von J. H. Fichte, zweite Auflage, Leipzig 182) II, S. 422–427 abgedruckt sind. Die nachfolgenden Zeilen sind die Antwort auf den zweiten (undatierten) dieser Briefe, in dem Schlegel den durch den Atheismustreit in Jena unmöglich gewordenen Professor zur Übersiedlung nach Berlin ermuntert und ihm rät, gleich anfangs Juli einzutreffen; „sobald Sie wollen,“ heißt es dort (a. a. O. II, S. 425), „miete ich Ihnen eine hübsche chambre garnie auf einen Monat“.

Jena, d. 24. Jun. 99.

Ich habe auch Ihren letzten Brief richtig erhalten, u. danke Ihnen. Ich rechne nun nächstens, d. i. bald, einige Tage, nach diesem Briefe, bei Ihnen zu seyn. Ich hoffe von Ihrer Güte, daß Sie mir eine Wohnung, wie ich sie wünsche, gefunden haben.

Soeben höre ich von Ihrem Bruder, daß Sie in 14 Tagen hierher kommen wollten; und dieser fragte mich, ob Sie mich denn dann noch treffen würden. Darauf konnte ich denn keine Antwort geben. Ich hoffe, Sie wohl noch vor 14 Tagen zu sehen.

Ganz der Ihrige
F.

Am Abend des 3. Juli traf Fichte in der preußischen Hauptstadt ein²⁾.



¹⁾ deren Direktion und immer lebenswürdigen Beamten ich herzlichen Dank sage.

²⁾ Vgl. Franz Weibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin (Berlin, 1905), S. 170.

Aus Friedrich Schlegels Brieftasche

In dem berühmten „Gespräch über die Poesie“, das den dritten Band des „Athenäum“ schmückt, fordert Friedrich Schlegel die Deutschen auf, „daß sie auf die Quellen ihrer eigenen Sprache und Dichtung zurückgehen und die alte Kraft, den hohen Geist wieder frei machen, der noch in den Urkunden der vaterländischen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flammring und Weckherlin bis jetzt verkannt schlummert“. Der Mann, der dieses literarhistorische Programm der Romantik zuerst und am emsigsten auszuführen begann, war Friedrich Heinrich von der Hagen (1780 - 1856), der erste Professor der germanischen Philologie an einer deutschen Universität. Was wunders, wenn er sein Erstlingsbuch vor allem dem verehrten Anreger übermittelt, welche Sendung der folgende Brief begleitete.

Berlin d. 25^{te} Sept. 7.

Hochgeehrtester Herr Professor;

Mit Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit, dem Exemplare meiner Bearbeitung der Nibelungen¹⁾, welches die Frau Professorin Unger²⁾ Ihnen zusenden will, diese wenigen Worte zum Zeichen meiner schon lange gehegten Achtung beizufügen u mich auch um Ihr freundliches Wohlwollen zu bewerben, besonders da Ihr allbekannter Eifer für die alte vaterländische Literatur nicht wenig den meinen angefaßt u genährt hat. Meine Pläne in Ansehung derselben werden Sie aus dem Anhang ersehen, u wenn ich Ihnen nach dem Geleisteten derselben nicht unwürdig erscheine, so bitte ich Sie recht freundlich um Mitwirkung zu denselben. Besonders was die Aufstellung eines vollständigen Heldenbuchs Deutscher Nation angeht, in gleicher Weise wie die Nibelungen bearbeitet³⁾ u aus den ältesten Urkunden; ich habe dazu schon die Dresdner, Straßburger u Münchener Handschriften u Drucke, auch habe ich durch Uhden⁴⁾ Hoffnung zu den Vatikanischen, mich dünkt aber immer, es müssen in Ihrer Gegend, dem eigentlichen Schauplatz so vieler dieser Fabeln (der Nibel., des Rosengarten, Ecken Ausfahrt pp), u dem alten Mittelpunkt des Fränkischen Reichs, noch manche Stücke dieser Art zu finden sein, zur Ausfüllung verschiedener Lücken in diesem sonst so großen u engverbundenen Cyclus. Bis dahin muß die Vorrede zum gedruckten Heldenbuch u besonders die Wilkina- u Niflunga-Saga, welche, beide Ein Werk, ein wahrer thesaurus Deutscher Heldenfabeln sind, zur Ergänzung, so wie zum Leitfaden des mythischen Zusammenhanges dienen. Eine Entdeckung dieser Art würde äußerst erfreulich sein. Außerdem werden Sie nächstens

¹⁾ v. d. Hagens halbsehürig-neudeutsche Ausgabe „Der Nibelungen Lied“ erschien 1807 bei G. F. Unger in Berlin.

²⁾ Die Witwe des Verlegers.

³⁾ „Der Helden Buch“, erster Band (Berlin 1811) enthält: Hörnen Siegfried. Ezzels Hofhaltung. Das Rosengarten Lied. Alpharts Tod. Ecken Ausfahrt. Kiese Siegenot.

⁴⁾ Preussischer Gesandter in Rom.

wohl eine Ankündigung zur Fortsetzung der Müllerschen Sammlung¹⁾, oder vielmehr Anfang einer neuen, durch mich u meinen Freund Büsching²⁾ zu Gesichte bekommen³⁾: sollten Sie auch hiezu durch Mittheilung guter Originale, oder Abschriften derselben mitwirken können u wollen, so würden wir es mit Dank erkennen. Endlich möchten wir diese Bitte auch zur Fortsetzung einer von uns vor ¹/₂ Jahr herausgegebenen Sammlung deutscher Volkslieder (denen Niederländische u Französische beigelegt sind) wiederholen⁴⁾. Sie sehen, der Plane, wie der Bitten, sind auf einmal viele, aber was auch nur davon in Erfüllung gehen mag, so ist schon der gute Wille, so wie das Vergnügen des Planmachens, so ist schon der Beifall der Trefflichen u Verehrten Lohnes genug; u mein nächster Wunsch ist nur, mir diesen von Ihnen in etwas zu verdienen.

Ihr
ergebenster Freiherr v. d. Hagen

Die historische Einleitung zu den Nib.[elungen], worin ich von der Geschichte des Mythos u aller damit zusammenhangenden Fabeln des Heldenb.[uches], von ihrer historischen Grundlage u Literatur handele wird nächstens als ein besonderes Werk erscheinen⁵⁾; dahin gehörige Mittheilungen wären mir aber immer noch willkommen.

An

den Herrn Professor Friedrich Echlegel
Wohlgebohren

durch Güte
zu
Cöln

Echlegel antwortet nicht gerade rasch, aber sehr liebenswürdig (Köln, 19. März 1808; abgedruckt: Hoffmann von Fallersleben, Findlinge I, Leipzig 1860, S. 194): „Ihr Lied der Nibelungen ist schon seit einigen Monaten mein Begleiter, Trost und Frühling im Winter der Jahreszeit und der Litteratur. Ich wünsche der Deutschen Litteratur Glück, an Ihnen einen Mann gefunden zu haben, der auf diesem Wege historischer Sorgfalt und Treue die jezige Welt zu den altdutschen Schätzen zurückzuführen gesonnen ist. Ich habe eine

¹⁾ Christoph Heinrich Myllers „Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrhunderte“ (Berlin 1782—1784).

²⁾ Johann Gustav Büsching (1783—1829), zuletzt Professor der Altertumswissenschaften an der Breslauer Universität, einer der bedeutendsten Vorläufer der Brüder Grimm.

³⁾ „Deutsche Gedichte des Mittelalters.“ Herausgegeben von F. H. v. d. Hagen und J. G. Büsching. Zwei Bände. (Berlin 1808—1825.)

⁴⁾ „Sammlung deutscher Volkslieder. Mit einem Anhang Flamenländischer und Französischer, nebst Melodien.“ Herausgegeben durch Büsching und v. d. Hagen. (Berlin 1807.)

⁵⁾ Die im „Anhang“ der Nibelungen-Erneuerung versprochene historische Einleitung ist nie erschienen.

Aus Friedrich Schlegels Brieftasche

Anzeige jenes Werks für die Heidelb.[ergischen] Jahrbücher der Litteratur übernommen.“ In der Tat wurde ihm, wie unser nächster Brief zeigt, von der Redaktion dieser kritischen Zeitschrift die Beurteilung jenes Buchs übertragen; aber ehe noch das Jahr 1808 zu Ende ging, brach Schlegel aus guten Gründen seine Beziehungen zu der Zeitung ab, und statt der erwarteten Lobesworte dieses Rezensenten mußte v. d. Hagen die heftig tadelnden eines andern lesen: des jungen Wilhelm Grimm¹⁾. Mit Friedrich Schlegel aber blieb er in genauem Briefwechsel, wie ein (ungedrucktes) inhaltsreiches Schreiben desselben aus Wien vom 26. November 1810 beweist, das sich im Besitze der Wiener Stadtbibliothek befindet; Schlegel beglückwünscht dort den frischgebackenen Berliner Professor der altdeutschen Literatur und erörtert die beiderseitigen literarischen Pläne.

*

Als im Jahre 1808 die Professoren der aufblühenden Heidelberger Universität, angeführt besonders von dem Altphilologen Friedrich Creuzer und dem Historiker Wilken, eine neue kritische Zeitschrift, die hochangesehenen „Heidelbergischen Jahrbücher der Litteratur“, begründeten, waren Redaktion und Verlag bemüht, vor allem Friedrich Schlegel zum Mitarbeiter zu gewinnen. In der Tat konnte gleich der erste Jahrgang (1808) nicht weniger als fünf Beiträge aus seiner Feder bringen: kritische Aufsätze über die ersten vier Bände der Goethe-Ausgabe von 1806, über Büsching-Hagens „Sammlung deutscher Volkslieder“, über ein Werk Adam Müllers, über drei Schriften Nichtes und über die ersten zwei Teile von des Grafen F. L. Stolberg „Geschichte der Religion Jesu Christi“. Aber über diesen letzten, allzu katholisch gefärbten Beitrag brach in der Redaktion ein heftiger Konflikt aus, und schließlich erlaubten sich die Redakteure der theologischen Abteilung (Creuzer und Wilken leiteten ja nur die philologisch-historische), in ihren Spalten eine Antikritik gegen Schlegel loszulassen und die Fortsetzung des Stolberg'schen Werkes einem anderen Rezensenten zu übergeben. Friedrich Schlegel konnte sich ein so rückwärtsloses Vorgehen nicht gut gefallen lassen und schied für immer aus der Reihe der Mitarbeiter. Briefe Creuzers, noch mehr solche des Verlegers Zimmer, der auch die Vermittlung A. W. Schlegels anrief, bemühten sich vergebens, den Grollenden zu versöhnen. Zur Geschichte der „Heidelbergischen Jahrbücher“, die zu schreiben erst jüngst versucht worden ist²⁾, bieten die zwei nächsten Briefe einen nützlichen Beitrag.

¹⁾ Vgl. Josef Körner, „Nibelungenforschungen der deutschen Romantik“ (Leipzig 1911), S. 107—114.

²⁾ Alfred Kloss, „Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur in den Jahren 1808 bis 1816“ (Leipzig 1816).

Heidelberg d. 18 Jul. 1808.

Ubsichtlich schrieb ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Herr und Freund, nicht früher. Ich wollte erst den Abdruck Ihrer Recension von Stollb.[erg]¹⁾ abwarten, und Ihren Herrn Bruder sprechen, dessen Ankunft Sie mir anmeldeten. Beides ist nun geschehen, und er kam gerade recht²⁾, um das eben erschienene theolog.[ische] Heft, worin Ihre Recension steht, von mir mitzunehmen, denn da ihm seine Zeit sehr schmal zugeschnitten war, so konnte er sie hier nicht lesen. Ich sah ihn nur auf einige Minuten, und muß also darauf rechnen, was er mir zu thun versprach³⁾, daß er mir von Copet aus über seine Theilnahme an unsern Jahrbüchern näher schreiben, und sich über meine Vorschläge erklären werde. Haben Sie doch die Güte ihn gelegentlich an dies Versprechen zu erinnern. Winkelmanns Werke von Fernow u Goethes Winkelmann hat er mir zu recensiren zugesagt⁴⁾. Aber von einem so competenten Richter möchte ich gerne Möglichst Vieles besitzen.

Es ist keine leere Schmeichelei, sondern aufrichtige Ueberzeugung, wenn ich dasselbe von Ihren Kritikern sage. Sehen Sie also hierin den Grund meiner angelegentlichen Bitte unsere Jahrbücher nicht zu vergessen, und mich bald wieder mit einem Beitrag zu erfreuen. Sie waren so gütig die Kritik:

Der folgenden Bände von Göthes Werken⁵⁾

Des Nibelungenliedes von v. Hagen⁶⁾ und

Liecks Octavianus⁷⁾ zu übernehmen. Die Folge, in welcher Sie diese Werke bearbeiten wollen, bleibt natürlich Ihnen überlassen. Aber daß Sie mir bald wieder etwas senden, das wünsche ich angelegentlich. — Zugleich ersuche ich Sie, mir zu melden, was Sie etwa noch zu recensiren wünschen.

¹⁾ Schlegel rezensierte die „Geschichte der Religion Jesu Christi“ von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, erster und zweiter Teil (Hamburg 1806–1807) in den „Heidelbergschen Jahrbüchern der Literatur“ 1808, II, S. 266 ff.

²⁾ A. W. Schlegel weilte am 27. und 28. Juni 1808 in Heidelberg; vgl. Euphorion XIX, S. 235.

³⁾ Kleine Stadt und Landgut der Frau von Stael am Genfer See (Kanton Waadt), wo A. W. Schlegel wiederholt hauste.

⁴⁾ Winkelmanns Werke, herausgegeben von C. L. Fernow, Heinrich Meyer und Joh. Schulze (Dresden 1809–1811) besprach A. W. Schlegel in den Heidelbergschen Jahrbüchern 1812, S. 65–112 [wieder abgedruckt in seinen „Sämtlichen Werken“ (herausgegeben von Eduard Böcking, Leipzig 1846–1847) XII, S. 321–382]; am Schluß spricht er da auch ein hartes Urteil über Goethes „Winkelmann und sein Jahrhundert“ aus.

⁵⁾ Die ersten vier Bände der Ausgabe von 1806 bespricht Friedrich Schlegel in den Jahrbüchern 1808, S. 145–184.

⁶⁾ Vgl. den vorausgehenden Brief.

⁷⁾ „Kaiser Octavianus.“ Ein Lustspiel in zwei Teilen (Genä 1804) ist in den Jahrbüchern nicht rezensiert worden. — In einem bei J. M. Raich, „Dorothea von Schlegel und ihre Söhne“ (Mainz 1881) I, S. 240 erwähnten ungedruckten Brief Creuzers vom 9. Dezember 1807 werden Schlegel nebst Goethe, Fichte und Adam Müller gleichfalls Hagens „Nibelungen“ und Schleiermachers „Reden über die Religion“ zur Rezension angetragen.

Vielleicht ein oder das andere Buch des Herrn Collin¹⁾ in Wien, oder was Ihnen etwa sonst Ausgezeichnetes in der neuesten Literatur u Kunst vorkäme? — Auf den Rath Ihres Herrn Bruders schreibe ich heute an H^C v. Seckendorf (Herausgeber des Prometheus)²⁾ u H^C Collin, um sie zur Mitwirkung an unsern Jahrbüchern einzuladen, und ich bitte Sie, mir dabei Ihr Fürwort zu gönnen.

Ihre Schrift über Indien wird von 2 Recensenten, einem Orientalisten und einem Philosophen für unsere Jahrb.[ücher] beurtheilt werden, doch so daß die Recens.[ion] Ein Ganzes bildet³⁾. Auf jeden Fall wird sie noch im Lauf dieses Jahres erscheinen. Früher erscheint eine Anzeige des Taschenbuchs, worin Ihr Aufsatz über die Gothische Baukunst steht. Diese Anzeige sandte mir H^C Einclair von Paris⁴⁾. Ich wünschte, er hätte mir seine Adresse gemeldet; so wäre ich im Stand ihm Mehreres zu übertragen. Von Rostorfs Dichtergarten ist auch eine Anzeige gemacht worden⁵⁾.

Ihre Recension von Stollberg macht hier nicht die geringste unangenehme Sensation. Diese Milde der Gesinnung kann auch nicht anders als gute Wirkung hervorbringen.

Das Resultat der letzten, übrigens so ungünstigen, Leipziger Buchhändlermesse ist für unsere Jahrbücher sehr günstig ausgefallen, und noch immer gewinnen sie mehr Raum im Publikum. Genießen wir von Schriftstellern, wie Sie, ferner gute Unterstützung, so kann der gute Fortgang auch künftig nicht fehlen. — Möchte es mir doch bald gelingen einen competenten Recensenten für Ihres H^C Bruders Comparaison zu finden, die wie ich höre, H^C Collin überlegt⁶⁾.

Herr Daub⁷⁾ empfiehlt sich Ihnen bestens. Ich beharre
hochachtend Ihr ergebenster Kreuzer⁸⁾.

¹⁾ Heinrich Joseph von Collin (1772–1811), Österreichs namhaftester Dramatiker vor Grillparzer.

²⁾ Leo von Seckendorff-Alberdar (1775–1809) gab 1808 zu Wien mit Josef Ludwig Stoll die bedeutende, aber kurzlebige Monatschrift „Prometheus“ heraus.

³⁾ Das Buch „Über die Sprache und Weisheit der Indier“ (Heidelberg 1808) wurde von Wilken in den „Heide bergischen Jahrbüchern“ 1811, Nr. 2, und von Görres im „Intelligenzblatt“ Nr 10 dieses Jahrganges beurteilt; vgl. N. Kloss a. a. O. S. 142 f.

⁴⁾ Isaac von Einclair beurteilt Schlegels „Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1806“ (Berlin 1806 in den Jahrbüchern 1808, III, S 432 ff.

⁵⁾ „Rostorfs [Pseudonym für Novalis' Bruder Karl von Hardenberg, 1776–1813] Dichtergarten“ (Würzburg 1807) rezensiert Achim von Arnim ebenda 1809, V 1, S. 53–56.

⁶⁾ N. W. Schlegels „Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide“ (Paris 1807); „Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides von N. W. Schlegel. Uebersetzt und mit Anmerkungen und einem Anhange begleitet“ (Wien 1808); vgl. „Zeitschrift für Bücherfreunde“, N. F. VI, S. 94 f.

⁷⁾ Karl Daub (1765–1836), Professor der Theologie in Heidelberg, Kreuzers vertrauter Freund

⁸⁾ Friedrich Schlegels persönliches Verhältnis zu Kreuzer wurde durch den Bruch

P. S. Da ich die Adresse des Herrn von Sackendorf und Herrn Collin nicht bestimmt weiß, so werden Sie mir verzeihen, wenn ich die Briefe an diese mit der Bitte um gütige Besorgung hier beischließe. Leben Sie wohl, und erfreuen Sie mich bald mit Nachrichten von Ihrem Wohlseyn.

Im Jahre 1811 war Friedrich Schlegel — wie seinem Briefe an einen Heidelberger Freund zu entnehmen ist¹⁾ — doch wieder bereit, an den Jahrbüchern mitzutun; das geschah wohl vornehmlich dem nunmehrigen Hauptschriftleiter Wilken zu Gefallen, dem Schlegel sehr gut gesinnt war, wie denn auch ein recht vertraulicher Briefwechsel der beiden bezeugt ist²⁾.

Heidelberg d. 6 Febr. 1811.

Verzeihen Sie, verehrungswürdigster Herr Hoffsecretair, daß ich Ihnen schon wieder mit einigen Zeilen beschwehrlich falle. Meine Bitte an Sie betrifft wiederum unsre Jahrbücher. Wollten Sie wohl nicht das Strafgericht über des Herrn v. Arnim Halle und Jerusalem³⁾ übernehmen? Ihr Urtheil könnte gewiß am besten auch unsern guten Zimmer⁴⁾ von dem Wahn heilen, daß solche Producte das Höchste der Kunst seyn, und daß jenes Halle und Jerusalem, was Brentano ihm in den Kopf gesetzt hat, nach Göthe's Faust das Größte sey, was deutsche Poesie hervorgebracht hat.

Herrn v. Hammer hoffe ich bald meinen Beytrag für die Fundgruben übersenden zu können⁵⁾. Ich habe den persischen Text, von dem versprochenen Stück des Mirchond noch einmal abschreiben müssen, um ihn nach Paris zu schicken, indem Hr. de Sacy sich gütigst erboten hat, ihn mit zwey dortigen Handschriften vergleichen zu lassen⁶⁾. Vielleicht noch in dieser Woche kann

mit der Zeitschrift nicht gestört; in einem Schreiben aus Wien vom 12. August 1823, dem er Band 3—5 seiner gesammelten Werke beilegt, bittet Schlegel den alten Freund um eine Rezension in den „Heidelbergschen Jahrbüchern“, die Creuzer denn auch wirklich verfertigt hat („Jahrbücher“ XVIII, Nr. 7 und 8; wiederabgedruckt in Creuzer's „Zur griechischen und römischen Literatur“, S. 7—25. — Vgl. Friedrich Creuzer „Aus dem Leben eines alten Professors“, Leipzig und Darmstadt 1848, S. 225 f.).

¹⁾ Sulpiz Boisseree (Stuttgart 1862 I, S. 109 f.

²⁾ Adolf Stoll, „Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken“ (Kassel 1896), S. 55⁴.

³⁾ „Halle und Jerusalem. Studentenspiel und Pilgerabenteuer“. (Heidelberg 1811, bei Mohr und Zimmer).

⁴⁾ Johann Georg Zimmer (1777—1853), der Verleger Arnim's und der jüngeren Romantik überhaupt, sowie auch der „Heidelbergschen Jahrbücher“.

⁵⁾ Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1856), österreichischer Diplomat und Orientalist, Begründer und erster Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften, gab 1809—1818 „Fundgruben des Orients“ (sechs Bände) heraus.

⁶⁾ Eine Ausgabe der „Geschichte der Samaniden“ des persischen Schriftstellers Mirchond hatte Wilken bereits (Göttingen 1808) veranstaltet; sie war von dem berühmten französischen Orientalisten Silvester de Sacy in „Millins Magasin encyclop.“ I (Januar 1809), S. 200 ff. anerkennend besprochen worden; mit diesem trat Wilken bald auch in persönlichen Verkehr, als Ende März 1811 eine Studienreise ihn nach Paris führte. Vgl. A. Stoll a. a. D., S. 51, 62.

Aus Friedrich Schlegels Briefftasche

ich meine Abschrift absenden. Die Uebersetzung ist vollendet. Hr. v. Hammer darf aber nicht zuviel erwarten; Heidelberg ist kein Local für die orientalischen Studien, nicht einmal von gedruckten Büchern ist außer dem wenigen, was ich selbst besitze, etwas vorhanden, geschweige der handschriftlichen Subsidien. In den nächsten Osterferien will ich mir einen kleinen orientalischen Genuß, so viel meine beschränkte Zeit erlaubt, in Paris zu verschaffen suchen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner innigsten Hochachtung und Verehrung.

F. Willen

*

Der undatierte Brief von Friedrich von Geng, der nun folgt, dürfte in das Jahr 1811 zu setzen sein; denn man geht kaum fehl, wenn man in dem Buche, von welchem da die Rede ist, Schlegels Schrift „Über die neuere Geschichte. Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1810“ (Wien 1811) vermutet.

Mit außerordentlichem Interesse habe ich diese Blätter gelesen, über deren einzelne Trefflichkeiten ich mich mündlich mit Ihnen unterhalten muß. So ganz in meinem Sinne und allen meinen Wünschen gemäß sind mir selten historische Darstellungen vorgekommen; so christlich, so katholisch, so kaiserlich, so oesterreichisch; und doch immer so wahr und liberal! — Unzufrieden bin ich nur mit diesem Buche unter einigen negativen Gesichtspunkten; das heißt, es fehlt ihm verschiedenes, was es leicht hätte besitzen können, und wodurch es äußerlich imposanter und siegreicher geworden wäre. Doch auch hierüber behalte ich mir eine mündliche Erklärung vor.

Geng

*

Mit Fouqué, dem literarischen Mündel seines Bruders, scheint Friedrich Schlegel in recht lebhaftem Briefwechsel gestanden zu sein, von welchem sich freilich nur wenige Stücke erhalten haben. Ein Schreiben aus Wien vom 22. Juni 1811 (Briefe an Fouqué, Berlin 1848, S. 368 f.) ergeht sich in Lobsprüchen des „Sigurd“, dieser hölzernen Dramatisierung der nordischen Siegfriedsage, bedauert, von der Hagens Rezension desselben (in der Halle'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung) nicht zu kennen, und stellt schließlich die Frage: „Haben Sie Hülfens¹⁾ Nachlaß erhalten und wäre es nicht möglich, ihm ein Denkmal der Freundschaft zu setzen, was Sie am besten könntent?“ — Fouqué antwortet in ausführlicher Epistel:

¹⁾ August Ludwig Hülfen (1765—1810), bedeutendes Mitglied des Jenaer Romantikerkreises, Mitarbeiter des „Athenäum“, Verfasser philosophischer Aufsätze religiös-ethischer Färbung, war seinerzeit Hofmeister des jungen Fouqué. — Vgl. über ihn: Rudolf Haym, „Die romantische Schule“, dritte Auflage, besorgt von D. Walzel (Berlin 1914), S. 502—513, und Willy Flitner, „A. L. Hülfen und der Bund der freien Männer (Jena 1913).

Nennhausen bei Rathenow, in der Mark
Brandenburg, am 25^t Julius 11.

Ihr liebevoller und ehrender Brief hat mich unendlich erfreut. Ich erkenne es für einen grossen Segen Gottes an, daß mein Sigurd¹⁾ so tief in Gemüther, wie das Ihrige und das Ihrer Frau Gemahlin — denn ich weiß durch unsern Isidorus²⁾, daß auch sie ihn gern und öfters wieder liest — zu dringen vermochte. Schon früher habe ich es Ihnen gesagt, daß ganz besonders bei jenem Gedichte das Leben Ihrer Poesie mich umschwebte, und daß ich Niemandem auf der Welt lieber damit gefalle, als eben Ihnen. Daß mir nun dieser Wunsch in solchem Maasse erfüllt ist, verdanke ich, wie es mir mein klarstes Gefühl sagt, nicht eigener Kraft, sonder[n] dem unnennbaren Etwas, welches Gott aus Gnaden giebt, und das sich oftmals aus dem Menschen auf eine Weise herauspricht, über die er in seiner Ichheit kaum Rechenschaft geben kann, dafern er aber ehrlich mit sich umgeht, in eben dieser Ichheit nichts anders, als die tiefste Demuth empfinden kann. — Sie haben mir das ganze Herz aufgeschlossen mit Ihren Worten, und müssen es nun schon gütig aufnehmen, wenn sich Ihnen auch das Verborgnere darin kundzugeben strebt.

Ohne Zweifel sind nun die vaterländischen Schauspiele³⁾ bereits in Ihren Händen, und ich wünsche von ganzer Seele, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin auch an dieser Dichtung Freude finden mögen. Den Waldemar trage ich seit meiner Kindheit mit mir herum, und habe ihn oftmalen in Wald und Garten vor andern Kindern oder auch ganz allein aufgeführt. Es ist gut, daß ich ihm diese theatralischen Darstellungen im Voraus habe angeheißen lassen; auf unsern heutigen Bühnen möchte er schwerlich dazu gelangen. Ihr Bruder — mein mir unendlich lieber und verehrter Meister — ließ mir vor einiger Zeit einmal durch Chamisso schreiben, ich solle doch für die Bühne dichten; es seien ja selbst Aeschylos und Shakspeare bereit gewesen, sich nach ihr zu fügen⁴⁾. Aber ich mußte ihm erwidern, daß Aeschylos und Shakspeare auch keine Ahnung von einem Bühnenwesen, wie unser heutiges

¹⁾ „Sigurd der Schlangentöter. Ein Heldenpiel in sechs Abentheuern“. (Berlin 1808).

²⁾ Otto Heinrich Graf von Loeben (1766—1825), unter dem Pseudonym Isidorus Orientalis als romantischer Dichter tätig, weilte Mai bis August 1810 in Wien.

³⁾ „Vaterländische Schauspiele“ (Berlin 1811), S. 1—132: „Waldemar, der Pilger, Markgraf von Brandenburg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.“ Vgl. „Des Baron Friedrich de la Motte Fouqué Lebensgeschichte. Aufgezeichnet durch ihn selbst“ (Halle 1840), S. 305: „Waldemar der Pilger hatte schon seit meinen Knabenjahren in mir geschlummert, aber doch schon auch sich lebhaft in mir geregt, indem ich stets den sog. falschen Markgrafen Waldemar als den Echten angesehen hatte.“

⁴⁾ Chamisso an Fouqué, Napoleon 17. November 1810 („Adelbert von Chamisso's Werke“ V, Berlin 1864, S. 317): „Haben Alle, von Aeschylos bis auf Shakspeare, für die Vorstellung gedichtet, müßtest Du Dich schämen, ein Gleiches zu tun? — Ich will Dir wohl sagen, daß ich hier Schlegeln aus dem Munde spreche.“

Aus Friedrich Schlegels Brieftasche

leider ist, gehabt hätten, und daß ich nun schon bei meiner Weise bleiben müsse, höchstens auf eine mögliche Darstellbarkeit Rücksicht nehmend. Was meinen Sie dazu? — Der nordischen Muse will ich, Ihrer Mahnung getreu, gewiß immer meine hauptsächlichsten Kräfte zuwenden. Zwei Heldenspiele liegen fertig¹⁾, zu deren Beschluß aber mir die Sage noch immer zu dunkel leuchtet. Ich denke mich um deren Willen mit Gräter²⁾ in Briefwechsel zu setzen. Jetzt dichte ich an einem grossen Ritterroman, welcher Deutsche, Spanische, Französische, Englische, und vorzüglich meine lieben Nordländischen Ritter unter einander in Berührung bringen soll³⁾. Nach dessen Beendigung schwebt mir ein Heldenpiel von dem Leben und den Thaten Alboins vor, deren Lesung in Paul Warnefrieds gestis Langobardorum mich sehr anregt⁴⁾. — Was unfres Hülsens Nachlaß betrifft, der allerdings, in sofern er der Welt bestimmt war, ihr nicht vorenthalten werden darf, so habe ich darüber an seinen nächsten und, wenn ich mich so ausdrücken darf, von ihm durchdrungensten Freund, Erich von Berger⁵⁾, geschrieben. Er muß die Papiere in Händen haben, und ist wohl befugt, sie zu ordnen und bekannt zu machen. Ich habe ihm meine Hilfe bei der Herausgabe angeboten, oder ihn, falls er mir das Geschäft übertragen will, um die seinige gebeten. Nur werden wir leider in Hinsicht des Wie vielleicht genöthigt sein, auf Aeußerlichkeiten Rücksicht zu nehmen, denn Hülsens Wittve und Kind sind arm zurückgeblieben. Inwiefern dies bestimmen kann, muß Berger, der die Umstände der Familie genau kennt, am Besten entscheiden, und ich habe desfalls bei ihm angefragt. Sobald dies Geschäft, für das Sie sich mit so freundschaftlicher Treue interessieren, einen bestimmten Gang nimmt, erhalten Sie Nachricht darüber von mir⁶⁾. —

Eine Abschrift der Hagenschen Sigurdsgrecension erhalten Sie entweder beigehehend oder nächstens durch meinen Freund Hitzig. Was er Ihnen aber gewiß beilegt, ist das Frühlingsheft meiner Jahreszeiten. /: Der Verfasser des Todesbundes bin ich selbst⁷⁾ /: Hier komme ich nun mit einer recht

¹⁾ Vermuthlich eine der fünf „Dramatischen Dichtungen für Deutsche“ (Berlin 1813).

²⁾ Friedrich David Gräter (1768–1830), ein Ahnherr der nordischen Altertumskunde.

³⁾ „Der Zauberring, ein Ritterroman“ (Nürnberg 1813).

⁴⁾ „Alboin der Langobardenkönig. Ein Heldenpiel in sechs Abentheuern“ (Leipzig 1813).

⁵⁾ Johann Erich von Berger (1772–1833), zuletzt Professor der Philosophie zu Kiel, war Hülsens vertrautester Jugendfreund.

⁶⁾ Tatsächlich hat Fouqué im Verein mit Schelling in des letzteren „Allgemeiner Zeitschrift von Deutschen für Deutsche“ 1 (Nürnberg 1813), zweites Heft, S. 264 ff. „Philosophische Fragmente aus Hülsens literarischem Nachlaß“ herausgegeben.

⁷⁾ „Die Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift für romantische Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué“ (Berlin, bei J. E. Hitzig, 1811–1814); das ersterschienene „Frühlingsheft“ (1811) enthält: „Ardine, eine Erzählung vom Verfasser des Todesbundes.“ — Halle 1811 war von Fouqué nämlich anonym „Der Todesbund. Ein Roman“ veröffentlicht worden.

herzlichen Bitte. Unterstützen Sie diese Zeitschrift mit Beiträgen; wenn es sein kann, recht bald. Romanze, Erzählung, dramatisches Gedicht, was es auch sei, ich werde es aus Ihrer Hand mit innigem Dank empfangen. Durch die Aeußerung im Vorwort, man wolle bloß unterhalten¹⁾, lassen Sie sich gewiß nicht abschrecken, wohl fühlend, es sei dies ein Versuch, ob es sich das Volk einmal gefallen lassen wolle, daß man ihm nach einer Einleitung, wie es sie fordert, etwas Gutes geben könne. Machen Sie meine Hoffnung auf Ihre freundschaftliche Beihülfe nicht zu Wasser; ich vertraue so fest darauf, und sehe ihr mit so vieler Freude entgegen.

Dem lieben Isidorus habe ich Ihren Gruß bereits zugeschrieben. Ja wohl ist das ein recht herzenguter, kindlich reiner Mensch, in dem gewiß noch vieles Herrliche liegt, und zu seiner Zeit hervorströmen wird an das Licht der Welt. Es ist mir gelungen, ihn zu einem recht ernstern Studium der Nibelungen zu bringen²⁾, und ich habe eine große Freude darüber.

Leben Sie wohl, und kann es sein, so erquickten Sie mich bald wieder einmal durch Ihre Worte. Ihrer Frau Gemahlin meinen innigsten und ehrerbietigsten Gruß. Ich bin mit herzlicher Achtung und Freundschaft
ganz der Ihrige,

Fouqué

Aus späterer Zeit kenne ich noch einen umfänglichen und gehaltvollen Brief Schlegels an Fouqué, aus Hieging bei Wien am 1. Juli 1815 geschrieben (Original im Besitze der Wiener Stadtbibliothek), aus dem weiter unten ein aufschlußreiches Stück mitgeteilt werden soll.

¹⁾ Es heißt dort: „Die mit dem gegenwärtigen Hefte begonnene Zeitschrift... hat keinen andern Zweck, als zu unterhalten.“

²⁾ Vgl. Graf Loebens Tagebuchnotiz vom 23. Februar 1810 (abgedruckt in der Zeitschrift „Euphorion“ XV, S. 575).

(Schluß folgt.)

Kreuz- und Quer-Züge

von

August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von seinem Enkel

Major Conrad von Solleuffer.

(Fortsetzung.)

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die Burg von Benevente. Reitergefecht. Hefse die Magazine mit zerstören. Muß abermals das Hasenpanier ergreifen. Trefse unterwegs meinen Bruder.

Mit Mühe und vielem Geschrei erhielten wir auf der von Militärs aller Grade vollgepfropften Junta Billette und Quartier. Im Schlosse betrachtete ich mit einiger Wehmut das Leben und Weben seiner jetzigen Bewohner. Es waren zwei Regimenter englischer Infanterie nebst einer Abteilung Artillerie, welche in den Sälen dieses antiken Prachtgebäudes, wo sonst nur stolze Ritter, Barone und Bannerherren ihre Harnische lüfteten und unter Gesang und Saitenspiel goldene Pokale leerten, ihr lärmendes Wesen trieben und den sie umgebenden Reliquien und Kunstschätzen weder Achtung noch Bewunderung zollten. Was dem englischen Soldaten nichts nützt, das hat kein Interesse für ihn. Allenthalben waren Bajonette und Nägel in die Fugen kostbarer Säulen oder in die köstlich verzierten Wände getrieben und mit Lornistern, Patronentaschen usw. behangen. In den großen, mit Marmor verzierten Kaminen brannten große, mit antiken, zum Teil vergoldeten oder mit kunstreichem Schnitzwerk verzierten Möbeln unterhaltene Feuer, ebenso in den Höfen, und räucherten die Wände schwarz. In diesen Feuern standen eine Menge Feldkessel. Soldatenweiber wuschen und hängten die Wäsche auf, wo es ihnen gefiel. Vieles wurde mutwillig zertrümmert, alle Winkel nach verborgenen Schätzen durchstöbert. Der Soldat, der nun-

mehr recht gut wußte, daß er von den Spaniern unter falschen Vorpiegelungen in dieses Land und in eine prekäre Lage gelockt, dann im Stich gelassen, nur die Wahl hatte, vor dem ihm an Zahl dreimal überlegenen Feinde, den er mit zu überwinden gekommen war, vielleicht durch einen schimpflichen Rückzug zu fliehen oder verraten nutzlos aufgeopfert zu werden, brannte vor Unmut und Rache, und es war ein Glück, daß er solche nur auf leblose Dinge und nicht an den Bewohnern des Landes selbst ausübte. Die über das Schloß zerstreut residierenden Offiziere, über diese Profanierungs- und Zerstörungssucht ihrer Leute entrüstet, gaben sich gleichsam vor Betrübniß zerknirscht alle mögliche Mühe, derselben Schranken zu setzen; aber die Menge war zu groß, der Winkel zu viele; sie konnten nicht überall sein; auch manifestierte sich hier bereits ein Mangel an Subordination, die aus einer Armee, die aus einem ihr verhassten Lande bereits den Rückzug rieht, trotz aller Manneszucht nicht verbannt werden kann. — Unseres Schloß von Benevente! Wie bald sank deine Herrlichkeit dahin! Wie die Arièregarde eingerückt war, entstand ein Alarm, daß die Franzosen sich auf den entgegengesetzten Höhen sehen ließen. Demzufolge trat alles unters Gewehr und flog auf die Rendezvousplätze; die Kavallerie galoppierte durch die engen Straßen und zum Tore hinaus. Fürchterlicher Lärm in der Stadt. Die Ebene vor derselben wimmelte von Mönchen und anderen flüchtigen Leuten, die sich und das Ihrige vor dem anrückenden Feinde in Sicherheit bringen wollten, während die in der Stadt gebliebenen Weiber und Kinder die Straßen mit Geheul erfüllten und sich die Haare ausrissen. Nachdem aber die Franzosen von einer Anhöhe rekonnoßiert und unsere Armee sie zu empfangen bereit gesehen hatten, zogen sie sich wieder zurück. Nun aber wurde unter Anführung eines Ingenieurs das Korps der Artificiers nach der unweit der Stadt über die Eszla führenden herrlichen Brücke kommandiert, um selbige zu sprengen. Zuerst wurden die jenseits derselben liegenden Häuser verbrannt, dann flogen einige Bögen in die Luft, und somit war den Franzosen wenigstens hier der Weg verdorben. Dann marschierte ein Teil der Armee zum Bivakieren hinaus, und der andere Teil wurde beordert, sich ebenfalls marschfertig zu halten. — General Moore, der bei Toro seine Armee gemustert und 29000 Mann stark gefunden, hat hierauf die Offensive nehmen und in Verbindung mit dem Marquis de la Romana den rechten Flügel der Franzosen angreifen wollen; allein da er plötzlich erfahen, daß Bonaparte seinen Plan geändert und das nach Talavera bestimmte Korps, um Lissabon zu bedrohen, schleunigst auf Salamanca beordert, auch er selbst mit 35000 Mann auf Benevente, der Marschall Soult aber mit einer bedeutenden Verstärkung auf Astorga manövierte, so war der Plan, uns einzuschließen, aufgedeckt, und es wird nun darauf ankommen, wer am ersten in das große Defilee bei Villa franca hinein kommt. Kommen wir zu spät, so sind wir alle verloren. Eine Retirade, gleichviel wohin, ist nunmehr unvermeidlich.

Kreuz- und Quer-Züge

Der Rückzug begann daher eigentlich schon von Salamanca aus, und schon beim Anfange dieses Rückzuges müssen bereits Unordnungen vorgefallen und ein Mangel an Disziplin und Subordination durch die schnellen Märsche, Mangel an Verpflegung, furchtbares Wetter und Wege, das Niederschlagende und Schimpfliche, beständig zu retirieren, sich mit dem Feinde nicht messen zu dürfen, und durch das geheimnißvolle Schweigen des Generals Moore mit veranlaßt worden sein. Letzteres ist ihm sehr verdacht worden, denn er schwieg jetzt zur Unzeit und hätte Offiziere und Soldaten mit der Notwendigkeit zu retirieren usw. längst bekannt machen sollen. Selbst die Offiziere wurden gleichgültig, kein Mensch wußte so recht, wohin, warum und wie alles so gehe, wie es gehe. Nur daß alles verloren sein mußte, das glaubte man, aus der Generalorder schließen zu dürfen, die General Moore zu Benevente erließ. — Unterdessen ging es hier bunt zu. Alle Straßen waren bedeckt mit Menschen, Pferden und Wagen. —

29. Dezember. Des Morgens wurde ich beordert, in einem großen Magazin zu assistieren. Dieses Assistieren bestand darin, daß wir theils Rationen austeilten, theils Kisten, Kasten und Tonnen aufschlugen und Salzfleisch, Biskuit, Schuhe, Hemden, Halsbinden, Strümpfe, die herrlichsten englischen wollenen Decken usw. auseinander legten. Kaum waren wir damit fertig, so kam beinahe die ganze Armee regimentenweise vorbeimarschirt und nahm nach Belieben, was ein jeder schleppen konnte, mit. Die Zerstörung der Brücke über die Ezla geschah am 29. Dezember, aber den folgenden Morgen mit Tagesanbruch erschien dennoch die französische Kavallerie abermals auf den Anhöhen und marschirte, da sie geglaubt hat, bei Benevente nur noch das einzige, unsere Arrieregarde deckende dritte Husarenregiment vor sich zu haben, welches sie zu überfallen gedachte, kaum hundert Schritte unterhalb der gesprengten Bögen schnell durch den Fluß. Unsere ganze Infanterie und schwere Artillerie waren eben abmarschirt, aber Sir John Moore nebst den Generälen Lord Paget und Stewart waren noch in der Stadt. Alle englischen Pikette, von welchen manche nicht gesattelt, wurden sogleich vorwärts beordert. Das brave dritte Husarenregiment der deutschen Legion war das erste, welches sich formierte und den Feind, sowie er das Ufer an der Beneventer Seite erreichte und sich formiert hatte, chargierte. Die ausrückenden Abteilungen englischer Pikett-Kavallerie unterstützten nach und nach, sowie sie herankamen, den Angriff. Die lange verhaltene Kampflust unserer braven Leute, verbunden mit der Stärke und dem Gewicht der englischen Pferde, gaben bald den Ausschlag. Eine Menge Franzosen (es waren fünf Schwadronen Elite-Garde-Husaren mit ungeheuren Bärenmützen in dunkelgrüner Uniform mit weißen Aufschlägen) wurden ungeritten oder gesäbelt, und als nun gar zwei Kanonen unserer reitenden Artillerie bei der Brücke Posto faßten und zu feuern begannen, ließ er ab und suchte zu retirieren. Eine fürchterliche, aber malerische Szene fand nunmehr statt; die verwundeten

Pferde und Menschen sanken im Flusse um, während einzelne Haufen an dem Ufer, um jene zu decken, Mann gegen Mann erbittert sich noch herum-schlügen, aber einer nach dem anderen stürzten oder in den Fluß sich zurück-ziehen mußten, wo sie jenseits sich zwar wunderschnell wieder formierten, aber von unserer Kanonenfeuer in die Flanke und hart mitgenommen schnell das Weite suchten und verschwanden. Wahrlich, eine Szene, würdig, von einem Schlachtenmaler wie Louthembourg oder Bourgoin der Nachwelt auf-bewahrt zu werden. Wir nahmen etwa hundert Gefangene nebst dem General Le Febre. An Toten sollen die Franzosen zweihundert Mann verloren haben. Wir hatten nur dreißig Verwundete und darunter nur einen Offizier, den Major Burgwedel, aber keinen einzigen Toten. Das Gesäbele bei diesem Kavalleriegefechte soll fürchterlich und unsere Deutschen dabei ganz wütend gewesen sein. So klein und unbedeutend nun dieses Gefecht an sich auch gewesen ist, so wird es doch dem Feinde lehren, unsere aus solchen Soldaten bestehende Nachhut künftig ungeschoren zu lassen und sich in respektvoller Distanz zu halten. Die Gefangenen, meistens Polen, Italiener, Schweizer, auch Deutsche, sitzen in einem Hause, tragen große Bärenmützen, dunkelgrüne Uniform mit weißen Aufschlägen und sind kräftige Kerle. Eine Menge Spanier stehen vor der Thür und bedauern, daß sie von den englischen Schildwachen verhindert werden, die Gefangenen augenblicklich zu ermorden. Mehrere dieser letzteren sind erst kürzlich aus Deutschland über die Pyrenäen gekommen und bemerkten scherzend: der Kaiser mache Krieg mit ihren Weinen! Sie sagen, das Korps, wozu sie gehörten, sei bereits am vergangenen Abend in einem Dorfe, nur sechzehn Meilen von hier, angelangt und würde seinen Weg nach Villa franca nehmen, um uns abzuschneiden, wenn wir uns hier zu lange aufhielten. — Alles, was man nun in den Magazinen an die Truppen auf oben beschriebene Weise nicht hatte ausgeben können, wurde im Kloster-garten — das Magazin war in einem großen Kloster etabliert — an unge-heuren Feuern verbrannt. Sodann mußten wir den größten Teil der Rum-fässer aufstoßen und deren Inhalt auf die Straße laufen lassen; ja, damit die Zerstörung schneller vonstatten gehen möchte, wurden je vier Ballen Decken mit den vier Ecken an ein Feuer geschoben, damit die vier Ecken zugleich durchbrennen und alle darin verpackten Decken auf einmal und schnell gänzlich ruiniert werden möchten! Alle Einwohner der Stadt liefen auch hinzu und wurden ordentlich invitirt, mit zuzugreifen! Das war ein Fest für die Spanier, die das Zugreifen recht verstehen! Auch ich war nicht faul, sondern legte eine Menge der schönsten Decken sowie eine Quantität Biskuit, Rum usw. für mich zurück, holte meinen Wirt und schickte durch ihn alle diese Sachen nach Haus. Am Mitternacht hatte das Getümmel im Magazin den höchsten Grad erreicht, und man war seines Lebens nicht mehr sicher. Das Gros der Armee, das Hauptquartier und alles war fort und die Franzosen vor der Thür, die nach allen Nachrichten hier jeden Augenblick oder doch spätestens

Kreuz- und Quer-Züge

morgen in der Frühe eintreffen konnten. Während nun alles mit Saufen, Fressen, Toben, Geschrei, Gezänk und Vernichten sich amüsierte, nahm ich noch ein Stück Salzfleisch, ein Schnupftuch voll Gerste, Biskuit, ein paar Schuhe und drei wollene Decken und schlich ganz sachte, wie der Fuchs vom Laubenschlage, ein Uhr nach Hause, fütterte mein Pferd, machte meinem gefälligen Wirt mit allem, was wir aus dem Magazin mitgenommen, ein Geschenk, legte mich dann einen Augenblick nieder, und kaum graute der Tag, so galoppierte ich aus Benevente hinaus und von dannen; und es war hohe Zeit, denn kaum hatte ich einige Meilen gemacht, so hörte ich von mehreren Offizieren, die auch des Weges ritten, daß auch dieser Weg jetzt kaum mehr sicher sei, indem die Franzosen mit ihrer Kavallerie Benevente umgeben und uns so in die Flanke fallen könnten. Der Leutnant Heise vom dritten Husarenregiment war nun mit fünfundzwanzig Mann allein bei Benevente stehen geblieben, um die Franzosen zu observieren. — Ein paar wollene Decken hatte ich meinem Pferde unter den Sattel gelegt, und sie kamen mir nachher gut zustatten. Der Weg ging über Villa Brazero nach Le Banezo, fünf Leguas, wo ich die Nacht blieb. Es regnete fürchterlich, und ich wurde durch und durch naß. Im letztgenannten Orte fand ich alles voller Truppen, kam aber doch in einem Hause unter, welches vom ersten oder zweiten leichten Infanteriebataillon der Legion eingenommen war und wo mich die Offiziere unter ihren Schutz nahmen. Hier fing ich eine Lebensweise an, die mich auf der ganzen Retirade gesund erhalten hat. Ich ließ nämlich bei Tage meine Chenille fest zugewickelt auf dem Sattel und mich in Gottes Namen naß regnen. Unter Dach gekommen, öffnete ich meinen Mantelsack, zog den einzigen Anzug trockenes Zeug, den ich besaß, und wollene Strümpfe (denn alles Überflüssige hatte ich weggeworfen, damit es mein armes Pferd leichter hatte) und Pantoffeln an, wickelte mich in meine trocken gebliebene Chenille, rückte ans Feuer und lachte die anderen aus, deren Mäntel usw. durch öfteres Wecheln naß geworden und nun zum Umkleiden nicht mehr dienten, hing mein nasses Zeug ans Feuer, holte etwas Schokolade hervor, kochte sie mit Wein und tat etwas Nelkenpfeffer und Zucker hinzu (welche Ingredienzien ich von Zamora mitgebracht und sorgfältig aufgehoben), aß etwas Schiffszwieback, legte mich dann, in meine Satteldecken gewickelt, auf die bloße Erde und schlief sehr gut. Am anderen Morgen zog ich mein trockenes Zeug aus und das oft noch feuchte oder nasse Zeug wieder an; denn wenn man sich darin bewegt, so thut's keinen Schaden. Fror ich nun darin unterwegs, so tröstete ich mich, indem ich zu mir selbst sagte. sei ruhig, August, heute abend hast du trockenes Zeug anzuziehen und kannst dich komfortabel machen, während die anderen mit den Zähnen klappern.

Am 30. Dezember morgens wachte ich auf und wollte eben davonreiten, als der Generalkommissar Kennedy mich erwischte, mir vor der Stadt eine ungeheure Menge Ochsen mit dem Befehl zeigte, selbige nebst ihren Treibern,

worunter auch Studenten aus Salamanca waren (die Studenten aus Salamanca des irländischen Kollegii, meistens geborene Irländer, die befürchteten, von den Franzosen übel behandelt zu werden, zogen mit uns ab und hatten den General Moore gebeten, sie bei der Armee auf irgendeine Art anzustellen, wo man sie dann beim Kommissariat gebrauchte, unter anderem auch hier die Ochsen zu treiben!), unter meine Aufsicht zu nehmen und fortzuschaffen, worauf er auf und davon jagte. Ich mußte gehorchen, obgleich ich einsah, daß ich wegen des langsamen Marschierens der Ochsen der französischen Avantgarde in die Hände fallen würde. Es waren auch außer mir ein paar andere unglückliche Clerks zu diesem Geschäfte ausersehen. Märrisch sah es aus, wenn die Studenten hinter den Ochsen herliefen und ihre schwarzen Salare in die Luft wehten. Also wir marschierten und erreichten bald einen Steindamm, der durch ein großes Moor lief, welches grün überwachsen wie eine schöne Wiese sich ausnahm. Dieser betrügerliche Schein verführte die armen Ochsen, welche die ganze Nacht in leere, wüste Holzpläge, hier Korals genannt, eingeschlossen gewesen waren und wütenden Hunger hatten, zum Weiden! Sie liefen sämtlich von dem Damm in das Moor, und ehe einige weit, einige nicht weit gekommen waren, versanken sie, einige mit dem Kopf voran, und steckten das Hinterkastell in die Luft, andere mit Kopf und Beinen heraus, mit welchen sie sich bewegten, als wenn sie den übrigen zur Warnung eine Rede hielten — in den Schlamm. Wir wollten nach; als wir aber den Effekt wahrten, hüteten wir uns und bemühten uns nur, die, so noch auf dem Damm standen, vom Verderben abzuhalten; aber das dumme Vieh wollte nicht gehorchen, lief herunter und versank. Während wir nun dastanden und lamentierten, kam eine Division Infanterie heranmarschirt. Wir baten um Hilfe, allein die Soldaten lachten uns ins Gesicht, zogen ihre Messer und schnitten aus den Lenden der mit dem Hinterkastell aus dem Moore hervorstechenden Ochsen große Stücke Roastbeef, auch Beefsteaks, worüber diese armen, gemarterten Tiere, die mit dem Kopfe in der Mude steckten, wie die Rohrdrommeln jämmerlich zu brüllen anfangen. Endlich konnte ich diesen grausamen Anblick nicht länger ertragen, und da überdem mein Geschäft hier seine Erledigung gefunden hatte, so gab ich meinem Pferde die Sporen und eilte von dannen. Es war schon spät am Nachmittage, als ich dicht vor Astorga ein Dorf erreichte, wo das zweite leichte Bataillon auf einem Kirchhofe Halt gemacht hatte. Alle, auch mein Bruder Wilhelm, saßen ermüdet auf Gräbern und Leichensteinen. Er war sehr traurig, klagte mir, daß das Bataillon auf Flankenmärschen, wo es denn durch Gräben und Pfützen, über Berg und Thal, Hecken und Mauern gegangen wäre, und durch Hunger sehr viel gelitten hätte, immer bivakieren müßte, seit Salamanca keinen trockenen Faden auf dem Leibe habe und kapores gehen würde, wenn dies noch lange so fortginge. Ich tröstete ihn, tat meinen Freßbeutel auf und gab ihm den Rest meines Biskuits und meiner Schokolade, worauf ich von dannen zog und gegen Abend Astorga, das Rendezvous unserer Armee, erreichte.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Meine Verlegenheiten in Astorga. Muß flüchten. Anfang der großen Retirade.

Ich fand das Thor mit großen Balken barrikadiert, so daß nur jedesmal ein Mann oder ein Pferd hindurchschlüpfen konnte. Auf dem am großen Platz belegenen Rathause oder Ajutamiento, wo die Billette ausgegeben wurden, traf ich den Kommissar Mr. Kearney, der mich auch gleich in Beschlag nahm und mich beorderte, ihm in Verpflegung der Kavallerie beizustehen. Die Kommissare en chef Erskine und Kennedy sind schon vorausgegangen, um unterwegs das Nötigste zu arrangieren. In unserem Quartier lag eine ganze Kompagnie Bergschotten auf der Erde und auf den Treppen, so daß ich über sie hinwegsteigen mußte und kaum das Pferd ins Haus ziehen konnte. Auch die anderen Häuser lagen bis unter die Dächer voller Soldaten. Als ich abends mich kommode machen wollte, sah ich mit Schrecken, daß ich meine schönen, warmen, noch in Zamora gekauften Pantoffeln heute morgen in La Veneza hatte stehen lassen. Was half alles Trauern und Fluchen! ich mußte in meinen nassen Stiefeln schlafen.

31. Dezember. Morgens wurde ich ausgesandt, um allerlei auszurichten. Ich mußte die Junta wegen Provision und Surage für die Kavallerie tribulieren, sodann nach der Schlächterei vor der Stadt, wo es viele Rünste kostete, etwas zu erwischen, und endlich in die Stadt, um Korn auszuspähen. Überall herrschte die fürchterlichste Konfusion. Die meisten Einwohner waren entflohen, alle Läden von den durchziehenden Armeen ausgekauft oder ausgeplündert. Kein Lot Brot oder Schokolade in der ganzen Stadt mehr zu haben. Auf der Junta schnauzte man mich grimmig an: Was meint ihr Engländer denn! ihr retiriert, und wir sollen für euch noch Provisionen schaffen! Morgen rücken hier die Franzosen ein, und für die müssen wir auch etwas aufheben, wenn wir nicht gehangen sein wollen! — Das war nun ein argumentum ad hominem! Unterdessen bemerkte ich große Bewegungen in unserer Infanterie, ein Regiment nach dem andern marschierte sachte ab. Abends erschien ein Teil unserer Arrieregarde, nämlich eine leichte Brigade Infanterie sowie das dritte (deutsche Legion), siebente, zehnte und achtzehnte (englische) Husarenregiment zog theils in die Stadt ein, theils darum herum. Vestürzt lief ich nach Haus. Da fand ich mein Quartier mit Husaren besetzt und einen Zettel auf dem Tische des Inhalts: Da Mr. Kearney die Erlaubnis erhalten habe, voranzureiten und Provisionen unterwegs für die Kavallerie zu besorgen, so möge ich doch so gut sein und unterdessen bei der Kavallerie bleiben und selbige mit dem versehen, was ich hier aufbringen könne! Sehr verbunden für die Ehre, liebliche Zumutung! rief ich fluchend; denn ich war nicht so dumm, um nicht deutlich einzusehen, daß die dem General gemachte Vorstellung: voraus zu eilen, nur ein Kniff war. Mr. Kearney, dem hier nichts

Gutes ahndete, wollte sich nur aus dem Staube machen, das war es. Dahin-gegen hatte er mich bei Lord Paget als seinen Gehilfen rekommandiert, der bei der Kavallerie bleiben und alles besorgen würde! Gott vergebe es ihm! Ja selbst das Fleisch und Brot, welches ich am Morgen als meine Ration unter tausend Rippenstößen aus der Bäckerei und Schlächtereier mühsam zusammengeholt, hatte er mitgenommen und mir nicht einen Krumen davon zurückgelassen. Die Ehre war groß; aber auf welche Art ich dieses Vertrauen realisieren und mich dessen würdig bezeigen könne, sah ich nicht ein. Ich war damals jung und ohne Erfahrung, hatte noch nicht die Gewandtheit erlangt, tausenderlei Ressourcen zu schaffen und anzugeben, welche Gewandtheit ein Kriegskommissar nur infolge mehrerer Feldzüge sich erwirbt. Ich war ferner ohne Geld, ohne Gehilfen, ohne Lebensmittel, ohne Fuhrwerk — denn auf die Junta konnte ich nicht rechnen —, eingeschlossen in eine Stadt voller Truppen, wo nichts mehr zu haben war. Eben hatte sich mein Zorn und Anmut etwas gelegt, so wurde ich auch schon von der Quartiermeisterin aufgesucht. Glücklicherweise hatte ich am Morgen zufällig durch ein Drahtgitter, an welches ich mich hinaufheben ließ, in ein verschlossenes Unterhaus geschaut und alle Zimmer bis an die Decken mit Roggen angefüllt gefunden (bei Astorga hört nämlich Weizen und Gerste sowie in allen Berggegenden Spaniens und Portugal auf, und man sieht nur Roggen), hatte aber, weil Roggen den Pferden nachtheilig ist, nicht weiter darauf reflektiert. Jetzt dachte ich aber hierüber toleranter, und da die Junta mir gesagt hatte: ich möchte nehmen, wo ich fände, so führte ich meinen Quartiermeister dahin. Wir zogen zu einer Schmiede, holten einen ungeheuren Hammer und schlugen die Thür ein. Man war betrübt, statt Hafer und Gerste nur Roggen zu finden, denn dieser gibt den Pferden die Purganz. Während nun alle den Roggen zögernd betrachteten, rief plötzlich ein lustiger Kauz vom dritten Husarenregiment: A, wagt! wer will seht hier noch lange bedenken! frisch zugegriffen, hier heißt es: friß Vogel oder stirb! Somit marschierte alles in die Kornhaufen bis an den Hals hinein (denn zum Ausmessen oder Wiegen war weder Geschirr noch Zeit vorhanden) und füllte die Säcke, und bald sah man von diesem Hause durch alle Gassen lange Spuren sowohl von verschütteten als auch hier und da von großen Haufen Roggen, welche von den in den Straßen bivaktierenden Pferden verschmählt und in den Dreck getreten worden waren. Ich glaube, daß einige tausend Malter Roggen auf diese Weise zugrunde gingen. C'est la fortune de la guerre, dachte ich; nehmen wir es nicht, nehmen es die Franzosen. Vom Staub und Getümmel beinahe erstickt, machte ich mich aber bald von dannen und nahm mir einige Husaren mit, um nach Wein zu suchen. Fleisch war genug da, denn man brauchte nur ein paar ermüdete Karrenochsen in den Straßen niederzuschießen, und somit war diesem Mangel abgeholfen. Wir fanden endlich noch einen fest verschlossenen, unberührten Keller, nicht weit vom Tore, den wir mit Gewalt öffneten. Es wurde aus einem Nachbar-

haufe ein Licht geholt. Mit großer Zufriedenheit gewahrte ich oben über einigen Fässern mit Wein auf einer Stange auch zwei Puterhähne, die da ruhig saßen und über das Getümmel in der Stadt philosophische Betrachtungen anzustellen schienen. Ich nahm von allem Posses. Ein Husar vom achtzehnten Regiment wurde mit gezogenem Säbel als Schildwache darüber gestellt, ein anderer zu den Quartiermeistern gesandt, um sie zu avertieren, daß sie die gehörige Mannschaft mit Kesseln zum Weinfassen schicken möchten. Es währte eine Ewigkeit! Plötzlich höre ich Getümmel und Geschrei in den Straßen. Es war ein Überrest der Armee des Marquis de la Romana, etwa fünftausend Mann, welche hier durchretirirte. En passant gewahrten die Spanier kaum den offenen Keller, als sie auch mit hellen Haufen die Stiegen mehr herunterfielen als stiegen. Mein Husar, der sie abhalten wollte, wurde vom Gedränge gleichsam zerdrückt, so daß er sich nicht rühren konnte; auch drohten ihm sowohl wie mir Hunderte von Bajonetten, deren eins ein Caracho mir sogar auf die Brust setzte. Während dieses Getümmels und Gedränges fiel die Lampe, die wir erborgt und auf den Absatz der Mauer gestellt hatten, herunter; sie erlosch, und nun war alles im Dunkeln. Die Puter flogen von ihrer Stange und blusterten uns über den Köpfen herum, wurden aber sogleich von den Spaniern ergriffen und mit wütendem Geschrei so lange hin und hergezerrt, bis Federn, Blut und Kaldaunen umherflogen. Beinahe erstickt machte ich mir endlich gewaltsam einen Weg und gelangte glücklich aus dem Keller, eben wie die Husaren mit den Kesseln ankamen. Nun sehet zu, wie ihr Wein krieget, sagte ich grimmig und lief nach Haus, um meine bei dem Durchzuge der spanischen Armee nunmehr sehr gefährdeten Effekten, als mein Pferd und Mantelsack, in Sicherheit zu bringen. Kaum angekommen erschien ein Alide de Camp und beschied mich zum Lord Paget. Ich habe, sagte dieser, heute abend alle Offiziere der Arrieregarde zum Diner gebeten; schaffen Sie uns Brot und Wein; Fleisch und was dazu gehört, habe ich. Ich erzählte ihm meine Schicksale; er beorderte mich zur Junta: sie sollen Rat schaffen! Die Junta schickte einen Ausschuß zum General und ließ sich entschuldigen, sie könne über kein Lot Brot und kein Maßchen Wein wissentlich disponieren. Nun erhielt ich ein Kommando, um damit in der Stadt herum zu streifen, wo ich solches fände. Wir liefen durch alle Straßen und visitierten eine Menge Häuser vergebens, bis es dunkel wurde. Den Tag über war es sehr nebelig gewesen, und unsere Arrieregarde hatte daher Mühe gehabt, den Anmarsch und die Stellung des Feindes zu observieren. Der Abend war finster, stürmisch und regnerisch. Die zurückgebliebenen Einwohner, durch die retirierende Armee und noch mehr durch die schnell heranrückenden Franzosen beunruhigt, liefen verzweifelt und wehklagend in den Straßen umher. Marodeurs stürmten lärmend in und aus gewaltsam erbrochenen Häusern und Weinkellern; in den Straßen standen Bagagewagen, Pferde, Ochsentarren, Vieh, Soldaten, jammernde Ein-

wohner usw. Dann und wann erleuchtete eine schnell vorübergetragene Strohfackel — mit Harz überzogene Argotes genannt — oder von einem zerbrochenen Munitionswagen unterhaltenes Feuer umherflammend plötzlich und grell diese Szenen der Unordnung und des Elends und ließ sie ebenso schnell wieder in dicke Finsternis sich verhüllen, während Plänkterfeuer aus der Ferne, der eintönige kurz abgebrochene Ruf des Bügelhorns, welcher die zerstreuten Soldaten der Arrieregarde zusammenrief, worein sich die Stimmen der zur Jungfrau stehenden Weiber und das Toben der fluchenden Soldateska vermischte, in der Nähe erschallte und ein so greuliches Gemälde bildete, daß ich endlich erschöpft und ermattet das Diner des Lords Paget seinem Schicksale überließ und mein Quartier suchte. Aber der Frieden war von Astorga gewichen. Ein Offizier vom dritten Husarenregiment der Legion, dessen Namen ich vergessen, schief in meinem Quartier auf einer Matratze in voller Uniform, Säbel an der Seite, auf dem Fußboden in einer oberen Kammer; eine Menge Husaren hatten die anderen Zimmer nebst Küche eingenommen. Mein Wirt, ein Pfaffe, saß in seiner Studierstube und las, was das Zeug halten wollte, aus einem Brevier laut Gebete ab; vor ihm kniete eine Nonne, die aus einem Kloster geflüchtet war, welches die Franzosen erst geplündert hatten. Es hatte eben elf Uhr geschlagen, als plötzlich einer der Husaren wie elektrisirt aufsprang, ausrief: „Up! Up! dei Trumpeter bläht!“ und zur Küche hinausfuhr — wir alle nach; ehe ich aber mein Pferd zäumen usw. konnte, ritten diese Zentauren schon im Galopp zum Hause hinaus. Auf den Straßen erscholl zugleich ein greuliches Pferdegetrappel, Kommandieren und Davonjagen. Eilig wollte ich meinen Gaul, der übrigens den ganzen Abend fertig gesattelt war, besteigen, vergaß aber, die Gurte wieder fest zu schnallen, die ich ihm, damit er bequemer fressen könne, gelöst hatte, und fiel nun mit Sattel und allem unter denselben auf die Erde. Zum Glück stand das Tier still. Ich mußte geduldig den Mantelsack, an welchem überdem der eine Riemen gerissen, so daß er beizu hing, sowie alles andere losmachen und von neuem satteln usw. Auf der Diele war's stockdunkel. Niemals werde ich die Verzweiflung vergessen, in welche mich dieser Zufall damals versetzte; ich habe aus Wut bald greulich geflucht, bald geweint! Dazu wußte ich vor lauter Eile nicht, was ich zuerst angreifen sollte; ich verlor daher viel Zeit. Endlich kam ich damit zustande, segte nun gleichfalls zum Hause hinaus; aber die Husaren waren verschwunden, die Straßen öde und dunkel, und ich wußte nicht, zu welchem Tore man hinausgeritten sei! Meine Lage war schrecklich! Endlich gewahrte ich durch die Dunkelheit einige englische Bedienten in weißen Überrocken mit ledigen Pferden reiten, an die ich mich angeschlossen und zur Stadt hinausgelangte, wo wir links hinaus auf einer breiten Chaussee fortritten. Wir waren nicht weit gekommen, als wir auf einen Haufen Husaren vom achtzehnten Regiment stießen, die uns sagten, wenn wir sie nicht zum Glück begegnet hätten, so würden wir

schnurgerade nach den Franzosen geritten sein! Ich hörte nun, daß der auf dem äußersten Vorposten mit dreißig Mann vom dritten Husarenregiment der Legion stehende Leutnant Heise den Lord Paget benachrichtigt habe, daß die Franzosen außerordentlich verstärkt, nur durch den dicken Nebel bislang vom Vordringen abgehalten, Ustorga bestimmt mit Tagesanbruch angreifen würden. Gegen Abend aber hatte Heise berichtet, daß die Franzosen mit Übermacht auf ihn eindringen und er daher um Verstärkung bitten müsse. Hierauf wurden ihm zwanzig Husaren unter dem Leutnant Meyer zu Hilfe geschickt; dennoch von der Übermacht mehrerer Eskadrons französischer Kavallerie überwältigt, hatte er langsam zurückgehen müssen und war gegen elf Uhr vor Ustorga stehen geblieben. Es war stockdunkel; der Weg, den die Armee genommen, lief rechts nach den Bergen zu. Ich ritt mit mancherlei einzelnen Truppendetachements die ganze Nacht vorwärts, wobei wir in ein Gebirge auf beschneite oder beeiste Wege oder Gletscher gerieten, von denen einige so glatt waren, daß die Pferde nicht stehen konnten und man absteigen mußte, passierten eine Menge noch glimmender Vivaksfeuer, die dann und wann aufflammten und die wilde Winterszene, welche durch eine in dumpfer Stille dahin retirierende Armee schauerlich belebt wurde, einsam beleuchteten. Des Pfarrers Wurst hatte mir einen grausamen Durst zugezogen; auch mein Pferd wurde durstig. Wasser gab's nicht, alles war zugefroren; wir beide fraßen daher Schnee. Ich schlief im Gehen, denn zum Reiten war der Weg zu glatt und zu steil; auch konnte man es vor Kälte im Sattel nicht aushalten.

(Fortsetzung folgt.)

(Die nächste Fortsetzung von „Das Leben Martin Luthers“
erscheint erst im Aprilheft.)

Literarische Rundschau.

Von den deutschen Balten und Bauern Rußlands.

- Das Balttenbuch.** Die baltischen Provinzen und ihre deutsche Kultur. Mit Beiträgen hervorragender Balten und vielen Bildern. Herausgegeben von Paul Rohrbach. Der Gelbe Verlag Walter Blumtritt in Dachau. 1916.
- Der Kampf um Livland.** Deutsch-russisches Ringen durch sieben Jahrhunderte. Von Paul Rohrbach. (Weltkultur und Weltpolitik. Deutsche und österreichische Schriftenfolge. Deutsche Folge Nr. 11.) München, F. Bruckmann N.-G. 1917.
- Die baltischen Provinzen.** Herausgegeben von Otto Grautoff. Berlin-Charlottenburg, Felig Lehmann Verlag, G. m. b. H.
- Band 1: Stadt und Land. Herausgegeben von Hermann von Rosen und Freiherrn W. von Engelhardt. Mit über 200 Bildern. 1916.
- Band 2: Novellen und Dramen. Herausgegeben von Hellmuth Krüger. 1916.
- Band 3: Bauten und Bilder. Herausgegeben von Otto Grautoff. Mit über 200 Bildern. 1916.
- Band 4: Die jungen Balten. Gedichte. Herausgegeben von Bruno Goetz. 1916.
- Band 5: Märchen und Sagen. Herausgegeben von August von Löwis of Menar. Mit Leisten und Vignetten von R. von Hoerschelmann. 1916.
- Band 6: Bilder aus baltischer Vergangenheit. In einer Auswahl von Arend Buchholz. Mit 14 Abbildungen. 1917.
- Das schöne Kurland.** Ein deutsches Land. Von Carl Meißner. Mit 155 Abbildungen. Erstes bis zehntes Tausend. München, R. Piper und Co. Verlag, 1917.
- Kurland in Vergangenheit und Gegenwart.** Berlin-Steglitz, Verlag von Fris Würz.
- Band 1: Geschichte Kurlands. Von v. Wilperts.
- Band 2: Aus dem eroberten Kurland. Umschlagzeichnung von E. Muder. 1917.
- Die landwirtschaftlichen Verhältnisse Kurlands.** Von Benno Marquart. Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey.
- I. Teil: Klima, Grund und Boden, Bevölkerung. Mit 15 Textabbildungen. 1916.
- II. Teil: Gebäude- und Inventarkapital, Arbeitskraft, Betriebsweise. Mit 19 Textabbildungen. 1917.
- Deutsche Bauernstaaten auf russischer Steppe.** Von Robert Löw. Charlottenburg, Ostlandverlag. 1916.
- Die deutschen Bauern in Südrußland.** Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation herausgegeben von E. Schmid. Zweite Auflage. Fünftes und sechstes Tausend. Mit einer Karte des deutschen Kolonistengebietes in Südrußland. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H. 1917.

Von den deutschen Balten und Bauern Rußlands

Was sollte jeder Deutsche von unsern deutschen Volksgenossen in Rußland wissen? Merkworte. Herausgegeben vom Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer. Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 21, Verlag des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer. 1917.

Deutsche Rückwanderung in bezug auf Schleswig-Holstein. Von W. Böhne. (Arbeiten der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schleswig-Holstein, Heft 24.) Kiel 1917.

Die Deutschen in Rußland. Von Friedrich Dufmeyer. (Zeitspiegel, Heft 10) Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1916.

I.

Wie der flüchtigen Vorstellung die nähere Bekanntschaft, so folgen den Schriften, welche in der ersten Zeit des Krieges den Reichsdeutschen für die Ostseeprovinzen zu erwärmen suchten¹⁾, jetzt solche, die ihn tiefer in die deutsch-baltische Geschichte und Kultur einführen. Sie stehen sämtlich im Zeichen der Spezialisierung.

Auch Rohrbach's „Kampf um Livland“ gehört hierher, weil er den bekannten historischen Stoff unter einem speziellen Gesichtspunkt betrachtet, dem politischen. Livland ist keine Welt für sich, sondern aufs engste in die Geschichte seiner Nachbarländer verflochten. Sie alle — Dänemark, Polen, Schweden, Rußland, Deutschland — sehen sich aus politischen Gründen genötigt, die Hand nach diesem Ostseealand auszustrecken. Dies jahrhundertelange Ringen, in dem Livland wesentlich Objekt, nicht Subjekt der Politik ist, wird von dem Politiker Rohrbach lichtvoll dargestellt²⁾.

Den guten Gedanken, die baltische Kultur zur Selbstdarstellung zu bringen, haben mehrere Autoren gehabt. Am umfassendsten hat ihn Grautoff verwirklicht. In zwei Bilderbänden führt er die Landschaft sowie die Schöpfungen von Architektur, bildender Kunst und Malerei vor Augen, in drei Bänden gibt er der baltischen Dichtung das Wort, in dem sechsten und letzten Bande endlich läßt er die baltische Vergangenheit reden. Alles zweckentsprechend. Nur der Band, welcher der lyrischen Dichtung gewidmet ist, fällt einigermassen aus dem Rahmen der Sammlung. Der Herausgeber bietet nicht eine Auswahl aus der gesamten Lyrik, sondern er benutzte die Gelegenheit, einer Gruppe von jungen baltischen Dichtern Gehör zu verschaffen. Das Mißliche an dem Verfahren ist nun dies, daß gerade diese Dichter kaum als typische Vertreter baltischer Dichtung gelten können. Sie sind meist längst aus ihrer Heimat ausgewandert und haben sich in Deutschland akklimatisiert; ihre Herkunft verleugnen sie zwar auch so nicht, aber es wäre nicht leicht, zu sagen, was in ihren Gedichten denn ein Ausfluß ihres baltischen Urcharakters wäre. Das „Bierwurstfräulein“ zum Beispiel in den Berliner Alschinger-Lokalen —

In einem Tempel aus Kristall, gar reich verziert,
Sitzt fern der launenden Gemeinde
Das Bierwurstfräulein, blau und weiß kariert,
Wie eine Heilige in ihrem Schreine —

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz „Probleme des Auslandsdeutschtums“, Deutsche Rundschau, Februar 1917, S. 304 ff.

²⁾ Vgl. die Broschüre von Böhne, Livland, Rußland und wir. Zweite Auflage. Gütersloh, Bertelsmann. 1917.

dürfte wenig Baltisches an sich haben. Baltische Bodenständigkeit können sie nur in bedingtem Maße für sich in Anspruch nehmen¹⁾.

Mit bescheidenen Mitteln bringt Rohrbachs „Valtenbuch“ die baltische Kultur zur Selbstdarstellung. Ausschließlich auf Kurland beschränkt sich Meißner; die Bilder sind bei ihm am vollkommensten reproduziert, doch schweift der Text aus dem Reich der Schönheit, dem er dienen sollte, häufig ab und verfällt in bloße Geschichtsdarstellung.

Kurland als der von unseren Truppen seit Jahr und Tag besetzte Teil des Valtenlandes hat naturgemäß noch weitere Spezialarbeiten hervorgerufen. Wie sich die Sammlung „Kurland in Vergangenheit und Gegenwart“ entwickeln wird, bleibt abzuwarten. Die bisher vorliegenden Bändchen wiegen nicht schwer; die kurze Geschichte Kurlands ist nur gefällige Popularisierung, das zweite Bändchen nur ein leicht zusammengerafftes Bündel sehr verschiedenartiger Aufsätze und Skizzen überwiegend reichsdeutscher Verfasser; ein Herausgeber nennt sich nicht. Mit besonderem Interesse darf man dem Band entgegensehen, der die Letten behandeln soll (Band 4). Das „deutsche“ Kurland nämlich würde im Fall seiner Einverleibung in Deutschland, die von vielen Stimmen befürwortet wird, im deutschen Reichstag bekanntlich — durch Letten vertreten sein. Da ist es wohl an der Zeit, sich mit diesem Volk, das die große Majorität der Landeseinwohner stellt, näher zu beschäftigen. Immer, wie es sonst in den einschlägigen Schriften üblich ist, den deutschen Charakter des Landes zu betonen und von der deutschen Kultur der Letten zu sprechen, hieße, so viel Wahres auch daran ist, Vogel-Strauß-Politik treiben. Sogewisse eigene Charakteranlage brachten die Letten doch schon in den Einflußbereich der deutschen Kultur mit, und auch der russische Einfluß ist nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Daß sie zum Beispiel zu Anfang des Krieges lettische Freiwilligenbataillone aufstellten, wird man kaum als Ausfluß ihrer „deutschen“ Kultur betrachten können. Wer hier sachkundig und unbefangenen die Dinge darstellt, wie sie sind, würde sich großen Dank verdienen können²⁾.

Von dieser wertvollen nüchtern-sachlichen Art ist das Buch Marquarts über die landwirtschaftlichen Verhältnisse Kurlands. Darum ist seine Lektüre sehr fruchtbar. Hier erhält man einen Einblick in die konkreten Verhältnisse, und das ist schließlich noch mehr wert als ein — an sich berechtigt — Lobeshymnus; hier erkennt man auch, was etwa in den landwirtschaftlichen Verhältnissen Kurlands verbesserungsbedürftig ist und wo die Reformarbeit einzusetzen hat. Das Buch ist also für den Fachmann, und zwar ganz speziell für den kurländischen Fachmann, geschrieben, aber auch der Laie wird es nicht ohne Gewinn aus der Hand legen. Denn, weiß er auch mit der Fülle der aderbautechnischen Einzelheiten wenig anzufangen, so gewinnt er doch einige große Gesichtspunkte für die Beurteilung der kurländischen Zustände.

Die Lage der Landwirtschaft ist in Kurland nun keineswegs besonders günstig. Vergleiche besagen wenig. Selbstverständlich ist sie der russischen überlegen; aber

1) Baltische Dichtung während des Krieges: vgl. die Sammlung „Wir harren des Tags!“ Lieder aus baltischer Not. Gesammelt und herausgegeben vom Verein für das Deutschtum im Ausland. Ostland-Verlag, Charlottenburg (o. J.).

2) Entsprechendes gilt von den Esten. Die Schriften über Letten und Esten sind teils nicht ausreichend, teils jetzt in Deutschland nicht erhältlich: S. v. Dorneth, Die Letten unter den Deutschen im Valtenlande. Dritte Auflage. Leipzig und Hannover, Bahnsche Buchhandlung. 1906. Rosental, Die Kulturbestrebungen des estnischen Volkes. Reval 1912.

Von den deutschen Balten und Bauern Rußlands

„unter Blinden ist der Einäugige König“, und so ist das kein besonderer Ruhmes-titel. Mit der reichsdeutschen Landwirtschaft kann sie nicht konkurrieren, die hat — aus verschiedenen Ursachen — einen zu großen Vorsprung; doch das ist kein Anlaß zum Nadel. Die furländischen Verhältnisse, welche die Voraussetzung für den landwirtschaftlichen Betrieb bilden, sind eben ganz andere. Die furländische Landwirtschaft will aus sich selbst heraus verstanden sein.

Im ganzen ist, von Ausnahmen natürlich abgesehen, der Ertrag der Rittergüter — mit ihnen hat es der Verfasser in erster Linie zu tun — in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen. Das hat im wesentlichen zwei Ursachen, eine innere und eine äußere.

Die innere Ursache ist das Mißverhältnis zwischen dem Grundbesitz und der Kapital- und Arbeitskraft. Die Rittergüter sind zu groß für das zur Verfügung stehende Betriebskapital. „Die Besitzlichkeiten haben häufig einen Umfang, daß selbst ein mehrfacher Millionär nicht genügend Betriebskapital besitzt, um rationell wirtschaften zu können.“ Ein Betrieb aber, der „über die Kapitalkraft seines Besitzers hinausgewachsen ist, ist überhaupt nicht mehr zu retten“; er zwingt zu immer extensiverer Bearbeitung mit immer abnehmenden Erträgen. Zum Mangel an Betriebskapital gesellt sich, die Nötigung zu bloß extensiver Bearbeitung verstärkend, der Mangel an Arbeitskräften. Die Letzten sind von der Landflucht ergriffen, und auswärtige Saisonarbeiter den Sommer über in genügender Zahl einzuführen ist auch nicht möglich.

Für den Mangel an Betriebskapital hat der Verfasser eine sehr interessante geschichtliche Erklärung; er führt ihn bis auf die Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft zurück. Nicht daß diese selbst die Ursache sei, aber eine — an sich nicht notwendige — Begleiterscheinung habe das Mißverhältnis herbeigeführt; die Entschädigung nämlich, welche die Rittergutsbesitzer aus Anlaß der Freilassung ihrer Leibeigenen erhielten (über diesen Punkt hörte man gern Genaueres), hätten sie nicht sachgemäß anzuwenden und landwirtschaftlich fruchtbar zu machen verstanden. Bis dahin waren die Leibeigenen „Kapital und Arbeit zugleich und gehörten somit unzertrennlich zum Grund und Boden. Ihre Freilassung und Loslösung vom Gutsbetrieb mußte daher für diesen von einschneidender Bedeutung sein, entzog man ihm doch zwei Produktionsfaktoren und gab statt dessen dem Besitzer eine Summe Geldes — den Verkaufspreis der Gesinde — in die Hand, mit welchem er folgerichtig das Verlorengegangene wieder hätte herbeischaffen müssen. Das heißt, die für verkauftes Gesinde vereinnahmten Gelder hätten wieder in den Betrieb hineingesteckt und in Form von Meliorationen, Baulichkeiten, lebendem und totem Inventar, umlaufendem Betriebskapital, Arbeitslöhnen usw. in Erscheinung treten müssen.“ Nur auf diese Weise hätte das Wirtschaftsobjekt dieselbe Rente abwerfen können wie vorher, als diese Summe in der Gestalt der Leibeigenen oder Gehorchsleute wirkte. Statt dessen haben die Rittergutsbesitzer das Geld entweder in Banken, industriellen oder ähnlichen Unternehmungen angelegt, um sichere und hohe Zinsen zu genießen, oder sie haben es zum Erwerb neuen Landbesitzes benutzt. Das Resultat war in beiden Fällen dasselbe: das Geld wurde dem Landwirtschaftsbetrieb entzogen.

Zum Teil geschahen diese Landkäufe aus dem edelsten Motiv, der Sorge für das Deutschtum; man wollte durch die Vereinigung von viel Land in deutscher Hand die Position der Deutschen gegenüber den Letzten verstärken. Das ist ja nun auch zunächst gelungen. Aber mit der Zeit kann sich diese Maßnahme zur Förderung des Deutschtums als zweischneidig erweisen. Denn in der Frage der Rivalität der Nationalitäten „entscheidet auf die Dauer nicht die Ausdehnung des Besitztums, sondern wer von beiden Nationalitäten wirtschaftlich am weitesten fort-

geschritten ist. Wenn der Deutsche aber mehr Land zu erwerben trachtet, als er mit seinen Mitteln in zeitgemäße Kultur nehmen kann, so ist eine Überholung durch die Letten in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus nicht unmöglich, ein Zustand, der für das Deutschtum von den übelsten Folgen begleitet sein müßte." Nicht die Ausdehnung, sondern die Ausnutzung des Besitzes entscheidet.

Seit jener Zeit also datiert nach Marquart der stetige Rückgang der deutschen Landwirtschaft in Kurland.

Zu diesem inneren Mißverhältnis gesellte sich nun — und das ist die äußere Ursache für die geringe Prosperität der kurländischen Landwirtschaft — der Umstand, daß sie ihren Betrieb innerhalb der Grenzen des russischen Reiches zu führen hatte. Das heißt: ihr fehlten gute Wege für den Absatz ihrer Produkte; denn für Chausseen und Eisenbahnen war nur ungenügend gesorgt, die Regulierung der Wasserläufe fehlte ganz. Es fehlte ein landwirtschaftliches Schulwesen höherer wie niederer Ordnung; daher blieb die Durchdringung der Landwirtschaft mit Wissenschaft, der Deutschland so viel verdankt, aus. Es fehlte ein Kleinbesitzerstand, mit dem die Großgrundbesitzer hätten Hand in Hand arbeiten können; denn die an sich schon mißliche völkische Trennung dieser beiden Stände in Deutsche und Letten wurde in letzter Zeit — nicht ohne russische Einwirkung — zum feindlichen Gegensatz. Es fehlte endlich die Rechtsicherheit; willkürliche Enteignungen deutscher Grundbesitzer sind jederzeit an der Tagesordnung gewesen. Diese Unsicherheit der Zukunft aber ist in den letzten Jahren, mindestens seit der lettischen Revolution, ein bedeutender Faktor geworden, welcher wie ein Hemmschuh auf alle landwirtschaftlichen Unternehmungen wirkte. „Wer hat noch Mut, neue Kapitalien in seinen Betrieb zu stecken, wenn die Konfiskation seiner Güter oder eine drohende Revolution, die alles über den Haufen werfen kann, wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte schweben?“

Greift man nun irgendeine Einzelfrage aus dem Komplex des landwirtschaftlichen Betriebes heraus, so stößt man sofort auf eins der hier gekennzeichneten Übel. Zum Beispiel ist das kurländische Ackerpferd, der „Klepper“, zu schwach, als daß sich mit ihm auf die Dauer rationelle Landwirtschaft betreiben ließe; ein stärkeres Pferd kann aber erst gehalten und gezogen werden, wenn die leidigen Futterverhältnisse sich gebessert haben. Dazu wieder müßten erst umfangreiche und kostspielige Meliorationen von Wiesen und Weiden ausgeführt werden — Kapital und Arbeit!

Oder: man will statt der nicht ausreichenden tierischen Arbeitskräfte maschinelle Kräfte benutzen. Auch das ist nicht ohne weiteres möglich. Dampf- und Motorpflüge können in der Regel nur arbeiten, wenn das Land vorher dräniert ist. Vor ihrer Benutzung also muß der Besitzer erhebliches Kapital in den Boden stecken. Und auch ihr Betrieb frisst mehr Kapital als bei uns; denn Betriebsstoff, Reserveteile, Führer sind nur schwer zu erhalten und müssen erst aus Deutschland verschrieben werden.

Oder die mangelnde Anpassung ans Klima. Gewiß, das Klima ist rauher und die Vegetationszeit daher kürzer als in Deutschland. Aber ganz so kurz brauchte sie nicht zu sein. Der Mangel an Entwässerung ist daran schuld. „Bessern wir die Wasserverhältnisse, so ist dadurch auch zweifellos eine Verbesserung des Klimas zu erwarten, wenigstens insofern, als wir die Vegetationszeit um mindestens zwei Wochen verlängern und die ungünstige Wirkung verschiedener Witterungserscheinungen abschwächen.“ Doch dazu gehört wiederum Betriebskapital und Arbeit.

Und so könnte man mit Beispielen noch fortfahren, man käme immer wieder auf denselben Punkt zurück.

Von den deutschen Balten und Bauern Rußlands

Es leuchtet ein, daß Kurland vorläufig noch keine „Kornkammer“ ist; nur bedeutender Aufwand von Kapital und Arbeit und die Durchdringung des landwirtschaftlichen Betriebes mit wissenschaftlichem Geist kann es im Lauf der Jahrzehnte dazu machen. Für die zukünftige Gestaltung der Dinge sind zwei Anregungen laut geworden: Verkleinerung der Rittergüter und Ansetzung von deutschen Kolonisten. Bekanntlich ist die kurländische Ritterschaft dem Gedanken näher getreten, unter bestimmten Voraussetzungen einen Teil ihres Grundbesitzes zu Kolonisationszwecken zur Verfügung zu stellen. Sie will damit die Schaffung einer deutschen Unterschicht in die Wege leiten. Aber auch vom bloß landwirtschaftlichen Standpunkt scheint dies ein gesunder Gedanke zu sein; das Mißverhältnis zwischen Grundbesitz und Betriebskapital — dieser Krebschaden kurländischer Landwirtschaft — würde dadurch bedeutend verringert, vielleicht ganz beseitigt werden. Denn „werden die Güter nun verkleinert, so kann nicht nur die vorhandene Arbeitskraft auf eine kleinere Fläche konzentriert werden, sondern auch das gesamte Betriebskapital, zuzüglich der für verkauften Grund und Boden vereinnahmten Summen“. Der Ansiedlung von Kolonisten selbst müßten allerdings bestimmte staatliche Aufwendungen (Wege- und Eisenbahnbauten, Meliorationen usw.) vorausgehen; würden sie einfach auf dem abgetretenen Acker angesetzt, so hätten sie von vornherein mit allerlei widrigen Umständen zu kämpfen und hätten nicht sonderliche Aussichten auf eine günstige Entwicklung. — Die Möglichkeiten, die im kurländischen Boden liegen, können sich also erst entfalten, wenn bestimmte Hemmnisse behoben sind. „Dann aber kann Kurland ein ungemein fruchtbares und reiches Land werden.“

II.

Endlich treten auch die deutschen Bauern Rußlands in den Gesichtskreis der Reichsdeutschen.

Ihre kräftigste Gruppe, die südrussische, wird uns zum ersten Male eingehend in der Schrift von E. Schmid geschildert, der etwa zwanzig Jahre unter ihnen gelebt hat. Von der Regierung zur Erschließung des Landes herbeigerufen und mit wertvollen Privilegien ausgestattet, haben diese Kolonisten gründliche Arbeit gemacht: die Steppe in Weizenland umzuwandeln und für ihre zahlreichen Kinder und Kindeskinde neues Land — und zwar stets nur vom Udelsgut, nie vom Besitz des kleinen russischen Bauern — dazuzukaufen. Ihr Landbesitz ist so groß wie Elsaß-Lothringen, Baden und Württemberg zusammengenommen. „Es sind reiche Bauern . . . Stolz wie Herrscher, selbständig wie Könige, saßen sie auf ihren Höfen, auf ihren Gütern. So sahen sie herab auf die sie umschwänzelnden russischen Beamten niederen und höheren Grades, denen sie Tribut zahlten, wie der Reiche dem Armen Almosen gibt. Wenn einer so schellenklingelnd — das amtliche Zeichen — in den Hof gefahren kam, ging der Bauer noch nicht einmal hinaus, ihn zu empfangen, sondern wartete, bis er hereinkam. Echt deutsches, kerniges und gerades Selbstbewußtsein zeigten diese Bauern, wie es manchen Kreisen in Deutschland sehr not täte.“

Wenn Löw allerdings seiner Broschüre, die sich die besondere Aufgabe stellt, dem Reichsdeutschen das innere Leben der süd- und ostrussischen Deutschen (südrussische Deutsche, Wolga-Deutsche, Sibirier), dieser unverdorbenen Abkömmlinge des achtzehnten Jahrhunderts, verständlich zu machen, den Titel gibt „Deutsche Bauernstaaten auf russischer Steppe“, so liegt darin eine Übertreibung. Denn — gerade auch nach seinen eigenen Ausführungen — ist die Zeit, wo die deutschen Kolonien tatsächlich eine Art Staat im Staate bildeten, unwiederbringlich dahin.

Wieviel von ihnen und den außerordentlich hohen Werten, die sie geschaffen haben, am Schluß des Krieges übrig sein wird, muß die Zukunft lehren. Mit der Umwandlung Rußlands in eine Republik ist ihre Zukunft — wie die der übrigen Deutschen — noch keineswegs sichergestellt. Die Deutschenfeindschaft ist ja nicht vom Sarentum ausgegangen, sondern sie stammt aus dem Volke und wurde allmählich eine so starke Strömung, daß das Sarentum sich ihr nicht entziehen konnte. Fast die gesamte russische Literatur halt, worauf Dukmeyer¹⁾ in einem lehrreichen Kapitel aufmerksam macht, von Feindseligkeit gegen alles Deutsche wider. Und der Landhunger der „Ukrainer“ in Südrußland scheint von demselben Kaliber zu sein wie der der großrussischen Bauern im eigentlichen Rußland. Was also aus diesem urkräftigen Kolonistenvolk und den übrigen Deutschen Rußlands werden mag, steht dahin.

Des kleinen Teils von ihnen, den die Wechselfälle des Krieges in unsere Hand gebracht haben — der wolhynischen Ewakuirten, die die Russen nicht mehr mitnehmen konnten, und der Kriegsgefangenen, deren Zahl etwa sechzehntausend beträgt — nimmt sich der Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer (Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 21) an²⁾. Ihnen ist das schwerste Schicksal der Auslandsdeutschen zu teil geworden: ihr Vaterland, dem sie loyal ergeben waren, hat ihnen den Krieg erklärt. So muß ihr Mutterland wieder für sie eintreten und sehen, wie es ihren Untergang abwende.

Gottfried Fittbogen.

Neuere Schriften über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände Belgiens.

(Schluß.)

II.

Auch bei den Veröffentlichungen, die sich mit dem Wirtschaftsleben Belgiens befassen, tut man gut, einen Unterschied zu machen zwischen solchen Verfassern, die erst der Krieg auf dies Gebiet gelockt hat, und solchen, die sich schon seit längerer Zeit mit den Problemen Belgiens beschäftigen. Die erstgenannten, die sich in ziemlich großer Zahl unter unseren Publizisten breit machen und sich mit ungehemmter Behendigkeit von Tag zu Tag vermehren, übergeht man am besten mit Stillschweigen. Um so längeres Verweilen verdienen die gründlicheren Arbeiter, die jenen eigenartigen Wirtschaftsverhältnissen schon seit Jahren nachgegangen sind.

Hier darf Hermann Schumacher unter deutschen Autoren an erster Stelle genannt werden; es handelt sich insbesondere um drei Schriften, die während des

¹⁾ Kapitel 5: Die Deutschen in der Schilderung russischer Schriftsteller. Vgl. den Aufsatz von Landsberger, Der Deutsche in der russischen Literatur (Deutsche Politik 1916, Heft 41, S. 1795—1801).

²⁾ Vgl. seine Kriegszeitsschrift „Heimkehr“. Über die Erfahrungen, die in Schleswig-Holstein mit Rückwanderern aus Westrußland gemacht sind, berichtet W. Bohne in der oben genannten Schrift.

Neuere Schriften über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände Belgiens

Krieges herausgekommen sind: „Antwerpen¹⁾. Seine Weltstellung und Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben“, „Belgiens Stellung in der Weltwirtschaft“²⁾ und „Der deutsch-belgische Wettbewerb und seine Regelung“³⁾. Von diesen behandelt „Antwerpen“ fast ausschließlich wirtschaftliche Fragen; die beiden anderen greifen hier und da auf das politische Gebiet über, zumal in ihren Schlusskapiteln.

Im Gegensatz zu Claudius Severus, der eine Reihe eindrucksvoller Skizzen aneinanderreicht und durch starke Impressionen wirkt, verarbeitet Schumacher sein schweres Material zu wissenschaftlichen Zusammenfassungen, denen nicht immer leicht zu folgen ist. Noch schwieriger ist es, auf begrenztem Raum eine auch nur annähernde Vorstellung von den gehaltvollen Ausführungen zu geben. Es seien daher nur einige Gedankenketten, deren einzelne Glieder als Tatsachen für sich bekannt sind, hervorgehoben.

Bekanntlich ist unter allen selbständigen Staaten Europas Belgien der am dichtesten bevölkerte; die europäische Bevölkerungsstatistik pflegte ihn bisher als eine Einheit zu behandeln und gab zum Beispiel im Punkte Volksvermehrung eine Geburtenziffer (22,6 v. T.), die wohl als Übergang zwischen Frankreich (18,8) und Deutschland (27,5) angesehen werden konnte. Diese belgische Geburtenziffer kommt aber aus zwei sehr ungleich wachsenden Volkshälften zustande, nämlich dadurch, daß die vlämische Landschaft (mit 27 v. T.) dem deutschen Reich (27,5), die wallonische (mit 18,5) darin Frankreich (18,8) fast gleichen; statt des belgischen Überganges finden wir also bei näherer Betrachtung innerhalb Belgiens einen Riß, der dem zwischen Deutschland und Frankreich ähnelt. Noch größer ist der Unterschied in der Säuglingssterblichkeit zwischen Flamen- und Walenland, wobei wiederum die wallonische Sterbeziffer der französischen, die vlämische der deutschen entspricht; ja, die Sterblichkeit ist unter vlämischen Kindern sogar noch größer als unter deutschen (den Grund dieses Elends hat Claudius Severus am grellsten veranschaulicht). So spricht sich in der Statistik dasselbe aus, was Jensen den Mikrokosmos des germanisch-lateinischen Gegensatzes genannt hat.

Es ist auch der Zusammenhang bekannt, in dem die Dichte der Bevölkerung mit dem Werden und Gedeihen der belgischen Industrie steht: Cockerills eigentümliche Entwicklung und die Ausnutzung der Kohlenlager des Walenlandes; wie dadurch bei steigender Bevölkerungszahl und -dichtigkeit die heimische Landwirtschaft zurückgedrängt wurde; wie sie aber nie aufhörte, einen großen Teil der belgischen Staatsbürger zu ernähren. Hier zieht Schumacher den Vergleich mit England, das als große Kolonialmacht sich die völlige Vernachlässigung des heimischen Ackerbaues leisten durfte. Belgien mußte sich trotz ähnlicher Industrieentwicklung seinen Bauernstand erhalten. Aber es ist „ihm doch nicht gelungen, ihn vor Not zu bewahren. Den großen Rohertträgen entsprechen vielmehr oft nur sehr geringe Reinerträge. Ja, auf dem alten Kulturboden Flanderns wohnt heute vielfach ein ländliches Elend, wie es sonst in Westeuropa wohl nur noch in Irland sich findet“.

Der Verfasser erklärt dies Darniederhalten des vlämischen Kleinbauernstandes aus der Agrarpolitik der machthabenden wallonisch-französischen Minderheit: „Der kleinen Zahl begüterter Verpächter, die zum großen Teil im eigenen Interesse auf die Seite der wallonischen Machthaber sich gestellt haben, steht die das Flamentum bewahrende große Schaar in Unbildung gehaltener kleiner und kleinster Pächter

¹⁾ Erschienen bei Duncker und Humblot, München und Leipzig 1916.

²⁾ Nr. 41 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden“ bei E. Sirizel, Leipzig 1917.

³⁾ Ebenda 1918.

gegenüber, welche, trotz intensivster Feldarbeit von Eltern und Kindern, nur dadurch vor äußerster Not sich schützen können, daß sie der Heimarbeit, vor allem der Spizenklöppelei, sich widmen und als Wanderarbeiter, bis zu sechzigtausend im Jahr, in die Fremde ziehen, aber nicht mehr nach dem stammverwandten Osten, wie einst zum Schutze des Germanentums, sondern nach dem welschen Westen, die eigene geliebte Stammesart gefährdend. So haben sich der soziale Gegensatz und der sprachlich kulturelle Gegensatz zum „Fluche der Stiefmütterlichkeit“ gesteigert, der auf der Masse der fleißigen vlämischen Bauernschaft ähnlich lastet, wie auf den irischen Pächtern der grünen Insel jenseits des Kanals.“

Die Interessen des vlämischen Nordens sind nicht durchgehends dieselben wie die des wallonischen Südens. Brotgetreide wird in den vlämischen Gauen doppelt so viel angebaut wie in den wallonischen; aber nicht der Anbau dieses Getreides, nicht der damit beschäftigte vlämische Kleinbauer ist es, den die belgische Zollpolitik schützt: auf Brotgetreide hat sie keinen Schutzoll gelegt. Sinegen bauen die wallonischen Landschaften doppelt so viel Hafer als die vlämischen; und infolgedessen ist 1895 ein Schutzoll auf Hafer eingeführt. Ähnlich begünstigen die Viehzölle nicht den zahlreichen vlämischen Bauernstand, sondern seinen welschen und verwelschten Widersacher; die vlämischen Betriebe sind viel zu klein, um sich eine ergiebige Viehhaltung leisten zu können.

Diese Verteilung der Zölle erklärt es zusammen mit der Bevölkerungsdichte, daß einer der hauptsächlichsten Einfuhrgegenstände das Brotgetreide ist. Allein an Weizen sind (im Jahre 1912) über Antwerpen 1843 000 Tonnen eingeführt worden. In demselben Jahre betrug die Erzeugung von Brotgetreide 130 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung (gegen 247 in Deutschland und etwa 40 Kilogramm in England). Aber auch Vieh und Erzeugnisse der Viehzucht (Butter, Käse usw.) müssen eingeführt werden. Der Krieg hat noch deutlicher gezeigt, daß Belgien sich bei dieser Wirtschaftsverteilung nicht aus eigenen Produkten ernähren kann. Der Anbau der Zuckerrübe ist allerdings während der Besetzung vermindert und dafür der Getreidebau vermehrt worden; bis dahin arbeiteten jedoch Zuckerrübenbau und Pferdezucht über die Bedürfnisse des Landes hinaus für die Ausfuhr.

Noch mehr aber arbeitete fast die gesamte Industrie für die Ausfuhr. Schumacher nennt Belgien den einseitigsten Industriestaat und gibt überzeugende Belege. Nach ihm werden auf den Kopf der Bevölkerung erzeugt

	in Belgien	in Deutschland
an Kohle	2,8 Tonnen	2,5 Tonnen,
„ Roheisen	280 Kilogramm	230 Kilogramm
„ Stahlerzeugnissen .	310 „	245 „
„ Kobzink.	25 „	3 1/2 „

Diese Industrien sind überwiegend im Walenland ansässig. Auch die Glasindustrie, die ebenfalls auf den Kopf mehr erzeugt als in Deutschland, ist vorwiegend auf wallonischem Boden zu Hause. Bei dieser Intensität der Erzeugung versteht es sich, warum die belgische Industrie eine ausgeprägteste Exportindustrie werden mußte: Die Ausfuhr betrug 1912 rund 280 Mark auf den Kopf gegen 138 Mark in Deutschland!

In diesem engbewohnten Raum konnte aber auch darum die emsige Tätigkeit so emporblühen, weil durch eine günstige Pforte der Verkehr hinaus- und wieder hereinfluten konnte. Ohne Antwerpen, ohne seinen Hafen, ohne die Wechselwirkung, in der seine Ein- und Ausfuhr mit der Industrie und dem belgischen

Neuere Schriften über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände Belgiens

Durchfuhrhandel weitergedieh, ist die materielle Blüte des Belgiens vor 1914 fast ebenso wenig denkbar wie ohne die Kohlen- und Erzlager des Wallenlandes. Antwerpen ist von der Natur dreifach begünstigt. Der Hafen an sich ist gut (könnte freilich bei großzügigerem Aufwand für die Regulierung der Schelde und für andere technische Vervollkommnungen noch verbessert werden); Antwerpens Lage, unweit einer der belebtesten Meeresstraßen der Welt, ermöglicht vorüberfahrenden Schiffen, es ohne großen Zeitverlust anzulaufen, Güter zu löschen und zu laden; und endlich besitzt es ein Hinterland wie wenige europäische Häfen: Nicht nur das vlämische und wallonische Land, sondern auch die reichsten Gegenden Deutschlands. Eine Besonderheit Antwerpens ist dann noch die geringe Ausbildung der eigenen Schifffahrt und die günstige Rückfracht — so günstig, wie keiner der konkurrierenden Häfen des Festlandes sie bietet, weder Rotterdam noch Hamburg, noch Bremen. Diese Günstigkeit der Rückfrachten hängt natürlich zum Teil mit der belgischen Industrie zusammen, die über die Bedürfnisse des belgischen Inlandmarktes hinausgeht. Die belgische Ausfuhr stößt aber auf die Schutzölle der Staaten, die einen Wettbewerb mit der wohlfeilen belgischen Industrie zu fürchten haben; und dieser Umstand hat den belgischen Gewerbetreibenden darauf festgelegt, daß sie besonders die sogenannten Halbfertigfabrikate erzeugen, die eine vielseitigere Verwendung zulassen als die Fertigfabrikate und in schutzöllnerische Staaten eher eindringen können.

Wenn wir nun den Blick auf die Zukunft richten, so finden wir im zuletzt Gesagten wesentliche Gründe, die gegen eine Einverleibung des ganzen Wallenlandes sprechen. Mag Lüttich nebst der Maas aus Gründen der Selbstverteidigung dem Deutschen Reiche unentbehrlich sein — aus einer Annexion der übrigen Wallonei (oder auch nur aus einem Zollanschluß) würden dem Reiche mehr Nachteile als Vorteile erwachsen. Denn erstens würde eine solche Einverleibung oder Angliederung die wallonische Industrie instandsetzen, Deutschland mit ihren Erzeugnissen zu überschwemmen und zwar nicht nur mit Halbfertigwaren; nicht mehr von der Enge und den begrenzten Bedürfnissen Belgiens abhängig, würde sie es lohnend finden, auch Fertigfabrikate herzustellen und auf diese Weise mit der deutschen Industrie in einen gefährlichen Wettbewerb zu treten. Zweitens würde eine solche Angliederung uns Elemente zuführen, in denen der Rassenhaß zu tief wurzelt, verwahrloste und widerspenstige Elemente, zu zahlreich, um sich aussiedeln zu lassen — ein steter Born von Unzufriedenheit, Beunruhigung und anderer Gefahr, der an der Grenze am wenigsten zu wünschen ist.

Dieselben Rücksichten, die — immer einen guten Verlauf der Dinge vorausgesetzt — uns nötigen, das Wallenland außerhalb der Zollgrenzen zu lassen, Rücksichten auf die Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie und auf den Charakter der Grenzbevölkerung, nötigen uns, einen Zollanschluß und sonstige Anknüpfungen an das vlämische Volk anzustreben. Antwerpen ist der von der Natur gegebene Ausfuhrhafen des deutschen Hinterlandes geworden, des Rheines bis Mannheim hinauf und weiter, der Wupper, der Ruhr, insbesondere für Stückgüter. Es ist für uns eins der wichtigsten und wohlfeilsten Tore zum Weltmarkt. Geben wir den Weg zu diesem Tore wieder in offiziell-belgische — und das bedeutet: feindliche — Überwachung, so kann diese durch hohe Durchfuhrtarife die Wohlfeilheit unserer Erzeugnisse auf dem Weltmarkt erheblich beeinträchtigen und ihre Eignung zum Wettbewerb vernichten. Mit Recht stellt Schumacher den Wirtschaftskrieg in Rechnung; unsere Waren dürfen, wollen sie auch nur einen bescheidenen Anteil am Welthandel wiedergewinnen, keinen ihrer Vorzüge für den Wettbewerb einbüßen. Die Straße nach Antwerpen muß in Händen sein, von denen wir eine wohlwollende Handhabung erwarten dürfen. Da Antwerpen seinerseits auf das

deutsche Hinterland angewiesen ist, laufen die deutschen und die Antwerpener vlämischen Interessen parallel.

Die gegebene Lösung auch der wirtschaftlichen Frage deckt sich mit der politischen Trennung der vlämischen Landschaften von den wallonischen. Der Weg nach Antwerpen führt westlich der Maas fast ausschließlich durch vlämisches Gebiet. Dies von den welschen Eindringlingen, den belgo-französischen Behörden und Einflüssen, zu befreien, gehört gleichermaßen zu den vlämischen wie zu den deutschen Belangen.

Es ist an dieser Stelle unnötig, nochmals auf die kulturellen und völkischen Notwendigkeiten hinzuweisen, die allgemein diese politische Trennung erheischen; was Schumacher darüber ausführt, stimmt mit dem überein, was in unserer Zeitschrift stets als Notwendigkeit betont worden ist¹⁾. Neu ist, daß die Forderung nach einer völligen Trennung von Schumacher mit wirtschaftlichen Notwendigkeiten begründet wird. Er weist insbesondere auf die gefährliche Macht des französischen Kapitals hin und auf seine gefährlichste Anlage in dem Limburger Kohlenbecken. Da Schneider-Creuzot daran beteiligt ist, wird hier noch mehr bedroht als der deutsche Wettbewerb. Hier wurde bereits vor dem Kriege der Grund gelegt, auf dem ein Vorposten der französischen Rüstungsindustrie errichtet werden sollte. Hier kann nicht der geringste Zweifel obwalten: Es handelt sich um eine Bedrohung unserer Sicherheit. Wenn Belgien ohne reale Garantien geräumt wird, so wird diese Bedrohung bald zur Tatsache. Und die Verwaltungstrennung ist keine reale Garantie. Ein Belgien, das mit dieser halben Neuerung wiederhergestellt wird, bietet keine Gewähr gegen das Wiedereindringen französischer Kapitalien, ebenso wenig wie gegen ein Vordringen der französischen Sprache und Gesinnung. Mit Recht sieht Schumacher die Kräfte, die von den Vlamen selbst zur Abwehr gestellt werden, noch als zu schwach an; sie bilden sich und werden dem politisch überlegenen Erbfeinde eines Tages gewachsen sein; heute reichen sie noch nicht hin.

Nur die staatsrechtliche Trennung Flanderns von der Wallonei, möglichst unter Zollanschluß an Deutschland, bietet wirklich Bürgschaften gegen jene Gefahren. Wenn die Limburger Kohlenlager nicht in französischen Händen sind, geben sie zugleich breiten Massen des vlämischen Volkes, die bisher der Volkskraft verloren gingen, Gelegenheit zu einer Betätigung, die ihr Vlamentum nicht gefährdet. Der Strom der vlämischen Wanderarbeiter, der sich alljährlich nach Frankreich ergießt, könnte alsdann nach dem Limburger Kohlenbecken, um das herum sich gewiß manche Industrie bilden wird, geleitet werden.

Was die Zukunft der Wallonei anlangt, so deutet Schumacher verschiedene Möglichkeiten an, die eine sorgfältige Beachtung verdienen (S. 42 ff.), wie denn überhaupt die drei Schriften, vor allem „Der deutsch-belgische Wettbewerb“, zu dem schwersten und wirksamsten Geschütz gehören, das die deutsche Gelehrtenwelt zur Entscheidung des Streites um Belgien geliefert hat.

Franz Fromme.

¹⁾ „Deutsche Rundschau“, Januarheft 1915, Dezemberheft 1915, Februarheft 1916, September- und Dezemberheft 1916.

Fichte und wir. Von Hermann Schwarz. Sechs Vorlesungen, gehalten 2. bis 7. Oktober 1916 auf der Lauterberger Weltanschauungswoche. 111 S. Osterreich, Harz, A. W. Zickfeldt Verlag, 1917.

Schon wiederholt wiesen wir während des Krieges an dieser Stelle auf die Bedeutung hin, die Fichte im Geistesleben der Gegenwart sich errungen hat. Die neudealistisch-deutsche Bewegung orientiert sich in erster Linie an diesem philosophus teutonicus. Als solchen hat ihn H. Schwarz auf der Lauterberger Weltanschauungswoche seinen Hörern dargestellt, als den Vertreter des Deutschtums, der am innigsten die tiefsten Zusammenhänge geistigen Lebens mit den in der Wirklichkeit wurzelnden Taggedanken verband. Kant hatte den moralischen und theologischen Ontologismus beseitigt, dagegen war er in der Begründung des wissenschaftlichen Ontologismus, wonach wir unsere wissenschaftlichen Begriffe von einer jenseitigen Welt empfangen sollen, statt daß sie durch unsere eigene unbewußte geistige Tiefe in unser Denken hinein erzeugt werden, zögernd stehen geblieben. Fichte hat hier in seiner Wissenschaftslehre bewußt weiter gearbeitet und ist dadurch der eigentliche Begründer des deutschen Idealismus geworden, der nicht nur grundsätzlich, sondern auch tatsächlich keine Eindrucksphilosophie mehr ist, sondern eine Philosophie der geistigen Selbstsetzung, wo jedes stehende Sein aufhört. Damit geht er nicht nur auf Kants Kritizismus und Apriorismus, sondern zugleich auf den Herderschen Geist der Evolution zurück, denn es handelt sich nie um ein feststehendes, sondern stets um ein werdendes unendliches Bewußtsein, und es handelt sich auch nicht um einen vom menschlichen Bewußtsein abgeschiedenen göttlichen Entwicklungsprozeß, sondern um eine Philosophie des Geisteslebens in oder bei uns, und es handelt sich drittens nicht um die pantheistische Metaphysik eines Weltprozesses, in den wir verflochten sind, sondern um die genetische Erklärung des Woher und Wohin dieses Geisteslebens, um seine Wertung als Moment einer idealen Evolution. So etwa bestimmt Schwarz den allgemeinen Charakter der Philosophie des deutschen Idealismus, um dann Fichte in seinen Rahmen zu fassen. Gleich die zweite Vorlesung: „Fichte der Redner an die deutsche Nation“ führt uns auf die Höhe seiner Wirksamkeit. Drei Perioden werden in seiner politischen Entwicklung unterschieden: Fichte als Kosmopolit in Jena, Fichte als abstrakter, unhistorischer Nationalist während der ersten Berliner Jahre und Fichte als geschichtlich denkender Nationalist, der die Eigentümlichkeit Deutschlands erkennt und zum erstenmal die Mission des deutschen Gedankens in der Welt verkündet, seit 1807. Als solcher fordert er jetzt, der von der geistigen Wiedergeburt des Individuums ausgegangen, dann zur wirtschaftlichen Konzentration des Staates weiter geschritten war, die sittliche Konzentrierung des deutschen Staatswesens zu seiner Wiederaufrichtung. Fichte unterscheidet scharf zwischen dem ausländischen und dem deutschen Geiste: dort die Bewältigung der Sprache durch die römische Junae, hier die Bewahrung einer ursprünglichen Sprache; dort sprachliches Spielen mit Ideen, hier schöpferische Tiefe des Denkens; dort von außen her entpringender Empirismus, der schließlich an dem naturhaften Ich hängen bleibt, hier eigentümliches Unbedingtheitsleben, das allein sittliche, von der Ewigkeit ergriffene Freiheit kennt. Aus diesem deutschen Unbedingtheitsleben ergeben sich die eigentümlichen Inhalte der Idee des Deutschtums und der deutschen Vaterlandsidee, die ein Fichte seinen Hörern darzustellen versucht. Indem sich die Menschen bedingungslos hingeben, ergibt sich ihnen etwas Unbedingtes, Ewiges: Volk und Vaterland. So wird das Deutschtum zum Erzieher der Menschheit oder besser: sollte es werden. Schonungslos weist Schwarz darauf hin, wie sich von 1914 zu 1916 jener Geist des Deutschtums bei den Daheimgebliebenen zum Niedrigen gefehrt hat. So hatte sich Fichtes Entwicklung vom Kosmopoliten zum deutschen Patrioten vollzogen infolge der politischen Erfahrungen. Noch eine andere Entwicklung vollzog sich in ihm: vom sittlich begeisterten zum religiös begeisterten Menschen. Ihr war bereits eine solche vom sinnlichen zum sittlichen Wesen durch die Bekanntschaft mit Kants Schriften in Leipzig 1790 vorangegangen: nicht die Sinnenwelt, sondern das Nichtgefühl ist das Erste und Ursprüngliche, die Menschen sind dem Einzelnen nichts sinnlich Befetztes, sondern etwas sittlich Befetztes, unaufhörliche Aufrufe zu Werken der Selbstzucht und Selbstbescheidung, der Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Liebe. Welche Stellung kommt nun Gott in dieser Ordnung zu? — Diese Frage behandelt die dritte Vorlesung, die Lehre vom sich setzenden Gotte. Gott ist die sittliche Lebendigkeit, das sich stets neu schaffende sittliche Geistesleben in uns, kein abstrakter Geist außer uns. Jedes Aufflammen geistig sittlichen Lebens ist ein Werden Gottes, er ist „das Geistesleben in allen menschlichen Individuen als eines genommen“. Wir machen nicht die moralische Weltordnung, sondern sie ergreift uns, Gott wird immer mehr in jedem von uns, ist also das immer und unaufhaltsam sich realisierende Sittengesetz. Sobald das geistig-sittliche Ich in uns

wird, wird Gott in uns. Nur von innen heraus können wir das Nüchliche, den Zustand des geistigen Todes überwinden. Der erste Gegensatz der Philosophie des deutschen Idealismus zu allen früheren Weltanschauungen mit Ausnahme der Herderschen lag darin, daß diese ontologisch dachten. Der zweite Gegensatz ist der, daß die früheren Weltanschauungen nicht auf historischer, sondern auf naturwissenschaftlicher Konzeption beruhten, ungeschichtlich waren. Der deutsche Idealismus dagegen erhält seine Eigenart durch seine eminent historische Denkweise. So dreht sich Fichtes Philosophie um die Frage nach der Entstehung der Empfindungen; ein Problem, das er nicht naturwissenschaftlich, sondern historisch, transzendental-historisch angreift. Das unendliche Bewußtsein in uns, das unbedingte Ich, ist die einzige Realität, die es gibt. Ihr Kern ist sittliche Vernünftigkeit. Nur darauf beruht es, daß es Empfindungen gibt, und mit ihnen eine erscheinende Welt von Dingen. Kants praktische Vernunft wird — so die vierte Vorlesung, „der neuschöpferische Vorgang aus der Philosophie Kants“ — von Fichte zur Welterschöpferin erhoben, denn ihre abstrakte Geistigkeit will in Geistesleben sich umsetzen. Dazu aber muß es endliche Objekte und unendliche Subjekte sittlicher Tätigkeit geben, die geistige Unendlichkeit der praktischen Vernunft muß in sich selbst Schranken der Endlichkeit setzen. Dies geschieht durch die Erzeugung der Empfindungen insofern einer Art Selbstaffektion. Die Erzeugung von Empfindungen zu sittlichen Zwecken durch das apriorische Überich ist die notwendige metaphysische Tat, auf der alles Wesen und Wesen des geschichtlichen Prozesses beruht, und sie reicht nach Fichtes Meinung auch aus als intellektuelle Anschauung. So sucht er und mit ihm die ganze Philosophie des deutschen Idealismus in echter Spekulation in der geistigen Tiefe des Überich den zeitlosen Ewigkeitsgrund für alles zeitliche Werden. Diese arziologische Methode will die Genesis der Erscheinungen nicht nach kausalen Gesetzen erkennen, sondern stellt ihren Sinn und ihre Bedeutung nach Wertmaßstäben fest. Für sie ist Natur nur da, damit Geschichte da sein kann. Diese für die Entwicklung der spekulativen Geschichtsphilosophie und für die Erkenntnis des Wesens der Geschichte so bedeutsamen Betrachtungen werden in der fünften Vorlesung: „Die arziologischen Urthathandlungen“ fortgesetzt. Die Geschichte der überzeitlichen Tat gliedert sich in drei Schritte: 1. Das Ich setzt sich selbst, das Wesen des geistigen Lebens ist also unbeschränkte Freiheit und Selbständigkeit; 2. Das Ich setzt sich gegenüber im Nüchlichen als Objektenwelt, zu der auch mein empirisches Ich gehört; 3. Ich und Nüchlich durchdringen sich gegenseitig zur Vielheit einzelner Seelen und Dinge. So bildet wie bei den heutigen Naturwissenschaften Energie den Grundbegriff bei Fichte, aber nicht als blinde, seelenlose, sondern als wertsetzende Energie. Die uns gegenüberstehende Dingwelt bedeutet also kein Sein, von dem wir abhängen, sondern es ist im Gegenteil das Material geistiger Tätigkeit. So kommt jedem von uns seine besondere Aufgabe zu. Die Pflicht ist nicht wie bei Kant eine allgemeine, sondern eine besondere, einzigartige und unwiederholbare, wie das Einzelleben. Daraus ergibt sich wiederum eine für den Historiker besonders wichtige Folge: „Der kategorische Imperativ ist nicht mit naturwissenschaftlicher Allgemeinheit, sondern mit geschichtlicher Einzigkeits-Kategorie zu bestimmen.“ Entscheidend für die Fichtesche Auffassung wirkt nicht der verstandesmäßige Allgemeinheitscharakter, sondern der vernunftgemäße Unbedingtheitscharakter, und das sittliche Leben läßt sich nicht allgemein, sondern nur als Unbedingtheitsleben fassen. Solche Anschauung ist weit entfernt vom Atheismus, denn geistiges Leben ist für sie die letzte Tiefe der Welt; ebenso weit vom Pantheismus, für den Gott als naturhaftes All-Sein keiner Steigerung fähig ist. Aber wie kann ein werdender Gott ein Absolutum sein, und wie kann es ein Tun geben ohne Seiendes? — Aus solchem kosmopolitischen Bedenken heraus suchte Fichte später seine arziologische Selbstsetzungstheorie in einem anderen kosmopolitischen Untergrunde zu verankern: Gott ist nicht das geistige Leben, sondern das geistige Leben ist aus ihm. Er wurde zum Mystiker: das Ich soll untergeben in der seienden Göttlichkeit. Aber immer bewahrt seine Anschauung sich vor der ratenlosen, beschaulichen Selbstverfertigung des Mystizismus, denn das von Gott erraffene Individuum soll handeln. Dieses handelnde geistige Leben, das aus Gott geboren wird, ist die originale Leistung des Fichteschen Denkens, sein deutscher Idealismus, ja seine deutsche Religiosität, die er von neuem in den Kampf zwischen Theismus und Pantheismus hineinwirft. Einst war, so erläutert die sechste Vorlesung „Wertung der Philosophie Fichtes“, Eckehart es, der den deutschen Idealismus im Mittelalter zur Geltung brachte. Jetzt ist es Fichte. Er entbindet die Werthhaftigkeit ideoellen Lebens von aller bloßen Weltthätigkeit. Religion ist „Schöpfung durch Gott, nicht Ergreifen, sondern Ergreifensein; religiöses Erlebnis die Erfahrung eines göttlich Zwingenden in und mit unserer Freiheit“. Der Unterschied zwischen dem älteren und jüngeren Fichte liegt nicht in der Frömmigkeit, sondern in dem Frömmigkeitsgegenstande. Gleich allen

Mystikern vermag auch er in dem Bösen nichts Positives, sondern nur eine Abwesenheit seligen Lebens zu sehen. Infolge seiner Vergottungsmystik versäumt er es, oder vielmehr vermag er es gar nicht, zum Problem des Bösen ausdrückliche Stellung zu nehmen. Er ist im letzten Grunde idealistischer Monist, dessen tätiges und lebendiges Geistesleben alles zum Guten durchdringt, aus der natürlichen Selbstsucht zur sittlichen aus Gott geborenen Selbstständigkeit sich emporringt. Solche Einseitigkeit unterliegt gewiß schweren sittlichen, religiösen und geschichtlichen Bedenken; aber wir können nur wünschen, daß dieser willens- und tatkräftige Fichtesche Enthusiasmus unserem deutschen Volke ein starker Helfer zu seiner sittlich-religiösen Wiedergeburt sein möge. Hoffentlich finden die Schwarzschen Darlegungen in den Reihen unserer akademischen Jugend starken Widerhall.

uz.

Blätter für deutsche Art und Kunst. Von Benz. Jena, Eugen Niederichs.

In Benzens Verkündigung, was ihm unsere alte wahre Kunst ist, was unsere neue Kunst werden soll, ist etwas vom Eisengehalt, der die Wirkung der Wanderprediger der Romantik gemacht hat. Aber es sind auch von ihren Vätern einige, die Benz zertümmern möchte. Er will die Selbstentfremdung des deutschen Geistes nachweisen, wenn er die Renaissance und ihre zentrale Stellung in unserem ganzen Bildungswesen bis heute als unser Verhängnis fühlt. Wie er hingegeben das Gesamtkunstwerk malt, das in der Zukunft die vereinzelt geschwächten Künste wieder zur Macht religiöser Wirkung vereinigen soll, wird die anfeuernde Rede dieser Hefte den Beweis des Geistes und der Kraft erbringen müssen. Aber die Gotik und die Renaissance sind nicht die Gegensätze, als die eine schematisierende Geschichtsschreibung sie herausstellte. Ist nicht in die Persönlichkeit der neuen Zeit das beste Streben der schöpferischen Geister des Mittelalters eingegangen? Tiefere Probleme als ihr äußerliches Absterben birgt das geboime Vor- und Nachleben der Gotik. Ein griechischer Philosoph sei uns heute leichter lesbar als ein mittelalterlicher Scholastiker, merkte Worringer an. Benz meint, Meister Eckhart habe deutscher geredet als die gesamte deutsche Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts, denn er habe alles fremdbegriffliche Philosophieren umgewandelt in deutsches Denken. Aber überwand er die Freude an einer verschnörkelten Bewegung des Denkens, jene aus dem Bewegungsdrang des nordischen Denkens stammende Konstruktionswut, in der Worringer den Vergleichspunkt zum gotischen Formwillen sah? Aus diesem unruhigen, wie leidvollen Gang des nordischen Denkens hinauszugelangen zu der Klarheit, zu der Erkenntnis der Form im gesetzmäßigen Zusammenhange der Teile, jenen beiden höchsten Eigencharakteren lateinischer Kunstübung, das ist in allen Anknüpfungen an den Süden ein Vollendungsziel des deutschen Geistes gewesen: das in ständiger Bewegung begriffene Ausdrucksbedürfnis zu befriedigen mit der in klarer Ruhe gefestigten Darstellung. Ob die Rezeptionen ein Verhängnis waren, das will ein geschichtliches Urteil nicht entscheiden. Wir kennen keine zur Form gewordene große deutsche Kunst vor der Verdrängung mit der Fremde. Aber wir fühlen in lebendiger Schöne die Werke der deutschen Meister, die Söhne und Enkel unserer Renaissance gewesen sind. — In den Namen Gotik und Renaissance sind geistige Umfänge begriffen, die im Charakter des nordischen Menschen immer nebeneinander gelegen haben. Wer will Dürer, Rüd. der Spätgotik des Nordens und Kopist der Renaissancemeister des Südens, Gotiker oder Renaissancemeister nennen? Er hat in kurzem, in seiner Enge unerhört vollem Leben im wesentlichen den Weg aller deutschen Kunst vollendet. Und die Prunknetrolage seiner Freunde waren alle lateinisch. Es hat dieser Weg für die Entwicklung des deutschen künstlerischen Menschen fast den Charakter des Zwangsläufigen erhalten. Und ist es nicht der künstlerische Drang der Jugend, der Völkeryugend ebenso wie des jungen Einzelmenschen, im Reichtum der Erziehungswelt unterzutauschen, die Fülle der Gesichte in flutenden Bildungen sich ausströmen zu lassen? Führt nicht jeder Weg der Reife (nun ja, auch des Alters) zur Bewußtheit, zur Durchdringung der Umwelt mit dem eigenen Maße, zur Klarheit mit sich selbst, in sich selbst? Keine Frage — denn sie wird immer anders beantwortet werden, solange neue Augen das Erbe der Väter nach ihrem subjektiven Sinne umwerten — bleibt diejenige, welcher Wert der lebendigere, anregendere: der jener jungen Künste, deren Ausdrucksfülle immer sie der Gotik annähern wird, oder der gereiften Stile, deren Formwille immer „Renaissance“-Charakter tragen mag. Das ursprüngliche Antlitz der Natur nachbilden, das Dürers Altersbrief als Endziel seines Schaffens nennt — die Formel hätte auch Hans von Marées die seine nennen können, und hat der Meister der Naumburger Dombildwerke, hat der gotische Schöpfer der Straßburger Söbriichten Jungfrauen nach einer anderen gebildet? Aus dem Sinn des Geschöpfes dem

Sinn des Schöpfers nachzuspüren — solche Mythenworte haben oft die Wunder schaffender Kunst deuten wollen. Das menschliche Auge leitet das Bestreben, die vielen Dinge auf wenige Vorstellungen zu vereinfachen. Bei dieser Anpassung und Klärung der Erscheinungswelt drängt ein intellektuelles Element heran — wem aber dankt dafür nicht eine so rein „physische“ Augenlust, der die geklärten Bildformen der großen Stilkünster der „Renaissancen“ betrachtet? Wem die historische Verbildung unserer Tage daneben noch das Glück weckte, die anscheinend ungeklärten, aber darum nicht minder intellektualisierten Bildformen der „Gotiken“ durchzukosten, der wird wünschen, daß im Sinne Dürers, trotz aller Tragik seines Doppelwesens, jeder große bildende Deutsche beide Welten in sich berge: den Titanismus der gotischen Menschen, der den Urjauf schuf, und die Harmonie, die Faust, den Renaissancefürsten, Helena umarmen läßt. 19.

Das Hildebrandslied. Von Franz Saran. Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur, Band XV. Halle a. S., Max Niemeyer. 1915.

Die siebenundsechzig uns erhaltenen Zeilen der ältesten deutschen Dichtung, des Hildebrandsliedes, sind, seitdem Wilhelm Grimm 1830 den *17709* codicis im Steindruck vorgelegt hatte, häufig und heiß umstritten worden. Und tatsächlich bietet kaum ein zweites Literaturdenkmal durch seine Fehler, Lücken und Auslassungen, aber nicht minder durch seine einwandfrei festgestellte Aufzeichnung so viele Schwierigkeiten. Die Vorschreitende Ausbildung philologischer Methode, jedenfalls aber ihren kühnen Spürsinn wieder. Zumal das vorliegende Buch ist ein schöner Beweis dafür. Der durch seine Verslehre bekannte Verfasser sucht darin mit Hilfe der von J. Ruz entwickelten, von Sievers weiter ausgebildeten Lehre von den Klangtypen die Probleme enger zu umgrenzen und besonders die von jeher ergebnissperrende Hauptfrage einer Lösung entgegenzuführen, ob die in hunder Mischung des Textes ein Produkt längerer Überlieferung, also der Verwilderung und Entstellung, oder gar ursprünglich ist. Er kommt nach Feststellung der Schallformen zu dem Ergebnis, daß sie ursprünglich sein und von einem Dichter herrühren müsse, der ein Bayer gewesen, aber bemüht war, den eignen Dialekt dem eines vermutlichen sächsischen Gönners anzunähern. Das Resultat ist in dieser Fassung, die den bis dahin angenommenen Einfluß der Schreiber fast gänzlich ausschaltet, neu, doch scheint mir die Bedeutung mehr darin zu liegen, daß die Beweisführung zu ihrem Aufbau eine Fülle wertvoller Einzelbemerkungen austreut, die der rhytmischen und textlichen Erklärung voll zugute gekommen sind. Daß der Verfasser darum bei dem akustischen und philologischen Ertrage, den eine Überlegung nochmals zusammenfaßt, nicht stehen geblieben, sondern zu einer Interpretation auch des Gedankengehalts fortgeschritten ist, verdient vollste Zustimmung und sollte von der Germanistik vorbildlich aufgenommen werden. Ob allerdings die scharfe Formulierung, die das Thema auf den darin behandelten Vorwurf der Theodizee festlegen und jede Problemstellung der Heldenethik leugnen möchte, nicht den Fehler unhistorischer Einseitigkeit in sich birgt, scheint mir zweifelhaft, wie ich auch die Verknüpfung des Hildebrandsliedes mit Kleists „Familie Schroffenstein“ für äußerlich und unorganisch halte; doch schmälert das gegenüber all den positiven Ergebnissen nur unerheblich den reichen Gewinn, den die Untersuchung für die Forschung bedeutet. 10x.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Jtschner.** — Lehrerbildung und Volkstum von Hermann Jtschner. 160 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917.
- Jeß.** — Theodor Storm. Sein Leben und sein Schaffen. Von Hartwig Jeß. Mit einem Bildnis des Dichters und einer handschriftlich wiedergegebenen Widmung von Cäsar Flaischlen. 159 S. Berlin, Braunschweig, Hamburg, Georg Westermann. 1917.
- Keller.** — Sachsen-China. Ein kunsthistorischer Roman von Peter Keller. 232 Seiten. Berlin-Ch., Vita Deutsches Verlagshaus.
- Kern.** — Kriegsbriefe eines deutschen Studenten. Mit einer Einführung von Otto Kern. 170 Seiten. Halle a. S., Karl Niemeyer. 1917.
- Kley.** — Die deutsche Schuttreform der Zukunft. Sachliches und Grundätzliches zur Einheitschulfrage von Otto Kley. 190 Seiten. Köln, J. P. Bachem. 1917.
- Koehler.** — Die deutsche Reformation und die Studenten. Von D. Dr. Walther Koehler, Prof. in Zürich. 45 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1917.
- Krause.** — Die Türfei. Von V. R. Krause. 2. Aufl. 134 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt. 469.) Leipzig, V. G. Teubner.
- Krauß.** — Kriegsbücher des Deutsch-nationalen Handlungsgehilfen-Vereins. Herausgegeben von Ernst Krauß. 2. Band. 48 Seiten. (Blatt 9/10 der deutsch-nationalen Kriegsbücher.) Hamburg, Deutsch-nationale Buchhandlung G. m. b. S. 1916.
- Krauß.** — Schatten und Licht. Neue Gedichte von Ernst Krauß. 54 S. Weimar, Wolf von Kornaßki.
- Krüger.** — Der Genius Lutheris. Akademische Rede, gehalten vor den letzten Jahrbuch der Reformation am 31. Oktober 1917 in der neuen Aula der Universität Gießen von D. Dr. Gustav Krüger, Prof. der Theologie. 19 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1917.
- Kutter.** — Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein. 1. Römerbrief. Kapitel 1—4, von Hermann Kutter, Pfarrer. 469 Seiten. Basel, Kober. 1917.
- Laun.** — Die Internationalisierung der Meerengen und Kanäle. Bericht, erstattet an die neutrale Konferenz in Stockholm, nebst einem Vertragsentwurf von Dr. Rudolf Laun, Universitätsprofessor in Wien. 172 Seiten. Haag, Martinus Nijhoff. 1918.
- Lebins.** — Familienforschung von Franz Lebins. 34 Seiten. Leipzig, H. A. Ludwig Degener.
- Lehmann.** — Mythik in Heidentum und Christentum. Von E. Lehmann. 2. Auflage. 144 Seiten. (Aus Natur u. Geisteswelt. 217.) Leipzig, V. G. Teubner.
- Lensch.** — Drei Jahre Weltrevolution. Von Paul Lensch, M. d. R. 221 Seiten. Berlin, S. Fischer.
- Lepsius.** — Das Leben Jesu. Von Johannes Lepsius. 381 Seiten. Potsdam, Der Tempelverlag. 1917.
- Liesmann.** — Die Geldvermehrung im Weltkriege und die Vereitelung ihrer Folgen. Eine Untersuchung zu den Problemen der Übergangswirtschaft von Robert Liesmann. 199 Seiten. Stuttgart, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.
- Liller Kriegszeitung.** — Soldaten-Worte. Mit einem Kalender auf das Jahr 1918. Verlag der Liller Kriegszeitung. Herbst 1917.
- Liller Kriegszeitung.** — Das vierte Iustiae Rädel der Liller Kriegszeitung. Verlag der Liller Kriegszeitung. Dezember 1917.
- Lippert.** — Credo. Darstellungen aus dem Gebiet der christlichen Glaubenslehre. 3. Bändchen: Gott und die Welt. Von Peter Lippert S. J. Buchschmuck von Adolf Kunkst. 160 Seiten. Freiburg i. Br., Herderische Verlagsbuchhandlung. 1917.
- Ludovici.** — Spiel und Widerspiel. Ein Werkzeug zum Ausgleich der Widersprüche von August Ludovici 2., veröff. Aufl. vom Buche „Das genetische Prinzip“. Mit 2 farb. Tafeln. 309 Seiten. München, F. Brudmann A.-G.
- Mächler.** — Die deutsche Einheit. Skizze zu ihrer symbolischen Auffassung Dem Deutschland gewidmet von Martin Mächler. 15 Seiten. Berlin, Ring-Verlag G. m. b. H.
- Madenroth.** — Der Drgelbauer. Die Raubdirne. Zwei Einakter von A. Madenroth. 123 Seiten. Zürich, Art. Institut Drell Füssli. 1917.
- Mann.** — Heinrich Mann. Gesammelte Romane und Novellen. In 10 Bänden. Leipzig, Kurt Wolff.
- Mards.** — Carl August. Darstellungen und Briefe zur Geschichte des Weimarschen Fürstenhauses und Landes herausgegeben von Erich Mards. Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe in drei Bänden. 111. Band: 1821—1828. Mit einem Bildnis des Großherzogs. 490 Seiten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1918.
- Mards.** — Luther und Deutschland von Erich Mards. Eine Reformationsrede im Kriegsjahr 1917. 46 S. Leipzig, Quelle und Meyer.
- Mayer.** — Die Wiener Juden. 1700—1900. Kommerzielle Kultur, Politik. Von Eigmund Mayer. 521 S. Wien, R. Löwit. 1917.
- Melchers.** — Die neue Entfaltung. Roman von Gustav Adolf Melchers. 308 Seiten. Berlin, Hyperion-Verlag. 1914.
- Messner gen. Hoefsch.** — Die Fortbildungsfrage im böhm. Lebrant. Von Oskar Messner gen. Hoefsch, Oberlehrer am Herzoglichen Gymnasium Hildburghausen. 132 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.
- Müller.** — Die großen Gedanken der Reformation und der Gegenwart. Rede bei der evangelisch-theologischen Fakultät Tübingen am 31. Oktober 1917 von Karl Müller. 24 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1917.
- Naud.** — Merletts Schätze. Eine Auswahl guter Bücher für das evangelische Haus, dargeboten von Georg Naud (Fritz Nübe). Berlin.
- Ober Ost.** — Das Land Ober Ost. Deutsche Arbeit in den Verwaltungsgebieten Aurland, Utauen und Bialistok-Grodno. Herausgegeben im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost. Bearbeitet von der Presse-Abteilung Ober Ost. Mit 23 Lichtbildern, 3 Karten, 13 Federzeichnungen. 472 Seiten. Stuttgart, Presse-Abteilung Ober Ost bei der Deutschen Verlagsanstalt. 1917.
- Odilon.** — Das Geheimnis des Erfolges. Von Helene Odilon, ehemaliges Mitglied des Deutschen Volkstheaters in Wien. Wien, Andr. Pichl.
- Paul.** — Lola Montez. Schauspiel in drei Akten von Adolf Paul. 114 Seiten. München, Albert Langen.
- Pegold.** — Von meiner Straße. Novellen aus der Kriegszeit meines Lebens von Alfons Pegold. 197 Seiten. Warendorf, Wien, Ed. Straube. 1917.
- Pichan.** — Faust-Brevier. Herausgegeben von Emil Pichan. Eingeleitet von Oskar Waigel. Mit 2 Schattenbildern. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong und Co.
- Raitzel.** — Männetreu. Eine Bauerngeschichte von Hans Raitzel. 244 S. München, Albert Langen.
- Ranke.** — Le poly von Ranke. Über die Epochen der neueren Geschichte. 19 Vorträge gehalten vor König Maximilian von Bayern. 144 Seiten. München und Leipzig, Sander und Humboldt. 1917.
- Recke-Wagner.** — Bücherkunde zur Geschichte und Literatur des Königreichs Polen von Dr. W. Recke, Assistent bei der Archivverwaltung des Generalgouvernements Warschau, und Dr. A. M. Wagner, Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter beim Verwaltungswissenschaftlichen Generalgouvernements Warschau. 242 S. Verlag der Deutschen Staatsdrucker in Warschau (Polen). Leipzig, Felix Meiner. 1918.
- Reich.** — Die Flotte. Eine Tragödie von Hermann Reich. 162 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.
- Rizoff.** — Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen (Atlas mit 40 Landarten). Vorwort von D. Rizoff, kgl. Bulgar. Gesandten in Berlin. Berlin, kgl. Hof-Bibliographie Wilhelm Grebe. 1917.
- Rolland.** — Ludwig van Beethoven. Von Romain Rolland. 150 Seiten. (Europ. Bücher.) Zürich, Max Rischer.
- Schan.** — Die evangelischen Kirchengemeinden in der Kriegszeit. Von D. Dr. Martin Schan. Prof. in Gießen. 146 S. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1918.
- Schirmer.** — Europaern. Liosteknik. Von Thorieff Schirmer. 217 Seiten. Bergen, I Kommission Lunde und Co. 1917.

Literarische Rundschau

- Schneider.** — Westenbrand. Neue Kriegslieder von Karl Schneider. 77 Seiten. Bonn, Albert Abn.
- Schubert.** — Die weltgeschichtliche Bedeutung der Reformation. Festschrift bei der Reformationsgedächtnisfeier der Universität Heidelberg, gehalten von Hans von Schubert. 39 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1917.
- Sombart.** — Der moderne Kapitalismus. Von Werner Sombart. 2, neugearbeitete Auflage, 1 u. 2. Heft. 1155 Seiten. München u. Leipzig, Duncker und Humblot. 1917.
- Sprichwörter.** — Schweizerdeutsche Sprichwörter. (Schweizerische Bibliothek.) 70 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.
- Stranisky.** — Krieg und Geistesstörung. Feststellungen und Erwägungen zu diesem Thema von Standpunkte angewandter Psychiatrie von Prof. Dr. Erwin Stranisky, Wien, zurzeit k. u. k. Stabsarzt u. Konsiliararzt (vordem im Felde). 77 Seiten. Wiesbaden, I. F. Bergmann. 1918.
- Widmann.** — Erinnerungen an Ferdinand Hodler. Von Fritz Widmann (Schweizerische Bibliothek.) 76 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.
- Wiese.** — Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft. Von Leopold von Wiese. 248 Seiten. Berlin, S. Fischer.
- Winnig.** — Der englische Wirtschaftskrieg und das merkantile Volk Deutschlands. Von August Winnig. 40 S. Berlin, Reimar Hobbing. 1917.
- Wirblich.** — Mein Märchen. Ein romantisches Märchen. Von Wilhelm Wirblich 46 S. Schönesingergasse D. S., Schlesiener Almanach-Verlag.
- Wölfer.** — Grundzüge und Ziele weltlicher Landwirtschaft. Von Dr. Wölfer, Direktor der Großhöglichen Ackerbauschule Dargun in Medlenburg und Redakteur der Norddeutschen landwirtschaftlichen Zeitung. Hauptmann der Res. 5. Auflage. 688 Seiten. Berlin, Paul Parey. 1918.
- Wölfer-Schvester.** — Sturmögel und Friedensrauten in Dichtungen. Von Wilhelm Wölfer-Schvester. 120 S. Berlin-Kiederichshöfen, Schvester-Verlag.
- Wunderlich.** — Geographischer Bilderatlas von Polen. Herausgegeben von Dr. E. Wunderlich. Veröffentlichungen der landesfundi. Kommission beim kais. Deutsch. Generalgouv. Warschau. 149 Seiten. Berlin, Gea-Verlag.
- Wundt.** — Griechische Weltanschauung. Von M. Wundt. 2. Aufl. 123 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Berlin, V. G. Teubner.
- Zahn.** — Nacht. Eine Erzählung von Ernst Zahn. 44 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.
- Zahn.** — Der Kästner. Von Ernst Zahn. 97 S. Frauenfeld, Huber und Co.
- Zahn.** — Vergland. Vier Dichtungen von Ernst Zahn. 114 Seiten. Stuttgart, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1917.
- Zorn.** Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit. Von Professor Philipp Zorn, Mitglied des Preuß. Heerenhauses und Krönsyndikus. 42 Seiten. Hannover, Hellwingsche Verlagsbuchhandlung. 1917.
- Zeitgedichte.** — Urliches Bekenntnis. Eine Sammlung Zeitgedichte. (Schweizerische Bibliothek. 5.) 86 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1913.
- Zöckler.** — Das Deutschtum in walzigen. Von Dr. Th. Zöckler. (Das Deutschtum im Auslande in Einzeldarstellungen. Zweiter Band.) Zweite, durchgeführte Auflage. Mit 8 Bildbeilagen. 120 S. Dresden, Heimat- und Welt-Verlag. D. J.

Zeitschriften

- Politisch-anthropologische Monatschrift.** Berlin-Steagly. Pol.-anthrop. Verlag.
- Österreichische Rundschau.** Wien und Leipzig. Carl Fromme.
- Konservative Monatschrift.** Berlin. Reimar Hobbing.
- Skandinavische Monatshefte.** Leipzig und München.
- Heckland.** München. Josef Kösel'sche Buchhandlung.
- Deutsche Revue.** Berlin und Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
- Onze Eeuw.** Haarlem. de Erven F. Vohn.
- De Toekomst.** Haag.
- Die Grenzboten.** Berlin.
- Das junge Europa.** Leipzig. L. A. Kittler.
- Ungarische Zukunft.** Leipzig. Verlag F. E. Fischer.
- Aus dem Ostlande.** Lissa i. P. Verlag Ostar Cuhiz.
- Polen.** Wien I. Hermann Goldschmiedt.
- Preussische Jahrbücher.** Berlin. Georg Stille.
- März.** Berlin-München. März-Verlag G. m. b. H.
- Deutsche Politik.** Weimar. Gustav Kiepenheuer.
- Westermanns Monatshefte.** Braunschweig. Georg Westermann.
- Deutscher Wille.** Des Kunstwarts 29. Jahrgang. München. Georg D. W. Callwey.
- Stimmen der Zeit.** Freiburg i. Breisgau. Herder'scher Verlag.
- Die Bergstadt.** Breslau-Wien. Bergstadt-Verlag. Wilh. Gottl. Korn.
- Deutsche Jurispenzeitung.** Berlin. Verlag Otto Liebmann.
- Literarisches Zentralblatt.** Leipzig. Eduard Wenarijus.
- Das Literarische Echo.** Berlin. Egon Fleischel und Co.
- Dietsche Stemmen.** Utrecht.
- De Toorts, Staat- en letterkundig Weekblad voor Holland, Vlaanderen en Zuid-Afrika.** Utrecht.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltan, Berlin-Zehlendorf.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Dietersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP Deutsche Rundschau
30
D4
Ed.174

24

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

